Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXV.

(April — Mai — Juni 1903.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff.** Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston, Castor & Co.** — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyer's Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench. Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundfünfzehnten Bande (April — Juni 1903.)

		Seite
I.	Das freie Kloster. Erzählung von **Adolf Wilbrandt** . .	1
II.	Der amerikanische Charakter. Von **Wilhelm von Polenz**	32
III.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** Das Haus Parish in Hamburg. I./VI.	51
IV.	Über die Bedeutung nationaler Seekabel. Von Dr. **Richard Hennig.** V./XI. (Schluß	77
V.	David Friedrich Strauß und Eduard Mörike. (Mit zwölf ungedruckten Briefen.) Von **Harry Mayne**	94
VI.	Gustav Frenssen. Von **Otto Frommel**-Karlsruhe . . .	118
VII.	Judas. Von **Carl Hauptmann**	137
VIII.	Politische Rundschau	148
IX.	Melanchthon. Von **G. Egelhaaf**	153
X.	Eine Geschichte der chinesischen Literatur. Von **M. v. Brandt**	155
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Das grüne Band. Roman von **Georg Hirschfeld.** I./III.	161
XIV.	Albrecht von Roon. Seine Persönlichkeit und seine geschichtliche Bedeutung. Von **Erich Marcks**	202
XV.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** Das Haus Parish in Hamburg. VII./X. (Fortsetzung)	230
XVI.	Am Hofe der Sforza. Von **O. von Gerstfeldt**	254
XVII.	Die jüdische und die babylonische Schöpfungsgeschichte. Von **Hermann Gunkel**	267
XVIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	287
XIX.	Politische Rundschau	304
XX.	August Weismanns wissenschaftliches Testament. Von **Wilhelm Bölsche**	309

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXI. Ein Werk über Herzog Karl Eugen von Württemberg. Von **Richard Fester** 314
XXII. Literarische Notizen 316
XXIII. Literarische Neuigkeiten 319
XXIV. Das grüne Band. Roman von **Georg Hirschfeld.** IV./VII. (Fortsetzung) 321
XXV. Lassalles Kampf um Berlin. (1855—1859.) Von **P. Bailleu** 359
XXVI. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester **Betsy Meyer.** I./IV. 378
XXVII. Der englisch-russische Wettstreit um Persien. Von **E. Kitger** (Bremen) 407
XXVIII. Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** Das Haus Parish in Hamburg. XI./XIV. (Schluß) 421
XXIX. Neuere Militär-Literatur.
1. Der Herbstfeldzug 1813. Von **von Hepke,** Generalmajor und Brigadekommandeur 449
2. Die Literatur des Boerenkrieges. Von **M. von Brandt** 455
XXX. Zur indischen Witwenverbrennung. Von **Marie von Bunsen** 458
XXXI. Politische Rundschau 462
XXXII. Clara Schumann. Von **Karl Krebs** 467
XXXIII. Das Buch einer Anonymen 475
XXXIV. David Friedrich Strauß und Eduard Mörike. Ein Nachwort. Von Dr. **Harry Mayne** 477
XXXV. Literarische Notizen 478
XXXVI. Literarische Neuigkeiten 479

Das freie Kloster.

Erzählung

von

Adolf Wilbrandt.

Ihr kennt Schillers Worte — so beginnen die Aufzeichnungen, die der jung verstorbene Walter Z. über eine geradezu märchenhafte Zeit seines vielbewegten Lebens hinterlassen hat — die Worte, die Schillers Wallenstein sagt:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Dahin gehört auch das, was mir widerfahren ist: es gibt Augenblicke, wo die Seele sich weiter öffnet als je und geheime Kräfte in ihr frei werden, die sie sonst höchstens ahnt, nicht kennt; so daß sie in Gegenden der geschaffenen Welt einzudringen vermag, die für gewöhnlich unseren Sinnen verschlossen sind.

So erging es mir, als ich vor ein paar Jahren, damals dreißig alt, mich aus einem großen körperlichen und seelischen Schiffbruch in ein schönes Winterparadies, nach Bozen in Südtirol, gerettet hatte. Es war Ende Februar oder Anfang März; ich hatte eben die schwere Erkrankung überstanden, von der ihr wißt, die mit jener Verirrung und Enttäuschung zusammenhing — „Marianne" war ihr Name! —, und die Zeit der Schlaflosigkeit, der Herzschwäche, gelegentlicher Ohnmachten war nur kaum vorüber. Ich fühlte mich aber doch wie ein selig Erlöster; mein Herz hatte sich von jenem schönen Alp befreit, die Einsamkeit tat mir wohl, die Reize der Gegend bezauberten mich. Es war noch nicht Frühling und nicht mehr Winter; ich liebe diese Zwischenzeit. An den Bergen hing der Schnee, im Tal und an den besonnten Hängen guckten die ersten Blumen aus der Erde. Allerlei süße, kleine Vogelstimmen sangen. Jeden Morgen ging ich im Mantel aus, jeden Mittag saß ich auf ihm in der Sonne. Dazu rauschten neben mir die raschen Bäche oder Flüsse, und die Romantik der alten Burgruinen, der weißen Kirchen und Kapellen mit den grünen Türmchen grüßte von den Bergen herunter.

Nur zuweilen ward das alles in Wolken und Nebel gehüllt und von Regen begossen; nun, ich wußte, den braucht die Erde. Ich brauchte ihn, oder den Nebel, wohl auch selbst: an solchen Tagen wurden meine Spaziergänge Gedankengänge; mir wurde zu Mut, als wäre der Nebel der Mantel meines Ichs. Da lebte ich dann ganz in mir, durchwanderte die Vergangenheit, schauerte im Gefühl der überstandenen Gefahren, der Versuchungen, und freute mich noch inniger als sonst, gerettet zu sein. Ach, dachte ich dann wohl, könnte man nur sagen: nun bin ich die Feinde für immer los! es war die letzte Schlacht und der letzte Sieg! Marianne bin ich los, und auch diesen wilden Ehrgeiz hab ich überwunden; dieser „Hang nach der Welt", wie Freund Alfred es nannte, ist still geworden. Aber wacht er nicht wieder auf? Die Feinde sind ja in uns selbst. Vielleicht gehen sie jetzt mit mir in diesem Nebel herum, über das nasse Land, neue Kräfte sammelnd; ich fühl sie nur noch nicht. Ach, wenn man diese Kerle aus der Brust herausnehmen und über diese Mauer werfen könnte, in das grüne Wasser hinein!

Ich ging gerade am rauschenden Eisack hin, stromab, auf dem Damm, der das breite, flache Obst- und Rebengelände vor dem oft wilden Gesellen schützt; über eine niedrige Mauer sah ich auf seine schöne, hier und da aufschäumende Flut. Sonst sah ich von der Welt nicht viel. Die Morgennebel zogen langsam hin und her; sie zeigten etwas und verdeckten es wieder; plötzlich war rechts die Stadt Bozen da, oder links eine Bergwand, dann wieder nichts als weiße Luft. Jenseits des Eisack und des Tals ward zuweilen das Weiß etwas dunkler; der Guntschnaberg! erriet ich dann. Helle Punkte erschienen in dem Dunkel: die weißen Bauernhäuser hoch am Guntschnaberg; mir sagte es aber nur der Verstand. Schon waren sie auch wieder weg . . . Ein Versteckenspiel, bei dem die Welt zum Märchen wurde. Sie konnte sich verwandeln in was sie wollte, sie war wie ein Hin und Her von schillernden Seifenblasen, die ein zauberndes Riesenkind aufsteigen läßt. So erschien denn auch plötzlich Sigmundskron vor mir, die alte Burg über der Etsch, die ich bis dahin nicht gesehen hatte. Sie schien eben aus dem Eisackbett aufgestiegen; denn nur das war sichtbar, die dahinter herankommende Etsch verbirgt sich noch. Von Nebel umwallt stand der Sigmundskroner Berg wie ein Traumbild da; die Mauern der noch wohlerhaltenen Burg, die runden Ecktürme, die höheren, schlanken, die aus dem inneren Kern emporwachsen, die wilde, kriegerische Schönheit dieser Linien schauten mich geisterhaft an. Es war, als sei dies das einzige Lebendige, Wirkliche in der weißen Welt, aber wie aus einer anderen Welt. Darüber schwebte breites Gewölk; über dem Gewölk schwebte der höchste Teil des Mendelgebirgs, die langgestreckte, rötlichweiße Felsmauer, wie ein zweiter Traum. Den überragte wieder der Nebel, das Chaos.

Ihr könnt euch wohl denken, mir wurde wunderlich zu Mut. Wenn man so viel erlebt hat wie ich damals; wenn einem die Erde gleichsam unter den Füßen gewankt hat, alles unsicher, trügerisch, unhaltbar geworden oder gewesen ist, so legen sich solche Erscheinungen wohl seltsam und fast gespenstisch auf das noch etwas wunde Gemüt. Ich weiß noch, daß ich in dem Augen-

blick dachte: Da oben in dieser Burg zu leben! so weltabgeschieden, so „draußen", wie sie in dieser Stunde ist! aus all dem Treiben heraus — mit andern, die auch so fühlen und denken — in Freiheit und Gesundheit von Seel' und Leib — ungestört emporstrebend, in reinem Sinn und edler Harmonie! — Mir kam eine solche Sehnsucht danach, daß ich seufzte und die Augen schloß. Als ich sie wieder öffnete, denn ich wollte weitergehen, war der Nebel fort. Ich wunderte mich: wie kann das so geschwind geschehen? Die Sonne kann wohl hierzulande gewaltige Kunststücke machen, aber das doch nicht! — Sie schien aber wirklich vom blauen Himmel herab. Ich ging, und ging einen Weg hinauf zur Burg Sigmundskron; sie lag nur noch hundert oder zweihundert Schritte über mir, die riesigen Mauern glänzten im Sonnenlicht. Ja, was ist denn das? fuhr mir durch den Kopf. Das geht ja nicht! Ich muß doch erst über den Eisack; und dann über die Etsch. Und wie bin ich auf diesen Weg gekommen . . . Und wie steig ich denn so geschwind?

Ich war aber schon am Tor; das Tor war offen. Ich trat ein, immer mehr verwundert: denn wie ich mir das Innere der Burg gedacht hatte — drinnen gewesen war ich noch nicht — so sah's nicht aus. Rings Mauern und Türme, ja; aber das Ganze weiter gedehnt, hohe Bäume darin, unerwartete, fremdartige Gebäude, eines mit Säulen vor der Tür und von einer Kuppel gekrönt. Dieses war das schönste und gradaus vor mir; der Erdboden stieg bis dorthin an, über einen großen Platz; dann stieg eine Freitreppe weiter, zum Eingang mit den roten Säulen. Der Eingang war offen; im Innern spielte das Sonnenlicht auf bemalten Fenstern, wie in einer Kirche. Es war aber kein Mensch zu sehen; weder drinnen noch auf dem Platz. Tiefe Stille ringsum. Nur Zwitschern und Gesang von Vögeln, aus den Wipfeln der Bäume, die hinter oder zwischen den niedrigen Häusern in das Blau emporstiegen.

Ich ging zögernd weiter. Was tun? Wohin? Ich erstieg die Freitreppe und trat zwischen den Säulen — roter Marmor, wie ich nun sah — in das Gotteshaus; denn dafür hielt ich's, wenn auch kein Altar, kein heiliges Bild oder Schnitzwerk zu erblicken war. Mich wehte es doch feierlich an. Der Steinboden war mit rätselhaften Figuren und Zeichen geschmückt; in den hohen Fenstern leuchteten einzelne edle Gestalten, schöngefärbt; aus der Kuppel kam ein rötliches, seltsam ergreifendes Licht. An einem der Pfeiler, die sie trugen, fand ich etwas wie die Kanzeln in unseren Kirchen, aus demselben roten Marmor gebildet wie die Säulen draußen. Hölzerne Bänke standen davor. Sonst war die ganze Halle ein freier Raum. Ich setzte mich auf eine Bank, sah wie im Traum umher — vielleicht träum ich wirklich? dacht ich einen Augenblick — und konnte das ganze Ereignis nicht fassen.

„Es ist natürlich, daß du dich wunderst!" sagte auf einmal eine tiefe, angenehme Stimme.

Ich erschrak nicht, mir lief nur ein wohliger Schauer über die Haut, wie wenn man im Kühlen sitzt und vom Sonnenstrahl überrieselt wird. Als ich mich wandte, sah ich einen graubärtigen Mann, der auf der nächsten Bank

hinter mir saß. Er war wohl leise herangekommen: ich bemerkte, daß er nur Sandalen an den Füßen hatte. Sein Kopf war unbedeckt, auch in den Händen trug er nichts, das ihn bedecken konnte; sein dunkelbraunes Gewand war weder Mönchskutte noch antik noch orientalisch, es erinnerte aber an das alles zugleich. Er lächelte mich freundlich an.

„Wo bin ich hier?" fragte ich nach der ersten Überraschung.

„Du hattest einen Wunsch, nicht wahr?" gab der Mann zur Antwort. „Hier oben weltabgeschieden mit Gleichgesinnten zu leben und zu wachsen; oder wie du das in dir gedacht und geformt hast. Nun — und nun bist du hier."

Er lächelte wieder.

Ich starrte ihn an, ich verstand noch nicht. „Und der Wunsch — der hat mich heraufgeführt?"

„Er muß doch wohl; sonst säßest du nicht auf der Bank. Ich seh dich ja zum erstenmal."

„Und ich bin hier auf Sigmundskron? In dieser Halle, unter dieser Kuppel? — Das ist doch unmöglich!"

„Was ist unmöglich?" erwiderte er; abermals mit diesem klugen, menschenfreundlichen, wunderbar jungen und alten Lächeln; so hab ich vorher und nachher niemand lächeln sehen. „Wenn man nach und nach dahinterkommt, wie grenzenlos die Schöpfung ist und wie viele Möglichkeiten es in ihr gibt, begreifbare und unbegreifliche, dann nimmt man zuletzt auch ruhig hin, daß dies Sigmundskron ist und doch nicht Sigmundskron, sondern — etwas drittes vielleicht. Der Tag wird noch kommen, wo du gar nicht mehr fragen wirst: ist dies Sigmundskron? und wo bin ich? und die Welt, in der ich war, wo ist die?"

Ich weiß noch, was er sagte; obwohl ich eigentlich mehr schaute als hörte: denn mit jedem Augenblick staunte ich über diesen graubärtigen, jugendfrischen Alten mehr. Ihr alle habt Bilder von Sokrates gesehen; von diesem „Silen" oder „Satyr" (wie Alkibiades in Platons „Gastmahl" sagt), bei dem die Schönheit nur von innen, aus dem Geist und der Seele kam. Es gibt kaum ein bekannteres Menschenangesicht. Und das saß mir gegenüber! Nicht nur diese und jene Form — nein, Zug für Zug; wenigstens erschien mir's so. Nicht nur Zug für Zug, auch der Geist, der im Sokrates dahinter wohnte; denn auch dieser Mann unter der Sigmundskroner Kuppel, in dem braunen Kleid, strahlte in aller Schlichtheit aus den wässerigen Augen eine unbeschreibliche, herzerquickende Mischung von Tiefsinn und Güte aus. Hätte ich nicht gewußt, er ist tot, Tausende von Jahren tot, so hätte ich zu mir gesagt: das ist Sokrates!

„Mit wem hab ich die Ehre zu reden?" fragte ich unwillkürlich.

„Bruder Gottlieb werd ich hier genannt," antwortete er.

„Bruder — ?"

„Wir sind alle Brüder hier oben. Darum sag ich auch du zu dir, wenn du auch noch nicht ganz zu uns gehörst; denn du bist doch hier."

„Klosterbruder? Bin ich in ein Kloster gekommen?"

„Nennen kannst du's so! Wenn es auch von den Klöstern da draußen so verschieden ist wie etwa ein Dampfschiff von einem Ruderboot. Alles, weißt du ja, verwandelt sich, und allmählich, langsam. Als die ersten christlichen Einsiedler in die Wüste zogen, hätten die gedacht, daß um ihre Nachfolger, die „Väter der Wüste", sich Jünger und Genossen sammeln würden und so die ersten Klöster entstehen? Und wie lange dauerte es dann noch, bis der heilige Benedikt das Klosterleben ins Große führte, der Welt nützlich und wertvoll machte. Freilich ist er auch der Vater der drei Klostergelübde: Gehorsam, Keuschheit, Armut! Wir geloben hier nichts. Unser Sinn ist anders. Unser Gedanke ist: Wie viele der Besseren finden in der Welt nicht das, was sie suchen! Sie scheitern in der Brandung des Lebens, oder sie sehnen sich nach einer Harmonie, die die Welt nicht gibt, nach einer Gemeinschaft, in der sie Frieden, Erleuchtung, Erhebung finden. Dort soll aber nicht Knechtschaft, sondern geregelte Freiheit sein; denn ohne Freiheit kann nichts voll und ganz gedeihen. Dort soll auch die Versuchung nicht ausgeschlossen werden; denn für den Kampf, nicht für die Flucht und das Versteck ist der Mensch geschaffen; ohne Kampf kein Sieg! Dort soll auch der Wille der Natur befolgt, nicht verachtet oder geleugnet werden; denn was ist die Natur, als Gottes Werk? Darum trenne man nicht Mann und Weib, sondern lasse sie in einer Gemeinschaft dem Gott aller dienen. Man hindere sie nicht, vereint zu leben, sondern ermutige, ermahne sie: Folgt Adam und Eva nach, lebt gepaart, in geweihter Ehe!"

„Hier oben?" fragte ich, nun doch sehr verwundert. „In euerm Kloster sind Mann und Weib?"

Er nickte und lächelte: „Hier sollen wahre, ganze Menschen leben; nicht halbe und auch nicht unfromme. Ist der wirklich und wahrhaftig fromm, der weiser sein will als Gott und die Flucht vor dem anderen Geschlecht zum Gesetz erhebt, als Tugend predigt? — So sagen wir auch nicht als Befehl: Sei arm! Du sollst nichts besitzen! Denn auch das ist ja ein Verbot gegen die Natur. Wir sagen nur: Sei dir alles andere, das wir dir hier geben, mehr wert als Erwerb und Besitz! Sei dir die Gemeinschaft mit so vielen Strebenden, die Verklärung deiner Tage durch weihevolle Erbauung, durch Genuß des Schönen, durch brüderliche Eintracht, durch Mäßigkeit, Gesundheit, Leben nach dem Sinn der Natur — denn wir pflegen und stärken den Körper wie die Seele — sei das alles dir so hoch im Wert, daß du Erwerb und Besitz mehr und mehr verachtest!"

Ich staunte den Bruder Gottlieb — oder Meister Sokrates, wie ich ihn bei mir nannte — immer freier und freudiger an. „Verzeihen Sie — verzeih," sagte ich nach einer Weile. „Und das alles ist hier? Es ist kein Märchen? Kein Traum?"

„Du wirst ja bald erleben, daß es ist," gab er mir zur Antwort, indem er den Kopf nach der Tür hin drehte, wo das Sonnenlicht flutete, während wir in einer schönen, farbigen Dämmerung saßen. „Bisher waren wir hier allein, und auch der Platz da draußen war leer, weil jeder in seiner Zelle oder in den Werkstätten seiner Arbeit nachging; denn jeder erarbeitet sich auf irgend

eine, von uns geregelte Weise, was er zum Lebensunterhalt braucht. Aber gegen Mittag — wenigstens in dieser Jahreszeit — sammelt sich hier oft eine ganze Menge, um diesen oder jenen, den es treibt, zu hören; dazu ist die Kanzel da. Wir haben keine Priester und Prediger, wie wir keine kirchliche Satzung haben; es redet zu uns, wer da will, wen die liebe Seele ruft . . . Schau, da kommt der erste; einer von uns Alten. Bruder Lorenz, grüß dich Gott!"

Eine lange, hagere Gestalt war eben eingetreten und herangekommen; ein grauhaariger Charakterkopf mit scharfen, nicht ganz offenen Zügen; das Kleid, das er trug, war dunkelblau, aber von dem gleichen Schnitt wie das braune des „Sokrates". „Dich auch, Meister Gottlieb," erwiderte er.

Warum nennt er ihn Meister? dachte ich. Bruder Gottlieb erriet wohl meinen Gedanken. „Es sind nämlich drei Meister im Kloster," sagte er halblaut; „oder ‚Älteste'; Äbte haben wir nicht. Die Meister werden von den Brüdern für ein Jahr gewählt; jetzt bin ich einer davon."

Ich stand auf und verneigte mich; es riß mich hin. Er lächelte und gab mir die Hand.

Andere Brüder und dann auch Schwestern erschienen, nach und nach, junge und alte; ich sah sie alle mit gespannter Neugier an, mit größerer als sie mich. Die Männerköpfe waren unbedeckt, wenn sie nicht kleine Käppchen trugen, die weiblichen alle mit einem schwarzen oder weißen Schleier geschmückt. Die Farben der Gewänder waren verschieden, der Schnitt aber bei allen Frauenkleidern der gleiche, ebenso bei den männlichen. Das Haar trug jeder, wie es ihm gefiel. Ehrwürdige Greisinnen kamen, mit rührenden, von vielem Weltleid sprechenden, frommen Gesichtern, oder auch klaräugig, fest, gesund; dann auch junge Mädchen, mit schön vergeistigten Zügen und gebräunten Wangen, als lebten sie so recht im Sonnenlicht. Endlich traten auch einige von meinesgleichen herzu, noch junge Männer, wohl noch nicht lange hier oben: der Kampf mit dem Leben, dem sie entronnen waren, stand noch auf den Gesichtern. Es war aber, wie wenn sie alle in den Augen ein gewisses Leuchten hätten. Auf einmal strahlten ein paar große Augen vor mir, heller und geistiger als alle anderen, und schauten mich durchdringend an. Es war ein stattlicher Mann in reifsten Jahren, noch nicht alt zu nennen; ein fast bis zur Schönheit kluges Gesicht. Lessing! fuhr es mir durch den Kopf.

Wie kam ich auf Lessing? Er erinnerte mich so sehr an Nachbildungen, die ich von dem Dichter und Denker gesehen. Er war einer der drei „Meister", wie ich aus dieser und jener Begrüßung erkannte. Auch mit dem dritten Meister, der bald nach ihm herantrat, sollte es mir wunderlich gehen: ich mußte an eine Büste des alten Philosophen Plato denken, die mein Vater besaß, die ich oft betrachtet hatte. Was ist denn das? dachte ich. Foppen mich hier Ähnlichkeiten über Ähnlichkeiten? Sind es Menschen, die diesen großen, berühmten von innen heraus so verwandt sind, daß sie auch ähnliche Züge haben? Oder seh ich wirklich — — ? — Unsinn! Es ist ja doch nicht eine Welt von Geistern um mich her. Sie leben. Sie sind!

Ich befühlte heimlich Meister Gottliebs Kleid, der noch neben mir stand. Es war weiche Wolle; so greifbar echt, wie ich je etwas zwischen den Fingern hatte. Lacht nicht! Ich lächelte nun selbst. Mir war aber doch alles noch wie ein großer Traum.

Meister Gottlieb weckte mich gleichsam: er berührte meinen Arm und deutete mit dem Kopf nach der Kanzel hin. Dort stand jetzt ein schlanker, zart gebauter Mann von vielleicht vierzig Jahren, mit etwas bleichem Gesicht; ich hatte ihn nicht hinaufsteigen sehen. Bisher hatte man gruppenweise, sitzend oder stehend, mit gedämpften Stimmen gesprochen; nun trat eine tiefe Stille ein, und nachdem sich alles gesetzt hatte, begann der Mann auf der Kanzel zu sprechen. Ein tiefes Verlangen treibe ihn, so ungefähr fing er an, vor den Brüdern und Schwestern ein Wort zu sagen, so sehr er auch noch zu den Jüngeren und zu den Neuen gehöre; ein Dankeswort und ein Klagewort. Alle Tage danke er Gott mit Inbrunst und mit Staunen: daß ihn, den einst tief Gefallenen, die Wunderkraft eines Wunsches, einer heißen Sehnsucht in dieses nie geahnte Paradies getragen, wo er sich wie im reinen Licht neuen Lebens fühle; wo die Reue zur Sühne, der gute Wille zur Besserung, Ahnung zur Erkenntnis, Emporstreben zur Erhöhung und Verklärung werde. „Denn es umgibt uns gleichsam eine bessere Luft, in der die Seele gesünder als vorher gedeiht; in dieser Gemeinschaft mit so viel Geprüften und Bewährten, durch Arbeit und Genuß gestärkt, durch das wahrhaft Schöne, das Menschen schufen, zum Urschöpfer geführt. Ja, ich danke Gott! Und euch, Brüder, Schwestern! Wenn irgendwo in der Menschenwelt, findet der arme Irrende hier seinen rechten Weg!“

Nur auch das eine Klagewort möchte er noch sagen, fuhr er nach anderm, das ich vergessen hab, fort. „Dieses Gotteshaus vereint uns alle! Es ist das einzige wahre Gotteshaus, das ich je betreten; denn wie Gott der Vater aller Menschen ist, deren keinen er hassen kann, deren keinen er verlieren will, so ist dies das Haus für alle, in welchem Glauben sie auch als Kinder gebetet haben, in welchem Sinn sie auch jetzt den Unsichtbaren, Unbegreiflichen verehren. Auf der Freitreppe da draußen steigt herauf, wer ein Kind Gottes ist oder werden will, mag er nun in der ‚Welt‘ Heide oder Christ, Muselmann oder Hindu heißen. Hier drinnen ist sein, mein, euer Gott! — O welche Wonne, ihr Brüder, ihr Schwestern. Und welche Seligkeit für den reuigen Sünder! — Darum wird mir nun weh ums Herz, wenn ich denke, wie viel doch auch hier noch übrig ist von der alten Krankheit, an der wir in der ‚Welt‘ fast alle litten: der Unduldsamkeit. Ja, auch hier geht dann und wann der böse Geist dieser Pest noch um; jeder von uns hat's erlebt. So manche Seele erträgt's noch nicht, oder doch nicht zu jeder Stunde, vor Gott klein zu sein; so demütig klein, daß sie nicht mehr fragt: Wer ist Gott näher, ich oder der? Wessen Glaube ist der bessere? Welcher ist Gott mehr lieb? — O du Mensch, wer bist du denn? Hat Gott dir oder irgendwem das Majorat gegeben? Kannst du mehr werden als ein Gotteskind? In allen Religionen ist ein Anhauch von Gott, oder sie sind alle falsch. Überhebt euch nicht! Streitet nicht! Duldet, duldet euch!“

Und über den Sprecher kam es dann, Lessing und seinen Nathan den Weisen für sich anzurufen; er sprach goldene Verse aus der Geschichte der drei Ringe nach, die Nathan dem Sultan Saladin erzählt, und schloß mit des Richters Schluß:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe jeder von euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich; und sprechen. — Geht!

Er verließ die Kanzel; mit einer so schlichten Bewegung des Kopfes, wie er seine Rede begonnen hatte. Seine blassen Wangen waren schön erglüht. „Sokrates" nickte ihm zu; einige drückten ihm stumm die Hand. Es trat dann eine junge Frau zu ihm, vielleicht dreißig alt wie ich; nicht schön, auch nicht so gesund blühend wie die andern — wohl noch nicht lange hier! dachte ich — aber von einem ernsten, seelischen Liebreiz, der mich rührte. Sie sahen einander eine Weile in die Augen, der Mann und die Frau — offenbar seine Frau — und drückten sich die Hände. Ich sah ihnen zu, so lange sie da standen; leise sprachen sie auch. Plötzlich wurden mir die Augen feucht, vor Freude. Dieses Ehepaar im Kloster, an dieser Stelle, nach dieser „Predigt"!

Das Gotteshaus leerte sich; ich merkte es nicht. Als ich endlich aus meinen Gedanken aufsah, blickte ich in das gute, weise Gesicht des Bruders Gottlieb. „Mir deucht, es gefällt dir bei uns," sagte seine herzliche Stimme.

„Gefällt!" erwiderte ich. „Wie kannst du so reden; — vergib. Das Herz ist mir aufgegangen — das ganze Herz — wie noch nie. Ich muß mit euch leben. Dieses freie Kloster — ja, so laß mich's nennen — das ist die wahre Welt! Meine Welt!"

„Du willst bei uns bleiben?"

„Ob ich will!"

„Übereil dich nicht. Zwar, du bindest dich nicht wie bei den andern; gehen kannst du wieder, wann du willst. Aber du mußt so leben wie wir. Und vielleicht —"

„Nein, nein!" rief ich aus. „Kein Vielleicht. Nur so wie ihr will ich, kann ich leben. Eine Wartezeit, willst du sagen. Ich brauch keine. Wenn ihr mich als Bruder wollt —"

„Noch heut, wenn du willst."

„Dann nehmt mich noch heut!"

Es kam mir so, ich konnte nicht anders, ich warf mich ihm an die Brust.

* *
*

Laßt mich nicht weiter so ausführlich erzählen; es schmerzt mich doch mehr als ich dachte, da ich auf so unwiederbringlich Verlorenes zurückschaue; und euch — wer weiß — scheint es vielleicht kaum des Berichtens wert. Noch am Abend desselben Tags ward ich Mitbruder dieses „freien Klosters"; in einem Saalbau, den ich am Morgen nicht gesehen hatte: er lag hinter den hohen Türmen, in einem Hain halbversteckt. Hier geschah alles „Weltliche", das die Klostergemeinde versammelte: Aufnahme neuer Brüder und Schwestern, Vermählungen, bei denen einer der Meister das Paar zusammensprach, festliche Aufführungen, entweder edler Musik oder großer Dichtwerke. Vor einer schlichten, etwas erhöhten Bühne saß man auf Stühlen, in langen Reihen, die Brüder rechts, die Schwestern links. Mich führten an diesem Abend die drei Meister auf die Bühne; unten saßen die anderen alle. Bruder Gottlieb-Sokrates stellte mich als Bruder Walter der Gemeinde vor; er erzählte, wie er mich am Morgen gefunden; er wiederholte mir kurz, wie das Leben hier, zwischen Freiheit und Ordnung, geregelt sei. „Alles weitere sagen dir die Tage," schloß er, „jeder das seine." Darauf gab der jüngere Meister, der dem Lessing so ähnlich sah, ein Zeichen mit der Hand, und die ganze Versammlung begann einen Gesang, der mich als neuen Bruder begrüßte; die Worte waren mehr herzlich als feierlich, sie wurden nach der Melodie von Mozarts „In diesen heiligen Hallen" gesungen. Zuletzt geleiteten mich die Meister in den Saal hinunter, wo man mich auf verschiedene Weise bewillkommte, ältere Frauen und Männer auch mit einem Händedruck. Vor der Bühne, auf der ich gestanden hatte, senkte sich ein Vorhang: eine musikalische Aufführung sollte sich anschließen. Für diesen Abend ward ich in die vorderste Reihe gesetzt, wo die Meister saßen; ich sah „Sokrates" rechts, „Lessing" links von mir. So traumhaft hab ich mich wohl nicht oft im Leben gefühlt. Ich hab wohl zweimal, dreimal gedacht: Plötzlich wird es aus sein, und ich werde am Eisack erwachen!

Es war aber und blieb. Der Vorhang ging wieder auf, Chöre von Brüdern und Schwestern standen auf der Bühne; sie begannen zu singen, von unsichtbarer Musik begleitet, feierliche Chorgesänge, dazwischen einzelne Stimmen. Wie vieles war mir wohlbekannt: aus Oratorien von Händel und Bach, aus der Beethovenschen Messe. Wie sonderbar war mir aber zu Mut, es hier in „Sigmundskron" zu hören! Mir schien, daß sie wohl nicht schöner, aber rührender, herzergreifender sängen, als ich's sonst gehört. Ich mußte einmal denken: Für so einen Ort und so einen Chor hat der alte Bach das geschrieben; nur hat er's nie so erlebt! — Es kam Händel, und eine Arie, die mir Tränen in die Augen brachte; ein junges Mädchen war ein wenig vorgetreten, das ich bisher nicht bemerkt hatte, ein fast noch kindliches, unschuldiges, beinahe engelhaftes Gesicht, dessen Ausdruck nun noch holder wurde, als sie diese Arie zu singen anfing. Sie sah aus wie die Arie. Ihr lieblicher Mezzosopran verlor gleichsam alles Irdische; als er in die Höhe kam, stieg er förmlich himmelan. Wenn ihr in diesem Augenblick an den Schultern Flügel gewachsen wären, ich glaub, ich hätte gedacht: Nun ja! Das versteht sich!

In meiner Bewegung flüsterte ich endlich, ich weiß nicht was. „Ja, ja!" murmelte Meister Gottlieb neben mir und legte eine Hand auf meinen Arm.

Neben die Sängerin trat nun eine zweite; nicht mehr so jung, wie es schien, aber blühender; lebhaft blond, während die andere braun war, und mit etwas breiterem, vollerem Gesicht. Die ist weltlicher! ging mir durch den Sinn. Dann erstaunte ich aber sehr: noch ehe sie zu singen begann — der Chor war wieder eingefallen — wurden ihre Züge immer ernster, bedeutender, edler, feierlicher; als sänge schon jemand in ihr, irgend ein verklärter Geist, und erschiene in ihrem Gesicht. Ich hatte wohl auch früher, in der „Welt", schon erlebt, wie wunderbar sich ein Menschenantlitz veredeln kann, wenn die Seele ganz von der Musik erfüllt wird, die sie singen oder spielen soll; aber so sah ich's noch nie. Die großen blauen Augen dieser jungen Schwester wurden fast übergroß, es gab ihnen aber eine Gewalt, die ich nicht beschreiben kann; das übrige Gesicht verschwand, ich sah nur noch den strahlenden Blick. Dann kam die Stimme — ein hoher Sopran — nicht so süß wie die der andern, aber lebensvoll, leidenschaftlich — immer wechselnd, schwellend — zuletzt himmelstürmend — daß mir fast der Atem verging. Die Töne zitterten mir durch Seel' und Leib. O du göttlicher Händel! dacht ich. Heimlich, unbewußt meint ich aber wohl: O du Götterweib!

Es sang wieder der Chor. Ich hört ihn nicht. Ihr kennt mich: wenn mich etwas mit Macht ergreift — und wie oft ist mir das geschehen — dann vergeht alles andere, ich hab nur noch ein Gefühl. O Segen und Fluch der Leidenschaft! — Erst nach und nach kam ich wieder zu mir. Ich sah nun auch die andere wieder, die Liebliche, die Engelhafte. Sie schien eben auf mich zu blicken; mit einem ganz unschuldig neugierigen, aber freundlichen, beinahe schmeichelhaft aufmerksamen Blick. Es war, wie wenn die braunen Augen mich streichelten. Mög dir's hier gut gehen, du Fremdling! schienen sie zu sagen; gleichsam schwesterlich. Es tat mir wohl wie Sonnenschein; es zog mich zu ihr zurück.

Eine Pause trat ein, zwischen zwei Musikstücken. Die Sänger und Sängerinnen setzten sich, blieben aber an ihrem Platz; die beiden nebeneinander. Ich fühlte wieder Bruder Gottliebs Hand auf meinem Arm. „Ja, ja!" murmelte er wie vorhin. „Das hat mir gefallen," fuhr er gleich darauf fort, „daß dir die so zu Herzen ging."

„Wer, Meister Gottlieb?" fragte ich.

„Nun, die junge Sängerin. Das ist eine der feinsten Seelen hier."

„Die Blonde?"

Er sah mich verwundert und mit einem leichten Zusammenziehen der Brauen an. „Nein, die Braune mein ich. Die ihre Arie so rührend sang, und so rührend aussah."

„Verzeih, Meister Gottlieb: mich dünkt, die andere sang ebenso zum Herzen; und wie verklärte sich ihr Gesicht!"

„Ja, die Musik macht viel in ihr; ‚Flügel des Gesanges'! — Aber die Braune, Schwester Antonie, die ist immer so, wie du sie heute siehst. In der ist kein Aufundab und kein Hinundher. Die ist so, als hätte man sie nach Lessings Worten geschaffen, die wir heut im Gotteshaus hörten: ‚Die von Vorurteilen freie Liebe', ‚Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun,

innigste Ergebenheit in Gott'. Ein herrliches, frühreifes Geschöpf. Ja, wer die zur Lebensgenossin bekäme, das wär ein gesegneter Mann!"

Es war etwas in des Meisters Stimme, als sagte er das für mich. Ein leises Mißgefühl, ein Widerspruch regte sich in mir. „Wie heißt die andere, die Blonde?" fragte ich.

„Das ist Schwester Verena," antwortete er; „unsere feurigste Sängerin. Musik ist der gute Geist in ihr. — Von Schwester Antonie möcht ich sagen: sie ist selber ein guter Geist. Einer von den Menschen, von denen die Alltagsleute so gern achselzuckend rühmen: ‚zu gut für die Welt!' Ein Wort, das mir nie gefiel. Wer war je zu gut für Gottes Welt? Wer war je gut genug? — Aber um dir zu sagen, wie lieb ich dich schon hab, sag ich nur noch: ich wollte, Schwester Antonie würde dir. Und ich wollt mich freuen, stündet ihr da oben auf der Bühne und ich spräch euch zusammen!"

Durch mich ging ein kaltes Gefühl; dann ein großes Staunen. Werden hier Liebe und Ehe so behandelt? dacht ich. Noch hab ich keine Nacht im Kloster geschlafen, und Meister Gottlieb kuppelt schon? — Es war der erste ernüchternde Augenblick, seit ich den Klosterberg betreten hatte. Ich erwiderte nichts und sah zu den beiden Sängerinnen hinauf, deren blaue und braune Augen sich nun auf mich richteten.

„Du wunderst dich," sagte der Alte leise; er erriet offenbar, was in mir vorging, wie er überhaupt fast alles erriet. „Von der Liebe zwischen Mann und Weib soll man so nicht sprechen, denkst du; die soll unberührt und heimlich wachsen, wie das Saatkorn in der Erde wächst. Aber bedenk, mein jüngster Bruder, wo und wer du bist! Als ich dich vorhin in deine Zelle führte, erzähltest du mir, ungefragt, wie dich deine Leidenschaften in der Welt zugerichtet haben. Und hier bei uns sind Versuchungen wie da draußen; eine steht da oben, mit blauen Augen und blondem Haar; du hast sie auch schon verspürt! — Ist es da nicht klosterbrüderlich, wenn ein Alter, Vielerfahrener einem jungen Ankömmling sagt: da ist eine, die würde dir den Weg hier eben machen und die Bürde leicht; gewännst du dir die zur Gefährtin, da wärst du geborgen! Das ist ja dieses Klosters Sinn: Helfet euch einander! Kürzt einander den Weg!"

„Verzeih!" flüsterte ich erschüttert, gerührt. Eben begann das neue Musikstück, die unsichtbaren Posaunen ließen mich nicht weitersprechen.

* * *

O ihr schönen Tage, die ihr diesem ersten folgtet! Ihr seid mir jetzt wie der Frühling dieses neuen Lebens; ein heißer Sommer kam danach; den fruchtenden Herbst, auf den ich hoffte, hab ich nicht erlebt! — Ich sehe mich in meiner Zelle; sie war fast schmucklos wie die meisten, aber licht und sonnig; in ein Gärtchen schaute sie, das bald zu grünen und zu blühen begann. Ich sehe mich mit den Brüdern turnen, springen, laufen; seh mich bei meinem Tagewerk in der Bücherei, der geliebten Halle, oder über dem großen Buch, der Klosterchronik, die ich weiterschrieb. Denn da die drei Meister erfuhren, daß ich neben all meinen Torheiten auch der ernsthafte Bücherwurm sei, als

den ihr mich kennt, so gaben sie mir die Bücherei zu verwalten, aus der von Brüdern und Schwestern fleißig gelesen ward, und legten auch die Chronik in meine Hand; beide waren seit drei Tagen verwaist. So erwarb ich meinen Lebensunterhalt, wie es jeder tat, fühlte mich bevorzugt, beneidenswert, und hatte noch freie Stunden genug, um die ganze kleine Welt dieses menschenreichen Klosters zu studieren, von den gewählten und ungewählten Meistern in langen, tiefen Gesprächen zu lernen, und — um das Herz der Schwester Antonie zu werben. Bruder Gottliebs sanfte, brüderliche Mahnung hatte mich getroffen. Ja, dachte ich, schon in der ersten Nacht, er hat recht! Hierher sehnt ich mich ja — ohne zu wissen, so 'nen Hafen gibt es — um die inneren Feinde zu überwinden, um ganz zu genesen! Nun bietet mir hier Gott, durch „Sokrates" Mund, diese Helferin an. O, mit so einer süßen Kameradin den Weg der Rettung zu gehen! und das Ziel zu erreichen, von dem ich da draußen immer wieder hinweg irrte, weil es so viele Seitenpfade, Lockstimmen und Irrlichter gibt! — Versäum keinen Tag. Such sie zu gewinnen, eh's ein anderer tut. Tritt offen als „Bruder" vor die „Schwester" hin, wie sich's geziemt; heimlich gegirrt und erobert hast du in der „Welt" genug. Zeig ihr dein Herz, wenn's auch alle sehen; so wird hier gefreit, so will's Gott!

Ich näherte mich ihr gleich am nächsten Tag; Bruder Gottlieb half mir. So viel Liebes, Gutes, Holdes nahm mich für sie ein, bezauberte mich; denn sie war so ohne Falsch, wie ich noch kein weibliches Wesen gesehen. Man ward jedesmal besser, wenn man mit ihr sprach; wie es andere gibt, von denen man jedesmal etwas schlechter weggeht. Und ihre Stimme war so sanft, so liebreich; die schlanke, zarte Gestalt so blumenhaft; man hätte sie gern auf Händen getragen. Und nun ging mir's unverdient gut: sie wandte mir offenbar, ohne Widerstreben, ohne Versteckenspielen, ihre Neigung zu. Der Tag kam schon heran, ich fühlt es, wo ich ohne Gefahr vor sie hintreten und sagen konnte: Ich bitte dich, gib mir Herz für Herz, werde mein ehlich Weib!

So im Vorgefühl des reinsten Glücks, in einem Frieden, wie ich ihn noch nie gekannt, und doch auch von einer schönen, seligen Unruhe umhergetrieben, kam ich eines Nachmittags — ich weiß nicht, wie viele Tage inzwischen verstrichen waren — auf eine Terrasse neben dem ältesten Rundturm, wo man frei über die niedrige Mauer sah, weit ins Land hinein. Drum war dieser Platz auch vielbesucht; es saß auch jetzt eine kleine Gesellschaft auf der Mauer: Bruder Achim, der merkwürdigste und anziehendste unter den Jüngeren, wenig älter als ich, ein Feuerkopf, mit Schwester Leonore, um die er zu werben schien, und mit der Sängerin, Schwester Verena, die ich seit jenem ersten Abend wenig gesehen, ein paar Mal angeredet, sonst im Grunde gemieden hatte. Ich ging auch jetzt mit einem Gruß vorbei und setzte mich dort an die Mauer, wo sie an den Turm stieß. Mein Auge wanderte in die Tiefe hinab, in der hart am Fels der grüne Fluß vorbeifloß, und dann in die Ferne, über das breite Tal hinweg. Was für ein Tal? Das Eisacktal? Der andere Fluß, der dort heranschäumte, war's derselbe Eisack, an dessen Ufermauer ich gestanden hatte, ehe dies mein neues Leben begann? — Es schien so, und schien auch nicht; alles war bekannt und fremd. Ich möcht's euch sagen und kann's nicht in

Worte fassen, was für ein Seelenzustand das war: ein wunderliches Mittelding zwischen Erkennen und Nichterkennen, Glauben und Nichtglauben; und zugleich noch etwas anderes, das zufrieden und ruhig machte: eine traumselige Gleichgültigkeit, ob da draußen nun das oder das, ob es bekannt oder unbekannt, Schein oder Wahrheit sei; es ist halt, was es ist!

Ich nickte nach einer Weile vor mich hin und wandte dann den Kopf. Nun sah ich, daß die drei auf der Mauer mich betrachteten; Bruder Achim lächelte. „Es geht dir offenbar so wie mir und uns allen," sagte er in seiner frischen, zutraulichen Weise: „man gewöhnt sich wunderbar schnell daran, daß man nicht hinunterkommt. Unsere Gelehrten hier sagen ja, wir leben nicht in drei Dimensionen wie die andern, sondern auch in der vierten."

Schwester Leonore hob den Kopf. „Kann mir einer sagen, was das ist: die vierte Dimension?"

„Du weißt doch," antwortete Bruder Achim, „daß eine Linie nur lang, eine Fläche auch breit, ein Körper auch hoch ist; das sind die drei Dimensionen, in denen wir sonst lebten. Nun soll es aber noch eine vierte geben —"

„Und was ist denn die?"

Achim wollte reden, zuckte dann aber nur die Achseln. Schwester Verena lachte: „Er weiß es ja so wenig wie wir! — Gott sei Dank, es lebt sich sehr gut auch ohne daß man's weiß!"

Schwester Leonore, eine hohe, kräftige Gestalt mit lebhaftem und anziehendem Gesicht, stand auf. Achim folgte ihr und ging langsam mit ihr fort, in leisem und, wie es schien, sehr ernstem Gespräch. Verena blieb noch sitzen, ich auch. „Nun?" fing sie nach einer Stille an. „Schwester Antonie wird es?"

Ich sah ihr etwas verblüfft in die großen, fragenden Augen. So geradezu hatte hier noch niemand zu mir gesprochen; nur zarte Andeutungen hatte ich wohl gehört. „Was wird sie?" entgegnete ich.

„Bitte, verfinstere dich nicht," sagte sie mit ihrer weichen, versöhnenden Stimme; denn auch ihre Sprechstimme war schön. „Es wird hier vom Zusammengeben ja so viel geredet; das Heiraten gehört hier ja gleichsam zu den Pflichten gegen Gott! — Ich hab wenig Sinn dafür . . . Aber Schwester Antonie, die ist dazu geschaffen — wie zu allem Guten. Ich glaub, sie ist die Beste hier. Sie ist unsinnig gut!"

Ich lächelte; das „unsinnig" klang, von Verena gesprochen, so natürlich drollig. „Jedenfalls ist sie ausreichend gut."

„O Gott! Es reicht für ein halbes Dutzend! — Wenn sie mir von ihrem Guten soviel zulegt, wie ich schon hab, so merkt sie gar nicht, daß sie was verliert."

„Bist du so schlecht?" fragte ich, wieder lächelnd.

„Schlecht? — Ich könnt noch schlechter sein. Da draußen in den drei Dimensionen, da fühlt ich mich gar nicht so schlecht. Aber hier — und neben Schwester Antonie — — Ich schüttle ja oft den Kopf und denk bei mir: Was tu ich hier oben? Ich gehör ja gar nicht her!"

Jetzt machte ich wieder das verblüffte Gesicht; und sie dann ein heiteres. „Du gehörst nicht her?"

„O Gott, nein! — — Hast du das noch nicht gemerkt, du Kluger? Oder warum wunderst du dich so sehr?"

„Ich bewundere deine Offenheit."

„Die bewunderst du? Dann hast du selbst wohl nicht viel davon. — Wir sollen hier ja immer aufrichtig, immer ehrlich sein. Das gefällt mir auch! O, die Verstellung, wie ich die hasse. Lieber mein schwarzes Herz auf dem Präsentierbrett herumzeigen, als ihm ein Rosenrot oder Tugendblau anheucheln."

„Wie bist du denn hierher gekommen?" fragte ich.

Sie legte die Hand an ihren Hals, mit einer reizend tragikomischen Gebärde: „Das ist schuld! Die Stimme! Das heißt, mein Singen, meine Musik. Wenn ich an diese edlen Meister komme, wenn dieser Singrausch, diese Musikbetrunkenheit — — ja, so muß ich's nennen. Von klein auf war's so. Singen war mein Himmel! — ‚Mein Himmel' — so sagt ich schon als Kind; und wie ist es seitdem wahr geworden. Ich komm ja jedesmal in den Himmel, von der schlechten Erde weg, wenn ich meine göttlichen Meister sing. O, dann bin ich gut. Ich glaub, so gut wie Schwester Antonie. Ja, so lang bin ich ganz, ganz gut!"

Sie schien es auch in diesem Augenblick zu werden; so wirkte wohl die Erinnerung in ihr. Die schönen Augen verklärten sich, und um den Mund spielte etwas wie lächelnde Wehmut, die mir zu Herzen ging. Es waren sonst sehr weltliche Lippen, lang und voll, vom blühendsten Rot, verführerisch. In ihren Winkeln schien sonst ein Lachen, eine Lust, ein Schalk zu lauern. Das war alles weg.

„Und deine Stimme oder dein Singen hat dich hergeführt?"

Sie schloß die Augen und nickte. „In solchen Stunden sehnt ich mich so gern in die reinste Luft! Sie war oft nicht sehr rein, verstehst du, die, in der ich lebte. Und der Gesang, mein Glück, sollte auch noch gar mein Unglück werden: ich hatte einen Lehrer darin, der mir zu sehr gefiel. Das merkte er — und mißbrauchte es. Ich war noch so unerfahren, so jung . . . Ich hab viel erlebt . . ."

Sie öffnete die Augen wieder und sah mich mit einem ergreifenden Lächeln an. „Nicht wahr," setzte sie hinzu, „in dem einen Punkt bin ich eine gute Klosterschwester: in der Aufrichtigkeit."

Ich mochte nichts erwidern.

Eine Weile war sie still, dann sprach sie wieder, in die Luft hinaus: „Den haß ich. Schwester Antonie, die kann nicht hassen; ich kann's! — Lieben aber, das kann ich auch . . . Wenn nur da das Ende nicht wäre: es endet so selten gut. Und so saß ich einmal da, das Leben war mir so ganz verleidet, ich selber war mir verhaßt. Um nicht zu verzweifeln, flüchtete ich zur Musik; ich sang, ich sang; mir liefen endlich beim Singen Tränen auf Tränen über das Gesicht. O, dacht ich, in eine andere Welt! Auf den Mond, wenn's da besser ist! Oder in einen Ruhehafen, wo ich vor mir selber Frieden habe, wo die Menschen einander helfen, statt sich zu verderben, wo ich besser werde! — Und wie mich die Sehnsucht danach fast umbringen will — auf einmal bin

ich hier. Ich steh vor der Mauer, an der offenen Tür. Bin hereingegangen, — natürlich: welches Frauenzimmer ging nicht schon aus Neugier durch so eine Tür. Und bin ‚Schwester' geworden; singe, so oft gesungen wird, lehr die andern singen. Denn das eine Gute, das einzige, hab ich von meinem Lehrer gelernt!"

„Aber du bist nicht glücklich hier."

„Bist du's? — Ach ja, du hast deinen Engel, die Schwester Antonie; oder wirst sie haben. — Sonst denk ich manchmal, wenn ich dich ansehe: gehört der hierher? — Weißt du auch, was du tust? Schwester Antonie ist ein Musterbild, fehlerlos, vollkommen. Kannst du mit einem Musterbild leben?"

„Mit so einem wie die? Ich denk wohl."

„Wirklich?" — Sie schüttelte ihre lichtblonden Locken. „O Gott, ich könnt's nicht! Ein Mensch, der nie ordentlich gesündigt hat, und wohl auch nie mehr sündigen wird — den immer um sich haben — schrecklicher Gedanke. Du hast auch gesündigt; ich seh dir's an. Willst es doch nicht leugnen? — Nein, das tut er nicht. Das wär auch nicht schön. — Mit so einem wie dir könnt ich leben!"

Sie lachte. Um ihren Mund war nun lauter Übermut. Die Lippen brannten im schönsten Rot. Ich mußte hinschauen, die Augen konnten nicht weg. Es waren üppige Formen, auch das Kinn war üppig und das Grübchen darin; das alles schien zu einem anderen Gesicht zu gehören als die edel geformten Augen und die feine Stirn.

„Mit mir könnt'st du leben?" fragte ich; mir stieg dabei das Blut ins Gesicht, ich wußte nicht warum.

„Ach! Nun wird er rot! — Ja, ich hab's vorhin gedacht, als du da allein auf der Mauer saßest und träumtest so in die Welt hinaus. Nicht wahr, in der hast du tüchtig ‚gelebt'? ziemlich toll? — Jetzt läuterst du dich aber. Strebst so hoch, so hoch. Fliegst dem Himmel zu. Hätt'st so eine wie mich mitnehmen können, die allein nicht recht weiterkommt; da hätt'st du ein gutes Werk getan. Statt dessen — — Wozu brauchst du Schwester Antonie? Wozu braucht sie dich? — — Aber so ist die Welt. Sehr vernünftig geht's in ihr nicht zu!"

Sie stand auf. Ihre Augen schienen mich sehr ernsthaft zu betrachten, ihre Lippen lachten. „So nun kannst du von mir denken, was du willst. Ich wollt einmal so aufrichtig sein — wie's hier keiner ist. Denn es sind doch alles Menschen, Menschen. So klug! — Ich bin nicht klug. Eher unklug; nicht? — Was machst du für ein furchtbar ernstes Gesicht. Leb wohl!"

Sie ging.

* * *

Seit diesem Nachmittag hab ich Schwester Verena jeden Tag gesehen, jeden Tag mit ihr gesprochen; — nur jeden Tag? Wie oft! Und wie lange! Die „Versuchung", vor der Meister Gottlieb mich so fein gewarnt, sie war über mich gekommen; ganz anders, als ich's gedacht: nicht weltlich verführerisch, sondern unter dem Namen einer Pflicht, einer Bruderpflicht. „Das ist ja des Klosters Sinn" —

Meister Gottliebs Worte kamen mir wieder —: „Helfet euch einander!“ Hilf du der Verena! dachte ich. Du kannst es! Du hast die Kraft! Schwester Antonie braucht dich nicht! — Ach, so sind wir Menschen. Daß ich selbst sie brauchte, das vergaß ich in meinem stolzen Mut; und den Mut hauchte mir das Verlangen ein — ihr erratet's ja schon, ihr Weltklugen — das Verlangen nach Verenas Lippen, nach dem Weib, dem echten Weib, dem aus Himmel und Erde gemischten; dem Weib, das mir mit diesen glühenden Lippen gesagt hatte: „Mit dir könnt ich leben!“

Sie erhielt mich in diesem Selbstbetrug; ich weiß nicht, wie lange; aber lang genug. Wenn ich von Schwester Antonie, die ich immer seltener sah, die ich nun als „Musterbild“ sah, von der sich mehr und mehr meine Sinne wandten — ein Engel mit unsichtbaren Flügeln, nicht ein Erdenweib — wenn ich von dem Engel zu der andern kam, deren Augen sich nach meiner „Hilfe“ sehnten, deren Mund mir entgegenlachte, so schien mir alles an ihr zu sagen: Ja, hier bist du notwendig! Hier ruft dich dein Bruderwerk! Und doch täuschte sie mich auch wieder nicht; was sie schon auf der Mauer gesagt hatte: „ich hab fürs Heiraten wenig Sinn“, das kam immer wieder: „Sich fürs ganze Leben binden? Nein! Ewige Treue geloben? Das könnt ich nicht! Mit einander leben, so lang die liebe Seele es will, und einander gut sein und Liebes tun und helfen, so lang man beisammen ist — und dann: Behüt dich Gott!“

Daß viel Kampf in mir war, brauch ich nicht zu sagen. Wie erfinderisch ich mich auch betrog, alle Tage riefen mir innere Stimmen zu: Verfehl deinen Weg nicht! Vergiß nicht, wer und wo du bist! — Endlich lief ich einmal zu Meister Gottlieb, meinem ersten und besten Freund, meinem Sokrates; die Angst und Not in mir ward zu groß. Ich hatte ihn seltener gesehen, manches Mal gemieden; sein Blick war wohl auch ernster geworden; seine Worte waren wie sonst. Die Zelle, in der er wohnte, lag auf den großen Platz hinaus, sodaß er vieles überschauen konnte; sie war so einfach und schlicht wie er selbst; den „Bedürfnislosen“ nannten ihn die Brüder. Als ich eintrat und ihn an seinem Fenster sitzen sah, seufzte ich inwendig mit Neid: Ja, du hast es gut! Hast offenbar so willensstark und so rein gelebt wie dein Urbild, der athenische Sokrates, — wenn du nicht sein Fortsetzer bist; deine Anfechtungen haben dich höchstens ritzen, nicht verwunden können. Vor dir steht aber ein schwacher Mensch, einer von den vielen. Er will andere führen und weiß selbst nicht, wohin!

„Teurer Meister Gottlieb,“ sagte ich nach den ersten Reden, „ich hab viel von euch gelernt, seit ich hier bin, und den Sinn des Lebens hier wohl auch immer tiefer begriffen; aber diesen und jenen Zweifel wüßt ich doch noch gern gelöst. Du sagtest mir an jenem ersten Morgen im Gotteshaus: Wir geloben hier nichts, weder Gehorsam, Keuschheit noch Armut. Wie ist das nun? Wenn ich nun frei meinem Willen folge, freier als es euch gefällt, was geschieht mir dann? Gibt es Strafe dafür oder nicht? Wenn ich mich einer der Schwestern geselle, nicht im Ehebund, sondern ungefesselt, wird der gestraft oder nicht? Ich darf erwerben und besitzen, sagtest du. Wo ist da die Grenze? Und wird das Zuviel gestraft oder nicht?“

Bruder Gottlieb lächelte nach seiner Art. „Ich wundere mich nicht, daß du diese Zweifel hast. Denn du hast uns noch nie jemanden strafen sehen."

„Nein, Meister, noch nie."

„Wenigstens nicht anders als durch verändertes Verhalten: der Bruder bleibt uns Bruder, aber wir werden stiller zu ihm, wir ‚gehen um ihn herum', wie wir's nennen, wenn er uns mißfällt."

„Aber wann mißfällt er euch?"

„Sagt dir das nicht dein eigner Sinn? Ich dachte."

„Vergib. Ich bin noch nicht Meister wie du!"

„Muß man dazu Meister sein?"

„Meister über sich selber, mein ich."

Bruder Gottlieb warf einen Blick auf mich, bei dem sich mein Herz zusammenzog; er schien mir zu sagen: das bemerk ich wohl, wie wenig du noch über dich Meister bist! — „Also gut, ich will dir's sagen," erwiderte er dann ruhig, „da du dir's nicht selber sagst. Uns mißfällt der Bruder, wenn er die Freiheit *mißbraucht*, die ihm das Kloster gewährt. Er mißfällt uns, wenn er mit *Eifer* erwirbt, mit *Begier* besitzt oder mit *Verschwendung* verbraucht. Er mißfällt uns, wenn er nicht willig und freudig dem Gesetz gehorcht, das die Gemeinde sich gab. Er mißfällt uns, wenn er die Ehe vermeidet, aber nicht das Weib."

„Aber ihr straft ihn nicht."

„Ist verminderte Achtung und Liebe keine Strafe? Kennst du eine härtere?"

„Nein," stieß ich etwas verwirrt heraus. „Für den edleren Menschen nicht."

„Wollen wir denn andere hier? — Menschenwürdige Freiheit vor allem; was wir nur durch *Zwang* erreichen, hat das vor Gott einen Wert? Wem hier Vorbild, Beispiel, Erhebung nicht helfen, wie führen wir den zu Gott? — Dies sind unsere drei ungeschriebenen Gebote: sich willig beugen unter das Gesetz; nicht anders erwerben, besitzen, verbrauchen, als sich hier geziemt; sich dem Weib nur durch die Ehe gesellen. Wer gegen *eines* sündigt, da drücken wir noch ein Auge zu. Wer sich gegen *zwei* vergeht, da ist doch noch Hoffnung. Wer sich gegen *alle drei* vergeht, mit dem ist's aus."

„Was geschieht mit dem?"

„Er — verschwindet."

„Verschwindet? Wie denn, Meister?"

Bruder Gottlieb ging durchs Zimmer. Erst bei der Tür murmelte er: „Das ist Gottes Sache."

Es kamen andere, die zum Meister wollten. Ich dankte ihm, grüßte und ging.

* * *

Es trieb mich zu Verena. Sie erwartet mich wohl wieder an der Mauer, dachte ich; dort, bei dem alten, runden Turm, hatten wir uns inzwischen oft gesehen. Als ich näher kam, hörte ich sie singen. Ach, dachte ich mit Verdruß,

sie ist nicht allein, die andern sind da! Denn sie hielt noch immer mit Bruder Achim und Schwester Leonore zusammen, ihren Liebsten neben mir; und auf deren Wunsch sang sie wohl zuweilen ein Lied. Ich irrte aber: sie saß auf der Mauer, ganz allein, und sang vor sich hin. Es war eine ihrer schönsten und traurigsten Arien, in der ihre Seele so recht schluchzen konnte. Eine Wehmut oder Schwermut, die nach Tönen verlangte, war wohl über sie gekommen; das geschah zuweilen. Die gedämpfte Stimme klang weich und erschütternd in den Abendfrieden hinaus. Sie hörte mich nicht herantreten. Sie sah mich erst, als ich vor ihr stand.

„Bitte, sing doch weiter," sagte ich, da sie aufhörte.

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen waren feucht.

„Waren die andern nicht hier?"

„Doch. Ich war ihnen aber zu trübsinnig. Ich hab meinen ‚unvernünftigen Tag', wie Bruder Achim es nennt. Er und Schwester Leonore sind vergnügt wie Fische! Sie schwimmen im Meer der Liebe. Sie wollen durchaus in die Ehe hinein."

Ich setzte mich neben Verena auf die Mauer. „Das will ich auch," sagte ich.

„Ah! Wird Schwester Antonie doch gefreit?"

„Verena! Wie kannst du so reden. An wem häng ich denn noch auf der Welt als an dir? Du hast mich von ihr losgerissen . . . Steh nicht auf. Runzle die Stirn nicht so. Wenn das Wort dich kränkt, so sag ich: ich selbst hab mich von ihr losgerissen. Warum bist du heut so trübsinnig? Weil du einsam bist? Ich komm, um dich zu bitten: werde mir das, was Schwester Leonore dem Achim wird: mein Weib!"

„Dein Weib?"

„Schüttle doch nicht gleich den Kopf. Kannst du mich nicht so lieb haben, daß du mit mir sein und bleiben magst?"

„Dich? — Niemanden. Also kränk dich nicht. — Warum willst du, daß ich mit dir auf der Bühne stehen soll, vor dem ganzen Volk?"

„Warum willst du's nicht?"

„Sie haben dir ins Gewissen geredet, nicht wahr. Grad so siehst du aus. Dein Meister Gottlieb, dein Sokrates, wie du sagst, guckt dir aus den Augen. Geh, das steht dir nicht gut; du bist schön und er ist häßlich."

„Verena!"

„Wenn du mich Verena nennst, dann ist's gut. Dann sind wir zwei Menschen, die sich gern haben, die sich gut sein wollen, so lang wie sich's fügt. Aber du willst mich zur Schwester Verena machen, die mit dir zum Meister geht: ‚Gottes Stimme hat in uns gesprochen, gib uns für Zeit und Ewigkeit vor der Gemeinde zusammen!' — Dazu taug ich nicht. Ach, du weißt es ja. Quäl mich nicht; mich quält schon meine Seele genug, die so dumm zusammengewürfelt ist wie mein Gesicht."

„Verena! Warum bist du denn hier?"

„Weißt du's?"

Sie hatte wieder das traurige Lächeln, das sie so verschönte. Es mag wohl nichts gefährlicher sein als so ein Gesicht: „Hilf mir doch!“ sagt es, „sei nicht so hart, ich bin elend, tu mir zu Lieb, was ich will!“ Und die lächelnden Lippen sagen: Und wenn du das tust, o, was geben wir dir dann, wie machen wir dich glücklich!

„Verena!“ versucht ich noch einmal. „Mein Weib werden kannst du nicht?“

„Laß mich. Ich heirat nie, ich hab mir's gelobt.“

„Gelübde gelten hier nicht.“

„Was ich mir gelob, das gilt!“

Ich sah mich in Gedanken wieder in Bruder Gottliebs Zelle, vor seinem ernsten Gesicht. Aber ich hört ihn auch wieder die Worte sagen: „Wer gegen eines sündigt, da drücken wir noch ein Auge zu. — Wer sich gegen alle drei vergeht, mit dem ist's aus!“

Erst mit dem ist's aus!

„Geh!“ seufzte sie, sich eine Hand gegen die Augen drückend.

„Warum soll ich gehen?“

„Da du durchaus freien willst; weil's der Meister will. Geh zu Schwester Antonie. Die haben sie dir bestimmt!“

„Du hast mich nicht lieb?“

„Ich hab dich nicht lieb? — Warum saß ich hier denn? Warum wein ich denn?“

Die Tränen stürzten ihr unter der Hand hervor. Sie fing an zu schluchzen.

„Verena!“ sagte ich. „Ohne dich kann ich ja nicht leben!“

Und wie damals im Gotteshaus dem Bruder Gottlieb, so warf ich mich nun ihr an die Brust.

* * *

Und das Lügenleben begann!

Schon am nächsten Tag — oder auch am zweiten; ich weiß nicht mehr — stand ich mit „Sokrates“ vor dem Gotteshaus; er sah mich so fragend an. „Teurer Meister,“ sagte ich, all meine Kraft zusammennehmend, „du hattest wohl auch gedacht wie ich: Schwester Antonie und Bruder Walter —! — Und nun wird's doch nicht.“

„Will sie nicht?“ fragte er, ohne daß er eine Miene verzog.

„Ich weiß nicht. Mich dünkt aber, sie — sie wollte wohl. — In mir will's nicht, Meister. Ich hab wohl noch einen Feind in mir. Ich — fühl mich noch nicht reif zum Freien.“

„Meinst du nicht, diesen Feind vertriebe grad dein Weib aus dir?“

„Weiß nicht, Meister Gottlieb. — Ich werde reifer, hoff ich. — Zu Schwester Antonie zieht's mich nicht so sehr, wie ich — damals dachte.“

„Nicht genug.“

„Nein, nicht genug.“

„Tut mir leid; für dich. — Mich ruft mein Amt ins Gotteshaus. Leb wohl, Bruder Walter. Verlier nicht dein Glück!“

Er ging, ich sah ihm nach. Welches Glück? dacht ich in aufsteigendem Trotz. Das Verena-Glück oder das Klosterglück? — Ich ging zu Verena ...

Ja, ja, ja, sie gab mir Glück! Ich werd's nie vergessen! Heimliches, ungeweihtes, unklösterliches, aber freudvolles Glück! Sie hatte keine Tränen mehr, die hatte ich gestillt; wie sich ein Schwimmer in die Wellen stürzt, so warf sie sich in diese Lebensflut, die über ihr zusammenschlug. Oder als wäre in ihr ein Winter vorbei und ein Lenz gekommen ... Es gab Tage, wo ihre „Singseele" ganz verschwand, wo auch die Stirn und die Augen üppig weltlich wurden. „Hab ich dich nun bekehrt, befreit?" sagte sie wohl, beide Hände in meinem lockigen Haar, über ihren Triumph übermütig lächelnd. „Ach, nur heimliche Liebe ist schön! Da sind sie nun auch hingegangen, Leonore und Achim, haben vor der Gemeinde den bräutlichen Gruß gemacht, leben als vermählter Bruder und vermählte Schwester. Wie das amtlich ist! Wie wenn du Bücher aus der Bücherei verleihst! — Laß uns nur etwas Erdenluft in das Kloster bringen; die Luft ist hier dünn und kühl genug. Laß uns auf unsre Art glücklich sein!"

Ward ich nun ihr ‚Helfer'? Ward ich, was ich sollte und wollte? — Ach, mein Gott, wohl umgekehrt. Ihre neu aufblühende Weltlichkeit zog mich dem Abgrund zu ...

Wenn Frauen schön sind, wollen sie noch schöner werden; Schmuck! Der alte Fluch. Was die Natur ihnen gab, ohne dafür Zahlung zu verlangen, das ist nicht genug; Schmuck soll es erhöhen, der oft mehr als Geld, der oft ein Lebensglück kostet. Verena sah die kostbaren Ringe an Schwester Leonores Hand, die Juwelenketten um ihren schönen Hals, in heimlichen Stunden angelegt. Sie fragte nicht lange, die Träumerin: woher hast du die? oder wie kommt Bruder Achim dazu, wenn der sie dir schenkte? Sie erzählte mir von dieser verschönernden Pracht und Herrlichkeit, sie gestand mir ihren Neid mit Lachen und mit Seufzen. Urteilt, wie verliebt ich war: ich lag dann nachts ohne Schlaf in meiner Zelle, weil ich stundenlang grübelte: gibt's denn gar kein Mittel hier oben, ihr diese Freude zu machen? Im Traum war ich Schatzgräber, eine Laterne in der Hand, unter der Erde, im Berg, wie in alten Märchen; auf einmal blitzten mich dann die kaiserlichsten Juwelen an ... Eines Morgens erschien mein Schicksal, in Bruder Achims Gestalt. Er und ich waren Freunde geworden; sein feuriges, leicht aufflammendes Wesen war mir wie blutsverwandt. „Ich weiß durch Leonore," sagte er, zuerst nur lächelnd, „welchen Seelenkummer Verena hat. Willst du ihr das schaffen, was sie wieder froh machen kann, da könnt ich dir raten!"

„Wie denn?"

„Und auch helfen."

„Du?"

„Müßtest mir aber erst aufs heiligste — — Nein, vor dir brauch ich keinen Eid; dich kenn ich. Wenn du mir fest und ernsthaft sagst, daß du nie gegen jemanden davon reden willst, so bin ich zufrieden!"

Ich sicherte ihm unverbrüchliche Verschwiegenheit zu. „Ich bin ziemlich bedürfnislos," sprach er darauf weiter, „aber für Leonore möcht ich die ganze

Erde plündern, und die vierte Dimension dazu! Kurz, ich hab den Mann gefunden — ein Zufall — den Mann, den ich brauchte, um zu Gold und Schmuck zu kommen; denn mein Tagewerk hier erhält mich nur. Der Mann hat auch mein Gewissen beschwichtigt ... Wie weit kennst du Bruder Lorenz?"

Bruder Lorenz! Der lange, hagere, mit dem grauen Charakterkopf, den ich an jenem ersten Morgen als ersten nach dem „Sokrates" im Gotteshaus gesehen. Einer der mit Ehrfurcht behandelten Alten; nur die Meister schienen kühl und etwas fremd gegen ihn zu sein. Wohl weil ich das fühlte, sprach ich noch nicht oft mit ihm.

Ich war sehr erstaunt, auch unheimlich betroffen. „Der ist dein Mann?"

„Es gibt nur den einen hier."

„Der hat Schmuck und Gold?"

„Der hat Schätze, Bruder. Den hat die Natur zum Erwerben geschaffen; darum hat er's selbst hier im Kloster erreicht, eine Art von Krösus zu sein."

„Ich versteh nicht. Hier? Wozu? Wenn er's nicht zeigen, nicht verbrauchen, nicht genießen kann?"

„Er hat's doch. Wie genießt denn Harpagon? — Und Wert gibt's ihm doch. Er hat Ehrgeiz, merk ich. Es gibt ihm ein Machtgefühl; mit der Zeit wohl auch Macht."

„Dem alten Mann?"

„Er fühlt sich noch jung, will noch lange leben."

„Und zu dem soll ich —?"

„Mit mir gehen. Ja, wenn du willst. Wenn du diese Klosterbruderscheu bezwingen kannst, die dir eben so blasse Augen macht."

„Wer sich gegen zwei vergeht —!" fuhr mir durch Kopf und Brust. Ich glaubte Bruder Gottliebs Stimme zu hören: „Dies ist eins unsrer ungeschriebenen Gebote: nicht anders erwerben, besitzen, verbrauchen als sich hier geziemt!" — Aber ich hörte auch Verenas Stimme. O, hätte ich sie nie gehört! Ihr Singen hatte mich emporgerissen, ihr Flüstern, ihr liebeglühendes, schmeichelndes, liebkosendes, zog mich hinab.

Was sage ich viel. Endlich ging ich mit Achim hin. Bruder Lorenz empfing uns in der kahlsten aller Zellen; Savonarola hat nicht schlichter gewohnt. Ein ganz verlebter und verblichener Vorhang trennte sie von dem kleinen Nebenraum, den alle unsere Zellen hatten, zur Aufbewahrung unserer Wäsche, Kleider, Vorräte; denn kärglich oder gar schmutzig leben sollten wir nicht. „Auf diesen Bruder kannst du bauen wie auf mich," sagte Achim nach den ersten Begrüßungen. „Ihn führt derselbe Wunsch her wie mich. Er ist so jung, so verliebt und so verschwiegen wie ich."

„Ihr zwei seid also einer," erwiderte Bruder Lorenz lächelnd.

Mich durchfuhr ein schauerliches Gefühl. Da saß ich auf einmal, ich, der Jünger und Bruder des „Sokrates", wie ein Verschworener mit Verschworenen; gegenseitig in Geheimnisse gehüllt wie die Diebe bei Nacht! — Über das magere Entbehrergesicht des Bruders Lorenz zog ein faunisches Lächeln, das ich noch nie an ihm gesehen; „verliebt!" fuhr er fort. „Ja,

ja. Neben dem Gold ist auch das Weib eine gute Sache. Manchmal führt das eine zum andern. Oft braucht aber auch das andere das eine — und da muß man's schaffen! — Der Bruder Walter hat ein feines, kluges, verstehendes Gesicht. Weiß er schon —?"

„Noch nicht," antwortete Achim. „Er hört's am besten von dir."

„Der Mensch braucht nicht viel, so heißt's hier im Kloster; so heißt's wohl auch in der ‚Welt'. Als ich herkam in meiner frömmsten, gläubigsten Zeit, hab ich's auch geglaubt! — Ein Kindermärchen, um uns still zu machen. Warum ist denn Gottes Schöpfung so voll, so reich? Damit der Mensch sie mit seinem Geist, seinem Willen wie mit zwei Magneten an sich reißen soll. Warum ist dieser große Berg gewachsen? Nur um ein Kloster zu tragen? Nein, auch um seine goldenen und blitzenden Eingeweide für uns aufzutun. Oben die Stätte des Friedens, der Erbauung, unten die Schätze, womit man die Welt erkauft!"

Bruder Lorenz lächelte; es war ein gleichsam unterirdisches Lächeln, so klosterfremd, daß mich's überlief. Wie kommt der hierher? dachte ich. — „In diesem Berg ist Gold?" fragte ich dann sehr überrascht. „Davon wußt ich nichts!"

„Die Meister und die Alten verschweigen es; die Jungen erfahren's nicht. Es soll nicht mehr gesucht und gegraben werden, so lang der vor Zeiten angesammelte Vorrat reicht; und für hundert Jahr noch, heißt es, hat das Kloster genug. Aber nicht nur Gold — edle Steine, die edelsten, stecken in diesem Berg und in diesem ganzen Gebiet, das dem Kloster gehört. Das also auch uns gehört! — Ich hab's aufgefunden; wer Augen hat und sich rührt, der findet. Ich nehm mir meinen Teil davon. Wer braucht das zu wissen? Der Gemeinde ist's besser, sie weiß es nicht, lebt in Frieden weiter. Meiner Seele schadet's nicht; sie ist alt und fest. Und auch euren nicht, hoff ich, so jung ihr seid; ihr habt helle Geistesaugen, ihr verfehlt um das bißchen Glanz nicht den rechten Weg. Und ihr wollt eure Liebsten glücklich sehen. Darum will ich euch helfen! Dir auch!"

Er nickte mir zu.

„Du brauchst ebenso unsre Hilfe, Bruder Lorenz," sagte Achim ruhig. „Deine Glieder werden alt und tun's nicht mehr allein. Und auch sonst ... Du mußt nämlich wissen, Bruder Walter: das ist der klügste von den klugen Alten hier. Ich kann davon reden! So ganz in der Stille ein Tausch- und Handelsgeschäft, weit ins Land hinaus. Dazu braucht er meine Feder, meine Augen; seine wollen nicht mehr. Wird auch deine brauchen."

„Gewiß!" — Bruder Lorenz stand auf. „Jeder hilft dem andern; für nichts ist nichts!"

Er schloß die Tür seiner Zelle ab. Dann sah er mir noch einmal tief in die Augen — das konnten die seinen noch — ging zu dem verwitterten, eingerissenen Vorhang und zog ihn zurück. In dem Nebenraum war ein Schrein in der Wand, gegenüber stand eine alte Truhe mit einem Vorhängeschloß. Er zog einen kunstvoll geschmiedeten Schlüssel hervor und schloß sie auf. Als er dann eine grobe, graue Decke hob, entfuhr mir ein Laut der

Überraschung, der Verwunderung. In Fächer geteilt, leuchteten mich kleine Berge von gemünztem Gold und Haufen von herrlichen Edelsteinen aller Farben an.

Die Augen des Alten liebkosten das alles, auch in sie kam ein Funkeln.

* * *

Laßt mich davon schweigen, was ich in den nun folgenden Wochen dem Götzen Mammon für Dienste getan habe, um mir damit irdische Schätze — wahrhaft irdische — zu erkaufen und der heimlich Geliebten in den Schoß zu werfen! Nur das möchte ich sagen: wenn ihr dies nach meinem Tode lesen und euch wohl wundern werdet, daß ich so unwürdig schwach war, so bedenkt, daß zu Verena, meinem Verhängnis, auch noch dieser Mann kam, in dem etwas Dämonisches lebte, dem ich nur zu leicht erlag. Bruder Lorenz hatte Geist, starken Willen und eine fesselnde, verführende, beherrschende Gewalt. In seinen abgemagerten Formen war auch Edles, Großes; wenn ich seither in Ruhe über ihn nachdachte, so erschien er mir wie einer, der von sich selbst abgefallen ist. Sein Verderben hatte wohl begonnen, als er den geheimen Reichtum unserer Berge entdeckt hatte; da wuchs dieser bis dahin halberstickte Trieb, zu haben, zu gewinnen, und mit ihm die anderen, die gegen unsere ungeschriebenen Verbote verstießen.

Verena dankte mir für die Opfer, die ich ihr brachte, durch noch heißere Zärtlichkeit; und in dieser Zärtlichkeit berauschte ich mich, um mich zu vergessen. Heimlichkeit wie die unsere bleibt aber auf so engem Raum wohl nicht lange unbemerkt; auch daß ich nun viel mit Bruder Lorenz verkehrte — wie versteckt auch immer — konnte den andern nicht entgehen. Ich suchte blind und taub meinen Weg zu wandeln, da ich nun doch die Kraft nicht hatte, ihn zu verlassen; im Innersten war mir aber schlecht zu Mut. Eines Tages, weiß ich noch, ging ich durch den Hain, in dem der Saalbau des Klosters lag; süßer Vogelgesang kam aus den Wipfeln, dann hörte ich Menschenstimmen, die im Saal für das nächste Musikfest übten. Ich unterschied Verenas, dann auch Schwester Antoniens Stimme. Mir ward eng ums Herz. Wie anders hatte das alles begonnen, und wo war ich nun! — Ich blieb stehen und horchte. Bald wurde es beinahe lautlos still hinter der geschlossenen Tür, bald stiegen die hellen Töne gleichsam himmelan, entzückend und bedrückend. Endlich sah ich, daß an einem der Bäume im Hain noch zwei andere standen, als horchten sie wie ich. Es waren Bruder Gottlieb und der andere Meister mit den hellstrahlenden Augen, der mich damals und auch später immer wieder an Lessing erinnert hatte. Sie sprachen leise. Sie betrachteten mich. Dann, da sie meine Blicke sahen, schauten sie wieder weg, schienen nur zu horchen. Auf ihren Gesichtern lag aber tiefster Ernst. Sie sprachen dann wieder; offenbar von mir.

Eine schreckliche Traurigkeit überfiel mein Herz; Scham, Reue, Selbstverachtung, alles, was uns niederwirft. Dahin ist's mit dir gekommen! dachte ich. Nachdem dir Gott die Gnade gegeben, dich hierher zu führen, in ein neues Leben, mit so hohen, herrlichen Menschen wie die da, mit allem, was dich aus

deiner Schuld und Schwachheit erlösen konnte, stehst du nun wie ein Gemiedener da. Sie reden über dich, aber nicht zu dir; von ihren Stirnen kannst du ablesen, wie sie von dir denken! — „Ist verminderte Achtung und Liebe keine Strafe? Kennst du eine härtere?" Die Worte fielen mir ein. Dabei hörte ich Schwester Antoniens Stimme; sie sang eben allein, mit voller Kraft. Ihr süßer, unschuldiger Mezzosopran stieg wieder wie in den Himmel hinein. Mir war, als wollte er mich mitnehmen — mich hielt aber die Erde an den Füßen fest . . . Ich drückte die Augen zu.

Als ich sie wieder öffnete, sah ich Meister „Lessing" gegen die hohen Türme zu verschwinden; Bruder Gottlieb wollte in einer Entfernung an mir vorbei. Auf einmal riß es mich, ich trat ihm in den Weg. Zuerst stand ich hilflos schweigend da. „Teurer Meister Gottlieb," brachte ich dann hervor, „du ‚gehst um mich herum'."

„Hast du das bemerkt?" fragte er nur.

Ich nickte stumm.

Er zuckte leise die Achseln. Darauf sah er mich aber mit einem seiner liebevollen, brüderlichen Blicke an und sagte: „Magst du eine freundliche Warnung hören?"

„Ich bitte."

„Wir haben hier, dafür dank ich Gott, nicht viele, die auf ihrem Weg mehr als einmal straucheln, und wenige, die in Gefahr sind, ihn ganz zu verfehlen. Da ist einer, den seh ich in dieser Gefahr: Bruder Lorenz — der dich jetzt anzieht, wie mir scheint. Er hat geheime Kräfte, innere und äußere. Ich weiß, ich kenn ihn ja lange. Er ist aber auch gezeichnet, kann ich dich versichern."

„Wie gezeichnet? Von wem?"

„Sagen wir: von Gott. — Mein guter Bruder Walter, mehr will ich nicht sagen; weder über ihn noch über dich. Nur dies letzte Wort: er hat nur noch einen Stein im Brett. Verliert er den auch noch, dann ist's aus."

„Dann ist's aus?"

„Dann verschwindet er. — Behüt dich Gott!"

Er nickte mir zu und ging.

Wieder dieses Wort! „Verschwindet!" — Es schüttelte mich, es schauerte mir über die Haut. Aber ich verstand es nicht.

Im Saalbau hatte der Gesang geendet; sprechende Stimmen näherten sich von innen der großen Tür, es schien, sie wollten nun alle heraus. Ich erschrak. Jetzt sie sehen? Nein, Antonie nicht und Verena nicht! Ich floh um die Ecke.

* * *

Von einem Abend aus diesen Zeiten laßt mich noch berichten, damit ihr begreift, wie es stand und wie das Ende herankam; von einem Abend, der mir in voller Klarheit vor den Augen steht: sonst ist mir so vieles wirr und wüst geworden, ich war seelenkrank, ich taumelte so dahin, wie wenn einer nachts durchs Gewitter geht. Wir saßen in Bruder Lorenz' Zelle, sie war

abgeschlossen; einige Stühle waren noch aus Nachbarzellen geholt, Weinflaschen und Becher standen auf dem Tisch. Zwischen Verena und Leonore saß der Alte, ich ihm gegenüber; neben mir Bruder Achim und ein anderer jüngerer Bruder, Ricardo; neben Ricardo noch einer; auch diese hatte Bruder Lorenz, ich weiß nicht wie, in sein Netz gelockt. Wir hatten schon manchen Tropfen seines guten, süßen Weins getrunken, den er in seinem Wandschrein nach und nach angesammelt hatte; seine knochigen Wangen glühten, die erhitzten Augen ruhten zuweilen auf Verena mit einem Wohlgefallen, das mir nicht gefiel. Er behielt sich aber fest in seiner Gewalt, in dem schlichten Sessel thronend wie ein Patriarch. Nachdem er den beiden Nachbarinnen scherzend zugetrunken, ward er auf einmal ernst, sein grau umrahmtes Gesicht gleichsam größer; er stellte den Becher hin und begann mit der gedämpften Stimme, mit der wir aus Vorsicht alle sprachen: „Ich war also heut mit den drei Meistern beisammen und hab unsre Sache geführt!"

„Das sagst du uns erst jetzt, Bruder Lorenz?" versetzte Achim sehr erstaunt.

Der Alte lächelte: „Zuerst Wein und Lust; alles zu seiner Zeit! — Ich hatte verlangt, mit den Meistern in einer bedeutenden Sache zu reden, sie luden mich in das Amtsgemach. Sie saßen wie Bildsäulen da. Werte Brüder, sagte ich, es hat sich der alte Wunsch erneuert, alle Jüngeren teilen ihn, daß, was wir bei unsern festlichen Aufführungen hören, sich nicht fort und fort auf die alten Großmeister der Musik und der Dichtkunst beschränke, daß auch die Neueren, die minder Erhabenen, die Anmutigen, die Heiteren zu Worte kommen! Mich hat man damit betraut, euch dies vorzutragen; denn viele der jungen Brüder und Schwestern hängen an mir. Ohne euren guten Willen aber — wie die Dinge nun einmal liegen — kann ja nichts geschehen! — Da nahm gleich Meister Gottlieb das Wort, der's so gerne führt: ‚Guten Willen haben wir wohl immer, denk ich. Das glaubt wohl auch die Gemeinde, da sie uns Jahr um Jahr von neuem zu ihren Vorstehern wählt'."

Bruder Achim, der Hitzkopf, stand auf. „Die Gemeinde?" rief er fast zu laut. „Werden wir gefragt, die kein Wahlrecht haben?"

Der Alte winkte ihm, sich wieder zu setzen: „Nur gemach, gemach! Davon sprach ich auch, das kommt noch; hör nur erst, was der große Meister sagte. ‚Der Wunsch,' fuhr er fort, ‚mit dem man dich hierher schickt, hat seine Stimme schon mehrmals erhoben; wir, die Ältesten, haben ihn aber bekämpft, und die Gemeinde hat uns recht gegeben. Und so bleibt es, hoff ich! Denn auf unsern Berg gehört nicht Allerweltsmusik und Allerweltspoesie; nur was die Seele erhebt, ihr höhere Weihe gibt, das soll hier erklingen. Den Menschen herabzuziehen, ist leicht, ihn zu erhöhen, ist schwerer; das ist deiner Weisheit doch gewiß bekannt; oder nicht?'"

„Gewiß, Meister, sagt ich" (so fuhr Bruder Lorenz fort); „aber ihr drei, die ihr für unsre Feste das Auswählen habt, ihr wählt nach eurem Geschmack, und die Jungen meinen, euer Geschmack sei alt. Und wenn die Gemeinde euch recht gegeben hat — und wenn sie euch immer wieder und wieder zu ihren Vorstehern macht — so ist daran wohl die Satzung schuld, daß viele

hier oben nicht mit abstimmen, nicht mitwählen dürfen: kein Bruder und keine Schwester, die nicht dreißig Jahre alt sind, und auch von den Dreißigern, die neu zu uns kommen — wie Bruder Walter, Bruder Achim, und so manche noch — keiner, eh er drei Jahre hier war! So fehlt all unsern Beschlüssen das frische und das junge Blut. So klebt der Verfassung unsres kleinen Reichs ewig etwas Ältliches an, läßt uns nicht zu vollem Leben gedeihen. Das bedaure ich, das beklage ich, einer von euch Alten!"

„Nein, ein ewig Junger!" rief der Bruder Ricardo aus. „Heil dir, hab Dank, daß du so gesprochen hast!"

„Unser Jüngster!" sagte Verena, indem sie ihren Becher hob.

„Unser Meister!" rief Achim. Leonore nickte. Sie riefen ihm alle zu: „Ja, ja, unser Meister!" Sie tranken ihm zu. Ich auch. Ich hatte heute im Wein die Betäubung gesucht, nach der meine Seele alle Tage lechzte. Es gelang mir nun auch, zu glauben: er hat recht, und sie haben recht! Und daß ich auch noch eins gestehe, das letzte: wie ein Gefangener war ich in des Alten Hand. Tief in seiner Schuld: um die immer neuen Wünsche Verenas zu erfüllen, hatte ich wohl zehnmal mehr aus seiner schwarzen Truhe erkauft, als ich mit meinen Diensten bezahlt hatte.

„Euer Meister, sagt ihr!" nahm Bruder Lorenz wieder das Wort. „Hört nur erst, was der jetzt regierende Meister sagte; denn bei Meister Gottlieb vor allem ist der Wille und ist die Macht! ‚Ich denk grade umgekehrt,' sagte er, ‚ich preise unser Schicksal, daß wir diese Satzung haben; denn ohne die, wohin steuerten wir wohl? Nach der Art der Jugend grad auf den Magnetberg los, der aus unserm Schiff alle Nägel und Klammern herausrisse, und so führ es zu Grund! Wer noch nicht drei Jahre hier ist, der lerne noch ruhig die Weisheit unsrer Gesetze begreifen, eh er Gesetze geben will. Und wer noch nicht dreißig Jahre gezählt hat, der warte, bis sein Erfahrungsschatz sich ein wenig füllt und sein Blut sich ein wenig kühlt. Was du ältlich nennst, möcht ich weise nennen. Denn wenn zu wenig Freiheit kein Leben ist, so ist zu viel Freiheit der Tod!'"

„Ein alter Tor!" rief Bruder Achim, der von Wein und Empörung glühte. In ihm lehnte sich ein heftiger Ehrgeiz gegen diese Unmündigkeit auf; auch er war noch nicht drei Jahre hier. Alle stimmten ihm zu; alle waren hier oben noch „unmündig", so oder so. Sie fingen an zu lärmen. Bruder Lorenz hob die Hände und mahnte zur Ruhe.

„So sprach der weise Meister noch manches!" fuhr er fort; „und dann die beiden andern auch, beide ganz wie er. Alles, was ich entgegnete, alle meine Mahnungen, sich dem Strom des Lebens nicht in den Weg zu stellen, der Jugend freie Bahn zu geben, alles war umsonst. Sie gaben mir zu verstehen: ‚Warum trittst du für die Jugend auf gegen uns? Weil du selber herrschen willst!' — Ich sah sie an, diese Kaltgewordenen, diese in ihrem Dünkel erstarrten, von ihrer Gottähnlichkeit aufgeblähten, nur noch von ihrer Herrschaft lebenden, unheimlichen Geschöpfe; was seid ihr denn eigentlich? dachte ich. Seid ihr wirkliche, lebendige Menschen? Ich glaub's nicht! Böse Geister seid ihr, scheint mir, die sich gute nennen. Oder wenn ihr

vor Zeiten einmal Menschen wart, so geistert ihr nun so weiter, in der vierten Dimension — so heißt's ja hier — und habt nur noch eure Freude daran, über uns zu herrschen!"

„Sie sollen nicht mehr!" rief der vierte von uns Jüngeren; ich hab seinen Namen vergessen. „Du, du sollst unser Meister werden!"

„Ja, du, du!" riefen alle.

Der Alte verneigte sich: „Liebe Brüder, liebe Schwestern, habt meinen Herzensdank für die gute Meinung. Soweit sind wir freilich noch nicht! Aber vielleicht kommt der Tag, wo wir uns von diesen Herrschern befreien, wo eure frische Jugend zusammen mit den bessern der andern mich zum Meister wählt und zwei von den jungen dazu. Für jetzt — tun wir einstweilen den ersten Schlag! damit die alte Satzung fällt! Ihr habt Genossen geworben, ich auch; jeder von euch Brüdern, habt ihr mir gesagt, ist so und so vieler Gleichgesinnten sicher. Ich auch. Wenn wir übermorgen Abend wieder die alten Tonmeister und Dichter hören, an die wir verkauft sind, dann beginnen wir mit der Wiedergeburt!"

„Wie das, teurer Meister?" fragte Bruder Achim.

„Wir lassen erst singen und sagen; aber eh das letzte kommt, zieht sich ein Teil von uns — ein vorher bestimmter, auserlesener; ihr seid mit dabei! — unauffällig in den Vorsaal zurück. Die drei Meister entfernen sich zuerst, wie ihr wißt. Im Vorsaal werden sie umringt; die kräftige Jugend führt die guten Alten mit gelinder Gewalt hinaus in den Nebensaal, verschließt und bewacht sie dort. Dann tret ich auf die Bühne mit den Älteren, die ich gewonnen hab, und fordere die Gemeinde auf: Ändern wir die Satzung! sie ist überlebt, wir kranken an ihr! Jeder, den Gott hier oben leben und streben läßt, hab auch seine Stimme, sein Recht! — Und ihr alle ruft mir zu. Jeder hebt die Hände. Wir beschließen: so soll es sein! Und es ist beschlossen!"

„Die andern werden es dulden, glaubst du?" fragte einer der Brüder. „Werden ruhig schweigen?"

Der Alte lächelte, es war wohl sein dämonischestes Lächeln: „Wenn sie keine Meister haben? Daß die sie bei jedem Schritt führten, am Gängelband, daran sind sie gewöhnt wie an Tag und Nacht. Nimm den Bienen den Weisel weg! — Wir überraschen sie, mein junger Bruder. Und dann — wenn ich vor ihnen auf der Bühne stehe — ich bin auch noch einer!"

Er stand auf. Er reckte sich. Die lange Gestalt mit dem mächtigen Kopf, den scharfen Augen, hatte etwas Gebietendes.

Ein Glockenschlag ertönte. Es war der erste der drei mächtigen Schläge, die jeden Abend eine Viertelstunde vor zehn Uhr das Zeichen gaben: nun kommt die Ruhe der Nacht! Um zehn sollte jeder in seiner Zelle sein. Bruder Lorenz erhob sich; wir auch, um nach Haus zu gehen.

„Also morgen mehr davon," sagte er nur noch; „und übermorgen — die Überraschung. Wenn wir hernach die Meister wieder herauslassen, dann ist dieses erste geschehen! Sie werden ein sauersüßes Ja und Amen sagen, um nur nicht ganz weggefegt zu werden, um nur noch zu herrschen. Ihr lieben Brüder und Schwestern, Gott gebe euch eine gute Nacht!"

* * *

Übermorgen kam. Alles war bereit. Am Nachmittag, in der Zeit, die ich der Klosterbücherei zu widmen hatte — sie lag am großen Platz, zu ebener Erde — trat Bruder Gottlieb ein; er war tief ernst, beinahe finster. Eine Weile sagte er nichts; er sah die Wände an, darauf durchbohrte er mich mit einem langen Blick. Den hielt ich stand, so gut es ging. Mich empörte aber, daß der Blick kein Ende nahm. „Meister Gottlieb!" sagte ich endlich, „begehrst du ein Buch?"

„Ja," antwortete er, ohne daß seine Augen von mir ließen. „Die Gedichte Schillers."

Ich war froh, daß ich mich abwenden konnte, ich nahm sie von der Wand. Er blätterte in dem Buch und suchte. „Ja," sagte er dann, „ich hatte recht, da steht's. Im ‚Spaziergang' steht's."

„Was, Meister Gottlieb?"

„Die schöne Inschrift auf dem Denkmal der Spartaner, die bei den Thermopylen gegen die Perser gefallen waren. So hat Schiller sie übersetzt, hör zu:

> Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
> Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Er legte den Finger auf die Stelle. „Wie das Gesetz es befahl," wiederholte er; seine Augen ruhten auf mir. Weiter sprach er kein Wort. Es ließ das Buch auf den Tisch fallen und ging wieder hinaus.

Ich stand zuerst wie erstarrt. Eine Warnung! Das war gewiß. „Gehorch auch du dem Gesetz!" — Aber wie kam er dazu? Was wußte oder was ahnte er? — Oder war es nur der weise Mann, der ‚Herrschende', der mich wieder einmal wollte fühlen lassen, daß sein Geist über mir schwebte? — Ich trat in die offene Tür und sah ihm nach. Sein fester, aufrechter, ehrbar sicherer Gang — wie hatte ich mich früher daran gefreut; heut mißfiel er mir. Der ewig Grade, Weise, Unanfechtbare! Das „Musterbild"! Ich fühlte eine Art von Haß auf ihn; den Haß des Sünders gegen den Gerechten.

Dann schüttelte ich das alles ab; und der Abend kam. Wir saßen im Saalbau, die ganze Gemeinde, die Brüder rechts, die Schwestern links; auf der Bühne standen die drei Meister, zwischen ihnen Schwester Antonie mit dem Mann, dessen Werbung sie angenommen hatte, mit dem sie heut vermählt werden sollte. Es war ein Klosterbruder von mittleren Jahren, einer unserer Sänger. Antonie seine Braut, sein Weib! Mir war's wie ein Traum. Der dritte der Meister, der, den ich bei mir „Plato" nannte wegen der Ähnlichkeit, trat zwischen die Verlobten, hielt die Weiherede; ich hörte die klangvolle, für mein Ohr etwas zu feierliche Stimme, ich verstand aber fast kein Wort. Schmerzliche Gefühle durchwogten mich; auch bittere, häßliche. Kann sie den nun lieben? dacht ich. Hat sie mich nie geliebt? War es nur frommes Mitleid mit mir? schwesterliche Freundschaft? Es schien so viel mehr! so viel mehr! — Und ich? dacht ich dann. Meine Augen irrten nach links, dort sah ich Verena neben Leonore sitzen; sie grüßte mich mit einem stummen Blick. Es schien etwas Spöttisches darin aufzublinken; oder etwas Leicht-

fertiges. Mir mißfiel's; wie mir heut alles mißfiel. Und ich? fragte ich mich wieder. Hatte ich diese Antonie nicht von Herzen lieb? War mir nicht so wohl? in mir lauter Frieden? — Wie sitz ich hier nun. Ich lieb niemanden mehr. Nein, dich holden Engel nicht — und die andre nicht. Nein, auch Verena nicht! Es sind nur noch Stunden des Verlangens; das Herz, das ist ausgebrannt. Hassen kann ich sie, wenn sie so dasitzt neben dem Alten, dem Juwelenmann, seinen Plänen zustimmt, seinen heißen Augen zulächelt, ihn den ‚Meister' nennt . . .

Ja, mir war auch in diesem Augenblick, als haßt ich sie.

Der Meister hatte die Vermählung vollzogen, die Gemeinde sang ein Weihelied. Ich saß da und regte mich nicht, mir wollte kein Ton aus der Kehle. Endlich war auch das vorbei; sie kamen von der Bühne herunter, das Paar und die Meister, das Beglückwünschen begann. Auf einmal stand Bruder Achim vor mir, bleich und mit starker Erregung kämpfend. Er winkte mir, aus der Sitzreihe herauszutreten. Ich folgte ihm, den Saal hinab. „Weißt du," flüsterte er, „daß Bruder Lorenz verschwunden ist? Seit dem Nachmittag kann ihn niemand finden. Seine Zelle ist leer. Kein Lebenszeichen, keine Spur."

„Vielleicht ist er im Gotteshaus," sagte ich.

„Man hat ihn überall und auch dort gesucht. Ich war jetzt auf dem ganzen Berg herum. Er ist fort!"

„Er wird drinnen im Berg sein; auf einem seiner heimlichen Wege."

„Jetzt? da das Werk geschehen soll?"

„Vielleicht ein kleiner Unfall," murmelte ich, um ihm Mut zu machen; ich war selbst bestürzt. „Im Berg irgendwo ausgeglitten; was weiß ich; es gibt tausend Möglichkeiten. Er wird wiederkommen."

„Gut, hoffen wir, er wird wiederkommen. Aber was tun wir jetzt? Ohne ihn?"

„Nichts," sagte ich. „Was können wir tun? — Vertagen! Morgen und übermorgen ist auch noch ein Tag!"

Er nickte mir zu, obgleich noch immer sehr verstört. „Gehen wir auf unsere Plätze zurück," flüsterte ich noch, „um nicht aufzufallen." Er ging.

Ich ging langsam nach. Von hinten faßte mich jemand am Arm; ich wandte mich und sah einen der älteren Brüder vor mir stehen, den ich wenig kannte. Er winkte mir geheimnisvoll. Einer von denen, die Bruder Lorenz gewonnen hat! dachte ich. Mit sehr leiser Stimme bat er mich, ihm hinaus zu folgen; es sei wichtig, dringend. Ich folgte ihm stumm.

Wir kamen in den Vorsaal; „bitte, dort hinein!" sagte er, nach links auf den Nebensaal deutend. „Dort ist man jetzt ungestört!" Ich nickte, ging hin und öffnete die Tür. Der andere, hinter mir, drängte mich vor, die Tür fiel zu. Ich sah zu meiner höchsten Überraschung die drei Meister vor mir, hinter einem langen Tisch. Rechts und links von mir sah ich je zwei Klosterbrüder, kräftige Gestalten. Sie bewachten offenbar die Tür — oder mich.

„Tritt näher, Bruder Walter," sagte Meister „Lessing". „Wir haben eine Frage an dich. Einer von den Brüdern, dem du besonders nahe stehst, ist heut — verschwunden: der Bruder Lorenz. Wir wissen nun, was er wollte: sich

auflehnen gegen das Gesetz. Aber wie? Das wissen wir nicht. Du warst einer seiner — Treuesten, Anhänglichsten all diese letzte Zeit. Was hat er gewollt?"

Ich schwieg. Ich sag's euch nicht für eine Welt! dachte ich bei mir.

„Bruder!" begann nun Meister Gottliebs tiefe, menschenfreundliche Stimme; es war ein letzter Klang von Liebe und Wehmut darin, der mich einen Augenblick erschütterte. „Du bist noch hier. Du hast also noch eine Frist. Wenn du mitschuldig bist — oder werden wolltest — du kannst es noch durch Reue und durch Rückkehr sühnen."

„Darum sag uns," rief der dritte Meister, „was geschehen sollte! Und kehr, eh's zu spät ist, auf deinen guten Weg zurück!"

Diese Stimme reizte mich. Ich ward wieder Stein; ich fühlt es. „Wofür haltet ihr mich?" antwortete ich. „Und wenn ich etwas wüßte, denkt ihr, das sag ich euch? Zum Verräter werden? — Ich weiß nichts —"

„Du weißt!"

„Nun, dann hol mir's aus der Seele heraus. Über meine Lippen kommt's nicht. Lieber will ich hier auf der Stelle sterben, als Verräter heißen!"

„Unsinniger!" sprach nun Meister Gottlieb wieder. „Vom Sterben ist nicht die Rede, sondern von deinem Seelenheil. Willst du so verschwinden, wie der andere verschwunden ist? Kannst du deinen Trotz nicht beugen, um dich noch zu retten?"

Mich zu retten? Das Wort empörte all meinen Trotz. Sie kamen mir vor wie die drei Richter in der Unterwelt. Alles Blut stieg mir ins Gesicht. „Wer seid ihr?" rief ich aus. „Was wollt ihr? — Verschwunden! Ihr habt ihn verschwinden lassen. In irgend ein Verlies habt ihr ihn geworfen — weil er zu groß ward neben euch. Werft auch mich hinein! Laßt mich auch verschwinden! Ich hab keine Furcht. Aber Stolz, Ehre, Gewissen hab ich. Ein Verräter — nie!"

„Bruder!" sagte Meister Gottlieb noch einmal. „Bruder! Bruder!" Ich hör es noch.

Aber meine Seele war wild und wund. „Bruder? — Euer Knecht soll ich sein. Wir alle sollen eure Knechte sein. Herrschen wollt ihr; und wer euch nicht gehorcht, der verschwindet! Ich beug mich aber eurem Willen nicht. Eurer Satzung gehorch ich nicht; eure —"

* * *

Ich machte die Augen auf. Ich sah in helles und tieferes Grau hinein. Eine Zeit lang dacht ich noch nichts; dann: wo bin ich denn? Endlich wendete ich den Kopf. Nun sah ich, daß ich auf der Erde lag, gegen eine niedrige Mauer. Der Kopf tat mir weh; hatte er sich an dieser Mauer gestoßen? Allmählich begriff ich, wo ich war: auf dem Damm, neben dem der Eisack floß. Warum lag ich denn? War ich ohnmächtig geworden und hingefallen?

Und was hatte ich denn alles geträumt? Lange, wunderbare, zuletzt wilde Träume . . .

Ich richtete mich auf. Nebel um mich her; nur hier und da etwas Körperhaftes, Bäume, strömendes Wasser, ein Haus. Jetzt dämmerte ein Berg aus

dem Grau hervor, wie durch einen Schleier hindurch; Mauern, Türme erschienen auf ihm. Sigmundskron! Nun erkannt ich die schöne Burg.

War ich nicht da oben gewesen? Wochen, Monde lang? Aber wie in einer anderen Welt? Kein Traum . . .

Auf einmal — o welch ein Schmerz! — verstand ich, was mir geschehen war. „Verschwunden!" Nicht in ein Verlies, nach der Meister Willen, wie ich in meiner wütenden Blindheit gemeint; nein, aus dieser anderen Welt auf die Erde zurück — nach Gottes Willen. Nun hörte ich erst das Wort im Geist: „Das ist Gottes Sache." Das Wort, das ich damals nur mit dem Ohr vernahm, als Bruder Gottlieb es sprach: „Wer sich gegen alle drei Gebote vergeht, mit dem ist's aus. Der verschwindet. — Wie denn? — Das ist Gottes Sache."

So war Bruder Lorenz verschwunden, als sein Maß erfüllt war. Und die Meister erkannten daran, daß er auch gegen das dritte Gebot gesündigt hatte: sich beugen unter das Gesetz!

Und dann füllte auch ich das Maß meiner Schuld. — O Schwachheit! Schwachheit! — —

Von einem Fruchtbaum unter dem Damm kam die erste Stimme des Lebens in der tiefen Stille: eine Drossel sang. So hatte ich's oft da oben gehört, im Hain, auf der Mauer. Ich horchte; mir schwoll das Herz. Mir war, als sänge der Vogel für mich; als verstünd ich ihn: „O du! O du! O du Menschenkind! Was hast du verloren! Wo ist es hin? Wo ist es hin? Warst auf dem Weg zu Gott. Verschwunden! Verschwunden! — O du!"

Ich setzte mich auf die niedrige Mauer, stützte den Kopf in die Hände. Ich mußte bitterlich weinen.

Der amerikanische Charakter.

Von

Wilhelm von Polenz.

Von den vielen merkwürdigen Überraschungen der Neuen Welt ist diese wohl die merkwürdigste, daß jeder, der mit Entdeckerabsichten hingeht, Amerika noch einmal entdecken kann. Ein Recht, über Amerika zu schreiben, hat nur der verwirkt, dem die gewaltigen Eindrücke in jenem Wunderlande den kritischen Sinn umnebelt haben. Ich habe gefunden, daß man sein Deutschtum nirgends stolzer empfindet als auf Reisen, aber ich meine auch, daß unser Blick für die Schwächen deutschen Wesens sich nirgends mehr schärft, als wenn wir Gelegenheit haben, uns mit einer anderen großen Nation zu vergleichen.

Es ist Mode geworden, amerikanische Einrichtungen zu bewundern und uns als nachahmenswert vorzuhalten. Aber es wäre das Unsinnigste, was wir tun könnten, wollten wir amerikanisches Wesen gedankenlos bei uns einführen. Daß jenseits des Ozeans in einem jungen Volke mit einer demokratischen Verfassung freiere Sitten und zeitgemäßere Einrichtungen entstehen konnten als in dem beengten Europa, ist klar. Von Europa verlangen, daß es sich amerikanisieren solle, ist ebenso verkehrt, wie den Amerikanern Rückkehr zu unseren Anschauungen zuzumuten. Jede Art hat ihre Berechtigung, wenn sie nur organisch entstanden ist. Etwas anderes ist es, in einer fremden Volksindividualität wehrlos aufgehen, wie es der Deutsche zu seinem Schaden oft genug getan; ein anderes, versuchen, fremdem Wesen liebevoll gerecht zu werden. Grenzenlose Bewunderung ist gerade Amerika gegenüber durchaus nicht am Platze. Den „unbegrenzten Möglichkeiten" möchte ich das deutsche Wahrwort entgegensetzen: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Was Amerika für uns werden mag in der Zukunft, wird in erster Linie von uns selbst abhängen. Sollten die beiden großen Nationen wirklich dazu ausersehen sein, einander zu bekämpfen, so würde es erst recht wichtig sein für uns, den Gegner zu kennen. Unterschätzung wäre noch schlimmer im Kampfesfalle als Überschätzung. Aber ich hoffe mit vielen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans, daß die Zukunft nur friedlichen Wettbewerb um die Palme hoher Kultur zwischen den stammverwandten Völkern bringen möge.

Keine außereuropäische Nation ist in der letzten Zeit so in den Vordergrund getreten auf allen Gebieten menschlicher Betätigung wie die amerikanische. Mit keinem Lande der Erde haben wir seit der Einigung des Reiches stärkere Fäden des äußeren Verkehrs angeknüpft als mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Es gibt nicht zwei Völker auf dem ganzen Erdenrund, die so viel von einander lernen könnten wie das amerikanische und das deutsche, und es gibt keine zwei Völker, die vorläufig sich so wenig im innersten Kern ihres Wesens verstehen wie gerade diese beiden. Riesenhaft ist der Verkehr, den alljährlich die Schiffahrtsgesellschaften von Wasserkante zu Wasserkante vermitteln. Die Leiber der beiden Völker berühren sich trotz des Ozeans, aber die Seelen haben einander noch nicht gefunden. Daß für die Zukunft diese höchst erwünschte Vermählung herbeigeführt werde, sollen diese Zeilen fördern helfen.

Niemand wird seine Väter abschütteln; der Yankee kann seine europäische Kindheit nicht verleugnen. Die besten Eigenschaften des amerikanischen Volkes sind in den Eichenwäldern Deutschlands, auf den Marschen Holsteins, in den Dörfern Englands und Irlands, in der Einöde des schottischen Hochlands erwachsen. Aber erst der vierhundertjährige Kampf mit der Natur, die großartigste aller Völkerwanderungen, die Besiedelung Amerikas von Ozean zu Ozean, haben dem Volkscharakter die besondere Prägung gegeben. Es ist in der Neuen Welt genau wie in der Alten: auf der breiten Basis des Grund und Bodens ruht die menschliche Gesellschaft. Im platten Lande wächst die gesunde Volkskraft, das Dorf ist die Kinderstube jeder Rasse. Auch die Amerikaner waren ursprünglich ein Volk von Ackerbauern und Pflanzern, ehe sie zu Kaufleuten, Industriellen und Bankiers wurden. Jetzt freilich wohnt der größte Teil von ihnen in Städten. Das Stadtleben hat seinen nivellierenden, die Züge des Stammes wie der Einzelpersönlichkeit verwischenden Einfluß auch auf das Volk von Nordamerika ausgeübt.

Gleichmachend hat aber vor allem auch die Verfassung gewirkt, die sich dieses Land gegeben hat. Die Konstitution von 1787 war ein weitspannendes Dach, unter dem die Vereinigten Staaten wie Zimmer von verschiedener Größe eingebaut sind. Der Bundesgedanke hat den Partikularismus der Einzelteile, der im Anfang groß war, allmählich besiegt. In erster Linie fühlt sich heute der Yankee als Bürger Großamerikas, wenn er auch auf seine Herkunft von Kentucky, Ohio, Pennsylvanien noch so stolz, oder von den Vorzügen New Yorks, der Empire-city, oder ihrer jungen Rivalin Chicago noch so tief überzeugt sein mag. Die englische Sprache hat einer aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Menge das gemeinsame Verständigungsmittel gegeben. Und schließlich haben die Eisenbahnen, deren Bedeutung für Nordamerika kaum überschätzt werden kann, die einzelnen Teile des Riesenlandes einander nahe gebracht und das Volk vollends zur Einheit zusammengeschweißt.

Das Resultat ist, daß, wo immer man jetzt in Nordamerika reisen mag, ob in den Neuenglandstaaten mit ihrer verhältnismäßig alten Kultur, ob im Süden, dem erst vor knapp vierzig Jahren der Zentralgewalt unterworfenen, ob in den ehemals französischen oder spanisch-mexikanischen Gebieten, ob in

den Teilen, wo die Neger vorwiegen, ob in den Strichen, die durch deutschen Fleiß besiedelt sind — daß man sich doch überall in Amerika fühlt und den Gedanken sehr bald fahren läßt, dieses Gebilde könne sich jemals wieder in seine Teile auflösen. Im Gegenteil: wenn nicht alles trügt, werden die Vereinigten Staaten ihre erstaunliche Fähigkeit, sich Fremdkörper zu assimilieren, auch auf Kanada, das sie jetzt schon umspannen, und auf Mexiko, in dem sie wirtschaftlich längst herrschen, ja, auf die ganze umgebende Inselwelt ausdehnen. Denn es scheint die Mission dieser Nation zu sein, ein Staatsgebilde zu schaffen, das im Gegensatz zur Alten Welt mit dem Kontinent zusammenfällt.

Die amerikanische Gesellschaft ist bereits jetzt von der europäischen stark verschieden. Die Tendenz geht dahin, die Ähnlichkeiten, die sie vor allem mit der englischen besaß, verschwinden zu lassen und die Besonderheiten immer stärker herauszutreiben. Das Volk der Vereinigten Staaten ist äußerlich vollständig amerikanisiert, obgleich die Zahl derer, deren Großeltern oder gar Urgroßeltern in Amerika geboren, eine kleine sein dürfte. Die Zuwanderung Fremder wird relativ bedeutungsloser, je schneller das ganze Volk wächst. Gemeinsame geschichtliche Erlebnisse, gemeinsame wirtschaftliche Interessen führen die Bürger immer näher zueinander. Ein übriges tun die Zeitungen, die allen den gleichen Unterhaltungsstoff zuführen und ähnliche Lebensauffassung weithin verbreiten, mag auch die Parteiansicht verschieden sein. Der gleichartige Jugendunterricht in den Public schools macht die Söhne und Töchter des ganzen Landes immer mehr zu echten Yankees. Die Jugend lernt auf der Schule fast nur die Geschichte des eigenen Landes kennen. Begriffe wie klassisches Altertum oder Mittelalter lassen den jungen Amerikaner, wenn er überhaupt damit in Berührung kommt, kalt. Auch die Tatsache, daß ein großer Teil des Volkes drüben ohne schulmäßige Bibelkunde aufwächst, muß mit der Zeit uns gegenüber trennend wirken. Eine neue Ethik bildet sich und veränderte Auffassungen von Pflicht und Schicklichkeit. Die Stellung, welche die öffentliche Meinung zur politischen Korruption einnimmt und zu dem in Amerika so weit verbreiteten System des laissez-faire, beweist das. Über Geld und Gelderwerb denkt der Amerikaner ganz anders als wir. Die Frau ist freier und selbständiger in Haus wie Öffentlichkeit. In der Kindererziehung herrschen laxere Prinzipien als bei uns. Der Arbeiter, der Farmer können mit den gleichen Ständen in Europa gar nicht verglichen werden. Unter den Männern der guten Gesellschaft bildet sich ein ganz neuer Typus heran, der der spezifisch amerikanische zu werden verspricht. Während nämlich für das Preußen einer bestimmten Periode der Offizier das tonangebende Vorbild darstellte, während England im Gentleman sein gesellschaftliches Ideal ausgebildet hat, ist in Amerika ein Typus in der Entwicklung begriffen, der mit dem Gentleman wohl verwandt erscheint, der aber seine Herkunft aus einer minder aristokratischen, mehr dem Geschäft zugewandten Welt nicht verleugnen kann: den „captain of industry“, den „smartman“ möchte man ihn taufen.

Die Absonderung der amerikanischen Gesellschaft wird immer ausgesprochener werden, je mehr der Westen in den Vordergrund kommt und der Süden erstarkt. Der Westen mit seinen noch ungehobenen Schätzen, die weit edler und kostbarer sind als alle kalifornischen Goldfunde, gravitiert nach Asien. Der Süden, der nur allmählich das im Sezessionskrieg verlorene soziale Gleichgewicht wiederfinden kann, weist nach Südamerika. Der Einfluß der halb europäischen Neuenglandstaaten aber muß schwächer und schwächer werden, je mehr das übrige Land zum Bewußtsein seiner Kräfte kommt. Jetzt sitzt noch die Geldmacht und die Oberkontrolle des zentralisierten Geschäftlebens in Wallstreet, und die feinste Geisteskultur blüht in Boston. Aber schon zieht Chicago Kapital und Geschäft des mittleren Westens in bedrohlicher Weise an sich. Im äußersten Westen an der pacifischen Küste aber wird in der kalifornischen Staatsuniversität von Berkeley und in Leland Stanford University trotz Harvard und Yale geistiges Leben gepflegt. Charakteristisch ist auch, daß man es bereits wagen darf, in St. Louis, recht in der Mitte des Kontinents, die nächste Weltausstellung zu veranstalten. Je mehr aber das wirtschaftliche und kulturelle Schwergewicht von der Ostküste nach der Mitte und gar nach dem Westen rückt, desto nachhaltiger macht sich die Nation von europäischen Einflüssen frei.

Daß das Volk von Nordamerika, jung, wie es ist, sich eine absonderliche, ihm allein eigene Weltanschauung ausgebildet hat, ist nicht zu verwundern; Weltanschauung bildet sich beim Individuum wie bei Klassen und Völkern durch Erlebnisse. Die Nation hat ihre Lehr- und Wanderjahre durchgemacht. Sie war mündig in dem Augenblicke, als sie vom Westen dauernd Besitz ergriffen hatte. Erstaunlicher ist es vielleicht, daß in diesem buntscheckigen Konglomerat von Rassen und Nationalitäten sich etwas entwickeln konnte, was ich das rein amerikanische Temperament nennen möchte.

Es ist in erster Linie sanguinisch, aber in anderer Art als das gallische Temperament. Der Franzose ist bei aller Lebhaftigkeit Pessimist, der Yankee Optimist. Auch die Slaven sind ja sanguinisch veranlagt, aber ihre Flamme gleicht dem Strohfeuer; sie fallen aus leichtbewegtem Enthusiasmus schnell in melancholische Apathie zurück. Beim Amerikaner balancieren sich schnelle Begeisterungsfähigkeit und ausdauernde Tatkraft in glücklichster Weise.

Mit einem einzigen Beiwort ist das amerikanische Temperament kaum anzudeuten, geschweige denn zu umschreiben. Wie der Landschaft Nordamerikas an vielen Stellen, wie dem Klima, so ist auch dem Charakter der Menschen in jenem Lande etwas Sprunghaftes, Groteskes, manchmal Gewaltsames und Brutales eigen. Den für seine Geduld berühmten Yankee kann gelegentlich Berserkerwut erfassen, und die Nüchternheit des öffentlichen Lebens schlägt drüben, wenn die nationale Eitelkeit verletzt wird, in Hysterie um.

Will man amerikanische und deutsche Gemütsart vergleichen, so kann man dem Deutschen den Ruhm größerer Originalität und Tiefe zugestehen, dem Yankee muß man Beweglichkeit und Vielseitigkeit lassen.

Am liebenswürdigsten äußert sich das amerikanische Temperament im Humor. Er tritt viel mehr in der Öffentlichkeit zu Tage als bei uns, wo er

am schönsten ist, wenn er das Familienleben durchwärmt, und am aufdringlichsten, wenn er sich am Stammtisch breit macht. In Amerika tritt er kecker auf und gewinnt durch Selbstbewußtsein, was er an Intimität verliert. Er ist die Würze der Zeitungen. Dem Politiker darf er nicht fehlen, wenn er, wie sie drüben sagen, „magnetic“ sein soll. Bei Bankettreden und Vorträgen wird er mehr als Gründlichkeit vom Redner angestrebt. Selbst der Geistliche, der seine Kirche füllen will, wird mit ihm liebäugeln.

Der amerikanische Humor ist minder fein und sinnig als der deutsche oder der englische. Er ist nicht grimmig wie der von Dickens, nicht empfindsam wie der Jean Pauls. Er hat selten jene geheime Verwandtschaft mit dem Tragischen, welche bei Reuter, Keller, Raabe das Auge mit Tränen füllt, während der Mund lacht. Er übertreibt lieber und zieht ins Lächerliche, statt zu versöhnen und zu trösten. Der Tiefsinn im Unsinn, für den Busch das ewig klassische Beispiel bleiben wird, ist ihm fremd. Er ist gutmütig, von schnellem Blick für klar zu Tage liegende Widersprüche, nicht tief, manchmal etwas pointelos, aber auch frei von Frivolität. Mark Twain und der Karikaturenzeichner Gibson sind gute Repräsentanten.

Der Deutsche, der Amerika nicht aus eigener Anschauung kennt, und der sich kein Urteil über die Amerikaner aus dem bildet, was die Zeitungen über Lynchjustiz, Streiks, Raubzüge der Multimillionäre, Korruption der städtischen Verwaltung, Exzentrizität des smart set Skandalöses zu berichten wissen, wird kaum geneigt sein, zu glauben, daß hervorstechende Züge im amerikanischen Volkscharakter Ritterlichkeit und Großmut sind. Man denkt sich den Yankee nur allzu gern als kalten, berechnenden Nur-Geschäftsmann, als rücksichtslos brutalen Egoisten, dem jede edlere Regung des Gemüts fremd bleibt, weil sie ihn bei seiner wichtigsten Beschäftigung, der Dollarjagd, stören könnte. In Wahrheit ist diesem Volke eine Begeisterungsfähigkeit, eine Hoffnungsfreudigkeit eigen, die näher kennen zu lernen ich vielen unserer Pessimisten, Nörgler und Neidhämmel zur Korrektur ihres verkrüppelten Gemüts dringend empfehlen möchte.

Wir pflegen es rühmend als eine Tugend hervorzuheben, wenn jemand sein Vaterland liebt. Dem Amerikaner ist der Patriotismus selbstverständlich. Eine Partei, die nicht als ersten Grundsatz in ihrem Programm den Bestand des Vaterlandes hätte, wäre drüben von vornherein unmöglich; Liebäugeln mit internationalen Gewalten würde als Landesverrat gelten. Der amerikanische Patriotismus erstreckt sich auf alles, auf die Gesetze, die Einrichtungen, selbst auf die anerkannten Mängel des Landes. „Amerikanisch, folglich gut!“ ist das Argument. Der Yankee ist Patriot im Schlafen und Wachen, beim Essen und Trinken, in jeder Lebenslage. Der erste Schrei des Neugeborenen ist bereits ein Triumphgesang auf Amerika. Ich machte die Überfahrt mit einem hochbetagten Mann, der zehn Jahre lang bei seinen Kindern in Deutschland gelebt hatte; trotz schwersten Leidens kehrte er nach New York zurück aus dem einen, offen geäußerten Verlangen: in Amerika zu sterben.

Den Amerikaner, der eine Zeitlang in der Fremde gelebt hat, packt es plötzlich mit unerhörter Sehnsucht; das ist nicht das stille, zehrende Heimweh

des Schweizers, sondern ein bewußtes Aufbäumen der ganzen Person gegen die Fremde. „Amerika ist das einzige Land der Welt, wo man leben kann," ist die naive Anschauung des echten Yankee. Man muß nur gesehen haben, wie gleichsam mit Zaubergewalt das Bewußtsein, sich der Heimat zu nähern, auf diese Leute wirkt, wie, je näher sie dem Ufer kommen, sie stärker und stärker unter den Bann des großen Landes geraten, bis schließlich, wenn am Horizont die ersten Häuserreihen von Jersey City und Hoboken, die Silhouette der Freiheitsstatue und die edle Linie der Brooklyn-Brücke auftauchen, der Jubel keine Grenzen kennt. Das ist mehr als prahlende Großtuerei. Es kommt da bei den kühlen Verstandesmenschen eine Glut des Gefühls, ein Hingeben des ganzen Menschen an eine Idee, eine Dankbarkeit und innige Kindesliebe für die allnährende Mutter: Amerika, zum elementaren Ausbruch, die unser angeblich gemütvolles und gefühlstiefes Volk in seiner temperamentlosen Zurückhaltung dem Vaterlande gegenüber gewaltig beschämt.

Dieser Patriotismus bleibt jedoch nicht in äußerlicher Begeisterung bei Ovationen und Demonstrationen stecken, er ist mehr als Hurrapatriotismus; er hat sich glänzend bewährt in schwerer Zeit, als Opfermut. Der Sezessionskrieg ist so außerordentlich in seiner Art, weil er ein Kampf war für Prinzipien und Ideale, nicht ein Rache- und Beutekrieg. Seine Dauer und Heftigkeit forderte von beiden Seiten Opfer und Ausdauer sondergleichen. Und seine Folgen: dauernde Versöhnung der erbittertsten Feinde, die sich nach dem Kriege näher standen als vorher, seltene Großmut auf seiten des Siegers und ungewöhnliche Selbstüberwindung von seiten des Besiegten.

Wir werden uns eben daran gewöhnen müssen, dem Yankee eine gewisse Ritterlichkeit zuzugestehen, wenn uns auch nicht alles, was er tut, schreibt und sagt, vornehm und selbstlos anmutet. Seine Ritterlichkeit zeigt sich in glänzendster Weise den Frauen gegenüber. Sie hat nichts gemein mit jener ekstatischen Verhimmelung des Weibes, in der sich die späteren Minnesänger mit unseren dekadenten Literaturjüngelchen treffen, auch nicht mit der hysterischen Verzückung der modernen Franzosen. Vor den Torheiten des Feminismus schützt den Amerikaner das Selbstbewußtsein der männlichen angelsächsischen Rasse. Er läßt die Frau auf dem Gebiete herrschen, das ihr zukommt: dem der Sitte. Er behandelt sie weder als Engel noch als Haustier — zwischen diesen beiden Polen schwankte die Stellung der Frau bei uns bis vor kurzem —, sondern als ein nur körperlich schwächeres, seelisch aber reiner und feiner veranlagtes, auf alle Fälle gleichwertiges Wesen, das zu schützen, wo es nötig, erste Pflicht des Mannes ist. Das kommt nicht nur in der Gesetzgebung zum Ausdruck, die in vielen Staaten Ungebühr gegen Frauen mit den schärfsten Strafen bedroht — das tritt in dem Benehmen des einfachsten Mannes in schöner Weise zu Tage. Das Haranguieren schutzloser Frauen auf der Straße, wie es sich bei uns mit der Selbstachtung sogenannter anständiger Herren durchaus verträgt, kann Lynchgerichte zur Folge haben, welche unartigen Männern den Mut zu solchen Flegeleien für immer verderben. Überhaupt besitzen die Massen drüben ein feineres Gefühl für Schicklichkeit, einen höher entwickelten Sinn für Gerechtigkeit als bei uns. Man kann es zum Beispiel im Theater erleben,

daß vom Publikum stark Partei genommen wird für das Gute gegen das Schlechte, Niedrige, Gemeine. Beifalls- und Mißfallensbezeugungen, spontan geäußert, beweisen, wie sich die Zuschauer mit dem, was sie für recht und billig halten, identifizieren. Keinen stärkeren Trumpf kann der Dichter ausspielen, als wenn er an den Edelmut seiner Landsleute appelliert.

Gegen Schwache, Kranke, Unmündige ist der Amerikaner voll hilfsbereiten Mitleidens. Nirgends stehen die Krankenhäuser, Irrenanstalten, Asyle für vernachlässigte Kinder, Blinden- und Taubstummenanstalten und Altersheime auf so hoher Stufe und sind so leicht zugänglich wie in den Vereinigten Staaten. Nirgends ist die Wohltätigkeit so groß und frei und weitherzig. Sie verlangt keinerlei Zerknirschung und Tugendheuchelei, womit sie bei uns gelegentlich ihre gute Wirkung aufhebt. Sie ist auch nicht ans Konfessionelle gebunden; oft unterhalten verschiedene Denominationen dieselbe Anstalt.

Der Amerikaner vergibt gern und schnell; für das Grollen und Nachtragen, das Ballen der Faust in der Tasche hat er kein Talent. Das hat sich nach allen Kriegen, die dieses Volk geführt, gezeigt. Das Vergeben- und Vergessenkönnen drückt sich auch in der Strafrechtspflege aus. Die Justiz, die im übrigen in Amerika durchaus nicht ideal gehandhabt wird, zeigt wenigstens menschlich schöne Seiten beim Strafvollzug, der nicht vom Geiste der Rache, sondern dem der sorgenden Liebe durchdrungen ist. Der Jugend gegenüber werden vorbeugende Mittel angewandt, in den sogenannten Schools of reform, wo man gefährdete Kinder beiderlei Geschlechts für das bürgerliche Leben ausbildet. Für Erwachsene dagegen gibt es in einzelnen Staaten die Reformatories. Hier werden bedingt Verurteilte aufgenommen. Man strebt in ihrer Behandlung vor allem Weckung des Ehrgefühls und Erhaltung aller besseren Triebe an. Nach einiger Zeit guter Führung werden die Korrektionäre entlassen, bleiben aber in Kontrolle der Anstalt. In diesen Instituten, soweit ich sie gesehen, herrschte wahrhaft humaner Geist.

Dem Yankee kann man viele üble Eigenschaften mit einem gewissen Scheine von Recht vorwerfen, nur nicht Kleinlichkeit oder Geiz. Daß seine Vorzüge ebenso wie seine Fehler ins Große gehen, zeigt sich auch in seinem Verhältnisse zum Gelde. Nirgends werden gigantische Vermögen unter so rücksichtsloser Ausnutzung aller Erwerbsmöglichkeiten gewonnen wie in Amerika, nirgends aber wird auch von derselben Hand, die hier Milliarden aufhäuft, die Million mit solcher Freigebigkeit wieder herausgegeben wie in dem Lande der Bibliotheksgründungen und Universitätsstiftungen durch Privatleute. Mancherlei Fluch mag am amerikanischen Dollar kleben, — zur schmutzigen Knauserei hat er seinen Anbeter nicht gebracht. Den Yankee leitet bei seinen Spekulationen viel weniger die Gier nach Mammon!; der Erwerb nimmt bei ihm mehr den Charakter des Sports an. Sein reger, energischer Geist will unausgesetzt wagen und wetten, das Glück versuchen. Ans Sparen und Haushalten denkt er dabei selten. Die Erben kümmern ihn verhältnismäßig wenig. Durch eine großartige Stiftung für die Armen oder für Bildungszwecke, meint so mancher Multimillionär könne er seine Persönlichkeit dauernder über das Grab hinaus verlängern und sein Gedächtnis unsterblich machen als durch den alltäglichen Erbgang an

Kinder und Kindeskinder. Manche Väter drüben halten es auch für richtiger, den Söhnen kein großes Vermögen zu geben, damit ihnen nicht der Ansporn zum Selbstverdienen genommen werde.

Viele sympathische Züge des amerikanischen Charakters sind ja zu erklären aus der Wohlhabenheit des Landes. Wirklicher Pauperismus ist nur in den Armenvierteln einiger großen Städte zu finden. Wer gesund und im Besitze seiner geistigen Kräfte ist, braucht nicht arm zu sein. Die tiefe Tragik unseres Offiziers- und Beamtenproletariats, das gezwungen ist, um der Standessitte willen Geld auszugeben, ohne die Möglichkeit, entsprechend zu verdienen, kennt man drüben in keinem Stande.

Die Abwesenheit jeder Rangunterschiede und damit des Kastengeistes hat in der Union zu jener menschlich schönen Kameradschaftlichkeit geführt, jenem freier Sichgeben und Gewähren-lassen, jener franken Offenheit, jener Hilfsbereitschaft und Gastlichkeit, die den Amerikaner so angenehm von seinem steifzugeknöpften englischen Vetter unterscheidet.

Daß diese Tugenden nicht überall gleichmäßig vorhanden sind, kann nicht wundernehmen bei einer Nation, die zunächst einmal gegen zehn Millionen Mitglieder nichtkaukasischer Rasse beherbergt, in einem Lande, das im Westen und Süden auf der Ranch, im mining-camp und in den Urwaldhütten noch ein gut Teil Nomadentum und Hinterwäldlerei aufweist. Und was ein aus Börsianern, Sportsleuten, Lebemännern und Modeschönheiten zusammengesetzter, als Newport-Set berüchtigter Kreis an törichten Extravaganzen begeht, ist belanglos. Diese Rotte ist international. Was will jene Handvoll halbverrückter Menschen bedeuten in einem Achtzig-Millionen-Volke, das im ganzen und großen gesund, tüchtig und ehrenhaft ist.

Angenehm muß jedem, der in Nordamerika reist, auffallen, wie wenig Betrunkenheit man sieht. Das Temperenzlertum hat ja viele lächerliche Seiten, aber es liegt doch etwas Großes darin, wenn ganze Staaten, Stände und Parteien sich aufraffen, um dem populärsten aller Laster entgegenzutreten. Ein besserer Beweis noch dafür, wie man drüben Selbstzucht zu üben versteht, scheint mir in der Beobachtung gegeben, daß man selbst in intimer Männergesellschaft niemals ein häßliches Wort über Frauen zu hören bekommt. Zoten sind mir drüben nur von solchen aufgetischt worden, die noch nicht lange im Lande waren. Ich meine, daß deutsche Männer auf keinem Gebiete mehr an sich zu arbeiten hätten als auf diesem. Der Unterschied der Auffassung wird hier schon in der Erziehung gelegt. Der deutsche Jüngling der Mittelstände bezieht seinen gesellschaftlichen Schliff am Biertisch. Der junge Amerikaner wird mit Mädchen gemeinsam erzogen von Damen. Daß er dadurch Feminist würde, hat noch niemand behauptet, der ihn beim Spiel und Sport gesehen hat, wohl aber eignet er sich im frühen Verkehr mit dem anderen Geschlecht Gewandtheit und weltmännisches Wesen an, die ihm später im Geschäftsleben, in der Politik und im Salon von hohem Nutzen sind.

Im Widerspruch dazu scheinen allerdings einige Angewohnheiten der Yankees zu stehen, die jeder kennen wird, der jemals den Fuß auf das Trottoir einer amerikanischen Stadt gesetzt hat; ich meine das Kauen und Spucken. Auch die Art

und Weise, wie die Männer drüben beim Sitzen ihre Beine unterzubringen pflegen, kann weder ästhetisch noch manierlich genannt werden. Doch werden diese schlechten Angewohnheiten, denen vor allem der Westen frönt, auch drüben von den besseren Leuten verdammt, und in Städten von älterer Kultur, wie Washington, Albany, Boston, bemerkt man sie kaum noch.

Manche Eigentümlichkeiten und Gaben sind den Völkern so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man sie der Menge gleichsam am Gesichte ablesen kann. Wer in Amerika die Physiognomien studiert an Orten, wo viele Menschen zusammenkommen, auf der Straße, in der Lesehalle, bei Volksversammlungen, den wird bei den echten Yankees als gemeinsames Rassezeichen überraschen: die Energie, die aus aller Zügen leuchtet, das rüstige Vorwärtsstreben in knappen Bewegungen, die glückliche Zuversicht des Gelingens. Unsere Leute, besonders die auf dem Lande oder in den Industriebezirken, tragen viel eher einen verdrossenen Zug geheimer Verbitterung zur Schau, als schritten sie unter einer unsichtbaren Last einher, verrichteten Sisyphusarbeit, von deren Vergeblichkeit sie innerlich überzeugt erscheinen. Die Amerikaner marschieren wie junge Soldaten kühn in die Zukunft hinein, die ihnen kraft ihres Siegenwollens gehören muß.

Verwandt mit diesem Optimismus ist eine Eigenschaft des Amerikaners, die je nach dem Fall schlecht oder gut genannt werden muß: seine Wagehalsigkeit. Sie entspringt eben jener kecken Zuversichtlichkeit, die sich ein Volk angeeignet hat, dem alles bisher geglückt ist. Sie ist auch verwandt mit dem Fatalismus, den Menschen ganz natürlich besitzen, die in einer Umgebung von riesenhaften Dimensionen, in einer Bevölkerung leben, welche jährlich um Millionen wächst, — Verhältnisse, in denen sich der einzelne täglich von der Belanglosigkeit seines Lebens überzeugen kann. Die Waghalsigkeit hat aber zum Gegengewicht die Geistesgegenwart. In der Selbsthilfe zeigt sich der Yankee am genialsten. Über nichts staunt man mehr, wenn man aus der Bevormundung unserer Öffentlichkeit hinüberkommt in das Land scheinbarer Schrankenlosigkeit, als über die leichte und glückliche Art, wie sich dieses Volk selbst regiert. Eine Ansammlung von Menschen, nach Hunderttausenden zählend. Kein Policeman zu sehen. Wie von einem inneren Gesetz getrieben, strömt alles in leidlicher Ordnung ab. Ein Wagen umgestürzt quer über das Gleis. Sofort staut sich Car hinter Car; geduldig wartet die Menge. Einige kräftige Männer greifen zu. Niemand flucht, niemand räsonniert, niemand schnauzt das Publikum an. Nach wenigen Minuten ist alles wieder in Ordnung. — Eisenbahnzüge kreuzen die belebtesten Straßen ohne Barriere, ohne Überführung, in schnellstem Tempo fahrend; kaum daß eine Tafel warnt. Man geht drüben von der Voraussetzung aus, daß jedem sein Leben lieb ist, und daß jeder, der sich auf die Straße begibt, im Besitze seiner fünf Sinne sein sollte. Natürlich passiert viel Unglück. Der Betroffene aber, falls er mit dem Leben davonkommt, erträgt sein Geschick mit gutem Humor.

Verwandt mit der Sorglosigkeit ist der mangelnde Ordnungssinn in öffentlichen Dingen. Die meisten großen Städte bieten ein Bild der Liederlichkeit und Unsauberkeit, bei dessen Anblick dem an Ordnung und Akkuratesse

deutscher Städte Gewöhnten die Augen übergehen. Trotz der guten Krankenhäuser und trotz des hohen Standes der medizinischen Wissenschaft fehlen hygienische Einrichtungen fast ganz in der Öffentlichkeit. Die städtische Beschleusung ist meist völlig mangelhaft. Infolgedessen ist die Sterblichkeit noch immer relativ groß. Erstaunlich ist auch, daß ein Volk, welches Großtaten der Ingenieurkunst, wie die Pacificbahnen, geleistet hat, seine Wege im traurigsten Zustande läßt und die Stromregulierung so arg vernachlässigt.

An mancher dieser Erscheinungen trägt die politische Korruption ihr gut Teil Schuld. Die öffentlichen Arbeiten, wie Beleuchtung, Wasserleitung, Kanalisation, scheinen vor allem dazu ausgeschrieben zu werden, damit die gerade am Ruder befindliche Partei ihren Anhängern und Kreaturen Verdienste zuwenden kann. In manchen Departements gehört die Unordnung zur Tradition; so im Heerwesen. Die fehlende Disziplin in Heer und Flotte und die mangelnde Kriegsbereitschaft sind bekannt. Und doch ist diese Armee noch niemals wirklich überwunden worden. Im Sezessionskriege wurden anfangs Fehler über Fehler gemacht, Schlachten verloren, Generale mitten in der Aktion abberufen, und schließlich siegte die Unverwüstlichkeit des Nordens doch über den sanguinischen Süden. Charakteristisch für Amerika ist es, daß während eines Krieges, der um die Grundlagen des Staates geführt wurde, und der alle besten Kräfte in Anspruch nahm, Handel und Wandel nicht nur nicht daniederlagen, sondern sich im Gegenteil hoben, und daß der Ausbau der großen Pacificbahn selbst in diesen erregten Zeiten nicht liegen blieb. Ich meine, auch das ist ein Beweis für die wunderbaren Widerstandskräfte und Heilsäfte, die diesem Organismus zur Verfügung stehen.

Neben so vielen schönen Zügen stehen in der Physionomie des Volkes von Nordamerika auch genug tiefe Schatten; aber der Gegensatz von hell und dunkel, der Wechsel von matt und grell, machen ein Bild ja erst charakteristisch, plastisch und interessant.

Der Sorglosigkeit, die aus dem Optimismus entspringt, ist in der Tiefe verwandt die Leichtfertigkeit des Yankee, die bis zur Gewissenlosigkeit und Frivolität geht. Geschwisterkind zum Optimismus ist die Oberflächlichkeit. Die Politik wird drüben vom laissez faire beherrscht. Korruption ist natürliche Folge des Spoil-Systems, nach welchem dem Sieger die Beute zuerkannt wird als selbstverständlicher Ersatz für Mühe und Ausgaben bei der Wahlagitation. Die Korruption, allgemein anerkannt und allgemein entschuldigt als notwendiges Übel, stiftet unberechenbaren Schaden an der Volksseele. Nicht minder tiefe und unverbesserliche Schädigung fügt der angeborene Leichtsinn der Masse dem kostbarsten Erbe zu, das die Nation besitzt, der Natur des Landes.

Reiche Erben sind meist keine guten Haushalter. Die unerhörten Reichtümer, welche sich den Ansiedlern auf ihrem Zuge zum Stillen Ozean allmählich auftaten, größer und kostbarer als alles, was die beutegierigen Spanier auf ihren Indienfahrten geträumt hatten, die Leichtigkeit eines Gewinns, der ihnen durch keinen ernst zu nehmenden Feind streitig gemacht wurde, mögen den Hang, alles leicht zu nehmen, schon früh dem Volke eingepflanzt haben. Jene naive Arroganz des Yankee stammt daher, die alles

Gute als selbstverständlich aus der Hand Gottes annimmt; wie Kinder, die im Wohlleben geboren, Tag für Tag Kuchen und Konfekt als ihr gutes Recht fordern.

Der größte Feind Amerikas ist der Amerikaner. Wenn man das Nordamerika von heute mit dem vergleicht, welches die Passagiere der „May Flower" betraten, ist klar, daß der Kontinent in den dreihundert Jahren unendlich gewonnen hat durch das, was wir Zivilisation nennen. Aber hat er nicht unendlich viel eingebüßt an Schönheit, Poesie, Ursprünglichkeit, Naturwüchsigkeit? Der alternde Lederstrumpf in Coopers unvergleichlich schönem Buche wendet der Kolonie seiner Landsleute traurig den Rücken und geht westwärts in die Prärie, weil er die Verwüstung der Wälder, die Vernichtung der Tiere und die ungerechte Behandlung der Indianer durch die zivilisierten Neuenglandbewohner nicht länger mitansehen will. Wo sind heute die Schwärme wilder Tauben, wo die keusche Schönheit des „Glimmerglassees", wo der Salm in den Flüssen, wo der Büffel der Prärie, wo die himmelanstrebenden Baumriesen in den endlosen Urwäldern, die das Auge jenes Alten noch gesehen? Und wo ist die Rothaut, die harmlos wie das Wild jene unberührten Flußtäler, Wälder und Grasflächen durchstreifte? Wird nicht dereinst der große Geist die Bleichgesichter vor seinen Richterstuhl fordern und sie nach dem Verbleib ihres roten Bruders fragen?

Wirklichen Schaden am eigenen Leibe empfinden die Yankees schon jetzt durch die Verwüstung der Wälder, die seit jenen entfernten Zeiten betrieben wird, wo die ersten Pioniere sich mit Axt und Feuer ein clearing im Urwalde machten. Gegen das Roden der Wälder zur Urbarmachung des Grund und Bodens ist nichts zu sagen, obgleich an manchen Stellen, ähnlich wie bei uns, in Nordamerika guter Wald wertvoller wäre als Feld von zweifelhafter Güte. Auch besäßen in vielen Distrikten die Ansiedler heutzutage ein besseres Klima, wenn ihre Vorgänger der Erhaltung der Gehölze und dem Bodenschutz durch Bäume, Sträucher und Streudecke mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Zum unverzeihlichen Verbrechen aber wird die Waldverwüstung, wenn sie, wie es neuerdings der Fall, zwecklos, achtlos, ja, geradezu systematisch über das ganze Land geübt wird.

Was die Eisenbahnen nicht vernichtet haben, deren Trakte durch meilenbreite, vom Funkenflug angesteckte, heute nur noch mit weißen Baumleichen bestandene, ehemals prächtige Waldbestände gehen, das vernichtet der Leichtsinn der Ausflügler mit ihren Picknickfeuern. Die Ziegen, Schweine, Schafe und Rinder der Farmer treiben sich unbewacht in den Gehölzen umher, lassen den jungen Nachwuchs nicht aufkommen und beschädigen die älteren Bäume. Am gierigsten aber und grimmigsten arbeiten die kleinen und großen Sägemühlen, die an den Wasserläufen entlang überall hindringen, wo es noch guten Wald gibt. Sie wüsten im Material, als ob der Holzreichtum unerschöpflich wäre. Nur das Kernholz verarbeiten sie; der Abfall, aus dem wir noch die schönsten Bretter schneiden würden, wird verbrannt. Edeltannen, Zedern, Sequoia, Föhren von zehn, zwanzig Festmetern Inhalt werden in doppelter Manneshöhe über dem Boden erst abgeschnitten, der Stumpf bleibt dem Verfaulen überlassen,

und wenn der herrliche Baum, den aufzubauen Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende nötig waren, zur Mühle geflößt und geschleppt ist, wird er häufig zu Schindeln kleingeschnitten. Neben jeder Mühle aber dampft ein mächtiger Haufen, wo Sägespäne und Holzteile verbrannt werden, die anderweit zu verwerten sich angeblich nicht lohnen soll.

Der Yankee hat sich, verführt durch Reichtum, Geduld und scheinbare Unerschöpflichkeit der Natur, ein blindes Wüsten in ihren Schätzen angewöhnt. Er scheint geradezu Freude am Vergewaltigen der Schöpfung zu empfinden. Zu diesem Behufe hat er die sinnreichsten Einrichtungen getroffen, die seiner Erfindungsgabe alle Ehre machen, aber seine Ehrfurcht vor Gottes Gabe und seine Scham vor der Kreatur keineswegs rühmen. So wurden die Büffel, das stolze Wild der Prärie, weil ihre Ausrottung den ungeduldigen Weißen nicht schnell genug von statten ging, schließlich mit einer Art von Kugelspritze beschossen. So werden noch jetzt an den Mündungen von Strömen und Flüssen, wo die wichtigen Aufstiegwege zu den Laichplätzen sind, Fischzüge großen Stils mit riesigen, durch Maschinen angetriebenen Netzen unternommen.

Es gibt natürlich auch in den Vereinigten Staaten Bestrebungen, die dem sinnlosen Verschwenden der Naturgaben entgegenarbeiten. Tierschutzvereine sind tätig, eine Liga für Baumpflege besteht, es ist ein Tag bestimmt, an dem jeder Amerikaner einen Baum pflanzen soll. Die Indianer haben ihre Reservationen, der Büffel wird an ein paar Stellen in Parks gehegt. Einige der großartigsten, wunderreichsten Striche sind als Nationalparks für sakrosankt erklärt. Das Holzkulturgesetz hat die Tendenz, die Aufforstung der Prärie zu befördern. Viele Staaten haben Einrichtungen für den Forstschutz getroffen und sogenannte Fire-Wardens angestellt. Aber die besten Maßnahmen und Gesetze nützen in solchem Falle nichts, wenn nicht das ganze Volk mit ernstem Willen dahinter steht. Es wird in Amerika unendlich viel geschrieben und gesprochen über die Notwendigkeit rationeller Forstwirtschaft zur Erhaltung der noch bestehenden Wälder, schon um der nicht mehr abzuleugnenden Verschlechterung des Klimas Halt zu gebieten. Vor mir liegt der siebente Jahresbericht des „Chief Fire Warden" von Minnesota, der in drastischer Weise durch Wort, Bild und graphische Darstellung die Verwerflichkeit des amerikanischen Raubbaus illustriert und demgegenüber Beispiele aus der deutschen Forstwirtschaft zur Nachahmung anführt. Hie und da merkt man also Zeichen des bösen Gewissens nach dieser Richtung hin. Man sucht dem Fremden gegenüber nach Entschuldigungen und Bemäntelung des jetzigen Zustandes. Aber der Vorsatz, selbst Hand anzulegen zur Besserung oder nur schonender umzugehen mit den Wäldern, hat die große Menge noch nicht durchdrungen.

Wie so oft in Amerika stehen die Gesetze nur auf dem Papier. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. An die kapitalkräftigen Sägemühlenbesitzer und Waldspekulanten, an die allmächtigen Eisenbahngesellschaften mit ihrem Grundbesitz wagt sich der Arm des Richters nicht heran. Und gerade hier wäre der Hebel anzusetzen. Solange dem Großkapital erlaubt ist, an einem der kostbarsten Güter der Nation Raubbau zu

treiben, werden alle jene Maßregeln Flickwerk bleiben. Einige kleine Risse und Löcher am Bau kleistert man zu, während mächtige Hände daran sind, das Ganze abzutragen.

Wie geringe Achtung der Yankee vor der Natur hat, erkennt man, wenn man nur einen Blick auf die Staatenkarte wirft und sie mit der natürlichen Geographie des Kontinents vergleicht. Würde ein Volk, das Respekt besäße vor dem Gewordenen, Sinn für Geschichte und feineres Naturempfinden, es fertiggebracht haben, ein Netz von rechtwinkelig sich schneidenden, mit dem Lineal gezogenen und dem Zirkel abgemessenen Grenzlinien über Gebirge, Flüsse, Seen, Täler und Ebenen hinweg, ohne jede Rücksicht auf die Oberflächengestaltung, dem Lande gleichsam aufzuzwingen? Hier wieder hat der praktische Sinn des Amerikaners und sein Hang zur Gleichmacherei einen unleugbaren Triumph gefeiert; gleichzeitig aber hat sich auch seine Respektlosigkeit vor allem Organischen und seine mangelnde Keuschheit vor der Natur ein ewiges Denkmal der Monotonie, der Gemüts- und Phantasiearmut gesetzt.

Dem oberflächlich-respektlosen Menschen aber wird die Eitelkeit selten fern sein. Der Durchschnittsamerikaner hat ein Bedürfnis nach Bewunderung, das an Kinder oder Halbwilde erinnert. Wird ihm diese Bewunderung für sein Land, seinen Staat, seine Stadt nicht ohne weiteres von selbst gewährt, so provoziert er eine Aussprache. Dann ist ihm kein Lob zu dick aufgetragen, um es nicht ernsthaft zu nehmen. Fällt aber der Gefragte ein minder beifälliges Urteil, so hat die Enttäuschung geradezu etwas Rührendes. Die Ruhmredigkeit und Übertreibung nimmt stetig zu, je weiter man nach dem Westen kommt. Siebenmal ist mir in den Vereinigten Staaten die längste Brücke der Welt gezeigt worden. Bei einer Brücke, mit deren Länge man beim besten Willen nicht renommieren konnte, wurde wenigstens rühmend hervorgehoben, daß sich von hier die meisten Selbstmörder herabgestürzt hätten. In einer jungen westlichen Stadt mit sehr primitiven Gesundheitseinrichtungen wies der auf den Ruhm der Heimat bedachte Führer auf den Umfang des Kirchhofs hin, der trotz der Jugend des Ortes doch schon eine stattliche Belegschaft habe. Und das Wasser eben dieser Stadt wurde darum als das beste der Welt angepriesen, weil es von sehr weit her und mit großen Kosten geröhrt sei. So verführt die Sucht zum Prahlen diese Leute zu den lustigsten Widersprüchen.

Die schlimmsten Prahlhänse sind merkwürdigerweise unter den Neueingewanderten, leider auch den deutschen, zu finden. Sie wollen sich jedenfalls mit dem lauten Herausstreichen der Neuen Welt über die vielleicht zu spät erkannte Tatsache hinwegtäuschen, daß das Wasser auch drüben bergab läuft. Diese Sorte geriert sich viel chauvinistischer als die Eingeborenen; und man tut dem Volke von Nordamerika am Ende unrecht, ihm eine Menschenklasse zuzurechnen, welche die Fehler der Alten Welt nicht abgelegt und die der Neuen nur zu begierig angenommen hat.

Sicher ist, daß sich die Sitten darin gegen früher gebessert haben. So widerwärtig prahlerisch, selbstsüchtig und niedrig gesinnt, wie zum Beispiel Dickens die Yankees im „Martin Chuzzlewit“ schildert, findet man jetzt drüben

kaum noch vereinzelte entartete Exemplare. Der Mangel an Selbstkritik, der der Überhebung zu Grunde liegt, ist auch vielleicht bei einem Volke entschuldbar, das, in einem Lande ganz für sich lebend, wenig Gelegenheit gehabt hat, sich mit anderen zu vergleichen und so seine Grenzen früh zu erkennen.

Daß es in einer Nation, die bei größten Erfolgen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete eine Geschichte von Ständen und Klassen kaum besitzt, viele Snobs gibt, kann nicht verwundern. Die Yankees blicken auf nichts mit ausgesprochenerer Verachtung herab als auf Etikette und Zeremoniell europäischer Höfe, auf die Rangunterschiede unserer Beamtenhierarchie, auf unsere Orden und Titulaturen. Den Bundesbeamten ist es bekanntlich ausdrücklich verboten, Ordensauszeichnungen von fremden Ländern anzunehmen. Man sucht etwas darin, bei Empfängen von Gesandten, bei Schreiben an europäische Höfe, bei Reisen offizieller Persönlichkeiten allen Dekor wegzulassen, möglichst bürgerlich formlos aufzutreten, von der unverkennbaren Absicht geleitet, zu beweisen, daß die Neue Welt über solch altmodischen Firlefanz erhaben sei. Die demokratischen Airs, die man sich gibt, können jedoch die Tatsache nicht verdecken, daß durch die Gesellschaft des modernen Amerika ein Zug zum Aristokratischen geht. Man stoppelt sich Stammbäume zusammen, man ist stolz darauf, wenn man Großväter aufweisen kann. Da man keine Peerstitel und Stammburgen besitzt, so liebäugelt man mit dem hohen Adel Europas; und die Fälle mehren sich, wo Dollar und Herzogstitel Ehen eingehen.

Auch in den Klassen, welche den Esquire auf dem Briefumschlag nicht verlangen, ist doch ein Bedürfnis nach Abzeichen vorhanden, die den einzelnen aus der grauen Masse hervortreten lassen sollen. Man bedeckt die Brust mit badges und läßt sich bei der Aufnahme in Ordensgesellschaften und Logen schmückende Namen beilegen, vor denen die Nomenklatur mittelalterlicher Zünfte und Gilden verblaßt.

Es ist im Grunde kein Widerspruch, daß der Yankee ein gewisses Bedürfnis nach Zierat und Emblemen empfindet, denn es scheint dem Menschen nun einmal angeboren zu sein, sich von seinesgleichen auch äußerlich durch bedeutsame Sinnbilder abheben zu wollen. Das Leben aber in der Neuen Welt ist im allgemeinen so nüchtern, alle Gedanken und Wünsche dort so stark vom Positiven in Anspruch genommen, daß man nicht staunen darf, wenn die Reaktion dagegen den Trieb zum Phantastischen und Symbolischen an ganz merkwürdigen Stellen hervorbrechen läßt. Befremdend für uns wirkt der mittelalterliche Schmuck nur darum, weil er nicht mit der Entwicklung von Volk und Gesellschaft organisch gewachsen ist.

Alles würdevoll Bedeutsame steht dem Yankee schlecht zu Gesicht. Wenn man den ganzen Unterschied zwischen aristokratisch und demokratisch an zwei drastischen Beispielen erkennen will, muß man die Physiognomie des englischen Parlaments und seine altehrwürdige Tradition vergleichen mit den formlosen Allüren des Repräsentantenhauses zu Washington.

Drüben sind alle Einrichtungen auf Zeitersparnis zugeschnitten. Die Eisenbahnen, die Elevatoren, die geraden Straßen — alles, alles predigt, daß die Minute kostbar ist. Zum Auskosten seiner eigenen Würde und Bedeutung,

zum Feierlichsein aber gehört in erster Linie Zeit. Wo sich die Feierlichkeit durch Hintertüren gleichsam doch einmal ins amerikanische Leben einschleichen will, wie im Ritus mancher Denominationen, fällt sie aus der Umgebung heraus. Trotz der Chorröcke, des Niederknieens und der Umzüge habe ich beim Gottesdienst der Episkopalkirche niemals das Gefühl des Feierlichen empfunden, das einen in mancher ärmlichen deutschen Dorfkirche machtvoll ergreifen kann.

Es fehlt dem Yankee an Behäbigkeit, körperlicher wie seelischer. Er ist ungeniert und offenherzig; die Steifheit des Engländers hat er gründlich abgeschüttelt, aber es sind ihm auch jene Quellen des Gemüts verschüttet, die das deutsche Leben, anspruchsloser, wie es ist, doch innerlich erquicklicher machen. Das amerikanische Tagesleben hat den großen Nachteil, monoton zu sein. Es fehlen ihm die feineren Nuancen, das, was die Maler Lüfte nennen; es scheint alles Vordergrundmalerei. Das Brachliegen der Musik ist bekannt; sie ist drüben Amusement, aber nicht tägliches Brot des Lebens. Es fehlt die trauliche Sinnigkeit, die Durchdachtheit, welche gute Tradition unseren öffentlichen Handlungen und Familienfesten verleiht. Nie würde man in Amerika den Christbaum erfunden haben. Es fehlt das tiefe Naturgefühl des Deutschen, das sich auch in der Stadt noch unbewußt mit Wald und Feld verbunden weiß. Es fehlt der jungen Rasse der Zug der Urmystik, jenes edelste, kaum definierbare Erbteil der älteren Indogermanen. Daher jener doppelte Mangel im amerikanischen Leben: äußerlich an Gemütlichkeit, innerlich an bedeutsamem Gehalt.

So kommt es, daß die modernen Amerikaner, die mehr als irgend ein anderes Volk Erfindungen ersonnen haben, das Leben zu erleichtern und es durch Zeitersparnis scheinbar zu verlängern, doch die Kunst zu *leben* noch nicht zu entdecken vermochten.

Sie haben vor allem noch nicht das rechte Verhältnis gefunden zwischen Verdienen und Genießen. Über dem Hervorbringen materieller Güter, über Glücksspiel und Geschäft ist man nicht dazu gekommen, wirkliche Kultur zu entwickeln. Denn diese verlangt zum Ausreifen gerade das, was der Amerikaner sich nicht gönnt: Zeit und Konzentration. Darum ist weder ein Florenz, Genua, Venedig noch ein Nürnberg und Weimar bisher jenseits des Atlantischen Ozeans erstanden. Dafür hat aber Chicago in seinen Packinghouses, haben St. Paul und Mineapolis in ihren Mühlen, Pittsburg in seinen Stahlwerken, Niagarafalls in seinem Powerhouse, New York im Stock Exchange Institute entwickelt, die ihresgleichen in der Welt nicht haben.

Das Praktische ist unleugbar die starke Seite des Amerikaners; darüber hat er bis zu einem gewissen Grade das Ideelle vernachlässigt. Die Maschine, die er zu so hoher Vollendung gebracht hat, rächt sich nunmehr an ihm, indem sie ihn mechanisiert. Er ist geneigt, in erster Linie nach Zweck und Nutzen einer Sache zu fragen. Größe und hoher Preis, den er auch gern jedermann erfahren läßt, imponieren ihm. Darüber übersieht er leicht das, was nicht gewogen oder gemessen werden kann, die innere Schönheit und Harmonie von Menschen und Dingen. Für das Transcendentale hat er noch keine Organe entwickelt, und der tiefste Sinn der Kunst ist ihm bisher unerschlossen geblieben.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, amerikanische Geschäftsleute an der Arbeit zu sehen, so wird einem neben ihrer Klarheit, ihrem praktischen Sinn, ihrer energischen Knappheit ihre rastlose Emsigkeit aufgefallen sein. Derselbe Fleiß, der sich niemals genug tun kann, beseelt auch die Gelehrten. An Intensität der Arbeit stehen die Schulen und Universitäten drüben den unsrigen nicht nach, und ich habe den Eindruck gewonnen, daß die College-Besucher beiderlei Geschlechts unsere akademische Jugend, was Strebsamkeit betrifft, beschämen.

Unwillkürlich fragt man sich, wie es kommt, daß ein Volk von solcher Intelligenz und jugendlichen Spannkraft, von so zielbewußtem Wollen, daß ein Volk und Land, welches dem einzelnen soviel Schulterfreiheit läßt und Spielraum zur Entwicklung, doch verhältnismäßig so wenige große Männer — wenn man ein paar Staatsmänner, Generale und Erfinder ausnimmt — und kein einziges weltbeherrschendes Genie hervorgebracht hat. Die Rastlosigkeit des amerikanischen Lebens kann nicht allein daran schuld sein. Denn das Genie hat bisher den Erweis gebracht, daß es sich äußeren ungünstigen Einflüssen zum Trotze zu entwickeln weiß, daß es sogar an den Hemmnissen der Umgebung seine Kraft zu erproben und zu stärken pflegt. Ich glaube nicht, daß ein wirklich genialer Mensch sich die innere Stimme wird übertäuben, die Wahrheit oder die Schönheit, welche er der Welt zu verkünden hat, wird stören lassen durch die unartikulierten Laute der Straße, das Pfeifen und Heulen der Dampfmaschinen, das nervöse Auf-und-ab der Börsen, das seichte Geschwätz der Zeitungen, durch den ganzen Trara der Moderne. Nicht der Lärm stört den Denker und Dichter, der trifft kaum seine äußeren Organe; es gibt eine ganz andere Gefahr für die Entwicklung der Schöpferkraft, nämlich die, wenn die Umgebung des Menschen von Kindheit auf so nüchtern und verstandeskalt, wenn die Atmosphäre, in der der junge Mensch die maßgebenden Eindrücke aufnimmt, so stimmungslos ist, daß Phantasie und Genialität, die keimhaft in ihm liegen mögen, entweder ganz verdorren oder einseitig sich entwickeln. Das amerikanische Leben hat wohl Aufregungen, es ist intensiv und hochgespannt, aber es fehlt ihm der Feuchtigkeitsgehalt fruchtbarer Anregungen, es ist arm an allem, was zum Gemüt spricht. In so trockener Luft können wohl kluge Gedanken gefaßt, aber nicht leicht tiefe Ideen geboren werden. Für ein Land, in dem immerfort so viel Sensationelles passiert, ist die Monotonie des eigentlichen Daseins erstaunlich. Diese Monotonie treibt die Yankees in Scharen nach Europa, nach dem kleinen, altmodischen, von ihnen wegen seiner Unfreiheit bemitleideten Europa. Dieses Europa hat etwas, was ihnen alles Geld drüben nicht schaffen kann: das undefinierbare Bukett ausgereifter Kultur, den romantischen Reiz des Altertümlichen und vor allem die Mannigfaltigkeit des Lebens. Welcher Überfluß von Originalität in einem Lande wie Norwegen, das halb soviel Einwohner zählt als New York mit Nebenstädten! Welch bunte Gegensätze in dem beengten Deutschland, das wesentlich kleiner ist als der Staat Texas! Deutschland, wo jedes Ländchen seinen Separatcharakter hat, jede Provinz ihre wohlerworbenen Eigentümlichkeiten, wo jede Stadt, jedes Dorf eine Individualität ist, wo der Schwabe

sich mit dem Mecklenburger kaum zu verständigen vermag, wo man mit den verschiedenen Landestrachten noch heute einen Maskenball ausstatten könnte. Deutschland mit seinen ungezählten Verschrobenheitsecken, wo jede kleine Stadt ein „Seldwyla" ist, wo, wenn wir hundert Wilhelm Raabes besäßen, wir ebensoviel „Sperlingsgassen" besitzen könnten.

Verehrer von Bret Harte werden geneigt sein, in Nordamerika ein gut Stück Ursprünglichkeit und farbiger Romantik zu suchen; aber seit die „Kalifornischen Erzählungen" Aufsehen erregten, sind große Veränderungen vor sich gegangen, auch im Westen. Die Eroberung des Landes durch die weiße Rasse ist nun beendet, und mit der dichteren Besiedelung und den Eisenbahnen hat die Zivilisation überall ihren Einzug gehalten. Zivilisation aber heißt Nivellierung. Dieselbe Sprache, dieselben Zeitungen, dieselben großprahlerischen Plakate, ein und dieselbe Schuhform und ein und dasselbe Zahnwasser für alle Menschen, dieselben, das ganze Land durchwandernden minderwertigen Theatertruppen, die ein und dasselbe Stück Abend für Abend spielen, dieselben politischen Schlagworte, Gassenhauer und Anekdoten, derselbe langweilige, der Fremde entlehnte Baustil der öffentlichen Gebäude. Auf dem Lande dasselbe fix und fertig aus der Fabrik bezogene Frame House, die in der Sägemühle zurechtgeschnittene, wo möglich transportable Kirche! Kann man sich einen größeren Triumph der Technik und ein traurigeres Armutszeugnis des Heimgefühls denken?

Ich weiß es, es gibt auch trauliche, von der Unrast des amerikanischen Lebens und Treibens unberührte Stätten in der Neuen Welt. In den Neuenglandstaaten trifft man zu seinem Staunen auf manches idyllische, in hohe Ulmen, Ahorne und Linden eingehuschelte Wohnnest; ja, selbst das gemütliche Village Green Altenglands fehlt nicht. In den Villenvierteln der großen Städte, die sich oft weit an Fluß und See hin in den Wald hinausziehen, Stadt mit Land glücklich verbindend, sieht man Häuser, die dem Geschmack der Erbauer alle Ehre machen. Der Kolonialstil vom Nordosten und der Missionsstil vom Südwesten sind eigenartige Bauweisen, in denen Zukunft steckt.

Aber diese Kulturerrungenschaften sprechen im besten Falle von drei Jahrhunderten. Die ältesten Ruinen in den Vereinigten Staaten sind die spanischen Klöster in Kalifornien und Neu-Mexiko und die Landsitze der Kreolen von Louisiana. Es fehlen der Landschaft die deutschen Burgen, Kirchtürme und Dome, die französischen Kathedralen, die italienischen Palazzos, die niederländischen Rathäuser, die englischen Schlösser und Abteien. Die Phantasie findet nichts, woran sie Träume anspinnen, die Nachdenklichkeit nichts, darein sie sich versenken könnte. Gewiß sind einige Naturwunder vorhanden, welche Staunen hervorrufen: die Niagarafälle, der Yellowstone Park, der Grand Canyon, manche Partien der Rocky Mountains und der Sierra. Das sind jedoch die großen Ausnahmen; die typische amerikanische Landschaft ist einförmig. Größe hat sie nur in der Ausdehnung. Es fehlt ihr am intimen Detail, das nur alte Kultur zu geben vermag. Tagelang Weizenfelder, tagelang Maisfelder, tagelang Prärie — das sind die ermüdenden Typen, die

der Tourist zwischen den vereinzelten großen Sehenswürdigkeiten vom Coupéfenster aus in sich aufnimmt.

Ob die gleichmachenden Kräfte, welche in der amerikanischen Gesellschaft am Werke sind, ob der Zug zur Uniformität sich verstärken wird, ist schwer zu sagen, hängt von der Entwicklung ab, welche die Geschicke der Nation nehmen werden. Wer es mit der großen Demokratie jenseits des Atlantischen Ozeans gut meint, müßte ihr wünschen, daß sie noch einmal in die Lage käme, ernsthaft um ihre Existenz zu kämpfen.

Es schlummern wundervolle Kräfte in diesem Volke, die aber eines scharfen Sturmwindes bedürfen, um aufgeweckt zu werden. Der Sonnenschein stetigen Glücks in allen auswärtigen Angelegenheiten und vereinigt damit die unerhörte Gunst der wirtschaftlichen Lage, die nun schon jahrzehntelang für Nordamerika andauern, wirkten nicht eben günstig auf die Hervorbringung von Heroen. Der Krieg mit dem altersschwachen Spanien hat zu einem allzu leicht erkauften Siege geführt. Die Nationalhelden, die aus diesem Kriege hervorgegangen sind, haben nicht die Feuertaufe wirklicher Gefahr und Not durchgemacht. Beschränkter Chauvinismus und eitle Ruhmredigkeit, alte Untugenden der Yankees, blühen üppiger denn je. Präsident Roosevelt hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er sagt, daß prahlerisches Wesen sich mit dem Stolze einer großen Nation nicht vertrage.

Während man sich früher an dem Betonen der Monroedoktrin genügen ließ, um sein Selbstbewußtsein anderen gegenüber zum Ausdruck zu bringen, ist jetzt im demokratischen Amerika der Imperialismus erwacht, die Sucht, unter dem Vorgeben, Befreier und Zivilisationsträger zu sein, andere Völker zu tyrannisieren („kontrollieren", wie man es milder bezeichnet) und ihre Länder sich anzugliedern.

Man darf über all dem chauvinistischen Geschrei der gelben Presse, über dem lauten und arroganten Wesen, das nun einmal vom Yankeetum untrennbar ist, eine Unterströmung nicht übersehen, die durch das amerikanische Volk geht, in der sich alle jene guten, feineren Elemente zusammenfinden, die von der allgemeinen Oberflächlichkeit und Roheit, von der Korruption und dem Glücksspiel abgestoßen, nach Verinnerlichung, Veredlung und Kultur streben.

Den Weltbeherrschungsgelüsten des Imperialismus setzt diese Richtung den Hinweis entgegen auf die wahre Mission der Demokratie: Freiheit und Recht im eigenen Lande aufrechtzuerhalten, aber auch anderen Nationen nicht zu verkümmern. In der inneren Politik sind solche Bestrebungen schon älter, sie drängen auf Reform des Civil Service; andere Verbesserungspläne sehen in Bodenbesitzreform und Single Tax das Heil. Gegen die Plutokratie macht eine reformerische Volkspartei mobil. Vor den Gefahren des Raubbaus und der Waldverwüstung warnen die Stimmen ernster Volkswirte. Gegen Trunksucht und Schlemmerei ist eine kräftige Abstinenzbewegung im Gange. Die Bestrebungen für ethische Kultur haben von Amerika ihren Ausgang genommen. Dem zunehmenden Ritualismus der herrschenden kirchlichen Richtung setzen die Stillen im Lande Herzensfrömmigkeit und Einfachheit der ersten Christen als Ideal entgegen. In der Literatur ist eine Strömung im An-

schwellen gegen sensationelle Mache und Konvention. Diese Richtung schließt sich an Emerson und die Concord School an; sie schreibt Natur, Intimität, Echtheit, Persönlichkeit auf ihre Fahnen. Walt Whitman ist ihr Abgott, sie ist von Herbert Spencers Individualismus beeinflußt, und sie blickt nach verwandten Geistern in der Fremde, wie Tolstoi und Maeterlinck, aus.

Diese Unterströmung wird von den Intellektuellen getragen und genährt, sie kommt hie und da in der besseren Presse, auf der Kanzel und vom Katheder herab zum Ausdruck. An den Universitäten mit ihrer wachsenden Zahl gebildeter Lehrer und wacker strebender Schüler finden die edleren Bestrebungen auf geistigem Gebiete ihren besten Rückhalt.

Es finden sich in solchem Reformdrang alle jene besseren Elemente der amerikanischen Gesellschaft unbewußt zu einer idealen Gemeinschaft zusammen, die, minder oberflächlich und überhebend als das Gros ihrer Landsleute, ohne den Glauben an den Stern Amerikas verloren zu haben, doch nicht blind sind für die schwachen Seiten ihrer Kultur. Diese stille Gemeinde repräsentiert das Gewissen der Neuen Welt.

Während die Durchschnittspolitiker darauf los wirtschaften, als wären die Kräfte und Güter des Landes unerschöpflich, als gäbe es niemals Zahltag in der Volkswirtschaft, ist dieser Zahl ernsterer Persönlichkeiten das Verständnis für jenes Gesetz aufgegangen, wonach die Völker ebenso wie der einzelne nur das ernten können, was sie gesäet haben. Bei ihnen findet man auch ein Ahnen davon, daß die allzu leicht erworbenen Erfolge der Politik für das Volk im ganzen nur ein zweifelhaftes Glück bedeuten. Sie haben sich durch den industriellen Aufschwung, durch den günstigen Stand der Finanzen, durch den Boom großen Stils, der über das ganze Land gegangen ist, nicht die Sinne berauschen und die Augen verblenden lassen, um die Gefahren zu übersehen, welche dem Lande drohen, und die Grenzen zu verkennen, die der Nation gesteckt sind.

Man muß für das Gedeihen Amerikas und für das Heil der ganzen Welt hoffen, daß diese besonneneren Elemente allmählich auch in der inneren wie äußeren Politik der Vereinigten Staaten das Übergewicht bekommen.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

Das Haus Parish in Hamburg.

I.

Die Männer, von denen ich heute erzählen will, haben eins der größten Geschäftshäuser errichtet, welche in der ereignisreichen Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts bestanden, und wohl das größte, welches damals in Deutschland vorhanden war. Dennoch sind sie jetzt nur noch wenig bekannt, und selbst in Hamburg, wo sie ein halbes Jahrhundert lang geschäftlich wie sozial in der ersten Reihe standen, mögen nicht mehr viele wissen, daß dort die Leute des kleineren Bürgerstandes, wenn sie etwas Ordentliches draufgehen lassen wollten, früher wohl die Redensart anzuwenden pflegten: „Hüt' wöllt wie 'mal parrisch leben!"

Die Bedeutung John Parish's und seiner Söhne für ihre Zeit war eine sehr große. Für *unsere* Zwecke aber ist der Vater *besonders* wichtig, weil er einer der ganz wenigen erfolgreichen Geschäftsleute war, die selbst ausführlich berichtet haben, wie sie reich geworden sind. Und John Parish tat dies auf eine Art, die wohl einzig dasteht. Ein großer Kaufmann mit bedeutendem Geiste, weitem Horizonte, ungewöhnlicher Darstellungsgabe und lehrhaften Neigungen, der seinen Kindern rückhaltlos über die Einzelheiten seiner geschäftlichen Laufbahn, über die Ursachen seiner Erfolge und Mißerfolge, über deren Zusammenhang mit den Weltereignissen berichtet, der dann auch die Geschäftstätigkeit seiner Söhne mit tiefdringendem Verständnisse verfolgt und kritisiert, — das ist doch in der Tat eine seltene, merkwürdige Erscheinung!

Der englisch geschriebene Bericht ist enthalten in zwei Foliobänden, die sich noch im Besitze der Familie von Parish befinden[1]). Es ist nicht überflüssig, zunächst einige Worte über diese Familie zu sagen.

[1]) Die Benutzung der Memoiren John Parish's ist mir in höchst dankenswerter Weise durch die Familie gestattet worden. Kurze Übersicht über deren Genealogie (auf Grund mühsamer Forschungen des leider kürzlich verstorbenen Freiherrn Richard von Parish in Vevey) im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser". 1901. S. 542.

Die Parish sind eine alte Familie des niederen englischen Adels, der „landed gentry“. Sie waren, soweit nachweisbar, zuerst in Süd-Wales ansässig; von da kam um 1300 ein Mitglied der Familie nach Cambridgeshire und erwarb dort durch Heirat ausgedehnten Grundbesitz. Aber während des Bürgerkriegs im 17. Jahrhundert gingen alle Besitzungen verloren, die Familie zerstreute sich, und ein Zweig kam nach Schottland. Der letzte männliche Sproß dieses Zweiges auf britischem Boden, der Schiffskapitän George Parish, siedelte 1756 nach Hamburg über. Er war der Vater unseres John Parish. Der Zusammenhang der Parish von Hamburg mit dem alten englischen Geschlechte dieses Namens ist durch zahlreiche Urkunden und durch das übereinstimmende Wappen erwiesen, drei Einhornköpfe, welche auch die gegenwärtig dem österreichischen und preußischen Adel angehörigen Mitglieder der Familie noch im Wappen führen.

John Parish begann die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen im Alter von 57 Jahren, nämlich am 10. Dezember 1797, auf seinem Landsitze in Nienstedten an der Elbe, und zwar auf Bitten seiner Tochter Henriette („Henny“) und deren Gatten Hercules Roß of Rossie Castle („The Laird“). Beiläufig gesagt: ein Sohn dieses Paares, Horatio Roß († 1885), war einer der besten Schützen und vielleicht überhaupt der namhafteste Sportsmann, den Schottland je erzeugt hat.

Johns Vater George war, wie bereits erwähnt, Schiffskapitän; seine Fahrten gingen von Hamburg aus, aber unter englischer Flagge, im Dienste eines der dortigen englischen Faktorei angehörigen Kaufmanns, namens Antony Simpson. Von dieser Faktorei muß daher das Nötigste hier gesagt werden[1]).

Die englische „Court“ in Hamburg — so wurde sie allgemein genannt — war der letzte Rest der „Fellowship of the Merchant Adventurers of England“, jener alten, hochangesehenen Gilde seefahrender Kaufleute, die in den entscheidungsreichen Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts den englischen Außenhandel, namentlich dessen damals weitaus wichtigsten Teil, den Tuchexport, mächtig gefördert und die im Mittelalter England beherrschenden fremden Kaufleute, besonders die der Deutschen Hanse, hinausgedrängt hatte. Im Jahre 1567, beim Ausbruch der niederländischen Wirren, verlegten die Adventurers ihren Tuchstapel von Antwerpen nach Hamburg, wo sie große Privilegien erlangten. Sie brachten der Stadt einen ansehnlichen Zuwachs an Handel, entfremdeten sie aber zugleich der Hanse, was für diese einer der letzten Nägel zu ihrem Sarge war. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurden die Privilegien der „Court“ für die Hamburger selbst sehr drückend. Aber obwohl das frühere Handelsmonopol der Adventurers in England bald nach der Revolution von 1688 aufgehoben wurde und die Gesellschaft in ihrer Heimat seitdem nur noch eine Scheinexistenz führte, wagte Hamburg, aus Besorgnis vor englischen Repressalien, doch nicht, ihr die Privilegien zu nehmen. Erst Napoleon blieb es vorbehalten, nach der Besetzung Hamburgs im Jahre 1806 der Faktorei ein gewaltsames Ende zu bereiten.

[1]) Die Anfänge der Faktorei habe ich geschildert in meinem Buche: „Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth“. Jena 1896.

John Parish spricht sich in seinen Erinnerungen sehr abfällig über die damaligen Mitglieder der englischen Faktorei aus. Allerdings ist dabei in Rechnung zu ziehen, daß er von ihnen als Eindringling betrachtet und auf jede Weise bekämpft wurde. Aber sein Urteil stimmt überein mit manchen anderen Wahrnehmungen und war sicher nicht unbegründet. Er sagt:

So bedeutungslos manche von ihnen waren, so hatten sie doch als Körperschaft immer noch etwas zu bedeuten. Ein ansehnlicher Teil des von England kommenden Geschäfts war noch an einige ihrer Häuser gefesselt. Mit ein wenig Weitsichtigkeit hätten sie wohl einen Teil des Ansehens sich bewahren können, das sie von ihren Vorfahren geerbt hatten. Aber was war ihr Charakter? Leerer Hochmut! Wichtigtuerei mit ihrer Herkunft! Es waren Lebemänner, deren häusliches Glück darin bestand, eine unechte Sorte von Müßiggängern zu züchten, weder geeignet, die Rasse zu verbessern noch einen neuen Kurs zu steuern. Wenn ich den alten Metcalf ausnehme, hätte man aus allen zusammen noch nicht *einen* ordentlichen Kaufmann machen können.

Eifersucht verhinderte die Anstellung englischer Gehilfen in ihren Kontoren, und während die Chefs auf dem Lande sich ihren Mätressen widmeten, leiteten ihre deutschen Kommis das Geschäft in der Stadt. Das geschah mit solchem Erfolge, daß die jungen Deutschen einen großen Teil des ausgezeichneten Geschäfts eroberten, welches die Eitelkeit ihrer gedankenlosen Chefs als deren Erbteil betrachtete. Ich habe es erlebt — nenne es nicht Prahlerei, Henny, sondern schicklichen Stolz — daß der Umsatz *eines* Monats vom Geschäfte deines Vaters größer war, als der Jahresumsatz aller Mitglieder der ganzen Gesellschaft.

Diese herbe Charakteristik war jedenfalls auf Antony Simpson[1]), den Prinzipal von Johns Vater George, mitgemünzt. Im Jahre 1755 machte Simpson bankrott, weshalb George Parish die Seefahrt aufgab und ein kleines Geschäft als Segelmacher, Schiffsmaterialhändler und dergleichen, am Hamburger Hafen (an den „Vorsetzen") begründete. Seine Familie, die er bislang in seiner Heimatstadt Leith mit 40 £ jährlich mühsam ernährt hatte, ließ er jetzt nach Hamburg kommen. Sie bestand aus seiner Frau, zwei Söhnen und einer Tochter.

Der älteste Sohn John war damals (1756) vierzehn Jahre alt. Er hatte nur eine ganz geringe Erziehung genossen, da er auch zur See gehen sollte. Doch seine erste Seereise war nach — Hamburg, wo er als Schiffsjunge auf der „Garland" ankam, deren Kapitän Smith sein Onkel und später viele Jahre in seinen Diensten war. Mit Mühe nur bewog Vater George seinen Sohn, Jacke und lange Hosen abzulegen und sein Ausläufer zu werden.

Kapitän George war kein Kaufmann und führte keine Bücher. Erst 1759 ermittelte sein Sohn, daß das Geschäftskapital sich auf 4216 Mark Courant

---

[1]) Simpson war 1740 Mitglied der „Court" geworden. Er kaufte in Nienstedten einen großen Hof, legte dort einen schönen Garten an und baute ein Haus, das er ungewöhnlich prächtig einrichtete. Bald nach seinem Bankerotte gelangte das Landgut in die Hände des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, der es zehn Jahre lang besaß; es war damals wohl der schönste herrschaftliche Landsitz in der Umgegend Hamburgs. Hundert Jahre später, im Jahre 1864, wurde das Haus nebst Garten — alles übrige war inzwischen veräußert worden — wieder von einem Fürsten gekauft, von dem Herzoge Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, dem damaligen Prätendenten, der es zwei Jahre lang besaß. In diesen Jahren hat auch seine Tochter, unsere jetzige Kaiserin, dort gelebt. Es ist die jetzige Villa Newman.

und 16 Schillinge belief. John hielt seitdem eine Art Ordnung aufrecht, bemerkte aber bald, daß er selbst vom Handel und seinen Erfordernissen nicht das geringste verstand. Oftmals bat er den Vater, ihn auf irgend einem Kontor unterzubringen. Das wurde auch vielfach versucht, doch immer vergebens. Schließlich erbot sich der schon genannte Metcalf, ihn anzunehmen, wenn er sich auf sieben Jahre als Lehrling und auf drei Jahre als Gehilfe mit 20 £ Jahresgehalt verpflichtete. Der Vater lehnte es begreiflicherweise ab, ihn so billig herzugeben; er sagte seinem Sohne: „Young spark, that wo'nt do," und John blieb bei dem Alten, dem er seine Segel zuschnitt, sein Pech, Teer und Werg verkaufte, zur großen Zufriedenheit des Kapitäns, der ihn 1760 zum Teilhaber machte. Um dem Geschäft den Anstrich eines richtigen Hauses zu geben, erhielt es die Firma Geo. Parish & Son. Den Geschäftsfreunden wurde ein großes Diner gegeben, dabei der neue Partner eingeführt und auf das Gedeihen des Geschäfts eine gewaltige Menge Punsch getrunken. „Father and son were more than half seas over and, I believe, went reeling to bed."

Im Jahre 1761 starb erst die Mutter und gleich darauf auch der Vater, wodurch John in seinem zwanzigsten Lebensjahre die Aufgabe erwuchs, für sich und seine Geschwister selbständig zu sorgen. Das Geschäftskapital betrug damals nominell 18422 Mark Banko, aber nach Abzug der schlechten Schulden blieben für jedes der Geschwister nur 3000 Mark übrig. John Parish übernahm nun das Geschäft allein, und damit erst begann seine eigentliche kaufmännische Laufbahn.

Er selbst meinte später, er müsse wohl damals den Eindruck eines frühreifen Naseweises gemacht haben. Das verstärkte noch das Übelwollen seiner Landsleute von der englischen „Court", während er sich unter den Hamburgern manche Freunde erwarb. An dieser Stelle seiner Memoiren finden sich folgende charakteristische Reflexionen:

Ich war damals ein Hamburger. Meine Landsleute weigerten sich, mich, und sei es selbst als Diener, an den Privilegien teilnehmen zu lassen, auf die ich ein Geburtsrecht hatte. Dieses selbe Geburtsrecht unterwarf mich doch den Gesetzen meines Landes, als die ungerechten Hände von Sir James Marriott [1]) während des amerikanischen Krieges auf mich gelegt wurden, und ich als Feind des Landes angesehen ward. Damals — so helfe mir Gott! — konnte ich mich und meine Familie nur als ein Hamburger Kaufmann ehrenhaft ernähren; ich mußte die englische Flagge auf vier meiner Schiffe streichen und die drei Türme von Hamburg heißen.

Sir James drohte sogar, Parish verhaften zu lassen, wenn er den Fuß auf englischen Boden zu setzen wagte. Noch mehr „— mark the asperity of this unrelenting sinner!" —: selbst 1794 noch, als Parish sich des vollen Vertrauens der englischen Regierung erfreute, erklärte jener ein Schiff als „gute Prise", weil es John Parish von Hamburg, „einem offenen Feinde Englands", gehörte; und bald darauf mußte dieser mit Entsetzen und Grimm

[1]) Judge of the Court of Admiralty, gest. 1803. Auf die im Texte erwähnten Vorkommnisse wird zurückzukommen sein.

sehen, daß sein Name obenan stand unter denen, welche gegen Englands Interesse mit Frankreich Handel trieben, auf einer Liste, die durch Sir James aufgestellt worden war, um den Kapitänen der englischen Kreuzer als Instruktion mitgegeben zu werden.

Der Widerspruch war um so schneidender, als an demselben Tage, da ich dieses Schriftstück empfing, in meinem Keller 600 000 £ englische Regierungsgelder lagen, in zwei englischen Kriegsschiffen an denselben John Parish, den offenen Feind seines Landes, gesandt, und zwar unter Übergehung des englischen Konsuls in Hamburg[1]).

Parish beklagte sich darauf lebhaft bei der englischen Regierung und empfing die Antwort, jene Instruktion sei zwar leider längst verteilt, doch solle sein Name in der nächsten Ausgabe gestrichen werden; inzwischen möge er aus der Subsidienvermittlung ersehen, daß die Regierung weder ihm noch seinem Hause feindlich gesinnt sei. Als Parish drei Jahre später in seinen Erinnerungen darüber berichtete, fügte er hinzu:

Seitdem hörte ich nichts mehr von jenes Mannes Gift und Galle. Niedergedrückt vom Gewicht seines Alters und seiner Sünden, wird er bald nur eine Hand voll Schmutz sein. Wehe seiner Seele, wenn sie an einem anderen Orte nicht mehr Gnade findet, als er selbst in seinem Gerichtshofe ausgeübt hat!

Die Geschichte ist so bezeichnend für den Mann, seine Gesinnung und sein Temperament, daß ich sie, den Memoiren folgend, schon an dieser Stelle untergebracht habe, obwohl die Ereignisse, von denen sie handelt, erst einer späteren Zeit angehörten.

II.

Parish's Erzählung wendet sich nun dem Jahre 1763 zu, sowie den Wirkungen des mit diesem Jahr endigenden Siebenjährigen Krieges für den Hamburger Handel im allgemeinen und für das Haus Parish im besonderen. Der alte, treffliche Büsch hat in seinem — gleichfalls 1797 verfaßten — „Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung“ [2]) auch von jenen Wirkungen und der mit ihnen zusammenhängenden großen Handelskrisis des Jahres 1763 gesprochen. Es ist von hohem Interesse, die Darstellung des Praktikers mit derjenigen des Theoretikers zu vergleichen, um so mehr, als sie nahe Freunde waren und sicher oft miteinander über diese Dinge gesprochen haben.

Beide stellen fest, daß der Hamburger Handel im Siebenjährigen Kriege florierte: „Wir verdienten Geld“ — sagt Parish, — „wie Kaufleute zu Kriegszeiten immer tun; denn an sie muß der Finanzmann sich in solchen Zeiten immer wenden, um den Plänen seines Kollegen, des Kriegsministers, mehr Spielraum zu verschaffen.“ Diese Generalisierung ist — was Büsch als historisch gebildeter Mann wußte — insofern jedenfalls nicht richtig, als es Kriege wie der Dreißigjährige gibt, welche dem Handel viel mehr Nahrung

[1]) Auch von diesen Regierungsgeldern — Subsidien für Preußen — werden wir später ausführlich berichten.

[2]) Wiener Ausgabe seiner Schriften, Bd. XII. Vgl. jetzt auch W. P. Sautijn Kluit, De Amsterdamsche Beurs in 1763 en 1773. Amsterdam 1865.

nehmen als zuführen, und als der Siebenjährige in Deutschland der erste war, der hiervon eine Ausnahme machte: er förderte nicht nur die von Parish ausschließlich erwähnten staatlichen Kreditgeschäfte mit den Kaufleuten, sondern auch deren Warenhandel. Beide stimmen dann freilich wieder darin überein, daß jene Kreditgeschäfte die Ursache der Krisis von 1763 bildeten. Aber während Büsch tiefer auf die sachlichen Momente eingeht, welche die Geschäfte hervorriefen, legt Parish das Schwergewicht seiner Darstellung auf die subjektiven Beweggründe, welche die Kaufleute zu ihnen veranlaßten. Und zunächst schildert er das gewaltige, sinnreich konstruierte Getriebe des Kapitalverkehrs in Friedenszeiten:

Im Frieden wird alles Geld produktiv umgesetzt; jeder Viertelzentner Ware hat seinen Anteil an der Geldzirkulation[1]), und so genau ist dies kalkuliert, daß nicht das geringste davon genommen werden kann, ohne daß ein anderes Rad in Bewegung gesetzt werden muß, um das Verlorene zu ersetzen. Es ist eine wunderbare Maschine, welche die Geschicklichkeit des Menschen beweist. Ich habe oftmals tief darüber nachgedacht, und je mehr ich es tue, desto mehr bewundere ich den Scharfsinn der Handhaber dieses gewaltigen Mechanismus. Überlegt selbst einen Augenblick, was das bedeutet: ein Volk, das Vertrauen genug besitzt in seine Regierung, seine Gesetze, seine Finanzeinrichtungen, daß es ein Stück Papier ebenso gierig in den Geldschrank legt wie ein neugeprägtes Goldstück!

Doch weiter verrät uns Parish hier nichts von den Ergebnissen seines Nachdenkens über den Kapitalverkehr, vielmehr fährt er fort:

Im Siebenjährigen Kriege wurde eine ungeheure Papierzirkulation in Gang gebracht, über den ganzen Kontinent hin, und die ersten Häuser von Amsterdam und Hamburg wurden durch hohe Provisionen bestochen, sich an ihr zu beteiligen. Das Rad wurde in Bewegung gesetzt.

Hier läßt uns Büsch tiefer blicken: die englischen Subsidienzahlungen in Deutschland, die Lieferungsgeschäfte für die Kriegsheere, die schweren Kontributionen, welche Friedrich der Große den Sachsen auferlegte, die auch durch ihn hervorgerufene Verschlechterung der deutschen Münzen, die Ausgabe großer Massen von Papiergeld durch die schwedische Regierung bei ihrer Beteiligung am Kriege, — alle diese Momente veranlaßten eine ungeheure Wechselreiterei, bei der sich in Berlin namentlich der persönlich höchst ehrenwerte Gotzkowsky, in Amsterdam das große Haus der Gebrüder de Neufville, daneben aber auch noch viele Häuser in Berlin, Leipzig, Hamburg, Amsterdam und Schweden beteiligten. Alle diese Geschäftshäuser acceptierten Wechsel in weit höherem Maße, als ihre Verhältnisse es rätlich erscheinen ließen. Wie kamen sie dazu? eine Frage, die Parish folgendermaßen beantwortet:

Das Geschäft, für Andere Wechsel zu acceptieren, bringt dem Kaufmann mit bedeutendem Kredite eine leicht geerntete Provision ein. Auch erhöht es das Ansehen eines Geschäftsmannes. Sein schwindelnder Ehrgeiz bringt leicht seine Vernunft zum Schweigen, wenn ihn die ersten Handelshäuser anspornen, den Geschäftsgang zu beschleunigen und zu vergrößern, wenn er geschmeichelt hört, daß nur mit Leuten seiner Art solche Geschäfte gemacht werden können. Wie wenige von uns würden

[1]) So verstehe ich die Worte: „Every quarter has its quota, in a representative, to serve as a circulating medium.“ Sie zeugen von tiefer Einsicht in das Wesen des Geldumlaufs.

widerstehen! Der Köder wird geschluckt, und der erste Teil der Veränderung vollzieht sich ohne Störung. Frühere Vorsicht hatte seinen Kredit fest begründet. Sobald er jetzt den Fuß in die Börse setzt, wird er umgeben und bedrängt von einem Schwarm von Maklern, die ihn um Wechsel bitten. „Machen Sie Ihren eigenen Wechsel!" heißt es; er tut so und bemerkt, daß nur der seinige bereitwillig genommen wird. Welches Futter für die Eitelkeit! Turmhoch erhebt er sich über seine Nachbarn, und bald hält er sich für Achse und Pfeiler der Börse.

In einer Laufbahn solcher Art wiegt jedes kaufmännische Vermögen federleicht. Wenn der Mann wirklich Mut genug besitzt, in sein Acceptbuch zu schauen, so bemerkt er, wie weit er schon über die Grenzen seiner Kräfte hinausgetrieben ist. Zu spät, an Rückzug zu denken! Vorwärts muß er, immer weiter in der Strömung, selbst wenn er sieht, daß er bestimmt ist, im Ozean zu scheitern. Seine Kunden behandeln ihn schon mit weniger Respekt; sie sind im selben Fahrzeuge eingeschifft, und mit ihm müssen sie sinken oder schwimmen. Seine Erträge sind groß; aber auch die Massen seiner Accepte werden allgemein sichtbar, und deren Diskont beginnt zu steigen. Ehe er sich dessen versieht, macht das Lächeln auf des Maklers Gesicht einem Ausdrucke Platz, der Mißtrauen verrät. Sein Stolz verläßt ihn. Von allen aufgegeben, verläßt er seinen Börsenstand, um seine Demütigung zu verbergen, und kehrt in sein Kontor zurück, ohne von seiner langen Liste von Wechseln etwas losgeworden zu sein.

Die Maschine, des Wassers für ihren Betrieb beraubt, stürzt bald mit einem Krach zusammen, indem sie alles mit sich fortreißt, und Tausende kleiner, gedankenloser Sterblicher sieht man im Mühlwehr zappeln.

Das, geliebte Henny, ist das getreue Bild eines solchen Kaufmanns, und ein solcher bin ich selbst mehr als einmal gewesen; aber ebenso oft habe ich glücklicherweise dem Sturme widerstanden. Die Sorgen, die schlaflosen Nächte, die ich durchmachen mußte, wenn solche Verbindlichkeiten auf mir lasteten, drängen mich, Gott anzuflehen, daß meine geliebten Söhne sich nie durch Vorteile irgend welcher Art versuchen lassen möchten, derartigen Gefahren sich auszusetzen, zumal da sie jetzt schon wie auf Sammetpolstern sitzen, da sie ein Geschäft haben, so beneidenswert wie möglich, so vollkommen genügend, um jeden maßvollen Ehrgeiz zu befriedigen.

Dieses Gebet John Parish's ging nicht in Erfüllung. Doch kehren wir wieder zurück zum Jahre 1763. Damals erreichten jene schwindelhaften Wechselgeschäfte ihren Höhepunkt, und selbst die ehrbaren kleinen Bürgersleute ließen sich, wie Parish erzählt, durch die hohen Diskontsätze (10 bis 15 %) massenhaft verleiten, ihre Ersparnisse in Reitwechseln anzulegen. Da stellte am 25. Juli plötzlich das hochangesehene Haus Gebrüder de Neufville in Amsterdam, welches an der Spitze der ganzen Bewegung stand, seine Zahlungen ein; „a general crash" — dieser Ausdruck ist also nicht erst 1873, sondern viel früher entstanden — „took place on the Continent": nicht weniger als 62 Amsterdamer und 54 Hamburger Häuser, darunter solche ersten Ranges, fielen gleichfalls; ihnen folgten weitere Bankrotte in Berlin, Breslau, Leipzig, Frankfurt a. Main u. s. w.

Es war ein vollständiges Erdbeben; nur wenige gut gezimmerte Häuser blieben ganz unerschüttert; der wilde Spekulant, der vertrauensselige Bankier, der unvorsichtige Kaufmann — sie alle lagern hingestreckt am Boden und mußten mit Weib und Kindern ihr Schicksal beweinen. Doch die schließlichen Wirkungen waren gut: die Börse wurde befreit von einer Reihe baufälliger Häuser, und dadurch wurde für andere Platz gemacht. Auch blieb ein tiefer, langdauernder Eindruck zurück: Scheu vor übergroßem Vertrauen und Abkehr von dem maßlosen Luxus der letzten Jahre.

Parish, der sich ebenfalls an jenen Wechselgeschäften beteiligt hatte, kam dennoch ohne schweren Schaden davon. Leider geht er aber in seinen Memoiren über seinen Anteil an der Krisis kurz hinweg, ebenso über die nächstfolgende Zeit. Sein Kapital betrug Ende 1763: 22435 Mark Banko. Im Jahre 1765 gab er seinem Bruder ein Fünftel Anteil am Geschäft, und 1767 hatte sich das Kapital auf 38000 Mark vermehrt. Im folgenden Jahre heiratete er, und die Sorge für eine rasch wachsende Familie — von 1769 bis 1781 wurden ihm acht Kinder geboren — wirkte auf ihn sehr günstig: sie trug dazu bei, seinen Hang zum Wohlleben zu mäßigen, und spornte zu doppelten Anstrengungen an. Der Geschäftsgang war nach der Krisis in Hamburg viele Jahre lang ein flauer, und Parish mußte von früh bis spät umherlaufen, um vorwärtszukommen. So gelang es ihm, bis 1772 sein Kapital bis auf 54000 Mark zu erhöhen.

Dann sagte ich mir: „Gut gemacht, mein Junge! Das Schlimmste ist vorüber! Bald wirst du bei 10000 £ anlangen, und dann heißt es sich aus dem Staube machen.“ Das war tatsächlich meine Absicht. Ich hatte ganz nette Beziehungen angeknüpft und hielt mich für vollkommen geborgen; wie wenig ahnte ich, was mir bevorstand!

III.

Wir kommen nun zum Jahre 1773 — die Jahre mit der Ziffer „3“ am Ende waren für Parish, wie er wiederholt betont, Unglücksjahre — und damit zu einer neuen schweren Wirtschaftskrisis, welche 1772 eingeleitet worden war durch den Fall des großen englischen Bankiers Fordyce, und die im folgenden Jahre durch den Bankrott des zweitgrößten Amsterdamer Geschäftshauses, Clifford & Söhne, weithin Unheil verbreitete. Die Hamburger Börse blieb jedoch zunächst unberührt, und Parish hatte die ganze Sache bereits fast vergessen. An einem schönen Sommerabend saß er nichtsahnend in einem bescheidenen Häuschen, das er auf dem Lande für seine Familie genommen hatte, zwei seiner Kinder auf den Knien, froh über die wohlverdiente Ruhe nach den Mühen des Tages, — da kam ein Expreßbrief von Bremen mit der Nachricht: „Turner ist bankrott!“ Es war eine verspätete Folge des Bankrotts von Fordyce.

Meine gesamten verfügbaren Mittel wurden hierdurch in Anspruch genommen. Gezwungen, mich nach unmittelbarer Hilfe umzuschauen, war ich im Nu nach der Stadt unterwegs und am nächsten Tage gerüstet, allen Anforderungen zu begegnen: 4000 £ protestierte Wechsel — damals für mich noch ein großer Betrag — wurden von mir aufgenommen ohne die geringste Schädigung meines Kredites.

Aber wenn sich auch am Jahresschlusse nur ein buchmäßiger Kapitalverlust von 8000 Mark ergab, so waren dabei doch 64000 Mark schlechte Ausstände für voll angerechnet, die sich später als gänzlich wertlos herausstellten, so daß tatsächlich eine bedeutende Unterbilanz vorhanden war.

Parish war nicht der Mann, sich dadurch entmutigen zu lassen, und die Art, wie er später von dieser kritischen Lebensperiode sprach, zeigt klar und deutlich, wes Geistes Kind er war:

Ich befand mich gerade inmitten meines häuslichen Glücks: ein Prachtkind folgte dem anderen. „Nur nicht stolpern, Kutscher" — sagte ich mir — „all dies werden wir schon kriegen; wie sagt doch das gute, alte deutsche Sprichwort: ‚So viele Kinder, so viel Gottessegen!'" Ich fühlte mich als der reichste Mann unter der Sonne.

Anders stand es mit Johns Bruder George; der seufzte und ließ den Kopf hängen; inständig bat er John, sich künftig auf das sichere Schiffsmaterialgeschäft zu beschränken. Die Antwort lautete: „Kriech in eine Nußschale, wenn du Lust hast, lieber George, wir wollen uns trennen. Übernimm du als deinen Teil das ganze Schiffsgeschäft mit allen Vorräten; ich will mich schon allein durchschlagen." George wurde rot, nahm aber das Anerbieten dankbar an.

Das Jahr 1774, das erste nach dieser Trennung der Brüder, brachte Johns Kapital auf 83 711 Mark; das folgende schloß dagegen mit 10 000 Mark Verlust ab, wozu noch 30 000 Mark schlechte Ausstände kamen. Wieder nahm er sich vor, nach Erzielung von 100 000 Mark das Geschäft aufzugeben; denn ihm schwante neues Unheil; doch als schon 1777 das Kapital bis auf 138 000 anwuchs, vergaß er seinen Entschluß, wie das stets geschieht, wenn die Wolken sich verziehen, und das Schiff mit vollen Segeln die Wellen durchschneidet.

Parish's Geschäfte begannen jetzt großen Umfang anzunehmen, und seine kaufmännische Tüchtigkeit wurde immer reifer. Er fühlte sich auf der Höhe seiner Lebenskraft und war fest entschlossen, mit aller Energie vorwärtszudringen. Er bemerkte, wie man ihm im reichsten Maße Kredit gewährte, vielleicht mehr, als er nach seiner eigenen Empfindung schon verdiente. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, große Beträge Wechsel mit seiner Namensunterschrift in Umlauf zu bringen.

Das benutzte er zunächst für die Erleichterung des damals sich stark entwickelnden Handels mit baltischem Getreide.

Seit vielen Jahrhunderten bildeten die Ostseeländer die Kornkammer für Westeuropa. Dieser alte und bedeutende Handel machte seit 1770 eine wesentliche Entwicklung und Umgestaltung durch. Erstens bedurfte England infolge seiner mit den großen Erfindungen jener Zeit mächtig vorwärtsschreitenden Industrialisierung eines rasch wachsenden Getreideimports; zweitens verdrängte der englische Handel denjenigen der Holländer immer mehr aus diesem Verkehre; und drittens erlangte auch der Eigenhandel der Ostseeplätze selbst immer mehr Bedeutung. In diesem lebhaften Getriebe übernahm Parish eine wichtige Rolle.

Er trat in Verbindung mit einer Reihe baltischer Kornhändler, welche sich nicht mit den niedrigen Heimatspreisen begnügen wollten, sondern die hohen Preise der westeuropäischen Märkte zu erzielen wünschten, womit freilich bei den damaligen mangelhaften Verkehrsverhältnissen auch ein sehr hohes Preisrisiko verknüpft war. Parish acceptierte die Tratten dieser Händler gegen Übergabe der Konnossemente ihrer Kornverschiffungen, besorgte ferner deren Assekuranz in Hamburg und hatte die freie Wahl, sie an beliebige seiner Geschäftsfreunde in England, Portugal, Spanien u. s. w. zu konsignieren. Die

Bedingungen dieses Geschäfts konnte er selbst festsetzen, und da der Umsatz groß war, erzielte er hohe Gewinne. In einem einzigen Sommer behandelte er auf solche Weise etwa hundert Schiffsladungen Weizen. Die baltischen Kaufleute empfingen gegen Parish's Accepte von ihren Hamburgern Bankiers ganze Wagenladungen Bargeld. Diesen Geschäftsbetrieb führte Parish in Hamburg zuerst ein und beherrschte ihn zwei Jahre lang fast ausschließlich. Viele Millionen wurden von ihm so umgesetzt. Die bedeutenden Geschäfte, welche er seinen ausländischen Freunden zuführte, verschafften ihm eine Reihe wertvoller Verbindungen, und da er seinen Verpflichtungen pünktlich nachkam, nahm sein geschäftliches Ansehen immer mehr zu.

Alles das hatte er vorausgesehen, als er in das Geschäft hineinging; aber der Geschäftseifer führte ihn weiter, als er ursprünglich beabsichtigte, und allmählich wurde ihm klar, daß einer seiner baltischen Hauptkorrespondenten ihn so fest umklammert hatte, daß diese Verbindung wie ein Mühlstein an seinem Halse hing. Sie brachte ihm in einem Jahre nicht weniger als 60000 Mark ein; dennoch beschloß er, sich von ihr loszumachen. Glücklicherweise waren seine Konkurrenten eifrigst bemüht, ihn bei dem Manne zu unterbieten, und als dieser ihm bei gleichen Bedingungen den Vorzug geben wollte, lehnte Parish das ab. So gelang es ihm, innerhalb sechs Monaten ein Blanko-Engagement von 300000 Mark abzustoßen, und als der Balte kurze Zeit darauf fallit wurde, kam Parish mit einer „Kontusion" von 40000 Mark davon, während zwei seiner übereifrigen Konkurrenten mit ins Verderben gerissen wurden. Und auch seine anderen baltischen Korrespondenten behandelte er so geschickt, daß er bei ihnen nichts verlor, trotzdem noch drei von ihnen bankrott gingen.

Dieses Korngeschäft dauerte im ganzen vier Jahre, von 1774 bis 1777. Es war eins der größten „Räder", die Parish bis dahin in Bewegung gesetzt hatte, und, wie er hinzufügt, die Bedeutung desselben überstieg alles bisher in Hamburg Dagewesene.

Dazu kam nun in den folgenden Jahren das amerikanische Geschäft. Die Beschreibung, welche er in seinen Erinnerungen von diesem Geschäfte gibt, reicht nicht hin, um dessen Charakter zu erkennen. Wenn man indes seine Mitteilungen zusammenhält mit dem, was wir aus anderer Quelle wissen [1]), so ergibt sich, daß John Parish einer der ersten war, der von Hamburg aus mit den „rebellischen" Kolonien seines Vaterlandes Handel zu treiben begann, und zwar hauptsächlich in Gemeinschaft mit seinem Landsmanne John Roß. Der Handel ging, weil die englische Regierung ihm jede erdenkliche Schwierigkeit in den Weg legte, offenbar hauptsächlich über Frankreich, Spanien und Holland, weshalb man selbst in Hamburg den wirklichen Sachverhalt nicht vollkommen überschaute. Vielleicht war das Geschäft zwischen Hamburg und Nordamerika schon in den ersten Kriegsjahren umfangreicher als Büsch annahm [2]).

---

[1]) Baasch in der „Hamburgischen Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas". Bd. I, S. 37 ff.

[2]) Versuch einer Geschichte der hamburgischen Handlung § 54.

Jedenfalls wurde es von der englischen Regierung und dem englischen Admiralitätsgerichte bereits 1776 streng überwacht.

Das Geschäft — so berichtet Parish — erforderte ausgedehnte Geldoperationen. Um sie zu erleichtern, ging Roß nach Frankreich; in Amsterdam, Paris, Bordeaux und selbst in London wurden zum gleichen Zwecke „Maschinen" in Gang gebracht. Waren bildeten die Sicherheit, auf der das Geschäft beruhte, und glücklicherweise gelang es mir, meinen Freund innerhalb dieser Grenzen festzuhalten, wofür er mir später dankte; denn einmal kamen 100 000 £ seiner Accepte unter Protest mangels Zahlung an mich zurück, und ein anderes Mal war John Joy, bevollmächtigter amerikanischer Minister am spanischen Hofe, außer stande, 50 000 Dukaten Kongreßbills, die er acceptiert hatte, zu bezahlen; ich hatte sie indossiert und empfing einen Posttag vor dem Verfall von ihm die Nachricht, daß er sie nicht honorieren konnte; glücklicherweise konnte ich gerade noch den Stoß parieren. Beide Fälle schwächten nicht meinen Kredit, sondern stärkten ihn vielmehr. Aber das „Rad" wurde immer größer; ich mußte bei meinen Freunden Blankokredite in Anspruch nehmen und ihnen natürlich das gleiche Entgegenkommen erweisen, so daß jede 1000 £, die ich auf solche Weise verlangte, die Höhe meiner Accepte um den doppelten Betrag vermehrten. Die Hamburger Geldleiher zögerten damals, mir Kredit zu gewähren. Ich mußte mich daher an einen Juden, namens Salomon Benjamin, einen notorischen Wucherer, wenden und mußte ihm, selbst für kleine Summen, 1% Zinsen monatlich bezahlen. Der alte Schurke war stets meine letzte Zuflucht. Bei Tage durfte ich nicht zu ihm gehen; es wurde also stets eine Nachtszene daraus, und manche lange Stunde bin ich bei ihm gewesen, wenn meine müden Glieder Ruhe verlangten. Ich hatte damals kein Bedenken, zeitweise bis zu 50 000 Mark von ihm zu nehmen. Wenn der Alte dann mürrisch wurde, war mit ihm nichts anzufangen, und es kam vor, daß ich seine Frau veranlassen mußte, ihn umzustimmen. Das war für mich eine peinvolle Arbeit. Aber warum ließ ich mich in solche Schwierigkeiten hineinführen? Ich dachte immer, mich beizeiten von dem alten „Carmadgion" losmachen zu können. Aber mit der Zunahme meiner Umsätze wuchsen auch meine Schwierigkeiten. Stets hatte ich mich ausgezeichnet durch die Pünktlichkeit meiner Zahlungen, und meinen letzten Dukaten hätte ich meinem Juden gegeben, um der Gefahr des Gemahntwerdens zu entgehen. Ich dachte nur daran, die Maschine in Gang zu halten. Für meinen persönlichen Bedarf gab ich wenig aus; aber das Ölen der Räder war höchst kostspielig. Ich kam nicht vorwärts, weil die Kosten den Gewinn aufzehrten. So arbeitete ich mehr für die Kasse des Juden als für meine eigene, und mein Kapital stieg 1778 nur auf 143 472, im Jahre 1779 auf 156 439 Mark.

Parish hatte in diesen Jahren zu viel gearbeitet. Lange sträubte er sich dagegen, einen Teilhaber aufzunehmen; als er aber im Jahre 1779 schließlich ernsthaft erkrankte, wurde es unbedingt nötig. Seine Wahl fiel auf George Thomson, einen seiner Gehilfen, der mit einem Satze von 1000 Mark Gehalt auf ein Fünftel Geschäftsanteil avancierte. Er erwies sich als ein ruhiger, williger Helfer von unantastbarer Ehrenhaftigkeit.

Das Geschäft nahm einen neuen Aufschwung, und das Kapital wuchs bis Ende des Jahres 1782 auf 203 000 Mark.

IV.

Das Jahr 1783 war wieder eins der schicksalsschwersten in der geschäftlichen Laufbahn John Parish's. Er besaß damals über 200 000 Mark Banko in guten, gesunden Werten und doch: ohne daß er einen Verlust von irgend welcher Bedeutung erlitt, kam er seinem geschäftlichen Untergange so nahe

wie nur irgend möglich, ging aber schließlich auch aus dieser neuen Krisis gekräftigt hervor:

Das größte Geschäftshaus in Hamburg war damals die Firma Peter Hiß & Sohn. Ihr Kredit war unbegrenzt; ihr Geschäftsumfang, ihre glänzende Prosperität deutete auf alles eher, als auf Mangel an verfügbarem Kapital; ihr Hauptchef war mein täglicher Besucher. An einem Feiertage im Sommer befand ich mich in meinem Landhause zu Nienstedten (dies hatte er 1779 gekauft) und blieb dort auch bis zum folgenden Mittag; dann ritt ich in die Stadt, wo ich um 2 Uhr auf dem Marktplatze ankam; dort sah ich, wie die Juden gerade von der Börse kamen. Auf ihren Gesichtern lag etwas, was mir Unheil verkündete. Ich hielt still und fragte, was es Neues gäbe. — „Wissen Sie es nicht?" war die Gegenfrage. — „Ich komme eben erst vom Lande." — „Guter Gott, Herr, Peter Hiß ist bankrott, und die ganze Börse ist in Aufruhr." — Sie nannten drei Juden, die auch fallen mußten —; ich hatte ihnen gerade vor den Feiertagen für 130 000 Mark Wechsel verkauft, die noch nicht bezahlt waren! — Ich fühlte, wie mein Gewicht plötzlich doppelt auf den Sattel meines Pferdes zu drücken schien. Im Kontor traf ich Thomson, dessen Botschaft mich verfehlt hatte. Er hatte die drei Juden schon aufgesucht; aber sie hatten ihm erklärt, der Fall von Peter Hiß würde voraussichtlich den ihres Korrespondenten nach sich ziehen, und dann müßten sie ebenfalls folgen; ehe es entschieden wäre, könnten sie niemanden bezahlen. — Im Augenblick war ich draußen, um meinerseits zu versuchen, was geschehen könnte: dieselbe Geschichte und derselbe Vorwand, um nicht zahlen zu müssen. Ich führte ihnen hart zu Gemüte, welche Unbilligkeit es sei, andere Gläubiger mit meinem Gelde zu bezahlen, und erfuhr schließlich von meinem größten Schuldner, daß er die Wechsel (in Höhe von 100 000 Mark) nach London gesandt hatte. Dies gab mir starke Macht über ihn, und um Mitternacht erlangte ich endlich, nach hartem Kampfe, eine Anweisung auf seinen Londoner Korrespondenten für den Fall seines Bankrotts. In viel besserer Stimmung ging ich zu seinem Nachbarn, der mir 24 000 Mark schuldete. Seinen Charakter beurteilte ich ungünstiger; es hieß, er sei schon im Bett; aber ich platzte wie eine Bombe in einen Raum, wo er mit seinen Leuten noch arbeitete. Harte Worte und Drohungen erzielten ein Kompromiß von 50 %; ich bekam zwei Goldbarren und ging von dannen. Mittlerweile war es 3 Uhr morgens geworden. Zu meinem dritten Manne, der mir 6000 Mark schuldete, konnte ich nicht mehr gehen; er fiel am nächsten Tage. Überhaupt herrschte an diesem Tage, einem Donnerstage, Panik, weil man weitere auswärtige Fallissemente erwartete. Doch ich glaubte, sie würde rasch vorübergehen.

Ich hatte damals große Beträge Wechsel acceptiert, hauptsächlich für Korn, das ich im Auftrage von Pitts Agenten, Claude Scott, in der Ostsee für die englische Regierung gekauft hatte. Täglich hatte ich bedeutende Zahlungen zu leisten, für deren Deckung ich auf Scott trassieren sollte. Der dritte Tag war ein Feiertag: auf London war kein Geld zu bekommen. Auf Holland? Die Juden haben kein Geld. Auf Paris? Nicht die geringste Nachfrage. Kurz, allgemeines Mißtrauen. Die Juden, unsere wichtigsten Wechselkäufer, hatten weder Geld noch Kredit. Da mein Bankbestand ansehnlich war, ging ich ohne Sorge nach Hause. — Der nächste Wechseltag, der Dienstag, kam, aber keine Besserung: das Wechselgeschäft lag völlig brach. Man wußte, daß ich große Zahlungen zu leisten hatte, und flüsterte einander zu: „Wie wird Parish durchkommen?"

Täglich hatte ich Zahlungen zu leisten; aber auch der nächste Wechseltag, wieder ein Feiertag, brachte keine Veränderung. Jetzt wurde die Sache ernst. Mein Bankfaldo war bald zu Ende. Ich griff zu meinem mit erstklassigem Papier angefüllten Inlands-Portefeuille; aber auch die besten Diskonten wurden zurückgewiesen. Alle Welt häufte Geld auf, in der Erwartung einer allgemeinen Explosion, das beste Mittel, um sie herbeizuführen.

Ich begann, unruhig zu werden; denn obwohl ich das Geld von den Juden ganz wieder erlangt hatte — sogar die andere Hälfte meiner 24 000 Mark hatte ich dem Manne durch Beschämung abgerungen, nachdem er selbst ohne jeden Verlust weggekommen war — so hatte ich doch schon alles wieder zu Zahlungen verwendet und mußte jetzt von Tag zu Tag Dispositionen treffen, richtiger: von Nacht zu Nacht; Schlaf hatte mich verlassen, und das Kontor war mein nächtlicher Aufenthalt; dort, während alles sonst im festen Schlafe lag, suchte ich für den kommenden Tag Vorsorge zu treffen. Am Tage lief ich umher und gab schließlich statt Bargeld Wechsel in Zahlung. Ich fühlte mich langsam zu Tode gehetzt.

Ich besaß 100 000 Gulden ausgezeichnete Wechsel auf Holland; sie bildeten meine letzte Hoffnung. Zwei Makler versprachen mir, sie am folgenden Dienstag unterzubringen; denn die Panik wegen Holland begann zu schwinden. Ich wandte mich ferner an einige Freunde mit der Bitte um Hilfe; sie hatten selbst kein Bargeld, sondern nur Papier anzubieten; doch schließlich erhielt ich die Zusicherung einer Summe für den Mittwoch, so daß ich mich geborgen fühlte selbst für den Fall, daß die Wechsel auf Holland den Dienst versagten.

Der Dienstag kam, und meine Hoffnung blieb lebendig bis gegen Schluß des Geschäfts; dann erst erhielt ich die Nachricht, vor dem nächsten Freitage sei nichts mit den Wechseln zu machen. Es war ein tödlicher Streich, und die folgende Nacht war eine höchst angstvolle. Ein gewisses Etwas sagte mir, auch wegen des mir für Mittwoch versprochenen Geldes würde ich eine Enttäuschung erleben. Kaum war ich aufgestanden, so kam in der Tat eine Entschuldigung. Die Wirkung dieses letzten Schlages auf meine Nerven kann ich nicht beschreiben: das Armesündergläcklein hätte mich nicht mehr durchschauern können.

Ich wußte, daß alles auf mich blickte, daß, wenn ich nur eine Stunde lang dem Unheil nachgab, ich verloren war. Die Zahlungen dieses Tages waren die letzten der Woche; die der folgenden Woche konnte ich mit eigenen Mitteln bewältigen. Aber jetzt fehlten mir 80 000 Mark für den folgenden Tag; konnte ich diese nicht schaffen, so war ich ruiniert.

Ich verlor jeden Appetit. Dagegen plagte mich fortwährender Durst, weshalb ich unausgesetzt kaltes Wasser trank. Mein Gesichtsausdruck war der eines Übeltäters, eines Ertrinkenden.

Die folgende Nacht ging vorüber, der schreckliche Morgen brach an. Ich setzte mich an meinen Platz im Kontor, um zu sehen, wenn die fälligen Wechsel gebracht wurden, wer sie in Händen hatte; denn bezahlen konnte ich sie nicht. Um zehn Uhr begannen sie sich einzustellen. Die übliche Antwort „Gut!" wurde erteilt, und der Kommis legte sie auf mein Pult. Ein bedeutender Betrag war noch nicht vorgezeigt; um elf Uhr kam ein zerlumpter Jude mit einem ganzen Paket an. „Gut!" war die Antwort, und der Jude ging fort: es war der ganze Rest in Höhe von 90 000 Mark, alles in der Hand eines höchst achtbaren Juden, Wolf Lewin Popert.

Thomson hatte während der ganzen Zeit wie im Starrkrampfe dagesessen; ein schreckliches Schweigen herrschte. Die Kommis kannten meine Lage und schauten mehr auf mich als auf ihre Bücher; ihre Blicke bezeugten ihre Teilnahme. Ich sah auf die Masse Wechsel vor mir und blätterte in ihnen wieder und wieder: was war zu tun? — „Thomson, was denken Sie?" — „Sie wissen es selbst am besten", war die Antwort. — „Wartet alle, bis ich wiederkomme."

Ich raffte all meinen Mut zusammen, steckte meine Wechsel auf Holland in die Tasche, verließ gefaßt das Kontor und ging zu meinem reichen Juden, meinem furchtbaren Gläubiger. Ich traf ihn im Schlafrocke, mitten zwischen Geldsäcken, die für den Postwagen verpackt wurden. — Welch ein reicher, glücklicher Mann! dachte ich. — „Ich möchte Sie allein sprechen." — Er ging mit mir in den nächsten Raum. Offenbar sah ich jämmerlich aus: „Was ist los, Herr Parish? Geht es Ihnen nicht gut?" — „Sehr schlecht, Herr!" — „Das

tut mir leid." — „Sie haben heute eine große Forderung an mich." — „Was gibt es dabei zu sagen?" — „Ich kann den Betrag heute nicht abschreiben" [1]). — „Das hat nichts auf der Welt zu bedeuten; machen Sie von den elf Respekttagen Gebrauch [2]); hier ist meine Hand: keine Seele soll davon erfahren; das Vertrauen an der Börse kehrt schon zurück; bald wird sich auch wieder Nachfrage nach Wechseln einstellen. Leider habe ich gerade selbst keine Verwendung für Wechsel auf London; sonst würde ich Ihnen Ihre Tratten abnehmen." — „Können Sie nichts auf Holland brauchen?" — „Jawohl, 30 000 Gulden." — „Passen Ihnen diese Wechsel? Sie sind alle acceptiert." — Dabei legte ich meine 100 000 Gulden vor ihn hin. — „Sie sind so gut wie Bankzahlung; wenn Ihnen darum zu tun ist, will ich das Ganze nehmen und Ihnen den Überschuß heute abschreiben."

Das Geschäft war erledigt. Mein Herz wollte mir schier vor Freude springen; ich hätte den alten Mann küssen mögen, und solange Atem in mir ist, wird sein Andenken mir teuer sein. Am folgenden Wechseltage konnte ich meine Londoner Wechsel wieder wie immer absetzen. Der Sturm hatte sich ausgetobt.

Dies war die schwerste Zeit meines Lebens. O Henny! Was ich in jenen vierzehn Tagen litt, könnte nur ein großer Mann („somebody") so beschreiben, daß man es einigermaßen nachfühlte. Noch jetzt schaudere ich, wenn ich daran denke. Damals schüttelte es mir das Mark aus dem Gebein. Wer graue Haare, dieses äußere Zeichen der Respektabilität, rasch zu haben wünscht, soll nur das Wechselaccept-Geschäft beginnen und mein damaliges Leben führen, er wird sein Ziel bald genug erreichen.

So verlief eine der härtesten Krisen in Parish's geschäftlicher Laufbahn. Ich habe sie ihm wörtlich nacherzählt, weil sein Bericht an Fülle und Schärfe der Einzelheiten nicht zu übertreffen wäre, und gerade auf diese kommt es hier an. Ehe ich aber daran gehe, sie zu analysieren, muß ich zunächst noch die Lehren wiedergeben, die Parish selbst aus der ganzen Sache gezogen hat. Er hat sie in die Form einer Anrede an sich selbst gekleidet:

Ich frage dich, Mr. John of the North: was war wohl die Ursache deiner schlimmen Lage? Wir hören immer, wie du deinen Kredit und deine Tüchtigkeit preisest, und doch, ohne daß du einen nennenswerten Verlust erleidest, wirst dich die Zahlungseinstellung eines einzigen Hauses vollkommen zu Boden, und nur ein zufälliger Umstand rettet dich, die Tatsache nämlich, daß ein so großer Teil deiner Accepte an dem verhängnisvollen Donnerstage sich in der Hand eines Juden befindet, und daß dieser Jude sich als etwas erweist, was du damals am wenigsten erwarten konntest, *als dein Freund!* — Das ist alles buchstäblich wahr wie das Evangelium, und zu meiner Rechtfertigung habe ich nur eins anzuführen: ehe man mich hätte zum Kirchhof bringen müssen, stand mir noch eine einzige Schutzwehr zu Gebote für die Verteidigung meines untergehenden Kredits: die Frist der elf Respekttage, so weise vom Wechselrechte vorgesehen, aber nur in den äußersten Notfällen ausgenutzt. Ging sie vorüber, ohne daß Hilfe kam, so mußte die Festung übergeben werden; ein kurzes Sträuben noch, „and the verdict on poor Pill Garlicks projects would probably not have been of the most favorable nature".

Von so kleinen Umständen hängt oft der Kredit, die Rettung eines Kaufmannes ab. Doch alles in allem gerechnet, war eben doch die letzte Ursache darin

---

[1]) Der Hamburger Ausdruck für Zahlung durch Giroüberweisung.

[2]) Days of grace, Respit- oder Respekttage. So heißen die Fristtage, welche nach Verfall eines Wechsels für die Bezahlung noch freistehen, von denen aber zahlungsfähige Wechselschuldner keinen Gebrauch machen.

zu suchen, daß meine Verpflichtungen nicht nur mein Kapital, sondern auch meinen Kredit überstiegen. Die richtige Bemessung des Geschäftsumfanges sollte der wichtigste Gegenstand vorsichtiger kaufmännischer Beurteilung sein, und die goldene Regel des Kaufmanns sollte stets sein: Wolle nicht zu rasch reich werden!

So weit John Parish, und nun wollen wir auch unserseits uns der „Moral" der Geschichte zu bemächtigen suchen. Was Parish so merkwürdig erschien, ist es für den Geschäftskenner der Gegenwart in noch weit höherem Grade, daß nämlich der Fall eines einzigen Hauses ihn fast mitgerissen hätte, trotzdem er innerlich so zahlungsfähig war wie nur möglich, reichliche Beträge erstklassiger Wechsel in Händen hatte und damit also über Mittel verfügte, welche nach heutigen Begriffen vollkommen ausreichen würden, um allen Verpflichtungen jederzeit zu genügen. Wenn dies bei Parish nicht der Fall war, so wurde das dadurch verschuldet, daß der Hamburger Wechselmarkt im Jahre 1783 noch sehr klein war, und daß die unvollkommenen Verkehrsmittel Parish hinderten, seine Wechsel auf anderen Märkten zu verkaufen. Heutzutage würde dafür eine telegraphische Verkaufsorder und eine telegraphische Anweisung des Gegenwerts ausreichen, ganz abgesehen davon, daß die großen Banken unserer Zeit erstklassige Wechsel immer verwenden können. Eine Verlegenheit, wie Parish sie durchmachen mußte, wäre jetzt undenkbar. Daß vollends damals in Hamburg die Juden noch die einzigen großen Wechselkäufer waren, zeigt deutlich, daß sich der Hamburgische Handel im Verhältnis zu demjenigen Westeuropas noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung befand. Gerade in den folgenden Jahrzehnten hat sich das freilich geändert: Hamburg wurde ein Wechselplatz von großer Bedeutung; aber 1783 war es das offenbar noch nicht in dem Maße, wie man bisher wohl geglaubt hat.

Dasselbe Jahr 1783 erwies sich noch in anderer Hinsicht als verhängnisvoll für John Parish, nämlich durch den unglücklichen Ausgang eines großen Geschäfts mit Westindien. England gab damals den Handel mit den westindischen Inseln Grenada und Tobago den Neutralen frei, damit diese Inseln sich verproviantieren und ihre Erzeugnisse nach neutralen Häfen absetzen konnten.

Parish kam um jene Zeit auf der Reise nach England durch Ostende, das, vom Kaiser zum Freihafen erklärt, wegen seiner Lage dicht bei England vorzüglich sich als Depot von Waren eignete, welche den Kriegführenden gehörten, und das auf solche Weise binnen kurzer Zeit aus einem Fischerdorfe sich zu einem ansehnlichen Handelsplatze entwickelte. Parish bemerkte, daß die kleinste Dachkammer als Kontor verwendet wurde, und daß Waaren aller Art massenhaft auf den Straßen herumlagen, jeder Unbilde des Wetters ausgesetzt, weil es an Speicherraum fehlte. Die Verwirrung war groß, und er sagte sich: „Wie viel besser würdest du dies Geschäft in Hamburg handhaben können!" Namentlich der westindische Handel erregte seine Aufmerksamkeit. Er setzte sich in London mit einigen der ersten Häuser in Verbindung, welche ihre Waren in Ostende „neutralisieren" ließen, indem sie einem der dortigen Händler eine Provision bezahlten, damit er die Waren als sein Eigentum erklärte. Die Leichtigkeit, mit der dies in Ostende sich erreichen ließ, veranlaßte sie, ohne Umschweife Parish das gleiche vorzuschlagen. Aber dieser wollte davon nichts wissen:

Ich hatte immer den Mann aufs äußerste verachtet, der seinen Charakter als Kaufmann so weit erniedrigte, daß er für eine Provision sich herbeiließ, einen Meineid zu schwören. Daher kam ich natürlich zu der Überzeugung, daß mein schönes westindisches Projekt sich nicht werde durchführen lassen, und begann, mich mit anderen, meinem Empfinden mehr zusagenden Dingen zu beschäftigen.

Da schlugen zwei der ersten Häuser im Tobagohandel ihm vor, einige tüchtige Schiffe zu kaufen, sie für eigene Rechnung mit Lebensmitteln nach Tobago zu befrachten, woran offenbar viel Geld zu verdienen war, wogegen sie die Rückfracht für ihre Rechnung besorgen und die Waren von Parish nach Hamburg konsignieren wollten. Darauf ging er mit Freuden ein. „Aber kaum je ist ein wohlangelegter Plan durch so viele unglückliche Zwischenfälle vereitelt worden."

Parish rüstete zwei vorzügliche Schiffe von 350 und 400 Tonnen aus und befrachtete sie mit Rindfleisch, Schweinefleisch u. s. w. Doch damit war sein rastloser Geist nicht befriedigt: er charterte zum gleichen Zwecke noch ein großes schwedisches Schiff von 450 und eine portugiesische Brigg von 250 Tonnen. Als Supercargo engagierte er einen Kapitän Millar, der ihm als einer der erfahrensten und geschicktesten Leute im Tobagohandel empfohlen worden war. Die beiden ersten Schiffe segelten ab, und während die anderen beiden Ladung einnahmen, blieb Millar noch in Hamburg. Es war November, und gerade, als auch diese Schiffe segelfertig waren, zeigte sich das erste Eis; die gefährliche Barre unterhalb des Hamburger Hafens hatten sie schon passiert; doch als Millar in einem Boote ihnen nachsegelte, fand er die Brigg wegen des jungen Eises bei Twielenfleth an Land gesetzt, während das schwedische Schiff schon hinausgesegelt war. Wie er weiterfuhr, um dieses Schiff einzuholen, wurde er selbst durch das Eis aufgehalten und mußte die Reise zu Lande fortsetzen, und in Cuxhaven fand er nur einen Brief des Kapitäns des schwedischen Schiffes vor, der mitteilte, daß er wegen des Eises schleunigst abfahren und den Supercargo mit der Brigg in Tobago erwarten müsse. Mittlerweile war aber die Brigg vollständig eingefroren, und während Parish zuversichtlich glaubte, Millar sei längst auf hoher See, kam er nach vier Tagen wieder in Hamburg an:

Ich habe nie etwas gesehen, was so geeignet gewesen wäre, als „Bild der Enttäuschung" verwendet zu werden. Ich konnte meinen Gefühlen nur Ausdruck geben, indem ich mit dem Fuße stampfte und mir die Lippe biß. Wäre es nur dabei geblieben!

Es blieb nichts übrig, als daß Millar zu Lande nach Ostende reiste, wo täglich Schiffe nach Westindien absegelten. In weniger als einer Stunde saß er schon im Wagen und in acht Tagen in Ostende, wo er sechs Wochen wegen ungünstiger Winde zurückgehalten wurde, während die ganze Fahrt des schwedischen Schiffes nur 54 Tage gedauert hatte. Als es in Tobago ankam, waren die Lebensmittelpreise hoch; der Kapitän ließ sich aber von manchen anderen Häusern beim Verkaufe ihrer Ladungen verwenden, während „der eigensinnige Schurke" seine eigenen Luken nicht öffnete, bevor Millar nachkam. Dann wurde die halbe Ladung in Auktion verschleudert; „Abrechnung darüber

habe ich nie erlangt." Nach Ankunft der portugiesischen Brigg im Frühjahre ging deren Ladung denselben Weg, und der „ehrenhafte, wohlempfohlene" Supercargo sandte die beiden Schiffe in Ballast zurück, während er den Erlös der Ladungen in seine Tasche steckte und in Amerika spurlos verschwand[1]). An den beiden gecharterten Schiffen verlor Parish nicht weniger als 16000 £. Seine beiden eigenen Schiffe dagegen langten wohlbehalten in Westindien an, ihre Ladungen wurden mit mäßigem Nutzen verkauft und dafür wertvolle Rückfrachten eingenommen. Zum ersten Male in seinem Leben versicherte Parish von seiner voraussichtlichen Provision beim Verkaufe dieser Waren 3000 £, und diese Vorsicht war wohlangebracht; denn beide Schiffe gingen auf der Rückfahrt verloren. Trotzdem betrug Parish's Verlust an der ganzen westindischen Expedition nicht weniger als 220000 Mark Banko, d. h. mehr als sein Geschäftskapital. Aber er konnte sich nicht entschließen, den ganzen Verlust abzuschreiben[2]):

Es wäre nicht angegangen, alles mit einem Federstrich auszuschneiden. Das Messer wäre dem Rückenmark zu nahe gekommen. Es geschah allmählich, um die Lebensgeister eines kranken Mannes nicht zu sehr niederzudrücken, der noch vorwärts schaute und eine höhere Sprosse der Leiter zu erklimmen suchte.

Allerdings verdiente Parish in diesem Jahre (1783) bei anderen Geschäften nicht weniger als 170000 Mark Banko. Der buchmäßige Verlust am Geschäftskapital betrug daher nur 15000 Mark, so daß das Jahr mit einem nominellen Kapitale von 188000 Mark abschloß. In den folgenden Jahren wurde dann so stark verdient, daß der übrige Verlust an der westindischen Expedition leicht nach und nach abgeschrieben werden konnte. Außerdem ging aber noch die höchst intensive, aufreibende Arbeit eines vollen Lebensjahres verloren, was Parish besonders schmerzlich empfand.

In seinen Memoiren geht Parish nach dieser Erzählung wieder streng mit sich ins Gericht:

Bevor wir fortfahren, Mr. John, laßt hören, was ihr zur Rechtfertigung dieses wilden westindischen Projekts sagen könnt. Es lag eurem Beruf als Faktor vollständig fern. Ihr begabt euch damit auf ein Gebiet, das euch vollkommen fremd war, und — gestattet, daß ich es sage — das schlimmste war, daß ihr euer ganzes Vermögen an ein Unternehmen wagtet, dessen Leitung ihr Fremden anvertrauen mußtet. Ihr beraubtet euch endlich zeitweilig eines Kapitals, dessen ihr für euer eigentliches Geschäft bedurftet, und das ihr zu den höchsten Zinsen wieder schaffen mußtet, wodurch ihr euren Kredit schwer gefährdetet.

Offenbar wußte Parish zur Verteidigung seines Verfahrens nichts anzuführen; denn er bricht darüber ohne weiteres den Stab in folgenden an die Tochter gerichteten Worten:

---

[1]) Vgl. hier Büsch, Hamburgische Handlungsgeschichte § 55: Ein anderer Kargadeur dieser Art schickte den Schiffer ledig nach Hause und sagte ihm lachend ins Gesicht: „Ich bin oft in meinen Geschäften betrogen worden; jetzt ist die Reihe an mir, zu betrügen."

[2]) So nennt man bekanntlich das kaufmännische Buchen eines Verlustes. Die psychologische Motivierung der Verteilung des Verlustes auf eine längere Zeit ist sehr interessant. Von Parish's Krankheit wird nachher die Rede sein.

Ein Mangel an Voraussicht liegt offen zu Tage; Klugheit war fest eingeschlafen; Überstürzung charakterisiert jede Phase des Geschäfts; kurz, nichts ist dabei einwandsfrei; und doch: wie sicher war ich damals des Erfolgs! Es läßt sich eben nur durch das gute deutsche Wort „Leichtsinn" charakterisieren. Das wird unter uns bleiben, liebe Henny! Und nachdem ich so artig gebeichtet habe, gib mir Absolution, damit wir dieses schwarze Kapitel im Buche meines Lebens schließen können.

Heutzutage wären Geschäfte solcher Art überhaupt nicht mehr möglich, und ebensowenig könnten sich die Unglücksfälle ereignen, welche ihr Gelingen vereitelten. Zunächst wäre eine so weitgehende Behinderung der Schiffahrt durch kriegführende Mächte wie damals bei dem heutigen Umfange des Seeverkehrs undenkbar, ganz zu schweigen von der Entwicklung des Völkerrechts, die doch auch nicht ohne Wirkung geblieben ist. Ferner würde es jetzt keinem Kaufmann mehr einfallen, seine Waren einem Supercargo mitzugeben; vielmehr würde er sie durch seinen Korrespondenten im Bestimmungshafen verkaufen lassen, und dies würde nicht erst nach Ankunft des Schiffes, sondern vorher schon geschehen, denn das alte „Konsignationsgeschäft", die Verschiffung von Waren zum Verkauf nach Eintreffen, hat zum großen Teil aufgehört. Eisgang auf der Elbe behindert jetzt die Seeschiffahrt nur noch wenig, und auch ein sechswöchentlicher Aufenthalt wegen widriger Winde kommt nicht mehr vor; die Fahrt nach Westindien dauert nicht sieben bis acht, sondern kaum zwei Wochen u. s. w.

„Trotz aller solcher schweren Störungen" — so fährt Parish fort — „erlangte die Maschine durch wachsende Erfahrung Dauerhaftigkeit. Hier wurde eine Boje gelegt, dort eine Leuchtbake angezündet, und wenn nur des Lotsen altes Augenlicht klar, seine Hand fest und sicher bleibt, so steuert er seinen Kurs einsichtig weiter."

Im Jahre 1784 begann Parish's Solidität offenbar zu werden. „Das mißtrauische Urteil vom Vorjahre verwandelte sich in Parteilichkeit." Parish selbst konnte den plötzlichen Wechsel kaum begreifen; aber es war so: Bis dahin hatte er stets mit großem Kapitalmangel und hohen Zinsen zu kämpfen gehabt und einem Schiffe geglichen, das sich mühsam unter dem Schutze der Küste vorwärtsarbeitet. Jetzt wurde ihm in weniger als einem Monate von dem größten Kapitalisten 100000 Mark niedrig verzinsliches Geld gegen Schuldschein anvertraut:

Geld gegen Schuldschein zu 4% ist für den Geschäftsmann etwas sehr Erstrebenswertes, wenn er es mit Vorteil verwenden kann, ganz abgesehen davon, daß es seinen Kredit wesentlich erhöht, wenn man sieht, daß die ersten Geldleiher ihm solches Vertrauen schenken. Aber man darf nicht darum nachsuchen; es kann nur aus freien Stücken oder gar nicht kommen. Der Börsenkredit allein tut es nicht. Erst wenn die Kapitalisten überzeugt sind, daß das Schiff ganz sicher segelt, bieten sie ihr Geld zu niedrigen Zinsen an.

In den folgenden Jahren wurde sehr stark verdient; aber weil alte und neue Verluste noch zu decken waren, stieg das Geschäftskapital nicht entsprechend mit, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

	Verdienst Mark	Kapital Mark
Ende 1783	—	188 000
1784	104 000	210 000
1785	92 000	238 000
1786	49 000 [1])	219 000
1787	45 000 [1])	237 000
1788	92 000	272 000
1789	147 000	321 000

Trotzdem also in sechs Jahren zusammen 529 000 Mark verdient wurden, stieg das Kapital nur um 133 000 Mark.

Unausgesetzt mußten in diesen Jahren alte, vermorschte Zweige vom Stamme des Geschäfts abgehauen werden, und es fehlte auch keineswegs an schweren neuen Verlusten. Aber die rüstige Entwicklung des Geschäfts ließ sie leicht verschmerzen. Dem Hause Parish & Co. strömte in dieser Zeit der Verkehr massenhaft zu, und am Schlusse jedes Jahres stand es in den Importlisten stets obenan; doch passierte nichts Ungewöhnliches: „Es war wie ein Schiff im Passatwinde, dessen Segel nur in Ordnung gehalten werden müssen, damit es auf dem geradesten Wege vorwärtskommt."

Dagegen erreichte mittlerweile das körperliche Leiden Parish's einen solchen Grad, daß 1789 eine schwere Operation nötig wurde, welche sein Freund Dr. Roß erfolgreich ausführte. In den Erinnerungen wird sie genau beschrieben.

Im gleichen Jahre mußte Parish sich von seinem langjährigen Mitarbeiter und Kompagnon Thomson trennen, weil dessen Verheiratung zu übertriebenen Ausgaben führte, die mit Parish's Begriffen von kaufmännischer Solidität nicht vereinbar waren. An Thomsons Stelle trat am 1. Januar 1790 J. P. Möller mit $^1/_{10}$ Anteil am Geschäftsgewinne. Parish hatte ihn, als er vierzehn Jahr alt war, ins Geschäft genommen; er war ein tüchtiger Gehilfe geworden, pünktlich, unermüdlich, und hatte große kaufmännische Fähigkeiten bewiesen. Für die bescheidene Stellung, welche Parish ihm neben sich nur einzuräumen gedachte, besaß er freilich etwas zu viel Ehrgeiz, der bald wiederholter Zügelung bedurfte; „sonst wäre er mehr als einmal mit seinem Reiter durchgegangen." Doch in den Jahren der größten Tätigkeit, welche ein Hamburger Geschäftshaus je entfaltet hatte, unterstützte er Parish männlich, was besonders wichtig war in einer Zeit, als dieser meist ans Zimmer gefesselt war.

Hier sei gleich berichtet, wie Möllers geschäftliches Verhältnis zu Parish endete. Im Jahre 1796, als letzterer die Leitung des Geschäfts seinen damals noch sehr jungen und unerfahrenen Söhnen John und Richard übertrug, wünschte er, daß Möller als ihr Berater in der Firma bleiben möge. Aber sie antworteten, und zwar jeder für sich, sofort: „Vater, laß uns allein unser Glück versuchen, spanne uns nicht mit Möller zusammen! Du wirst schon

[1]) In diesen Jahren war der Hamburger Markt für den Verkauf nicht günstig, weshalb viele Konsignationen ausblieben.

sehen, daß wir das Geschäft zu leiten wissen." Der Vater stimmte zu, und als er kurz darauf in seinen Erinnerungen hiervon berichtete, sprach er die Hoffnung aus, seine Nachgiebigkeit nie bereuen zu müssen. Das ist ihm bei seinen Söhnen John und Richard in der Tat erspart geblieben.

Doch kehren wir zurück zum Jahre 1790. Parish hatte damals soviel erworben, daß es für ihn selbst und für seine Frau genügte. Aber als er nun sah, wie ihm die einträglichsten Geschäfte aus allen Teilen der Welt zuströmten, da sagte er sich:

Dieses stattliche Gebäude, dessen Errichtung mir so viel Mühe und Sorge gekostet hat — soll ich es Fremden hinterlassen? Du hast doch selbst eine so prächtige Sippe; bald wird sie wachsen und jeden Winkel des Hauses ausfüllen können. Du wirst wohl noch lange genug leben, um jeden der Kleinen in sein eigenes Nest setzen zu können.

So wurde denn das Schiff von neuem den Wellen anvertraut! Die Reise, zu der es jetzt aussegelte, war weit und das Land der Bestimmung teilweise noch unerforscht; aber das Schiff war gut und der Schiffer, obwohl krank, noch voll Unternehmungslust und Ehrgeiz. Nichts erschien ihm unerreichbar und die größten Aufgaben wurden ohne Furcht und Sorge übernommen: „sein Ziel war, Millionär zu werden!"

VI.

Jetzt erst gelangte Parish auf den Höhepunkt seiner kaufmännischen Laufbahn. „Ein Rad wurde in Bewegung gesetzt, das gewaltigste seiner Gattung": Die Firma Boyd, Ker & Co. in Paris trat mit ihm in Verbindung. Sie gehörte zu einem Konsortium erster Handelshäuser, welches sich unter der Leitung der Firma Hope & Co. in Amsterdam gebildet hatte für verschiedene kaufmännische Unternehmungen allergrößten Umfangs. Außer Hope & Co., Boyd, Ker & Co., Parish & Co. gehörte nur noch die Firma Harman, Hoare & Co. in London dazu.

Von diesen Geschäftshäusern ist die Firma Hope & Co. weltbekannt. Sie war für das 18. Jahrhundert dasselbe, was Rothschild für das 19.: das bedeutendste Handelshaus ihres Zeitalters; nur daß die Geschäfte von Hope & Co. noch weit vielseitiger waren als diejenigen des Hauses Rothschild, namentlich den Betrieb von Warenhandel größten Stils umfaßten[1]).

Die Umsätze jenes Konsortiums, von denen Parish zunächst berichtet, betrafen die französischen Assignaten. Sie waren von enormem Umfange und erwiesen sich für die Beteiligten als eine Quelle reicher Verdienste.

Die Ausgabe des „Assignaten" genannten Papiergelds begann zu Anfang des Jahres 1790, hielt sich aber geraume Zeit hindurch noch in mäßigen Grenzen, auch als im April der Zwangskurs dekretiert wurde. Erst seit dem September, nach der Entlassung Neckers, wurde der Damm durchbrochen, das

[1]) Über die Geschichte dieses Welthauses ist bisher noch fast gar nichts bekannt geworden; nur Vincent Nolte hat in seinem interessanten Buche „Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären" (Hamburg 1854) einiges darüber mitgeteilt. Übrigens gehörten auch die Boyds zu den größten Bankhäusern ihrer Zeit.

Maximum der Zirkulation von 400 auf 1200 Millionen und dann immer weiter erhöht. Natürlich entstand jetzt alsbald eine gewaltige Spekulation in Assignaten, und namentlich war es für Leute mit großen Mitteln, welche sich durch die vielen Tagesschwankungen des Assignatenkurses nicht beirren ließen, ein ausgezeichnetes Geschäft, à la baisse, auf den weiteren Fall des Kurses zu spekulieren.

Dies tat Boyd in Paris für das Hopesche Konsortium in solchem Umfange, daß die französischen Finanzen dadurch aufs schwerste geschädigt wurden. Der Konvent beauftragte andere Bankhäuser, ihm entgegenzuarbeiten, doch vergebens. Der Assignatenkurs fiel immer weiter. Parish hatte anfangs, wie übrigens auch Hopes, mit beiden Parteien zu tun, zog sich aber, sobald er die darin liegende Gefahr erkannte, von den Haussiers zurück, so daß er, als bald darauf das zu ihnen gehörige Haus Tourton & Ravel fallierte, nicht einen Pfennig verlor. Hätte man Boyd in Paris weiterarbeiten lassen, so hätte er die Haussiers sämtlich ruiniert und für sich selbst ein fürstliches Vermögen erworben; doch die Ereignisse der folgenden Zeit machten diesem Geschäfte ein Ende.

Als das Schreckenssystem anbrach, rettete Boyd sich nach London, wo er die Firma Boyd, Benfield & Co. begründete, die alsbald dem großen Konsortium beitrat, während der junge Walter Boyd in Paris blieb, um das dortige Haus zu leiten. Indem er sich möglichst den neuen Verhältnissen anbequemte, gelang es ihm, nach wie vor bedeutende Umsätze zu erzielen. Aber schließlich wurde er denunziert; der Konvent forderte seine Bücher ein, und sein Kontor wurde versiegelt. Er hätte seine Zahlungen einstellen müssen, wären andere Bankiers nicht für ihn eingetreten; sie bezahlten acht Tage lang alle seine fälligen Accepte, und auch die auswärtigen Geschäftsfreunde erhielten von dem Konsortium Order, alle Tratten Walter Boyds zu acceptieren, bis es diesem durch Bestechung der Untersuchungskommissare gelang, eine schriftliche Bescheinigung seiner republikanischen Gesinnung und die Einstellung des Verfahrens zu erreichen, worauf die ganze Maschine wieder in Gang kam. Doch bald erfolgte eine neue Denunziation, schärfer als die erste. Im Dunkel der Nacht sandte Robespierre drei Leute von seiner Rotte nach dem Hause Walter Boyds, den sie im Schlafe überraschten. Als er erwachte, sah er natürlich die Guillotine vor sich. Aber nein: man befahl ihm nur, seinen Patriotismus zu beweisen durch Ausstellung von Tratten auf seine ausländischen Geschäftsfreunde und durch Überlassung dieser Tratten an den Konvent, der sie zur Bezahlung des von ihm gekauften Korns gebrauchte. Man verlangte von ihm nicht weniger als 50 000 £ auf London, 500 000 fl. auf Amsterdam und 500 000 Mark auf Hamburg.

Vergebens remonstrierte er, unter Hinweis auf seinen durch die erste Untersuchung geschädigten Kredit; alles war vergeblich. In Gegenwart der Kommissare mußte er nicht nur die Tratten ausstellen, sondern auch die Avisbriefe dazu schreiben und zwar in französischer Sprache, damit die Kommissare sie verstehen konnten.

Der Avisbrief, der Parish zuging, lautete dahin, Boyd habe, um sich dem Nationalschatz dienlich zu erweisen, 500 000 Mark gezogen, welche er zu honorieren und dem Konto T. N. zur Last zu bringen bitte. Tratten in solchem Betrage waren für Parish nichts Ungewöhnliches, und die Operation wurde deshalb, wie üblich, in das Acceptbuch eingetragen; wären die Wechsel gleich präsentiert worden, so hätte Parish sie jedenfalls acceptiert, aber als er zu Bette ging, fiel ihm ein, wie sonderbar es doch sei, daß der Brief sich der französischen Sprache bediene; und was bedeutete T. N.? Offenbar Trésor national! Es könnte also wohl eine erzwungene Sache sein. Sofort beschloß er, Hope & Co. zu befragen, und sandte ihnen am nächsten Morgen mit reitendem Eilboten einen Brief, worin er seinem Zweifel Ausdruck verlieh und den Entschluß mitteilte, die Wechsel bei Vorzeigung nicht zu acceptieren. Diese Estafette kreuzte sich mit einer von Hope & Co., welche vor Honorierung der Wechsel warnte. So wurde glücklich ein großer Verlust verhütet, was das Ansehen der Beteiligten in der Geschäftswelt noch vermehrte. Walter Boyd aber brachte mit vieler Mühe noch rechtzeitig seinen Hals in Sicherheit.

Ein anderer Teilhaber des Pariser Hauses Boyd, Ker & Co. war der Marquis de Walkiers, Sohn eines Hofbankiers in Brüssel, dessen Vermögen auf 5 Millionen Gulden geschätzt wurde. Der Sohn hatte eine sehr reiche Frau geheiratet und führte in Paris ein wahrhaft fürstliches Leben. Bei Boyd, Ker & Co. war er mit einer Million Lires beteiligt, betrieb aber daneben noch für eigene Rechnung Spekulationen im größten Umfange, die seine Kapitalkraft überstiegen. Das Ostender Haus Harries diente hauptsächlich der Ausrüstung und Befrachtung seiner Schiffe nach Indien, woran dieses Haus stark verdiente, er selbst aber zwei Millionen Livres einbüßte.

De Walkiers genoß bei den andern Häusern der Hopeschen Gruppe fast unbegrenzten Kredit, und Boyd betrachtete es als eine besondere Gunst für Parish, daß er seinen Sozius bei diesem einführte. Der erste Brief, den Parish von Walkiers empfing, war sehr lakonisch; er lautete:

Paris, 5. Januar 1791. Nach Empfang dieses Schreibens kaufen Sie für meine Rechnung bestmöglich Zucker und Kaffee im Betrage von 500 000 Gulden; schaffen Sie sich Deckung durch Tratten auf Hope & Co.

Die Waren wurden am selben Tage noch gekauft, und binnen eines Monats ließ Walkiers aus Bordeaux zwei Schiffsladungen derselben Güter im Werte von 800 000 Mark nach Hamburg gehen, damit Parish sie dort verkaufen sollte; das stärkte natürlich dessen Vertrauen ganz außerordentlich. Walkiers hatte dabei zwei Ziele im Auge: erstens wollte er durch Preissteigerung verdienen, und das wäre ihm auch gelungen, hätte er Parish freie Hand gelassen. Doch sein Hauptzweck bestand darin, sich einen Fonds als Grundlage neuer Operationen zu schaffen, und als die Preise heraufgingen, stiegen auch seine Erwartungen.

Bald begannen seine neuen Operationen im gewaltigsten Maßstabe; er deckte zunächst alles durch sofortige Rimessen, während er anderseits auch unausgesetzt auf Parish traffierte. Posttägliche Tratten von 200 000, 300 000, 400 000 Mark kamen oft vor. Bankgeld lief um wie Spreu in der Mühle,

und die Kolonnen der Pariser Wechsel schwollen immer mehr an. Aber Parish machte sich deshalb lange Zeit keine Sorgen, war doch als Sicherheit ein Warenlager in seinen Händen, dessen Wert sich auf 100000 Pfd. Sterling belief, und wurden doch die Anweisungen, welche Walkiers namentlich auf Hope & Co. erteilte, pünktlich honoriert.

Wenn die Dinge so glatt verlaufen, verliert man bald das volle Bewußtsein von der Sachlage und ihren Gefahren, und Millionen werden alltäglich, wie „Murmeln" dem Schuljungen.

Da empfing Parish im Jahre 1792 einen Brief von Harman Hoare & Co. in London, worin sie ihm mitteilten, daß sie 38000 £ Tratten von Parish & Co. für Walkiers zu acceptieren abgelehnt und sie statt dessen zu Ehren Parish's acceptiert hätten. Gleich nach Empfang dieser Post lief ein Brief von Boyd, Ker & Co. in Paris ein, mit Avis neuer Tratten für Walkiers in Höhe von 450000 Mark. Parish war in seiner Sicherheit schon durch die erste Nachricht stark erschüttert worden; bei dieser zweiten ging es ihm wie ein gewaltiger Ruck durch den ganzen Körper. Acceptierte er die Tratten, so stieg seine ungedeckte Forderung an Walkiers auf 100000 £. Verweigerte er dagegen das Accept, so beleidigte er nicht nur Walkiers schwer, sondern auch den noch viel wichtigeren Boyd, der die Wechsel ausgestellt hatte. Er hätte sie zwar zu dessen Ehren acceptieren können, aber auch Boyds Rechnung bei Parish & Co. stand damals nicht gut. Ein böses Dilemma! Überdies war Parish krank. So entschied er sich denn für vorsichtiges Aufschieben jeder neuen Verpflichtung, teilte dies Hope & Co. durch Expreßboten mit, erklärte sich aber bereit, die Tratten unter ihrer Garantie zu acceptieren. Darauf erhielt er eine hochmütige Antwort: man sei erstaunt, daß er sich einen Augenblick wegen einer solchen „Lappalie" besänne; die erbetene Garantie wurde in unzweideutigster Form gegeben. Glücklicherweise wurden die Pariser Tratten erst nach Empfang dieser Antworten präsentiert. Aber Boyd bekam trotzdem Wind von der Sache. Sofort überfiel er Parish wie ein Wahnsinniger und verfluchte sein Geschick, das ihn verführt habe, seinen Kredit den schwachen Nerven Parish's anzuvertrauen. Rimessen kamen, die den Betrag der Boydschen Tratten überstiegen, und die Anordnung wurde erteilt, daß dessen Konto beim Hause Parish & Co. für immer geschlossen werden solle. Die Fortdauer der ganzen, so wichtigen Verbindung hing an einem Haare. Doch wurde durch die Bemühungen gemeinsamer Freunde der Frieden wiederhergestellt. — Walkiers selbst nahm Parish's Aufklärungen so freundlich auf, daß letzterer eine starke Zuneigung zu ihm faßte:

Er hatte eine liberale Erziehung erhalten, und seine Manieren waren die eines Gentleman. Seine Briefe zeigten eine hochherzige Gesinnung, wie sie sich selten findet bei Geschäftsleuten, die ihrem Untergange entgegeneilen.

Als Walkiers später, ohne einen Schilling in der Tasche, nach Hamburg kam, bewies Parish ihm die Fortdauer seines Vertrauens in solchem Umfange, daß er bei ihm schließlich die große Summe von 25000 £ verlor. Dieser Verlust erfolgte allerdings zu einer Zeit, in der er ihn nicht mehr empfand, als den „eines Landguts auf dem Monde". Doch konnte er sich nicht ent-

halten, in seinen Erinnerungen sein eigenes Verfahren wieder scharf zu kritisieren: Gerade umgekehrt hätte er handeln sollen; als Walkiers noch obenauf war, hätte er ihm auf jede Weise dienen, nachher aber, als er alles verloren hatte, sich nicht nochmals mit ihm einlassen sollen. Dann hätte er bei ihm ein kleines Vermögen verdienen können, während er statt dessen tatsächlich ein solches bei ihm einbüßte. „Das war nicht Großmut, sondern in Wahrheit nur Dummheit!"

Dieser monumentale Ausspruch Parish's bedarf sehr der Erklärung. Denn sonst könnte es scheinen, als ob das Verfahren eines klugen Kaufmanns mit dem eines anständigen Menschen sich nicht vereinigen ließe. Das wäre eine schauerliche Erkenntnis. Tatsächlich aber liegt die Sache ganz anders. Wenn Parish dem Walkiers, als es mit diesem so stark bergab ging, noch ausgedehnten Kredit gewährte, war es offenbar nicht sein Hauptzweck, ihm eine Wohltat zu erweisen; denn zu dem Zwecke hätte er gewiß nicht seine Kreditgewährung derart ausgedehnt, daß sie ihm selbst unter Umständen sehr gefährlich werden konnte; vielmehr wollte er vor allem sich selbst einen werten Geschäftsfreund erhalten, an dessen Stern er noch glaubte; das ist es, was er später als seine eigene „imbecillity" bezeichnete. Damit läßt es sich natürlich vollkommen vereinigen, daß er seinen Freunden oftmals wertvolle uneigennützige Dienste erwies; aber darin zu weit gehen soll allerdings kein guter Geschäftsmann.

Andererseits blieb es doch sichtlich nicht ohne Eindruck auf Parish, daß Walkiers seinerseits ein Geschäftsmann von selten vornehmer Gesinnung war, was wir auch aus anderen Quellen wissen. Walkiers stand in Paris mit dem Herzog von Orléans (Égalité) in reger Geschäftsverbindung. Als dessen Söhne während der Revolution im Auslande umherirrten, war Walkiers unter allen Agenten des Vaters — welcher letztere damals bereits auf dem Schafott geendet hatte — der einzige, der dem machtlosen Verbannten die Treue hielt: er bezahlte dem jungen Herzog Louis Philipp eine ansehnliche Monatsrente, die erst aufhörte, als er selbst 1796 in Vermögensverfall geriet.

Zu den bisher aufgeführten großen Geschäften Parish's kam nun noch hinzu dasjenige mit Nordamerika, das er jetzt fast ganz beherrschte. So verstehe ich wenigstens seine Worte: „To these were added, at this time, almost the whole of the American trade." Und dem entspricht es, daß er im Jahre 1793 zum ersten Konsul der Vereinigten Staaten in Hamburg ernannt wurde, welches Amt er bis 1796 bekleidete[1]). Es brachte ihn in Beziehung zu hervorragenden nordamerikanischen Staatsmännern, besonders zu Gouverneur Morris, einem der begabtesten Finanziers und Diplomaten der jungen Republik, der in den argen Jahren 1789—1794 sie in Paris vertrat und in den folgenden Jahren wiederholt monatelang in Parishs unmittelbarer Nähe, in Altona, wohnte, wo ihn hauptsächlich seine Liebe zu einer

[1]) Zeitschrift für Hamburger Geschichte, Bd. III, S. 455. Wegen des Folgenden vgl. Sparks, Life of Gouv. Morris (1838); Diary of letters of Gouv. Morris (1889). In Parish's Memoiren ist von diesen Beziehungen nicht die Rede.

schönen Emigrantin, der Gräfin Flahaut, festhielt. Im Jahre 1795 befand sich in deren Gesellschaft unerkannt der junge Herzog Louis Philipp von Orléans. Morris brachte beide vorübergehend in Nienstedten unter (aber offenbar nicht bei Parish), welche Zufluchtsstätte Louis Philipp indes bald verließ, um größere Reisen anzutreten.

Das Geschäftsgetriebe bei Parish & Co. wurde jetzt immer großartiger. Das Haus war auf der Höhe seines Weltrufes angelangt. Doch der Hauptleiter dieses Getriebes war ein kranker Mann: „Ich glich einer auf dem Rücken liegenden Schildkröte; nicht einmal umdrehen konnte ich mich und nur ganz mühsam mit dem Bleistift schreiben." Trotzdem traf er selbst alle für das Geschäft nötigen Geld-Dispositionen: „Wenn ich auch manche dicke Hilfsbücher besaß, mußte mein armer Kopf doch das Beste dabei tun, und wäre mein Kredit nicht fest wie ein Fels geblieben, so hätten wir wieder und wieder im Schlamm stecken bleiben müssen."

Hier flicht Parish abermals eine jener kritischen, belehrenden Erörterungen ein, die den Wert seiner Erzählung so außerordentlich erhöhen:

Die immensen Konsignationen, die an mein Haus gerichtet wurden, bildeten in den Augen des Publikums die Hauptrechtfertigung für die Höhe meiner Verpflichtungen. Das war ein Trugschluß; denn meine ungedeckten Engagements überstiegen bei weitem den Wert der Waren, die ich in Händen hatte. Aber um diese Zeit begann ich, dem Beispiele meines reichen Freundes in Amsterdam (Hope) zu folgen, indem ich an der Börse, namentlich unseren Juden gegenüber, meine stete Bereitschaft bekundete, meine eigenen Accepte zu diskontieren, und zwar unter dem sonstigen Zinsfuße. Für diesen Zweck hatte ich auf meinem Bankkonto stets eine große Summe in Bereitschaft. Deshalb begannen unsere Juden, ihren auswärtigen Geschäftsfreunden die Wahl von Wechseln auf Parish & Co. zu empfehlen, ebenso eifrig, wie es die von Amsterdam hinsichtlich der Wechsel auf Hope & Co. zu tun gewohnt waren [1]). Das verschaffte unserem Hause großen Kredit in London, und Wechsel auf Parish & Co. bedangen regelmäßig um ½ % bessere Kurse als die auf andere Häuser.

Solche Mittel müssen Geschäftshäuser anwenden, um die Höhen des Lebens zu erklimmen. Ich habe nie gezaudert, kleine Opfer dieser Art zu bringen. Für den Kaufmann ist sein Kredit alles, und wer vor den Kosten einer solchen „Politur" zurückschreckt, wird nie den höchsten Glanz erreichen.

In diesem Geschäftslärm, liebes Kind, befand sich dein Vater zu einer Zeit, als er mit einem Fuße bereits auf der Schwelle der Ewigkeit zu stehen schien. So faszinierend („delusive") ist die Tätigkeit in einem erfolgreichen Unternehmen für den geborenen Geschäftsmann, der danach strebt, der Erste in seinem Berufe zu werden, daß alle meine Körperleiden selbst in dieser Zeit meine Geschäftsführung nicht beeinträchtigten.

In dieser Zeit erwies sich Möllers unermüdliche Tätigkeit als sehr wertvoll. Waren doch durchschnittlich in jeder Woche etwa 200 Briefe zu schreiben, von denen Parish nur den kleinsten Teil selbst erledigen konnte. Freilich beeiferte sich Möller in seinen Briefen, die Geschäftsfreunde mehr, als richtig war, zur Erteilung von Konsignationen anzustacheln, was Parish in seinen Erinnerungen als einen großen Fehler bezeichnete, da die Marktlage ohne

[1]) Offenbar eine Vorstufe des jetzigen börsenmäßigen Privat-Diskontverkehrs.

Verschleierung der etwaigen ungünstigen Momente geschildert werden müsse. Er mußte seinem Sozius indes diesen Teil der Geschäftsführung überlassen, und tatsächlich wurden durch Möllers Verfahren die Umsätze gewaltig vergrößert. Mit Stolz wies letzterer am Jahresende auf die dadurch erzielten Gewinne hin.

Im ganzen wurden während der ersten drei Jahre der Kompagnieschaft mit Möller (1790—92) volle 491000 Mark Banko verdient, ungerechnet einen großen Betrag, der Ende 1792 als Reserve für künftige Verluste beiseite gesetzt wurde. Das Geschäftskapital stieg in dieser Zeit nur von 321000 auf 543000 Mark; es muß also über die Hälfte jener Gewinne schon vor dem Ende des Jahres 1792 wieder verloren gegangen, verbraucht oder auf ältere Verluste abgeschrieben worden sein.

Gegen Schluß dieser Periode erlangte Parish seine volle Gesundheit wieder und übernahm aufs neue die ganze Leitung der Geschäfte. Ein Glück, daß er dazu im stande war, denn schon nahte abermals — mit dem Wiedererscheinen der Schicksalszahl „drei" (1793) — ein Sturm, der die volle Kraft des vielerfahrenen Mannes in Anspruch nahm.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Über die Bedeutung nationaler Seekabel.

Von

Dr. **Richard Hennig.**

(Schluß.)

V.

Wenn heute ein Krieg zwischen Deutschland und England ausbrechen sollte, würde es England keine sonderliche Mühe machen, die zwei bestehenden, größeren deutschen Kabel Emden-Horta-New York und Emden-Vigo, die es ja selbst verlegt hat, wieder aufzufinden und sie, falls es ihm der Mühe wert erscheint, zu zerschneiden. Beim Emden-Vigo-Kabel, das ausschließlich durch seinen direkten Anschluß an die großen englischen Überseekabel für uns Wert hat, würde eine solche Maßregel ohnehin nicht einmal erforderlich sein, denn das Kabel ist ohne die englischen Fortsetzungen ein zweckloser Torso. Also: unsere eigenen Kabel sind im Handumdrehen zerstört oder entwertet, die englischen Kabel bleiben uns natürlich verschlossen, und so würden wir denn nahezu von jeglichem Depeschenverkehr mit den überseeischen Ländern abgeschlossen und unser Gesichtskreis durch ein einziges Machtwort der englischen Regierung auf Europa beschränkt sein. Nur zwei Telegraphenlinien würden uns noch mit der übrigen nicht-europäischen Kulturwelt notdürftig in Konnex halten können, erstens die sibirische Landlinie mit den daran angeschlossenen Kabeln der „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft" in Ostasien, die zwar dem Machtbereich der Engländer entzogen ist, aber doch viel langsamer und unzuverlässiger arbeitet als die nach Ostasien führenden, englischen Kabel; zweitens das eine direkte, französische Kabel Brest-New York (das zweite französische Kabel über den Atlantischen Ozean landet in St. Pierre, nahe dem englischen Neufundland, zählt also im Kriegsfall überhaupt kaum mit). Aber auch diese neutralen Linien würden schwerlich ausreichen, um uns einen Telegrammverkehr mit Amerika zu ermöglichen, denn ihre Lage ist England bekannt, und wenn auch im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und England die französischen Kabel nicht einfach das sichere Los des deutschen teilen würden, aufgefischt und zerschnitten zu werden, so müßte es doch schon sehr merkwürdig zugehen,

wenn sie nicht bald nach der Zerstörung des deutschen Kabels „zufällig" durch schleppende Anker britischer Schiffe beschädigt und für längere Zeit unbrauchbar gemacht würden. An irgend welchen telegraphischen Verkehr mit Afrika, Australien und unseren Interessensphären in der Südsee wäre natürlich überhaupt nicht zu denken. Nicht einmal der schwache Trost, daß wir vielleicht Gleiches mit Gleichem vergelten können, kann uns bleiben. Schon das Auffinden der feindlichen Kabel, deren Lage uns unbekannt ist, würde für uns ungleich schwieriger sein als für England, das genaue Aufzeichnungen darüber besitzt, wo es unsere Kabel zu finden hat[1]). Und abgesehen davon — wie sollte das Durchschneiden einiger englischer Kabel, selbst wenn es unseren Kriegsschiffen wirklich hier und da zufällig einmal glücken sollte, in Anbetracht der ungeheueren Ausdehnung des englischen Kabelnetzes im stande sein, die überseeischen Verbindungen des Gegners in auch nur einigermaßen fühlbarer Weise zu stören?

Nun male man sich die Situation aus, in die wir schon vierundzwanzig Stunden nach Ausbruch eines Krieges mit England geraten sein können! England im vollen Besitz all seiner Kabelverbindungen, wir ohne jeden Konnex mit anderen Ländern als mit Europa und allenfalls einigen Teilen von Asien! Die Konsequenzen, die sich dann für uns ergeben würden, sind völlig unübersehbar.

Wenn England es darauf anlegt, können wir unsere meisten Kolonien und unsere auswärtigen Schiffe nicht einmal von dem bloßen Zustand des Krieges telegraphisch benachrichtigen, geschweige ihnen irgend welche Verhaltungsmaßregeln und Befehle zukommen lassen. Englands Marine kann mit unseren Kolonien, mit unserer Kriegs- und Handelsflotte weit draußen auf dem Weltmeer und an fernen Küsten nach Belieben umspringen, wir erfahren nicht einmal, was vorgeht — es sei denn, nach Wochen und Monaten durch briefliche Nachrichten —, während die englische Regierung über die geringfügigsten Vorgänge in fernsten Gegenden sich jederzeit orientieren kann. Man wird zugeben müssen: es würde ein Kampf sein mit allzu ungleichen Waffen! Und was uns widerfahren kann, würde jeden anderen europäischen Staat, der das Unglück haben sollte, heut mit England in Krieg zu geraten, in ähnlicher Weise treffen; Frankreich würde genau ebenso ungünstig gestellt sein wie wir, und unter den kontinentalen Großmächten Europas kann nur Rußland, dessen politische und merkantile Interessensphären nirgends durch Meere vom Mutterlande getrennt sind, mit Gleichmut der Entwicklung der Dinge und einem künftigen Kriege mit England entgegensehen.

Vor knapp hundert Jahren noch war es dem ersten Napoleon möglich, durch Sperrung der kontinentalen Häfen für britische Schiffe, Englands Lebenskern

---

[1]) Es mag hier hervorgehoben werden, daß im spanisch-amerikanischen Kriege 1898 die Vereinigten Staaten vergeblich versucht haben, die dem Feinde dienenden englischen Kabel aufzufinden und zu zerschneiden, während die Zerstörung der nach Kuba führenden amerikanischen Kabel, deren Lage ihnen bekannt war, keine Schwierigkeiten machte. Es ist daraus zu ersehen, wie sehr die Kenntnis der Lage eines Kabels die Auffindung erleichtert und wie wenig aussichtsvoll das Aufsuchen eines der Lage nach nicht genau bekannten Kabels ist.

zu bedrohen; damals war Europa noch „die Welt", und eine konsequent durchgeführte Unterbindung der Handelsbeziehungen zu den europäischen Staaten hätte den wirtschaftlichen Ruin eines auf Handel und Verkehr angewiesenen Volkes bedeutet. — Heutzutage ist es nahezu umgekehrt. Mehr und mehr hat sich der Schwerpunkt der nationalen Interessen der führenden Völker Europas aufs Wasser und in fremde Kontinente verlegt, ungeheuere Kapitalien sind in ausländischen Unternehmungen engagiert, wichtige politische und strategische Interessen sind den Pfaden des Kaufmanns und dem Siegeszuge der Kultur in alle Länder gefolgt. Und alle diese großen Errungenschaften können uns durch eine einzige Maßregel gefährdet und zerstört werden! Ein britischer Federstrich — und eine Deroute ist da, wie sie noch keines Volkes Geschichte je gesehen hat, eine nahezu völlige „Kontinentalsperre", im entgegengesetzten Sinne, wie sie der große Korse von Berlin aus am 21. November 1806 dekretierte, dafür aber nur noch viel einschneidender und gefährlicher.

Von allerhöchster Stelle fiel dereinst das Wort, daß eine starke deutsche Flotte uns bitter not tue, und was in kurzer Zeit geschehen konnte, um unsere Kriegsflotte nach Möglichkeit zu vergrößern und zu vervollkommnen, ist seither redlich getan worden. Aber auch ihre größte Vermehrung und Vervollkommnung kann uns nichts nützen, solange wir nicht unabhängige, zuverlässig arbeitende Kabelverbindungen haben. Sehr richtig bemerkt der französische Gesetzentwurf zur Schaffung nationaler Kabel vom November 1900, daß England seine weltbeherrschende Machtstellung mehr seinen Kabeln verdanke als seiner Marine, und eine britische Autorität hat einmal den Gedanken ausgesprochen, daß der Besitz eigener Kabel den Wert einer Schlachtflotte verdoppele. Was nützt die herrlichste, kriegstüchtigste Flotte, wenn es unmöglich ist, sie zu dirigieren und am rechten Ort zur rechten Zeit auszuspielen, wenn die Nervenbahnen durchschnitten sind, welche den Gliedern des Organismus die Befehle des Gehirns, der obersten Zentralleitung übermitteln sollen?

Es wäre eine überaus dankbare Aufgabe für den „Deutschen Flottenverein", wenn er der Kabelfrage mehr Interesse widmen und mehr Fürsorge zuwenden wollte, als bisher, zumal er sich dann nicht nur für den allem Anschein nach noch in weiter Ferne liegenden Fall eines Krieges, sondern auch um unsere friedlichen Handelsinteressen verdient machen würde. Tatsächlich hat der Zweigverein des „Deutschen Flottenvereins" zu Alexandria in seiner am 19. Dezember 1899 abgehaltenen Hauptversammlung einstimmig den Beschluß gefaßt, die Zentralstelle des Vereins zu ersuchen, von den Vereinsbeiträgen nicht, wie beabsichtigt, ein deutsches Kriegsschiff zu bauen, sondern sie zur Schaffung eines deutschen Kabels zu verwenden. Von einem praktischen Erfolg dieses sehr verständigen und einsichtsvollen Beschlusses hat man jedoch nie etwas gehört.

VI.

Sind wir denn nun aber überhaupt imstande, uns ein national-deutsches Kabelnetz zu schaffen, das allen Ansprüchen genügt und in Krieg und Frieden zuverlässig seine Aufgabe erfüllt? Nehmen wir an, es ließen sich wirklich in Deutschland allein die ungeheuer großen Kapitalien flüssig machen, die zur

Herstellung und Instandhaltung direkter Kabelverbindungen zwischen dem Mutterland und seinen wichtigsten überseeischen Interessensphären erforderlich wären, würde es uns selbst dann möglich sein, uns von fremder Kontrolle frei zu machen, fremde Hilfe bei der Herstellung der Kabellinien zu vermeiden? Nach allem, was oben gesagt wurde, läßt sich diese Frage leider nur ziemlich uneingeschränkt mit Nein beantworten. Wir können zwar die bestimmte Hoffnung hegen, daß wir fortan Seekabel von beliebiger Länge im eigenen Lande werden fabrizieren und mit eigenen Kabeldampfern werden verlegen können; wir würden uns auch bei den für uns wichtigsten Linien, etwa nach Afrika, Südamerika oder Ostasien, über die günstige Verzinsung des Anlagekapitals ebensowenig irgend welchen Zweifeln hinzugeben brauchen, wie bei unserem transatlantischen Kabel, denn 7—8 Prozent Dividende stellen bei den englischen Kabelgesellschaften die Regel dar (die „Große Nordische Telegraphengesellschaft" zahlt sogar 12 Prozent, und der französische Kolonialminister hat seiner Zeit festgestellt, daß die englischen Kabelgesellschaften aus mehr als einer Milliarde Francs, die sie in ihren Unternehmungen bereits angelegt haben, über 100 Millionen Francs an jährlichen Einnahmen beziehen[1]). Werden doch an 20 000 Telegramme alltäglich allein auf den Seekabeln der Erde befördert![2])

Aber dennoch werden wir nie zur Herstellung eines ganz unabhängigen deutschen Kabelnetzes gelangen, da wir, wie bereits gesagt wurde, gezwungen sind, überall auf Erden für unsere größeren Kabellinien fremder Herren Länder anzulaufen und unsere Zwischenstationen, wie beim transatlantischen Kabel, auf nicht-deutschem Gebiet anzulegen, ganz der Tatsache zu geschweigen, daß auch das Ende der für unsere Handelsbeziehungen wichtigsten Kabellinien meist auf nicht-deutschem Boden verlegt werden müßte.

Ließe sich auch dieser Übelstand noch ertragen, da er eben von vornherein unvermeidlich ist und uns die natürlichen Vorteile stets versagt sein werden, welche die unvergleichlich günstige Verteilung des englischen Kolonialbesitzes mit sich bringt, so wird doch die Situation noch heikler durch die gleichfalls schon hervorgehobene Tatsache, daß fast an allen Orten, die als natürliche Kabelstützpunkte sich von selbst darbieten, das ausschließliche Kabellandungsrecht bereits von englischen Unternehmern vorweggenommen ist. Wir haben gesehen, wie an diesem gar nicht wieder einzuholenden Vorrecht Englands

---

[1]) Wer sich für die voraussichtliche Rentabilität der geplanten Kabellinien speziell interessiert und einen genaueren Einblick in die gewaltigen finanziellen Ergebnisse der englischen Kabelgesellschaften zu tun wünscht, der lese das schon erwähnte, vortreffliche Büchlein von Dr. Thomas Lenschau, „Deutsche Kabellinien", welches die pekuniäre Seite der Frage besonders eingehend und mit umfassender Sachkenntnis behandelt.

[2]) Rechnet man die Telegraphen-Landlinien zu den Seekabeln hinzu, so beträgt heute die Länge aller Kabelleitungen, welche, um mit Du Bois-Reymond zu reden, „mit dem Blitze schreiben", nicht weniger als 1 180 000 Seemeilen, die Länge der einzelnen Telegraphenadern gar 3 800 000 Seemeilen, die Zahl der jährlich beförderten Telegramme 400 Millionen, der täglich beförderten also über 1 Million, und die Summe aller in Telegraphenanlagen engagierten Kapitalien beläuft sich auf circa 2½ Milliarden Mark. — Ein Bild von der Entwicklung einer noch nicht siebzig Jahre alten Erfindung im Zeitalter der Naturwissenschaften und im Zeichen des Verkehrs!

schon die Verlegung des deutsch-amerikanischen Kabels nahezu gescheitert wäre, die schließlich nur durch den zufälligen Umstand ermöglicht wurde, daß das Landungsrecht auf den Azoren einer anderen englischen Kabelgesellschaft gehörte als derjenigen, welcher das geplante deutsche Kabel Konkurrenz zu machen drohte. Wir würden vermutlich bei fast allen anderen großen Kabellinien auf ähnliche Schwierigkeiten stoßen, und wenn deren Überwindung sich etwa überall nur durch die Konzession erreichen ließe, daß das deutsche Kabel von Engländern fabriziert und verlegt wird, so täten wir besser daran, auf die gewünschten nationalen Kabel ganz zu verzichten und unser Geld zu sparen, denn ein von Engländern verlegtes „deutsches" Kabel mag im Frieden seinen Zweck erfüllen — strategisch ist es nicht anders zu bewerten als irgend ein national-englisches Kabel, über dessen Wohl und Wehe in London die Entscheidung fällt.

Die Herstellung eines von jedem fremden Einfluß freien, national-deutschen Kabelnetzes ist also, wie die Dinge liegen, in jedem Fall unausführbar. Für unsere Bedürfnisse würde es aber schon vollauf genügen, wenn nur *neben* dem englischen Weltkabelnetz noch ein *nicht*-englisches vorhanden wäre, dessen einzelne Bestandteile den verschiedensten Nationen angehören mögen, wenn nur die Engländer nirgends die Möglichkeit haben, seine Tätigkeit durch irgend einen unschwierigen Gewaltakt gleich völlig aufzuheben.

Was wir Deutschen wünschen und erstreben, die anderen europäischen Völker ersehnen es nicht minder: *das unabhängige, nicht-englische Kabelnetz ist für alle europäischen Nationen, die im Ausland einen regen Handel treiben oder überseeische Kolonien besitzen, ein Bedürfnis von eminenter Wichtigkeit.* An seiner Herstellung hat Frankreich neben Deutschland das weitaus größte Interesse, aber auch die kleineren europäischen Kolonialmächte, Holland, Dänemark, Spanien, Portugal und Italien, vielleicht auch Österreich-Ungarn und die skandinavischen Reiche, würden sein Zustandekommen mit Freude begrüßen und gewiß auch tatkräftig unterstützen, wo sie dazu imstande sind.

VII.

Wie wäre es nun, wenn wir uns zur Durchführung unserer Kabelprojekte mit den jeweilig am meisten daran interessierten Nationen zusammentäten und mit vereinten Kräften zu erreichen suchten, was das Vermögen des einzelnen übersteigt? Anfänge zu derartigen Koalitionen sind neuerdings schon gemacht worden. Am 10. Juni 1902 wurde ein deutsch-holländisches Kabelabkommen ratifiziert, das unsere gemeinsamen Interessen an der Eingangspforte zum Stillen Meer regelt. Die wertvollen holländischen Kolonien in Hinterindien und die in deutschem Besitz befindlichen Inselgruppen im südwestlichen Teil des Pacifischen Ozeans sollen durch ein von Deutschland und Holland gemeinsam zu verlegendes Seekabel an das große transpacifische Kabel der Vereinigten Staaten Anschluß finden. Beiden Staaten wird alsdann auf dem Wege über Nordamerika ein gesicherter telegraphischer Verkehr mit den genannten Kolonien durch nichtenglische Kabel ermöglicht, — d. h. zunächst nur

solange, als die transatlantischen nicht-englischen Kabel nicht in einem etwaigen Kriege gegen England zerstört worden sind. Doch wird nach Verlegung des zweiten deutschen transatlantischen Kabels, dessen Lage den Engländern nicht bekannt sein wird, die Gefahr einer Unterbrechung der telegraphischen Verbindung sehr beträchtlich verringert sein, ja, sogar fast verschwinden.

Das deutsch-holländische Kabel wird von einer eigenen, deutsch-holländischen Gesellschaft verlegt und betrieben werden, die ihren Sitz in Köln hat. Es soll ausgehen von Menado auf der Nordspitze von Celebes, von wo es zunächst zu den seit 1899 deutschen Palauinseln geführt werden wird, um von dort über Yap nach Guam, der isolierten amerikanischen Insel in der Ladronengruppe, geführt zu werden, welche, wie bereits mitgeteilt, zu einem der Stützpunkte für das transpacifische Kabel der Vereinigten Staaten designiert ist. Auf diese Weise kann das deutsch-holländische Kabel via Franzisko, New York und Horta, unter Umgehung aller britischen Kabel, telegraphische Verbindung mit dem europäischen Kontinent und den Mutterländern erhalten. Da es aber auf alle Fälle gut erscheint, daß man sich nicht nur einen Weg offen hält, so wird die deutsch-holländische Telegraphengesellschaft ein weiteres Abzweigkabel von den Palauinseln nach Shanghai führen, von wo man durch die Kabel der „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft" mit Wladiwostok und durch die von dort ausgehende sibirische Überlandlinie ebenfalls mit der europäischen Heimat verbunden sein wird, sicher vor allen englischen Eingriffen.

Celebes ist bereits jetzt durch holländische — allerdings von Engländern verlegte — Kabel mit Borneo, Java und Sumatra verbunden. Es ist möglich, daß die deutsch-holländische Kabelgesellschaft künftig auch noch ein Kabel zwischen Sumatra und Deutsch-Ostafrika verlegt — vielleicht unter Hinzuziehung französischer Interessengruppen — doch ist die Verwirklichung dieses Planes für den Augenblick ohne praktische Bedeutung.

Aber auch Frankreich rüstet sich, einem Teil seiner Besitzungen im Stillen Meer durch nationale Kabel einen Anschluß an das amerikanische Pacific-Kabel und dadurch, zu der schon bestehenden Verbindung über Amoy-Wladiwostok-Sibirien, eine zweite, von England unabhängige Telegraphenverbindung mit dem Mutterland zu schaffen. So sehen wir also hier, auf der anderen Seite der Erde, ein rüstiges Streben der verschiedensten Völker, durch gemeinsame Anstrengung und Unterstützung das englische Kabelmonopol zu durchbrechen.

VIII.

Wenn wir nun von Ostasien und dem Pacifischen Meer unsere Blicke auf Afrika richten, so liegen hier die Verhältnisse entschieden ungünstiger. Afrika ist ja heute in fast allen seinen wichtigsten Teilen nichts Anderes als eine einzige, riesige englische Kolonie! Die deutschen, französischen und sonstigen wichtigeren nicht-englischen Gebietssphären im schwarzen Erdteile liegen versprengt, wie Enklaven, in britisches Territorium eingezwängt, welches außerdem überall an Bedeutung für Handel, Verkehr und Politik die anderen Besitzungen weit überragt.

Für die Herstellung eines national-deutschen, jedem fremden Einfluß entzogenen Kabels würde sich überhaupt nur eine einzige Möglichkeit darbieten: es müßte eine Verbindung zwischen unserer Azorenstation mit Togo geschaffen werden, von wo eine Fortsetzung nach Kamerun und weiterhin nach Swakopmund geschaffen werden müßte. Ob freilich ein solches Kabel angesichts der vorhandenen englischen und der geplanten französischen Konkurrenzkabel sich rentieren würde, ist mehr als zweifelhaft, und obendrein bietet sich dadurch auch noch keine Möglichkeit, gerade die wichtigste von unseren afrikanischen Kolonien, Deutsch-Ostafrika, die Vorteile des national-deutschen Kabels genießen zu lassen, falls man das Kabel nicht etwa von Swakopmund aus noch bis dorthin verlängern will, indem man es in weitem Bogen[1]) um Südafrika herumführt. Doch wäre die Ausführung derartiger Pläne ein finanziell überaus gewagtes Unternehmen, da der Kabelverkehr mit den deutschen Schutzländern in Afrika allein schwerlich groß genug sein würde, um die Verlegung derartiger Kabel zu rechtfertigen und eine Rentierung des Unternehmens zu ermöglichen.

Aber es ist, wie gesagt, auch gar nicht unbedingt erforderlich, daß wir uns ein national-deutsches Kabelnetz schaffen, das ohnehin nur Stückwerk bleiben und nur einer engbegrenzten Ausgestaltung fähig sein könnte. Begnügen wir uns auch hier mit nicht-englischen Kabeln und untersuchen wir, mit welchen europäischen Staaten wir zusammen vorgehen könnten, um unsere gemeinsamen europäischen Interessen England gegenüber zu wahren.

Da zeigt sich uns denn sogleich Frankreich als natürlicher Bundesgenosse. Seine Interessen im Kabelverkehr mit Afrika sind als geradezu identisch mit unseren eigenen zu bezeichnen. Schon die Lage von Madagaskar, Frz.-Kongo, Dahomey und Frz.-Sudan ähnelt der unserer ost- und westafrikanischen Kolonien, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun und Togo, auffallend, und ein Blick auf die Karte zeigt, wie national-deutsche und national-französische Kabel nach Afrika auf dem größten Teil der Strecke genau denselben Weg verfolgen müßten.

Es könnten hier und da Bedenken auftauchen gegen eine so enge Koalition zwischen den alten „Erbfeinden" Deutschland und Frankreich. Aber abgesehen davon, daß die Idee einer Kabelkoalition zwischen beiden Staaten in Frankreich selbst entstanden ist (Leroy-Beaulieu), bieten die Interessen beider Länder jenseits der Meere nirgends auch nur die kleinste Reibungsfläche, sie sind vielmehr England gegenüber so vollkommen kongruent, daß irgend ein in gemeinsamem Besitz beider Staaten befindliches Kabel selbst im Falle eines Krieges zwischen ihnen kaum geschädigt werden dürfte, sondern neutral bleiben müßte, da seine absolute Intaktheit für beide Länder ein gleich

[1]) Der Bogen müßte sogar außerordentlich weit sein, denn das Meer ist im Süden von Afrika auf große Entfernungen ungewöhnlich flach, so daß eine Auffischung des Kabels durch die Engländer im Kriegsfall — zumal in Anbetracht der Nähe von Kapstadt — unter Umständen keine schwere Aufgabe sein würde. — Es sei bemerkt, daß auch die Engländer in diesen Meeren wegen der schwierigen Bodenbeschaffenheit und der gefährlichen Meeresströmungen keine Kabel verlegt haben: die Verbindung zwischen den in Kapstadt und den in Durban landenden Seekabelenden wird vielmehr durch Landlinien bewerkstelligt.

dringendes Erfordernis wäre und von jeder Schädigung oder Störung des Kabels der eine Staat ebenso fühlbar betroffen werden würde wie der andere. Im übrigen ist die heutige politische Konstellation eine solche, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich viel von seiner früheren Gespanntheit verloren hat, und der gemeinsame Besitz einer oder mehrerer Überseekabellinien könnte die jetzigen, guten Beziehungen nur noch weiter verbessern und festigen.

Französische Autoritäten haben einen Plan entworfen, welcher eine von britischem Einfluß freie Kabelverbindung speziell mit Ostafrika vorsieht und auch Deutschlands lebhafte Beachtung finden muß. Sie wollen Diego Suarez auf Madagaskar zunächst verbinden mit Dschebuti, einer kleinen französischen Besitzung gegenüber Aden, und von dort das Kabel unter Vermeidung von Ägypten und Suez weiterführen nach Akabah auf der östlichen Sinaihalbinsel; von hier müßte dann ein Anschluß an die türkischen Landkabel und durch diese die Verbindung mit der Heimat vermittels Landlinien gewonnen werden. Für Deutschland würde zur Verbindung mit Ostafrika die gleiche Linie in Betracht kommen können; es käme für uns lediglich darauf an, Dschebuti mit Ostafrika statt mit Madagaskar zu verbinden. Die Kosten einer solchen unabhängigen Verbindung mit Ostafrika bezw. Madagaskar berechnet Leroy-Beaulieu auf rund 45 Millionen Frcs. Für einen einzelnen Staat wäre diese einmalige Ausgabe immerhin recht fühlbar; tun sich dagegen zwei zusammen, so sind nicht nur die Kosten bedeutend verringert, sondern es ist vor allem auch ein bedeutend höherer Nutzen von vornherein garantiert.

Allerdings sind gegen den Plan, so reizvoll er ist, gewisse Bedenken sehr gewichtiger Art zu erheben, die es doch empfehlenswert machen, daß man ihn zu Gunsten anderer Projekte fallen läßt. Bedenklich ist zunächst die unvermeidliche Benutzung der sehr unzuverlässigen türkischen Landlinien, welche den Depeschenverkehr in Friedenszeiten doch wohl zumeist den unverhältnismäßig viel sichereren englischen Kabeln zuwenden dürfte, so daß die Rentabilität der Linie von vornherein ernstlich in Frage gestellt sein würde. Noch weit bedenklicher aber ist die Tatsache, daß das Kabel in jedem Fall durch die enge und seichte Meeresstraße von Aden verlegt werden müßte, wodurch seine Auffindung und Zerstörung im Kriegsfall, in Anbetracht der Nähe des britischen Aden, allzu sehr erleichtert würde.

Also im Frieden unzuverlässig und unrentabel, im Kriege mit England leicht zerstörbar und daher strategisch wertlos — da dürfte es doch angebracht sein, sich nach anderen Wegen umzusehen, auf denen das gleiche Ziel erreicht werden kann! —

Es wurde schon erwähnt, daß Frankreich neuerdings beabsichtigt, ein Kabel von Brest nach Dakar am Kap Verde in Senegambien zu verlegen. Wegen der großen Meerestiefen, in welche dieses Kabel zu liegen kommen wird, kann es auch im Kriege als nahezu gesichert gelten — vorausgesetzt natürlich, daß die Verlegung durch einen französischen Kabeldampfer erfolgt. Frankreich ist zwar zur Zeit in Bezug auf Kabeldampfer ebenso gestellt, wie Deutschland bisher: die größte französische Kabelgesellschaft, die „Société Industrielle des Téléphones", deren Werkstätten sich in Bezons und Calais befinden, besitzt

gegenwärtig nur einen Kabeldampfer von kleineren Dimensionen, den „Arago", von 3406 Tonnen Inhalt, der nicht mehr als höchstens 1315 Seemeilen Seekabel aufzunehmen vermag und daher das 2415 Seemeilen lange Kabel Brest-Dakar nicht verlegen könnte. Doch hegt die Gesellschaft die Absicht, jetzt, wo mit der Bestellung auf Lieferung und Verlegung des genannten Kabels größere Ansprüche an sie herangetreten sind, auch einen leistungsfähigeren Kabeldampfer von 5—6000 Tonnen bauen zu lassen, der allen Anforderungen gewachsen sein dürfte.

Mit der gesicherten Erreichung von Dakar ist jedoch nur der erste Schritt getan, da die weitere telegraphische Verbindung über Dakar bezw. St. Louis hinaus gegenwärtig ausschließlich durch englische Kabel ermöglicht wird. Hier wäre nun der Punkt gegeben, wo eine deutsch-französische Kabelkoalition einsetzen könnte, um mit vereinter Kraft eine Verlängerung des Kabels Brest-Dakar zu schaffen. Von Senegambien bis Frz.-Kongo wären verschiedene, kurze Kabel oder einige mit kürzeren Zweigkabeln kombinierte längere Kabel zu verlegen, welche alle dazwischen liegenden deutschen und französischen Kolonien anlaufen könnten, die Elfenbeinküste, Togo, Dahomey, Kamerun, Frz.-Kongo, und von dort entweder durch ein rein deutsches oder ein deutsch-französisches Kabel bis Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika verlängert werden könnte. Zwischen den meisten der genannten Kolonien ließen sich auch unschwer billigere Telegraphenverbindungen durch Landlinien (Luftleitungen) schaffen, ohne britisches Gebiet zu berühren. Schon heute erstreckt sich ein umfangreiches Netz von Landtelegraphen von St. Louis aus weit ins französische Hinterland hinein.

Sollte die französische Regierung abgeneigt sein, sich auf eine Koalition mit Deutschland einzulassen und es vorziehen, auf eigene Kosten von Dakar aus die erforderlichen Kabel oder Landleitungen nach den anderen französischen Kolonien in Westafrika herzustellen, so würde Deutschlands Aufgabe lediglich darin bestehen, an diese französischen Kabel Anschluß zu suchen und die wenig kostspieligen Telegraphenverbindungen (Kabel oder Landleitungen) zwischen den unmittelbar benachbarten Ländern Togo und Dahomey bezw. Kamerun und Frz.-Kongo herzustellen. Wir würden auch dann mit verhältnismäßig sehr wenig Kosten erreichen, daß uns nach Westafrika zwei völlig verschiedene Kabelverbindungen, eine englische und eine französische, zur Verfügung stehen, deren eine uns im Falle eines Krieges mit England oder mit Frankreich sicher immer zugänglich bleiben würde. Außerdem müßten wir von Kamerun oder von Libreville in Französisch-Kongo nach Deutsch-Südwestafrika (Swakopmund) ein etwas längeres Kabel verlegen, dessen Kosten aber nicht übermäßig hoch sein würden.

In jedem Falle also eröffnet sich mit dem Entschluß Frankreichs, das Kabel Brest-Dakar zu verlegen, für Deutschland die Möglichkeit, mit seinen Besitzungen in Westafrika durch nichtenglische Kabel auf sichere und zweifellos auch pekuniär rentable Weise verkehren zu können, gleichviel, ob Frankreich sich einer Koalition geneigt zeigt oder nicht. Eine Entscheidung, ob ein gemeinsames Vorgehen beider Staaten empfehlenswerter ist oder ein gesondertes, kann nur durch eine Summe von komplizierten politischen und ökonomischen

Erwägungen herbeigeführt werden, über deren Tragweite ausschließlich den unmittelbar beteiligten Regierungen ein maßgebendes Urteil zusteht[1]).

Es ist aber auch möglich, die von England unabhängige Verbindung mit Westafrika zum Ausgangspunkte für weiterblickende Kabelprojekte zu machen, zu deren Verwirklichung ein gemeinsames Vorgehen Frankreichs und Deutschlands zweifellos in jeder Beziehung beiden Staaten die meisten Vorteile bieten würde. Ostafrika ist das Ziel, dessen Erreichung vermittels nichtenglischer Kabel mit Verwirklichung der westafrikanischen Kabeltracen für uns in den Bereich der Möglichkeit rückt.

Um Ostafrika durch eigene nationale Seekabel zu erreichen, wo Deutsch-Ostafrika und Madagaskar Hauptanziehungspunkte für Deutschlands bezw. Frankreichs koloniale Interessen bilden, würden beide Staaten ausschließlich darauf angewiesen sein, von Westafrika aus in weitem Bogen um Südafrika herum ihre Kabel zu verlegen. Ein Kabel Französisch-Kongo—Madagaskar würde auf den größten Teil seines Verlaufs zusammenfallen mit einem Kabel Deutsch-Südwestafrika—Deutsch-Ostafrika. Der Gedanke, hier gemeinsam ein Kabel zu verlegen, um so die recht beträchtlichen Kosten zu teilen, liegt also an und für sich recht nahe: es könnte von Swakopmund nach Madagaskar verlaufen und von dort nach einem geeigneten Küstenort in Deutsch-Ostafrika weitergeführt werden, z. B. nach Dar-es-Salaam oder Lindi.

Doch auch gegen die Verwirklichung dieses scheinbar so vielversprechenden Planes erheben sich schwere Bedenken. Es ist nämlich vollkommen ausgeschlossen, daß ein solches Kabel sich rentieren würde: es würde lediglich strategischen Wert besitzen im Kriege eines der beteiligten Staaten gegen England. Denn es leuchtet ein, daß ein Telegramm von Deutschland oder Frankreich über West- und Südafrika nach Ostafrika nicht zu denselben Sätzen befördert werden könnte wie auf den durchs Rote Meer verlaufenden direkten britischen Kabellinien zwischen Europa und Ostafrika. Es wird also in Friedenszeiten keinem Menschen einfallen, andere als die billigeren britischen Kabel zu benutzen, und die Benutzung der teureren deutsch-französischen Kabel würde sich fast ganz auf die Beförderung vereinzelter, wichtiger Regierungsdepeschen beschränken.

So scheitert also der Plan eines deutsch-französischen Kabels durchs Rote Meer daran, daß es im Kriege zu leicht zerstört werden kann, und das Projekt des deutsch-französischen Kabels um Südafrika herum wird hinfällig durch seine Entbehrlichkeit und Unbrauchbarkeit in Friedenszeiten; das eine Kabel ist zu verwerfen, weil es nur im Frieden, das andere, weil es nur im Kriege seinen Zweck erfüllen könnte, und erst beide zusammen würden — vielleicht! — allen Ansprüchen Deutschlands und Frankreichs genügen können. Aber wer möchte den beiden Staaten raten, um ein solches „Vielleicht“ 80 oder 100 Millionen Mark ins Meer zu versenken? — Denn so viel würde ein Kabelring um ganz Afrika vermutlich kosten.

---

[1]) Frankreich hat neuerdings Schritte getan, um eine Reihe von kürzeren, englischen Kabeln in Westafrika (Dakar-Konakri, Grand Bassam-Kotonu, Kotonu-St. Thomé-Libreville) anzukaufen; die französische Regierung scheint also zunächst allein vorgehen zu wollen.

Dennoch braucht man noch nicht völlig die Hoffnung aufzugeben, daß Deutschland und Frankreich dereinst doch noch eine in Krieg und Frieden gleich brauchbare, zuverlässige und obendrein rentable, eigene telegraphische Verbindung mit ihren ostafrikanischen Kolonien erhalten können, allerdings auf einem etwas ungewöhnlichen Wege, auf den man so leicht nicht verfallen dürfte: nämlich quer durch Afrika hindurch von West- nach Ostafrika.

Die Herstellung einer telegraphischen Überland-Luftlinie, welche von Deutsch-Ostafrika zunächst zum Tanganyika läuft und dort Anschluß an die bestehenden belgischen Landlinien des neutralen Kongostaates findet, ist ohnehin nur eine Frage der Zeit, denn schon dringen die Telegraphenleitungen von Osten bis Mpwapwa, von Westen sogar etwa 2000 km weit kongoaufwärts ins Innere vor. Damit bietet sich aber für Deutschland wie für Frankreich die willkommene Möglichkeit, nach Fertigstellung der Kabelverbindung mit Westafrika ohne große Schwierigkeiten auch nach ihren ostafrikanischen Interessensphären eine sichere, von englischem Einfluß freie Telegraphenlinie zu erhalten. Es wäre dazu nur nötig, das französische Kabelnetz von Französisch-Kongo durch ein Seekabel oder eine Landlinie an die transafrikanische Landlinie im nahe benachbarten Kongostaat anzuschließen und weiterhin ein Kabel von Deutsch-Ostafrika, etwa von Dar-es-Salaam oder Lindi, nach Madagaskar zu führen. Auf diese Weise würde zwar nirgends eine beiden Staaten gemeinsam gehörende Telegraphenverbindung unbedingt erforderlich werden, aber dennoch sind Deutschland wie Frankreich eng aufeinander angewiesen, denn Deutschland kann seine sämtlichen afrikanischen Kolonien auf nicht-englischem Wege nur mit Hilfe des französischen Kabels Brest-Dakar erreichen, und Frankreich ist für die von England freie Verbindung mit Madagaskar notwendig auf die deutschen Landlinien in Ostafrika angewiesen. Die unvermeidliche, streckenweise Benutzung der sicher neutralen Telegraphenlinien des Kongostaats kann zu Bedenken keinerlei Anlaß geben.

Ganz abgesehen davon, daß die Ausführung der transafrikanischen Landlinie ohnehin als nahezu beschlossene Sache gelten kann, würde dieses Projekt auch sonst unbedingt empfehlenswert sein, weil es überhaupt die einzige Möglichkeit bietet, eine Verbindung mit Ostafrika zu schaffen, die Englands Machtbereich vollständig entzogen und obendrein rentabel ist. Denn die Herstellung solcher Landlinien ist bedeutend billiger als die Verlegung von Seekabeln; die Telegrammkosten könnten daher in verhältnismäßig niedrigen Grenzen gehalten, und eine Konkurrenz mit den englischen Seekabellinien nach Ostafrika würde sicher ermöglicht werden. Wenn auch die laufenden Betriebskosten einer Landlinie wesentlich erhöht sind, so kann doch diese relativ geringfügige Mehrausgabe im Vergleich mit den genannten, sehr bedeutenden Ersparnissen bei der Anlage und vor allem in Anbetracht des unvergleichlich hohen politisch-strategischen Wertes der genannten Verbindung unmöglich ein Hindernis für die Ausführung bilden. Und die großen Schwierigkeiten, welche zweifellos mit dem Betriebe von ausgedehnten Landlinien in tropischen Gegenden verbunden sind, können keinesfalls unüberwindlich sein. Dies beweisen zur Genüge die 8000 km Landtelegraphenleitungen, welche allein Frankreich bereits

jetzt auf afrikanischem Boden besitzt; dies beweist in noch höherem Maße die der Verwirklichung entgegenreifende, gewaltige Idee des Cecil Rhodes, eine Landtelegraphenlinie Kairo-Kapstadt herzustellen, deren Ausführung freilich neuerdings, nach dem Tode ihres Urhebers, ins Stocken zu geraten scheint, nachdem neunjährige Arbeit die Herstellung von Norden bis Faschoda, von Süden bis Udjidji gefördert hat. Auch der kühne, französische Plan, eine transsaharische Landlinie quer durch die Wüste von Algier nach Senegambien zu bauen, dessen Ausführung in Frankreich ebenso als nationale Ehrensache aufgefaßt wird wie die geplante transsaharische Eisenbahn, beweist zur Genüge, daß die Schrecken des schwarzen Erdteiles nicht unbezwinglich sind.

So läßt sich also, im Anschluß an bereits vorhandene oder fest beschlossene Telegraphenleitungen, für Deutschland wie für Frankreich ein von England unabhängiger Depeschenverkehr mit Deutsch-Ostafrika und Madagaskar ohne allzu große Mühe und Kosten ermöglichen, und da beide Staaten zur Erreichung dieser Ziele ohnehin notwendig aufeinander angewiesen sind, ist es zweifellos am einfachsten und für beide am vorteilhaftesten, wenn sie ihre ganze fernere afrikanische Kabelpolitik im gemeinsamen Einverständnis betreiben. Lebensbedingung für die geschilderte Telegraphenverbindung mit Ostafrika wäre freilich, daß die Wortgebühren mindestens nicht höher sind als die der ebendorthin führenden englischen Seekabellinien. Denn wenige Idealisten nur dürften sich finden, die freiwillig höhere Telegrammgebühren an den eigenen Staat oder an Angehörige des eigenen Staates bezahlen, wenn ihnen ausländische Unternehmer für billigeres Geld Gleiches und vielleicht noch Besseres leisten. Sollte es sich daher wider Erwarten zeigen, daß die von den englischen Kabelgesellschaften verlangten Telegrammgebühren auf der geplanten transafrikanischen Linie einen rationellen Verkehr nicht ermöglichen, so müßten eben die deutsche und die französische Regierung den Unternehmern soviel Zuschuß zahlen, daß die Worttaxe auf das gleiche Niveau herabgedrückt werden könnte. Sehr erheblich kann dieser Zuschuß in keinem Falle sein, und gegenüber der außerordentlich hohen politisch-strategischen Bedeutung der Telegraphenlinie dürfte er keinesfalls in Betracht kommen. Voraussichtlich aber wird, wie gesagt, das Vorhandensein von Landleitungen auf lange Strecken ohnehin einen ausreichend billigen Worttarif ermöglichen.

IX.

Ob sich beide Länder auch zusammentun sollen, um eine nicht-englische Kabelverbindung mit der Ostküste Südamerikas zu schaffen oder ob sie in dieser Richtung besser gesondert ihre Interessen wahrnehmen, ist eine Frage, über die sich streiten läßt. Bisher führen nach Südamerika zwei englische Kabel, die von Lissabon ausgehen, unterwegs Madeira und St. Vincent anlaufen und in Pernambuco landen, ferner ein englisches Kabel St. Louis (Senegambien)-Pernambuco, welches durch das englische Kabel Cadiz-St. Louis Verbindung mit Europa erhält, und außerdem nur noch die von Nordamerika herabkommenden amerikanischen und französischen Kabel, welche via New York mit Europa in Verbindung stehen. Frankreich ist schon heute in der Lage,

mit seiner südamerikanischen Kolonie Französisch-Guyana und seinen Besitzungen in der Antillengruppe ausschließlich durch französische Kabel zu verkehren, auf dem Umwege über New York und Haiti, der allerdings kostspieliger und zeitraubender ist, als der direkte Weg vermittels nationaler Kabel nach Südamerika sein würde.

Für Frankreich ist ein Kabel Dakar-Cayenne (oder Dakar-Pernambuco-Para-Cayenne) ein dringendes Bedürfnis, schon aus dem einfachen Grunde, weil der nationale Kabelring, der das Mutterland mit Afrika, Nord- und Südamerika verbindet, alsdann geschlossen und somit doppelt wertvoll ist; jede Unterbrechung in der einen Richtung könnte durch den Betrieb in der anderen kompensiert werden. Zerschneidet England im Falle eines britisch-französischen Krieges die von ihm einst verlegten Kabel Brest-New York, so würde die Kabeltrace Brest-Dakar-Cayenne-New York nach wie vor den telegraphischen Verkehr aufrecht erhalten können, deren Verlauf den Engländern nicht bekannt ist. Eine Verlängerung des Kabels Brest-Dakar nach Südamerika — sei es nach Cayenne, sei es nach Rio oder Buenos Ayres — wäre unbedingt erforderlich, um den Betrieb des im wesentlichen jetzt nur strategischen Zwecken dienenden Kabels rentabler zu gestalten.

Deutschland hat in Südamerika zwar keine Kolonien, wohl aber außerordentlich umfangreiche Handelsinteressen. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß eine Fortsetzung des nach den Azoren führenden deutsch-nationalen Kabelstranges nach Südamerika (Brasilien oder Argentinien) ein Unternehmen wäre, das unter günstigsten Auspizien stände. Denn der stetig noch wachsende Kabelverkehr mit Südamerika ist ein ganz besonders lukratives Geschäft und hat der „Western Telegraph Company", welche zurzeit die beiden einzigen direkten Kabel zwischen Europa und Südamerika (Lissabon-Pernambuco) besitzt, im Laufe von zehn Jahren die Kleinigkeit von 75 Millionen Frcs. eingebracht. Ein deutsches Kabel nach Südamerika würde fast ausschließlich friedlichen, merkantilen Zwecken dienen, während bei dem französischen die strategisch-politische Bedeutung der friedlichen mindestens gleichkäme. Frankreich würde als letzten Endpunkt der von Dakar ausgehenden, neuen Kabeltrace wohl Cayenne wählen müssen, während Deutschland ein größeres Interesse daran hat, mit weiter südlich gelegenen Orten, möglichst mit Rio oder Buenos-Ayres, eine direkte Kabelverbindung zu erhalten. Daß man aber auch hier wieder mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, beweist die Tatsache, daß das ausschließliche Kabellandungsrecht in Brasilien bis zum Jahre 1930 durch Vertrag der englischen „Western Telegraph Company" zusteht!

Es dürfte sich daher wohl am meisten empfehlen, daß Deutschland und Frankreich in ihrer südamerikanischen Kabelpolitik nicht gemeinsam, sondern jeder für sich vorgehen[1]). Der telegraphische Verkehr mit Südamerika scheint

[1]) In diesem Sinne wird wohl auch die Entscheidung fallen, denn es heißt, daß die französische Regierung kürzlich von der „South American Cable Company" das 3795 km lange Kabel St. Louis-Pernambuco angekauft hat und somit bereits in den Besitz einer — allerdings wieder von Engländern verlegten! — direkten, unabhängigen Kabelverbindung mit Südamerika gelangt ist.

überdies groß genug zu sein, um selbst zwei Konkurrenzgesellschaften der „Western Telegraph Company“ die Möglichkeit einer einträglichen Existenz zu sichern.

X.

Außer den genannten vier Hauptinteressensphären Deutschlands in außereuropäischen Gebieten, nämlich in Nordamerika, Ostasien, Afrika und Südamerika, sind in nicht-englischen Ländern als wichtig zu bezeichnen nur noch unsere neuen Erwerbungen im Stillen Ozean, in erster Linie die Samoagruppe. Wie wir uns mit unseren weniger wichtigen Besitzungen im Randgebiet des Großen Ozeans, den Palauinseln, unter Umgehung englischer Kabel in eine telegraphische Verbindung setzen können, wurde schon oben gezeigt bei Behandlung des neuen deutsch-holländischen Kabelabkommens. Schwieriger stellt sich die Aufgabe für eine Erreichung unserer weiter im Ozean gelegenen Kolonien, auch ist sie nicht so wichtig, daß sie nicht bis auf weiteres hinter den weit bedeutungsvolleren Kabelverbindungen in anderen Teilen der Erde zurücktreten könnte. Denn das Bedürfnis zu einem Depeschenverkehr mit irgend welchen Inseln im Stillen Ozean ist bisher doch so gering, daß ein Kabel dorthin nicht gerade als dringend notwendig bezeichnet werden kann, und auch aus dem sonst sehr erfreulichen deutsch-holländischen Kabelabkommen wird in Friedenszeiten Holland natürlich viel mehr Vorteil ziehen als Deutschland. Sollte sich aber dereinst doch ein Anschluß der weltfernen Inselgruppen im Pacifischen Meer ans Welttelegraphennetz als wünschenswert erweisen, so würde die eigenartige, wieder fast kongruente Verteilung der deutschen und der französischen Besitzungen abermals ein gemeinsames Vorgehen Deutschlands und Frankreichs für beide Staaten gleich ratsam erscheinen lassen.

Nach Verlegung des deutsch-holländischen Kabels von Celebes nach Guam wird für Deutschland und Frankreich am bequemsten zu erreichen sein eine nicht-englische Kabelverbindung der Mutterländer mit Kaiser-Wilhelm-Land, dem Bismarck-Archipel und Neu-Caledonien, indem man von der deutsch-holländischen Zwischenstation in den Palauinseln in diese Gegenden ein genau südöstlich verlaufendes Kabel abzweigt. Neu-Caledonien ist zwar durch ein nach Australien verlaufendes französisches Kabel bereits an das Weltkabelnetz angeschlossen — immerhin dürfte der französischen Regierung auch eine von England unabhängige Kabelverbindung mit dieser Insel, durch das amerikanische Pacific-Kabel oder durch die transsibirische Landlinie, sehr willkommen sein.

Um dagegen unseren wichtigsten Besitz in der Südsee, Samoa, *überhaupt* telegraphisch erreichen zu können, wäre es für uns am bequemsten, wenn wir jetzt, nach Fertigstellung des englischen Pacifickabels Australien-Vancouvers-Island, eine Verbindung zwischen Apia und der englischen Zwischenstation auf der nicht allzu entfernten Fidschiinsel Suwa herstellten. Für eine von England *unabhängige* Verbindung mit Samoa jedoch würde sich wieder am meisten ein Zusammengehen mit Frankreich empfehlen. Falls nämlich das eben genannte deutsch-französische Kabel von den Palauinseln nach Neu-Caledonien später einmal zur Ausführung kommen sollte, würde für beide

Länder eine Verlängerung des Kabels nach Apia und von dort wieder zu den im französischen Besitz befindlichen Gesellschafts-, Paumotu- und Australinseln in Erwägung zu ziehen sein, vorausgesetzt, daß ein ernstes Bedürfnis für eine solche Verbindung sich wirklich herausstellen sollte.

Unsere Marianen- und Karolineninseln können schließlich nötigenfalls durch ein relativ kurzes Zweigkabel an das deutsch-holländische Kabel in der Palaugruppe Anschluß gewinnen.

Doch alle diese Ideen sind noch mannigfacher Modifikationen fähig, und ihre Verwirklichung, wenn es überhaupt dazu kommen sollte, gehört erst der Zukunft an. Der Anschluß der Samoainseln an das englische Pacifickabel vermittels eines deutschen Kabels zwischen Apia und den Fidschiinseln wird wohl das einzige sein, was in absehbarer Zeit von den eben entwickelten Kabelprojekten im Stillen Ozean in ernstliche Erwägung zu ziehen wäre. In diesen Teilen der Erde ist es schließlich nicht allzu wesentlich, ob ein etwaiger Kabelanschluß, falls dieser sich überhaupt als notwendig erweist, durch englische oder andere Kabel erreicht wird, zumal da ja gerade in diesen Gegenden die nordamerikanische Union und ihr Pacifickabel für uns ein ebenso gefährlicher Nebenbuhler wie England werden kann.

Immerhin bot es ein gewisses theoretisches Interesse, zu untersuchen, ob und wie wir auch in unsere weltentlegensten Besitzungen mit möglichst geringen Kosten eine telegraphische Verbindung herstellen könnten, die auf Wunsch jeder feindlichen Beeinflussung, seitens Englands oder seitens der Vereinigten Staaten, entzogen werden kann: und auch für die schwierigste derartige Aufgabe, die Verbindung mit den Samoainseln, würde uns die Route Berlin-Moskau-Wladiwostok-Shanghai-Palauinseln-Apia eine befriedigende und interessante theoretische Lösung geben.

XI.

Jedenfalls aber geht aus all den bisherigen Ausführungen die große Wichtigkeit von Kabelkoalitionen der europäischen Kontinentalstaaten hervor, nach dem Muster des deutsch-holländischen Vertrags. Der große Kulturfaktor des Weltkabelverkehrs ist eine Gefahr, so lange er der Laune eines Einzelnen preisgegeben ist; er wird sich als doppelt segensreich erweisen, wenn dem Einzelnen das unbeschränkte Verfügungsrecht entwunden ist und jedem Beteiligten ein zweiter oder auch ein dritter Weg offen bleibt, den er gesichert benutzen mag, wenn ihm einer versperrt wird.

Es ist nicht unmöglich, daß in einer Reihe von Jahren die ganze Frage der Seekabel ein völlig anderes Gesicht zeigt als heutzutage, daß dann die Fortschritte der „drahtlosen Telegraphie" bedeutend genug sind, um die Kabel vielfach ganz entbehrlich zu machen. Es wäre deshalb natürlich, eine abwartende Haltung einzunehmen, wie es z. B. seit längerer Zeit die dänische Regierung mit der von ihr geplanten Telegraphenverbindung nach Island tut, um erst zu sehen, ob nicht ein völliger Ersatz der teuren Kabelverbindungen durch die wenig kostspielige elektrische Wellentelegraphie möglich sein wird. Aber wer kann auch nur ungefähr wissen, ob die Telegraphie ohne Draht

tatsächlich die sehr hohen Erwartungen rechtfertigen wird, die man jetzt an sie knüpft! Trotz der jüngsten Erfolge Marconis ist hier große Skepsis am Platze; bisher kann sich die Funkentelegraphie jedenfalls weder an Zuverlässigkeit noch an Schnelligkeit irgendwie mit der Kabeltelegraphie messen. Viele Jahre werden zweifellos noch vergehen, bis eine Entscheidung gefällt werden kann, bis sich womöglich herausstellt, daß die drahtlose Telegraphie für einen Betrieb *im großen*, für eine Ablösung der bisherigen Seekabel sich doch durchaus nicht eignet. Auf solche in ungewisser Zukunft schwebende Möglichkeit dürfen wir in unserer Kabelpolitik nicht bauen — um so weniger, als alle Länder, mit denen uns eine unabhängige telegraphische Verbindung besonders wertvoll sein muß, allzuweit entfernt liegen, als daß in absehbarer Zeit die drahtlose Telegraphie für den Verkehr mit ihnen in Betracht kommen könnte.

Nachdem die Bewegung, rein nationale oder doch von England unabhängige Kabel zu besitzen, einmal in Fluß gekommen ist, deutet vorläufig nichts darauf hin, daß sie so bald wieder dem Stadium der Stagnation verfallen wird. Welchen hohen Wert unsere maßgebenden Stellen auf die Entwicklung eines deutschen Kabelnetzes legen, davon haben wir in den letzten Jahren manchen erfreulichen Beweis erhalten; es sei nur erinnert an das Danktelegramm *Kaiser Wilhelms* an den Präsidenten *Mac Kinley*, als dieser am 29. April 1899 die Genehmigung zur Landung des ersten deutschen transatlantischen Kabels auf amerikanischem Boden erteilt hatte, sowie an den Depeschenaustausch zwischen beiden Staatshäuptern nach glücklich beendeter Verlegung dieses Kabels und die gleichzeitige Nobilitierung des Fabrikbesitzers *Theodor Guilleaume* in Mülheim a. Rh., dessen Energie und Umsicht die erzielten Erfolge hauptsächlich zu danken waren.

Wenn daher nicht zu bezweifeln ist, daß unsere Regierung fortfahren wird, diese Bewegung mit gleichem Nachdruck wie gegenwärtig zu unterstützen, so darf mit gerechtem Stolz auch hervorgehoben werden, daß ein gut Teil der von den Engländern in der Seekabeltechnik und -praxis errungenen Erfolge auf naturalisierte deutsche Untertanen zurückzuführen ist. Waren doch die Begründer und Leiter der riesigen Londoner Firma: „Siemens Brothers & Co.“, welche allein 8 von den 14 transatlantischen Kabeln angefertigt und verlegt hat, unser unvergeßlicher Werner von Siemens und sein Bruder Sir William Siemens, und der jetzige Leiter des großen Unternehmens ist Georg von Chauvin, ein Sohn des früheren preußischen Generalpostmeisters. Ein Deutscher war ferner Sir Henry Fischer, der langjährige Vorsteher des Londoner Haupttelegraphenamtes, des größten der Welt, und noch manch anderer Name von gutem Klang, dem der ungeheure Aufschwung des Telegraphenverkehrs und damit die dominierende Stellung Englands im Völkerleben mit in erster Reihe zu danken ist, zeugt von der deutschen Abstammung seines Trägers.

Was deutsche Tatkraft und Intelligenz bisher dem fremden Staat geleistet, wir dürfen hoffen, daß es dem eignen Volke in noch großartigerem Maßstabe zu gute kommen wird, seit die Möglichkeit zur Entfaltung solcher Kräfte

auch im Vaterlande gegeben ist. Groß genug sind die Ziele, welche wir uns mit der Schaffung eines unabhängigen Kabelnetzes stecken würden: nicht nur praktisch-nüchterne, sondern auch ideale, im besten Sinne des Wortes, die nicht nur dem deutschen Handel, der deutschen Wehrkraft, der deutschen Weltmacht zu gute kommen werden, sondern auch allgemein den friedlichen Beziehungen der Völker zueinander und damit dem Wohlstand der Menschheit.

Einmal muß ja doch das große Ziel der absoluten Neutralität aller im Meere ruhenden Kabel erreicht werden, das Ziel, von dem schon Cyrus W. Field vor mehr als fünfunddreißig Jahren träumte. Die einzige bisher getroffene, internationale Vereinbarung über die Behandlung der Seekabel, die auf der Pariser Konvention vom 14. März 1884 beruht, beschränkt sich lediglich auf ein Übereinkommen über die Benutzung der Kabel in Friedenszeiten, die Verantwortung für etwaige Beschädigungen u. s. w., gestattet jedoch den kriegführenden Mächten ausdrücklich, alle dem Feinde dienenden Kabel zu zerstören. Auf dem Haager Friedenskongreß wurde zwar auf eine Anregung Dänemarks, eine Abänderung dieser Bestimmung des § 15 der Pariser Konvention angestrebt, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Auch ist nicht zu erwarten, daß an dem bestehenden Zustand etwas wird geändert werden können, so lange die britische Hegemonie im Weltkabelverkehr eine so unbestrittene ist wie bisher; denn es ist nur natürlich, daß England die unschätzbaren Vorteile seiner gegenwärtigen Position, so lange es nur irgend angeht, ausnützen und sich seiner Machtstellung nicht freiwillig dadurch begeben wird, daß es seinen Kabelschatz des nationalen Charakters entkleidet. Je rascher aber das Tempo ist, in welchem sich auch die übrigen europäischen Mächte, gesondert oder gemeinsam, nationale Kabel schaffen, um so eher wird die Internationalität und Unverletzlichkeit der überseeischen Kabel erreicht werden. Denn jede Förderung des Weltverkehrs bedeutet auch eine Festigung des Weltfriedens, und stets dringender wird mit dem wachsenden Weltkabelverkehr auch das Bedürfnis der Völker werden, die im Meere liegenden, großen Kapitalien nicht durch kriegerische Wirren zu gefährden und zu schädigen, stets lebhafter die Sehnsucht, daß der Zustand ein dauernder sein möge, der der weiteren Entwicklung des immer gewaltigeren internationalen Verkehrs allein günstig ist, der allein die kühnen Unternehmungen und großen Kulturprobleme der Menschheit wirksam zu fördern vermag — Friede auf Erden!

David Friedrich Strauß und Eduard Mörike.

(Mit zwölf ungedruckten Briefen.)

Von

Harry Maync.

Den Verfasser des „Lebens Jesu“ und den Dichter des „Alten Turmhahns“ in einem Atem nennen zu hören, mag manchen befremden. Die beiden bilden in der Tat ein seltsames Paar, und doch haben David Friedrich Strauß und Eduard Mörike zeitlebens brüderliche Freundschaft miteinander gehalten. Sie datiert aus der Zeit, da der eine noch nicht das große „Kirchenlicht“, der andere noch nicht einer der größten deutschen Lyriker war. Ihre ursprünglichsten Beziehungen sind landsmannschaftlicher Art. Sie gehören neben Justinus Kerner und Friedrich Vischer zu den vier berühmten Ludwigsburgern, die sämtlich die Fühlung miteinander nie verloren. Dazu standen sich der 1804 geborene Mörike und der 1808 geborene Strauß auch im Alter nahe. Beide drückten sie die Bänke der Ludwigsburger Lateinschule, beide widmeten sie sich dem geistlichen Berufe und trafen nach dem Aufenthalt in verschiedenen Klosterschulen im Tübinger Stift, wenn auch nur für ein Jahr, wieder zusammen, ohne sich freilich damals schon besonders nahe zu treten. Mörike zog sich mit seinen Intimsten zu romantischer Schwärmerei in sein geheimnisvolles Brunnenstübchen zurück; Strauß widmete sich den Wissenschaften mit einem Eifer, der dem andern gänzlich abging. Beide bildeten in den Tübinger Studentenjahren ihre vollen Persönlichkeiten heraus, deren äußerer Gegensatz immer erkennbarer wird. Der eine wurde der radikalste Theolog seiner Zeit; sein destruktives Werk trieb ihn mit einem Schlage und zu seinem lebenslänglichen Unglück aus den ihm so gemäßen akademischen Bahnen hinaus, und mitten in eine Arena, wo er in steter Fechterstellung dem Ansturm ungezählter Feinde begegnen mußte. Der andere floh in zeitweilig geradezu kränklicher Sensibilität und Ängstlichkeit das Leben mit seinem aufregenden Treiben, barg sich in einem abgelegenen Dörflein des Unterlandes und flehte: „Laß, o Welt, o laß mich sein!“ Daß beide dennoch einander nicht fremd wurden, hatte seinen Grund darin, daß jeder zu einem Teil seines Wesens ein anderer war,

als er schien. Der schmalschulterige junge Repetent mit dem Johanneskopf und den sanften Augen war von Hause aus nicht die stets schlagbereite Streiternatur, zu der ihn die Umstände machten. Nicht Luthers kampfesfrohem Bekennertum war er verwandt, sondern Melanchthons feiner Gelehrtenart. Und Mörike auf der anderen Seite war keineswegs der skrupellose, kindlich gläubige Landpfarrer, als den man sich ihn wohl vorstellen möchte. Was man aber aus dem dauernden Fortbestehen ihrer Freundschaft erkennt, ist das treue und liebenswürdige Wesen der beiden Männer, die über äußere Gegensätze hinwegsehen konnten, da die Herzen übereinstimmten.

Es war im Jahre 1835, als das „Leben Jesu" zu erscheinen begann und die gesamte theologische Welt so gut wie das Laientum in eine Aufregung versetzte, wie sie seit den Wolfenbütteler Fragmenten und Lessings Streitschriften nicht wieder da gewesen war. D. Fr. Strauß war der große Ketzer, ja der geweissagte Antichrist; er wurde seiner Stellung enthoben und schloß seinerseits seinen zweiten Band mit einer indirekten Aufforderung zum Austritt aus dem Kirchendienste. Eine gefährliche Revolution in Zürich zwang die dortige Universität, den von ihr berufenen Professor zu pensionieren, ehe er noch einen Fuß in die Stadt gesetzt hatte.

Wenige Jahre zuvor war Eduard Mörike Pfarrer zu Cleversulzbach geworden und erntete in dieser ersehnten Idylle die schönsten poetischen Früchte. Daß er seines Freundes welthistorisches, ihn als Fachgenossen besonders angehendes Werk, das Auflage über Auflage erlebte, gelesen habe, ist durch nichts zu belegen. Man müßte es auch ohne das bei einem gebildeten Manne unbedingt annehmen, wenn Mörike eben nicht Mörike gewesen wäre, der mit einer Energie und einem Egoismus, die ihm einzig ein berechtigter Selbsterhaltungstrieb gab, alles von sich fern hielt, was sein leicht gestörtes seelisches Gleichgewicht hätte erschüttern können. Im Herzen stand er Strauß zeitweilig vielleicht gar nicht allzufern. Er sah auf seine acht Vikarjahre wie auf ein Martyrium zurück. „Alles, nur kein Geistlicher!", das ist der Grundton seiner damaligen Briefe. Auf die verschiedenste Art strebte er aus dem Pfarrdienste heraus, dem er von Anfang an innerlich fremd gegenüberstand. Als ihn seine geliebteste Schwester Louise im Jahre 1827 auf ihrem Sterbebette fragte, ob er auch einen Glauben an den Heiland habe, konnte er nach seinem eigenen Geständnis nicht frischweg darauf antworten. Ein mehrmals verlängerter Urlaub entzog ihn für einige Zeit den „lähmenden Gesangbuchseinflüssen", bei denen seine Poesie, wie er sagte, sich die Schwindsucht holen müsse. Aber da sich ihm sonst nirgends eine Existenz bot, mußte er am Ende doch wieder zurück in die „alte Pein". An Johannes Mährlen, der ihm von den Freunden damals am nächsten stand, schrieb er im Frühjahr 1829: „Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau' ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient." Nur ganz allmählich fand sich der Dichter in seinen Beruf hinein. Die dogmatische Seite blieb ihm stets ein Stein des Anstoßes; nur das Seelsorgerische söhnte ihn mit seiner Tätigkeit aus, der er aber dennoch, namentlich auch weil er

ihr körperlich nicht gewachsen war, schon mit 39 Jahren für immer Valet sagte. Von seinem zweiten Amtsjahre ab hielt er sich bereits einen Vikar, der ihm das lästige Predigen mehr oder weniger ganz abnehmen mußte. Im theologischen Kränzchen der Pfarrer seines Dekanats war und blieb er das schwarze Schaf. Dazu kamen ausgesprochene katholisierende Neigungen, die freilich mehr von dem Dichter als von dem Geistlichen in Mörike ausgingen. Ein Bekenner und ein Mann der Konsequenz war er, der leibliche Nachkomme Martin Luthers, in keiner Weise. Theologische Erörterungen begegnen in seinen umfangreichen Freundesbriefwechseln kaum jemals; so ist auch von Strauß' „Leben Jesu", soviel ich sehe, nirgends die Rede. Niemals wäre Mörike soweit gegangen wie dieser. War er auch kein Orthodoxer, so war er doch eine konservative Natur und besonders von Schelling zu sehr beeinflußt, um jener allzu kritisch nüchternen und rein negierenden Richtung Geschmack abgewinnen zu können. Zu einer Aussprache über solche Prinzipienfragen dürfte es zwischen beiden nie gekommen sein, obgleich sie sich öfters sahen. Strauß fand zuweilen den Weg nach Cleversulzbach, und Mörike erwiderte seine Besuche in Sontheim unweit Heilbronn, wo Strauß mit seiner jungen Gattin, der früheren Sängerin Agnese Schebest, zu Anfang der vierziger Jahre lebte. Damals konnte der Dichter den Freund seiner „fortdauernden Neigung zum Christentum" versichern.

Ein reger und regelmäßiger Verkehr bestand zwischen Strauß und Mörike nicht. Nur mit seinen wenigen allernächsten Freunden stand der Dichter im Austausch, der dafür dann um so lebhafter war. Bekanntlich spielte der Pfarrer Wilhelm Hartlaub die Rolle des Urfreundes; Mörikes Briefe an ihn füllen fünf stattliche Quartanten in der Stuttgarter Bibliothek. Sonst hatte der Dichter, darin Uhland ähnlich, ein bemerkenswertes Talent, Briefe nicht zu beantworten und Besuche nicht zu erwidern. Sehr oft heißt es in den Briefwechseln, auch in Straußschen Schreiben, bei Berichten über den Freundeskreis, daß von Mörike keine Seele etwas wisse.

Der Dichter ließ sich suchen, und Strauß suchte ihn denn auch in der Folge immer wieder. Er war es, der den Verkehr pflegte. Das hatte seinen Grund nicht nur in seiner anhänglichen Treue, sondern zum nicht geringen Teil auch darin, daß er als feinsinniger Wortkünstler, als den er sich, wie in seiner gesamten Schriftstellerei, so auch in eigenen, nachmals veröffentlichten Gedichten darstellt, sich zu dem Dichter Mörike besonders hingezogen fühlte. Gleich den „Maler Nolten" hatte er mit hohem Lobe begrüßt, das er allerdings in einem Brief an Fr. Vischer (Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Bonn 1895. Nr. 40) einschränkte. Und das tritt überhaupt auffällig hervor, daß Strauß zu Mörike selbst viel wärmer über dessen Dichtungen spricht, als zu anderen, so daß seine Urteile oft geradezu in einen befremdenden Gegensatz geraten; sei es, daß er Mörikes Empfindlichkeit zu erregen fürchtete, oder daß er es nicht übers Herz brachte, dem liebenswürdigen Freunde ein härteres Wort ins Angesicht zu sagen. Der Dichter empfand das aber sehr wohl und faßte ein gelindes Mißtrauen gegen seinen Kritiker, das wir wiederum wohl verstehen können, das aber einer vollen Intimität zwischen den Freunden entgegenstand. Auch Strauß fühlte

das. Seinem Freunde, dem Pfarrer Rapp, schrieb er am 28. November 1871 (Zeller a. a. O., Nr. 544) über Mörike: „Seine Mucken hat er auch. Ich habe ihm seiner Zeit meinen Voltaire mit einem herzlichen Schreiben geschickt und dafür hat er mir bis heute nicht gedankt. Da ich ihn kenne, nehme ich's ihm nicht übel und behalte ihn lieb, wie ich muß; aber ich möchte der nicht sein, dem man so etwas nicht übel nimmt. Ich weiß wohl, Mörike hat mir nie getraut, mich immer für einen kalten Verstandesmenschen angesehen, dem der rechte Sinn für seine Poësie fehle; ich habe allerdings nicht alles gutgeheißen, was er gemacht hat, im ganzen aber hat er keinen treueren Anhänger und Verbreiter seiner Poesie als mich." — Oft hat Strauß mit seiner strengeren Kritik entschieden recht, wie er denn für Mörikes Eigenart im Grunde eine sehr feine Witterung an den Tag legt, die ihn nur sehr selten irre führt. In seinem wichtigen Aufsatze über Ludwig Bauer, der zuerst 1847 in Schweglers Jahrbüchern, dann 1862 in den „Kleinen Schriften" erschien, charakterisierte er Mörike im wesentlichen ganz treffend. Nur wenn er im Verein mit Vischer (Aufsatz über Bauer und Brief an Vischer vom 15. März 1838, Zeller a. a. O., Nr. 42) immer wieder betonte und bedauerte, daß Mörike nicht „stärkere Assimilationsorgane, oder, um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungswerkzeuge" zu teil geworden seien, und ihn antrieb, sich größeren, historischen Stoffen zuzuwenden, so legte er an den Dichter einen falschen Maßstab und verkannte seine Aufnahmefähigkeit. Mörike selbst empfand denn auch über den Bauer-Aufsatz wenig Freude und meinte in einem Brief an Hartlaub, es sei, abgesehen davon, ob alles seine Richtigkeit habe, immerhin verwunderlich, wie einer einen alten Freund bei dessen Leibesleben auf solche Art dem Publikum ausstellen möge; „es scheint doch fast, als wäre Strauß der Mensch seit Jahren ganz im Autor aufgegangen". Lange Zeit plante Strauß dann noch einen eigenen Essay über Mörike, dessen Nichtzustandekommen wir vielleicht nicht allzu sehr zu bedauern haben, denn völlig wäre Strauß, seinen gelegentlichen Urteilen gegen andere zufolge, dem Freunde doch einmal nicht gerecht geworden. Bei dem besten Willen blieb sein Blick im einzelnen befangen und gebunden. Wenn er den „Letzten König von Orplid" ablehnt und bedauert, daß Mörike ihn überhaupt habe drucken lassen, so ist das schon höchst befremdend; völlig unverständlich aber ist seine scharfe Verurteilung des „Stuttgarter Hutzelmännleins" in einem Brief an Vischer vom 25. Juni 1853 (Zeller a. a. O., Nr. 292), das er für „ein mißlungenes Produkt einer verwilderten oder besser vergrillten Phantasie" hält. Auch von dem „Sicheren Manne" will der gestrenge Mythenkritikus durchaus nichts wissen (Brief an Vischer vom 28. Februar 1838. Zeller a. a. O. Nr. 40), wohingegen der unten veröffentlichte Brief Nr. VI an Mörike selbst das Märchen „allerliebst" nennt. In dem Märchen „Der Schatz" sah er wohl Mörikes Bestes und tat auch dem „Mozart auf der Reise nach Prag" nicht volles Genüge. Sehr feine Worte hatte er dagegen jederzeit für Mörikes Lyrik. Noch auf dem Sterbebette beschäftigte er sich mit einzelnen der Gedichte („Besuch in der Karthause", „Dem Herrn Prior der Karthause J.", „Schön Rohtraut"), über die er treffliche Bemerkungen in zwei Briefen an Rapp

niederlegte (vom 4. November und vom 17. Dezember 1873. Zeller a. a. O., Nr. 579 und Nr. 597). Und menschlich ist er an Mörike niemals irre geworden. „Wenn er nur eine ordentliche Existenz sich schaffen kann", schrieb er treu besorgt um den Freund noch ein Vierteljahr vor seinem Tode an Rapp (am 20. Dezember 1873. Zeller a. a. O., Nr. 598), der Mörike Strauß' Äußerungen über „Schön Rohtraut" mitgeteilt hatte, was Strauß billigt, denn man müsse „den Freunden Freude machen, wo man kann". Ungemein freute es ihn, daß Eduard Zeller den Dichter noch kennen gelernt habe, was ein „κτῆμα εἰς ἀεί" sei, denn Mörike sei „der letzte lebende Dichter von der guten alten Art und eine durch und durch poëtische Persönlichkeit" (Brief an Zeller vom 9. Oktober 1871. Zeller a. a. O., Nr. 541). —

Die vorstehende Skizze umfaßt im wesentlichen alles, was über das Freundschaftsverhältnis zwischen Eduard Mörike und David Friedrich Strauß bisher bekannt war. Von den zwischen ihnen gewechselten Briefen ist bisher keiner veröffentlicht worden. In der von Eduard Zeller besorgten Auswahl Straußscher Freundesbriefe ist Mörike als Adressat nicht vertreten, und ebensowenig ist von dessen Briefen an Strauß, über deren Verbleib mir des letzteren Sohn, Herr Oberstabsarzt Dr. Fr. Strauß in Stuttgart, nichts mitzuteilen wußte, etwas veröffentlicht worden. Es dürften daher die im folgenden zum ersten Male gedruckten Briefe von Strauß an den Dichter auf Interesse rechnen. Die ersten fünf (in Abschriften, die ich nicht habe kontrollieren können) danke ich Sr. Exzellenz Herrn Professor Dr. Eduard Zeller und der Vermittlung des Herrn Oberstabsarztes Dr. Strauß, die anderen sechs sind mir durch Abschriften aus dem Nachlaß Jakob Bächtolds zugänglich geworden, den mir des letzteren Witwe für meine Mörike-Biographie (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. 1902) freundlichst überließ, und den ich seither auf ihr Geheiß an das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv weiter gegeben habe. Die elf Briefe verteilen sich auf volle vier Jahrzehnte und sind deshalb besonders geeignet, Schlaglichter auf dieses bedeutsame Freundschaftsverhältnis zu werfen. Nr. 1—4 fallen in das Jahr 1827, Nr. 5—7 in das Jahr 1838, Nr. 8 und 9 in die Jahre 1847 und 1856 und Nr. 10 und 11 endlich in die Jahre 1866 und 1867. Literarisch-ästhetisch betrachtet, machen die Briefe eine entschiedene Steigerung durch; die ersten sind überwiegend sachlich interessant und noch kaum der Briefkunst teilhaftig, die Straußens spätere Schreiben auszeichnet.

Das liegt in der Natur der Sache. Die ersten vier haben den Tübinger Stiftler zum Verfasser. Strauß war mit Friedrich Vischer zusammen im Herbste 1825 aus der Klosterschule von Blaubeuren auf die Universität gekommen, die Mörike ein Jahr später verließ. Strauß' erste Briefe trafen ihn als Vikar zu Köngen im Oberamt Eßlingen. Sie stehen durchaus unter dem Zeichen Justinus Kerners und der Frau Hauffe, der Seherin von Prevorst, deren Dokumente jener im Jahre 1829 herausgab. Strauß spricht von Kerners gläubigstem Mitarbeiter, dem Tübinger Philosophieprofessor Eschenmayer, mit dem der Verfasser des

„Lebens Jesu" später so hitzige Fehden ausfechten sollte, er erwähnt Mitglieder des Freundeskreises wie den genialen, aber haltlosen Wilhelm Waiblinger, der schon im Jahre 1830 auf italienischem Boden zu Grunde ging, nennt Johannes Mährlen, einen der Hauptfreunde Mörikes, später Professor am Polytechnikum zu Stuttgart, und Christian Käferle, den treuen Freund und trefflichen Menschen. Ich verweise für diese Nebenpersonen ein für allemal auf meine Mörike-Biographie, auf die Zellersche Sammlung Straußscher Briefe und den von Theobald Kerner herausgegebenen Briefwechsel Justinus Kerners mit seinen Freunden (Stuttgart und Leipzig 1897. 2 Bände).

I.

Tübingen 2. Mai 1827.

Es hat mir zwar herzlich große Freude gemacht, lieber Mörike, als mir Freund Nagel von Dir berichtete, Du wünschest durch mich Einiges über meinen Aufenthalt in Weinsberg zu erfahren, aber — die Sache näher erwogen — war und bin ich denn doch ziemlich verlegen, was ich Dir, namentlich über unsern verehrtesten Kerner schreiben soll. Das Allgemeine seiner Persönlichkeit kennst Du ohne Zweifel schon durch Bauer und Nast und einzelne Züge eines Mannes, der so voll Leben und Natur ist, lassen sich durchaus nicht in einen Brief bringen, wenigstens bin ich das nicht im stande zu thun, sei es nun, daß der Eindruck selbst mir noch zu neu ist, oder daß ich überhaupt hiezu nicht geschickt bin.

Lieber Mörike, ich weiß, daß ich durch den Versuch einer Beschreibung Dich nur aufbringen könnte. Das einzige Auskunftsmittel, das ich weiß, ist, daß wir in diesen Frühlingstagen einmal irgend wo zusammenkommen, dann erzähle ich Dir, was ich gesehen und gehört, ganz nach der Reihe, so gut ich's kann; Deine Phantasie wird's schon zu gestalten wissen und zu ergänzen, was fehlt. Aber von der somnambülen Frau mußt Du Dich gefaßt machen, wenigstens ebensoviel hören zu müssen als von Kerner, ob Du gleich nicht recht in diese Dinge hinein willst, wie ich wohl weiß. Es ist dies die merkwürdigste Person dieser Art, die je gelebt hat, bei ihr ist das Magnetisieren nur Nebensache, Nachhilfe — die Geister sieht sie wachend. Gehört habe ich den Geist auch. Mündlich mehr, wenn Du Lust haben solltest. Unter herzlichen Grüßen Dein D. F. Strauß.

II.

Tübingen 10. August 1827.

Geliebter Freund!

Heute erhielt ich durch Eschenmayer, der diese Woche in Weinsberg war, einen Brief von Kerner, der also anfängt: „Herzliebster Strauß, herzlichsten Dank für Ihre herzlichen Sendungen und das besonders auch dem freundlichen Mörike für das Straßburger Münster. Ich stellte es zu dem von Ulm, d. h. zur gleichen Beschreibung vom Ulmer Münster, die ich schon länger besitze."

Allein im ganzen Verlauf des Schreibens findet sich über unser Projekt, wofür ich ihn um Protektion bat, kein Wort, und ich muß auch aus anderem schließen, daß er meine Briefe bei Abfassung des seinigen nicht vor sich und nicht einmal im Gedächtnis gehabt hat. Ich denke, wir verzeihen das Beide einem Mann, der mit einer Somnambülen zu thun hat, welche gegenwärtig von 8 Geistern Besuche annimmt, darunter ein Ritter von der Weibertreu mit seinem Jäger, deren ersterer ihr gesagt hat, daß kürzlich eine neue Seligkeit als Stern am Himmel erschienen sei!

Weiß Gott, ich weiß diesen Abend nicht wohin, so gehen mir die Gedanken im Kopf herum, es ist als ob sich die sieben Siegel auf einmal öffnen wollten, und doch bleibe ich der Alte, und in mir löst sich keines, fast werd ich noch Deiner Meinung in dieser Sache, die mich sonst so beglückt; ich glaube, ich könnte den Kern der Erkenntnis kühl aufnehmen, wenn er mir von außen käme. Aber genug von diesen Dingen, mein Bester!

Für Dein liebes Schreiben herzlichen Dank, aber hast Du denn den seligen Käfer ganz vergessen, daß Du das Beatus ex amicis nostris nicht verstehst? Ist denn das Gemäld mit dem Fuhrwerk, wo der Weg ausgeht („Du, Du?" Was? „Do kann mer nimma weiter, i find kan Weg meh!" Himmel! „Ey da soll doch au!"), ganz durch Zufall hineingekommen in Deinen Brief, daß Du gar nichts davon verstehen willst? — Provisor Hosacker reiste mit Eschenmayer in die Stadt der Gläubigen und wurde so angezaubert, daß er unten blieb und nicht mit Eschenmayer hiehergereiste!

Lies den Jakob Böhme, wenn Dein Pfarrer etwas von ihm hat, das Buch thut mir noch am meisten unter allen Genüge. Erfreu mich bald wieder mit einem Brief und laß ihn nimmer 8 Tag liegen.

Der Deinige D. F. Strauß.

III.

Tübingen den 20. September 1827.

Liebster Freund!

Dieser Tage habe ich einen Brief von Kerner bekommen, der üble Nachrichten enthält. Das Unglück wollte, daß Kerner der Frau Hauffe das Band von Mährlens Mutter in die Hand gab, als selbige schon im Grabe lag*), was nun die Frau außerordentlich angegriffen hat. Sie kam ins schrecklichste Erbrechen, das nicht aufhörte, bis sie wie eine Leiche dalag. Nur durch Waschen der Hand, womit sie das Band berührt hatte, und ein Blasenpflaster, das ihr auf den Magen gelegt wurde, konnte die Sache wieder gemildert werden. Am andern Tage klagte sie dann nur noch über heftige Knochenschmerzen in den Füßen, besonders am linken, sowie über Schmerz am Zäpfchen, und Kerner will nun wissen, ob vielleicht Mährlens Mutter in der letzten Zeit hieran gelitten habe? Dieses mögest Du Mährlen fragen und dann mir nach Ludwigsburg, wohin ich morgen früh reise, berichten.

Kerner schreibt weiter, ich solle ihn und Frau Hauffe bei Dir und Mährlen entschuldigen, daß er nun in Beziehung auf Mährlens Vater nichts thun könne, da Frau Hauffe seit jenem Vorfall nichts dergleichen mehr anrühre. Er läßt Dich und Mährlen herzlich grüßen und heißt Euch über die Sache ruhig sein, deren Folgen nun größtentheils vorüber seien.

Schreib mir doch auch nach Ludwigsburg. Du weißt ja meine Adresse, und schreib wenig von gegenwärtigem schlimmem Vorfall. Ist's uns möglich, so besuchen wir Dich in Köngen, dann wäre aber billig, daß Du mit uns nach Ludwigsburg gingest.

Ich muß schließen, denn ich habe noch dies und das zu rüsten auf meine morgende Reise. In meiner Stube ist die größte Zerstörung und ich mag mich nicht umsehen. Dazu ists nächstens 10 Uhr Nachts und noch vieles zu thun übrig!

Herzlichsten Gruß! Schreib fein nach Ludwigsburg.

Dein treuer Freund D. F. Strauß.

*) Was Kerner erst am andern Tage aus der Zeitung ersah. [Anmerkung von Strauß.]

IV.

Tübingen den 20. November 1827.

Liebster Mörike!

Laß Dir doch ja nicht von ferne den Gedanken kommen, als ob ich empfindlich darüber wäre oder gewesen wäre, daß Du mir in dieser unruhigen Zeit, die Du gegenwärtig hast, nicht schriebst! Wenn sie Dir ihre Früchte trägt, so können wir uns nachher um so schönere Briefe versprechen. Dein Schreiben mit dem Nastschen Brief erhielt ich, unser Paket ist noch nicht ab und wartet auf das Deine, das Du in Bälde hieher schicken mögest. Wegen der traurigen Botschaft von Waiblinger hat Hofmann nach Reutlingen an den Vater geschrieben, um genau die Summe zu erfahren, welche zu decken wäre. Ist diese nicht zu groß, so schreibe ich an Justinus Kerner, der mir vordem einmal gesagt, daß vielleicht Dr. Keßler (der ehemalige berühmte Abgeordnete), der sich drunten aufhält, bei den Häuptern zu Heilbronn (Waiblingers Geburtsstadt) etwas auswirken könnte. Dazu geben die Freunde, was jeder vermag. Vielleicht ließe sich auch bei Üxküll was machen. Oder glaubst Du nicht? Und wie? Schreib mir darüber und was Dir sonst einfallen sollte in dieser Sache. Überhaupt[,] mein Bester, giebst Du auch über Deine eigenen Angelegenheiten nur wenig Licht und sprichst bloß in Andeutungen, und doch wärs uns so wichtig zu wissen, wie Dir's mit Deinem Plane geht. Können wir einander nicht auch einmal sehen, diese Winterszeit? Etwa im Schlitten an einem dritten Ort? Daß wir in der Vakanz nicht zusammenkamen, war mir leid genug, wir habens dem Käfer zu danken. Weil wir sicher sein wollten, Dich anzutreffen, sagte ich diesem, ehe ich nach Weinsberg ging, er solle in meiner Abwesenheit Dir schreiben, Du möchtest uns einen Tag bestimmen. Als ich zurückkam, wars begreiflicherweise vergessen, und nun wars zu spät und wäre jedenfalls die Reise zu nahe an das Ende der Vakanz gekommen, was gegen meine Vakanzdiät ist, von der ich ungestraft noch nie gewichen bin.

Ey! noch eins von Kerner in Beziehung auf die Orthographie. Du weißt von dem Leben des seligen Kaufmanns und Bürgermeisters Johann Georg Schmidgall in Löwenstein (Großvater der Somnambüle), das dessen Sohn, gleichfalls Kaufmann, so schön beschrieben hat und Kerner als Vorläufer der Geschichte der Somnambüle herausgeben will. Dieses korrigierte er, während man die Stube aufräumt und die Tische abreibt, morgens noch mit herabhängendem Hosenträger im Wams an seinem Pult sitzend. Wir stehen am andern Ende der Stube. Auf einmal dreht er sich um: „I weiß gar net, was der Mann für a eigene Orthographie hat. Alles schreibt er mit em Ypsilon. Do: drey, frey, beynah!" Ich: ha das kann man ja wohl au so schreiben. Er: „Ey bewahre. Ih schreib das immer mit dem I und korrigiers ihm au jedesmal!" Wirklich hatte er auf jeder Seite wenigstens drei Ypsilon ausgestrichen und sein I daraufgesetzt. — Ich dachte gleich an den großen Ypsilonspatron Mörike und sagte es auch dem Justinus. Deswegen ist erzählte Geschichte nicht diesem zu lieb erdichtet, sondern wahr, wie ich Dich versichern kann. Dein D. F. Strauß.

Verschen, das J. K. der Somnambüle in ein Buch, das er ihr zu ihrem Geburtstag schenkte, geschrieben hat. Dieses Buch liegt immer auf dem Simsen an dem Bett der Somnambüle.

Nimm dies Buch zum Angebinde
Freundlich, liebe Freundin, heut!
Ach, schon nahen rauhe Winde,
Und es kommt die Winterszeit.
Dann statt Nachtigallgesänge
Laß Dir tönen diese Klänge. J. K.

(Nur daß Du auch einmal wieder einen Ton von Justinus hörst!)

Das Projekt, von dem im zweiten Briefe die Rede ist, dürfte ein literarisches gewesen sein und wohl mit Mörikes rastlosen Versuchen, dem Pfarrjoche zu entkommen, zusammenhängen. Im November erhielt er einen zweimonatigen, mehrfach verlängerten Urlaub, während dessen er anderweitig unterzukommen suchte. Das aufreibende Interregnum, auf das Strauß' vierter Brief anspielt, nahm erst im Frühjahr 1829 ein Ende, als Mörike wieder den Vikarrock anzog. Aus dem dritten Briefe zitiert Mörike die auf Frau Hauffe und Mährlens Mutter bezügliche Stelle auf einem, seinem Schreiben an Mährlen vom 24. September 1827 nachgefügten Blatte (bereits von Rudolf Krauß gedruckt in der „Deutschen Rundschau", 1895, Bd. LXXXII, S. 59 ff.

Die nächsten drei Briefe sind ein volles Jahrzehnt jünger, und zwar läßt die Schlußbemerkung des fünften entnehmen, daß hier kaum eine bloße Lücke der Überlieferung vorliegt. Die Freunde waren vielmehr auseinander gekommen. Sie trafen wohl im Jahre 1831 in Stuttgart wieder einmal persönlich zusammen, aber ein regelmäßiger Verkehr bestand nicht mehr. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Namentlich begannen jetzt für Strauß die kritischen Jahre. Sein „Leben Jesu" entfremdete ihn wie seinen anderen Freunden so auch Mörike. Nach wie vor blieb er zwar mit Kerner im Verkehr. Aber auf beiden Seiten war man kritischer gegeneinander geworden. Straußens Teilnahme für Kerners Geisterseherei hatte sich abgekühlt, und er war vorsichtig und zurückhaltend geworden. Als er im Herbst 1836 wieder einige Tage zu Weinsberg geweilt hatte, schrieb Kerner an Sophie Schwab unter dem 8. September: „Man kann nicht mit ihm certiren, er ist zu einsilbig und diplomatisch." Sein großer Aufsatz über Kerner befriedigte diesen nicht. Dazu kam auf der anderen Seite die Abneigung gegen Strauß' religiösen Radikalismus. Gustav und Sophie Schwab waren darüber tief empört und äußerten sich so gegen Kerner; Clemens Brentano nannte Strauß einen „Teufel in glacierten Handschuhen", Tieck ihn einen „oberflächlichen Menschen", Graf Alexander seine „größte Antipathie auf dieser Welt, vielleicht auch in der anderen". Allmählich schloß sich der milde und tolerante Justinus solchen Urteilen an und schrieb am 3. April 1839 an Sophie Schwab über Strauß: „Ich stehe übrigens mit ihm in keiner freundschaftlichen Verbindung, er besucht mich aber aus innerer Sehnsucht (dem Überreste seiner Jugend) noch alle Jahre. Aus diesem Überreste meine ich, da er so lange andauert, kann noch ein anderer Mensch erwachsen, und in dieser Hoffnung für ihn kann ich ihn nicht von der Thüre weisen, die er immer wieder sucht." Nur Varnhagen redete eigentlich hinsichtlich Strauß' zum Guten und meinte in einem unter dem 22. Februar 1841 an Kerner gerichteten Briefe: „Die Verschiedenheit in den Richtungen der Geistesthätigkeit hebt ja bei echten Menschen das Menschliche nicht auf!" Das war der Standpunkt, den auch Mörike Strauß gegenüber einnahm; er tritt in den folgenden drei Briefen deutlich hervor. Mit Kerner, seinem nunmehrigen halben Nachbar, war dafür Mörike um so intimer geworden, seit er im Juni 1834 sein „Cleversulzbach im Unterland" bezogen hatte. Gerade in ihrer Geistergläubigkeit fanden sich die beiden Poeten, und im Jahre 1837 richtete Mörike an Justinus ein Gedicht gegen „Die Antisympathetiker."

V.

Stuttgart, den 24. Januar 1838.

Lieber Freund!

Du hast mich durch Deinen freundlichen Brief sehr erfreut und ebenso Dein Bruder durch die guten Nachrichten, die er über Dein Befinden mitbrachte. Mährlen hat Dir geschrieben, daß ich aus Anlaß eines litterarischen Plans, den Du ihm mitgetheilt, an Erneuerung des Jahrbuchs schwäbischer Dichter in Gesellschaft mit einem anderen Mitredakteur (etwa Reinhold Köstlin, der Dir die Theilnahme der älteren schwäbischen Dichter nicht unmöglich macht), gedacht habe. Ich war vorgestern deshalb bei Cotta, um vorläufig seine Gesinnung zu erforschen; er fand den Plan nicht verwerflich, bemerkte aber, er meine, ehe man neue Institute derart aufs ungewisse gründe, solle man lieber die alten unterstützen und so namentlich Du fürs Morgenblatt arbeiten, was Du an Erzählungen und Gedichten einem solchen Jahrbuch zuzuwenden hättest. Es bietet ja, meinte er, das Morgenblatt überdies ein anständiges Honorar, welches er für Dich zu erhöhen bereit wäre. — So stehen nun die Sachen; Cotta zeigte sich auch diesmal sehr eingenommen für Dich und ich kann für bestimmt sagen, daß er gewiß auch für Morgenblattarbeiten, wenn Du wünschtest, zu gleichbaldiger Bezahlung des Honorars zu bringen wäre. Schicke nun bald etwas und verfüge über mich, wenn Du etwa aus der Bibliothek zum Behuf einer Erzählung ꝛc. etwas bedürfen solltest. Ich sprach noch gestern darüber mit Hardegg und er war auch der Meinung, Du könntest Dir vielleicht die Produktion durch Anschließung an historische Stoffe, Memoiren u. drgl. bedeutend erleichtern und so in kürzerer Zeit und mit geringerem Kraftaufwand Erzählungen schaffen, die in unserer Litteratur doch Goldkörner sein würden. Doch Du wirst sagen, ich sei zu dringlich, darum breche ich ab, weiß ich doch selbst von meinen Arbeiten her, die der Poesie so ferne stehen, daß sich der Lust zur Produktion nicht gebieten läßt und sie oft lange Zeit auf kaum erklärliche Weise ausbleibt. Werde nur erst wieder recht gesund und komm mit dem Frühling einmal hieher. Hardegg wünscht es gleichfalls sehr und würde sich, wie er sagt, eine Freude daraus machen, wenn Du bei ihm die Wohnung nähmest und bis auf den Sommer bekommt ja wohl auch Freund Mährlen einen eigenen Herd.

Ich bin Dir freundlich verbunden für Deine Theilnahme an meinen Zuständen, ich bin in der Ungebundenheit und Unbestimmtheit aller äußeren Verhältnisse, in welcher ich jetzt lebe, wenig befriedigt, da meine bürgerliche Natur für eine solche Lage nicht gemacht ist, und, während sie von den Nachtheilen derselben leidet, ihre Vortheile sich nur wenig zu Nutze zu machen weiß.

Außer etwas mehr Begriff vom Theater, namentlich der Oper, von welcher ich bis dahin gar nichts wußte, habe ich hier kaum etwas profitiert. Für größere Gesellschaften und Bekanntschaften bin ich theils von Natur nicht, theils hat meine litterarische Stellung meinem geselligen Zusammensein mit Andern, oder vielmehr dem Benehmen Anderer gegen mich zum Theil die Unbefangenheit genommen; ich habe den Wunsch — Plan kann ich nicht sagen —, den Sommer irgendwo auf dem Lande zuzubringen.

Qui sit Maecenas wirst Du sagen. Ja wohl! Nun genug.

Magst Du mir wieder schreiben, so wird mich's wieder ebenso wie vor 10 Jahren freuen.

Leb wohl. Dein D. F. St.

Zur Erläuterung des Briefes Nr. V sei nur kurz bemerkt, daß das von Mörike in Gemeinschaft mit einem ehemaligen Stiftsgenossen Wilhelm Zimmermann im Jahre 1836 herausgegebene „Jahrbuch schwäbischer Dichter und

Novelliſten" von dem erſteren das Märchen „Der Schatz" und zwei Gedichte gebracht hatte. Ein zweiter Band dieſes Jahrbuches erſchien nicht. Reinhold Köſtlin iſt derſelbe, der im Jahre 1839 unter dem Decknamen C. Reinhold in den „Halliſchen Jahrbüchern" einen großen, einſichtigen Aufſatz über „die ſchwäbiſche Dichterſchule und Eduard Mörike" veröffentlichte. Das Cottaſche Morgenblatt, das namentlich zu Ende der zwanziger Jahre viele Gedichte Mörikes zum erſten Male gedruckt hatte, brachte deren vier neue im Jahre 1838. Hermann Hardegg, der ſpätere Leibarzt des Königs, war ein bedeutender, allgemein geſchätzter, von Strauß mit Humboldt verglichener Mann; mit Mörike verband ihn, der gleichfalls aus Ludwigsburg ſtammte, eine Freundſchaft aus den Knabentagen her, die aber einen ſtarken Riß bekommen hatte. Mörike beklagte das in ſeinem tief empfundenen Gedichte „An Hermann" und war ſehr erfreut und erleichtert, als in den dreißiger Jahren das alte gute Verhältnis wieder hergeſtellt wurde.

Der Brief Nr. VI iſt die Antwort auf ein Schreiben Mörikes, dem das große Hexametermärchen vom „Sicheren Mann" beigegeben war. Mörike war damals mit der erſten Ausgabe ſeiner Gedichte beſchäftigt, die im Spätſommer 1838 bei Cotta erſchien; in ihr wurde das „Märchen vom ſicheren Mann" zum erſten Male gedruckt. Die Freunde mußten helfen, die handſchriftlich weit verbreiteten Gedichte für die Sammlung herbeizuſchaffen.

VI.

Stuttgart 8. Februar 1838.

Lieber Freund!

Wie ſehr erfreute mich Dein freundlicher Brief und die Beilage als Zeichen, daß ſich die „ſchwankenden Geſtalten wieder nahen". Das Märchen iſt allerliebſt, und würde, obwohl freilich zu wünſchen wäre, daß es unzerſtückt erſchiene, doch auch das Morgenblatt zieren. Wo willſt Du's denn drucken laſſen? Den Gedichten beigeben? Aber doch nicht ohne Entſchädigung bei Cotta. Dieſer ſagte mir auch, er wünſche einige Deiner Gedichte als vorläufige Proben im Morgenblatt abdrucken zu laſſen und werde dazu Deine Erlaubnis einholen. Als die ſchönſte Partie im Märchen erſchien mir die Geſchichte von dem Aushängen und Einbinden der Thore. Der Schluß hat mich in dieſer Geſtalt nicht ſo befriedigt wie in der mündlichen Erzählung unſerer Freunde. Dieſe ließen nämlich den Schwanz *abgetreten* werden, und den ſichern Mann dann nichts weiter reden als: ſo, da wollen wir's zeichnen. Dieſe Form ziehe ich aus mehrern Gründen vor. 1) iſt das ſchnellende Ausreißen mit der Hand ein zu großer Kraftaufwand, den der ſichere Mann nicht nöthig hat: das ganz bequeme Abtreten ſteht ihm beſſer. 2. Macht er in der folgenden Rede zu viel Weſens von der Sache; Weſen davon ſollte nur der Teufel und die Umſtehenden machen, er ſelbſt nicht aus ſeiner Gleichgültigkeit kommen. Dieſer Contraſt würde wirken. 3. iſt das Bild von dem mit der Wurzel ausgeriſſenen Schwanz, dem Blut *mir* etwas zu widrig geweſen; ich hatte mir, im Zuſammenhang mit der Vorſtellung des Tretens nur ein Abbrechen weiter unten und dieß mehr nach Art des Abbrechens eines Eidexenſchwanzes, wenigſtens ohne Hervorhebung des Bluts gedacht. Verzeih dieß Einreden, vielleicht iſt's nur die Gewöhnung an die frühere Form der Erzählung.

Hiemit folgen ſämmtliche noch zu finden geweſene Gedichte; 2. die Stelle zum Motto. 3. Ein Buch von Seydelmann.

Wispels Gedicht über mich zu lesen bin ich sehr verlangend; ich habe schon so manche Prosa von verkappten Wispels über mich zu lesen gehabt und freue mich nun auch vom wahren Wispel Poesie zu bekommen.

Mit den besten Wünschen für Deine Gesundheit grüßt Dich

Dein D. F. Strauß.

Auf diesen Brief nimmt Strauß Bezug in einem am 28. Februar 1838 an Vischer gerichteten, der bei Zeller a. a. O. unter Nr. 40 gedruckt ist. Das „Märchen vom sicheren Manne" legt er Vischer unter dem Siegel der Verschwiegenheit bei und übt an ihm und Mörikes ganzer Dichterpersönlichkeit eine eingehende scharfe Kritik. „Die Erscheinung eines neuen Gedichts vom sichern Mann," schreibt er da, „wirkte auf mich wie ein Gespenst. So artig manches an der Poesie, so originell das Ding ursprünglich als Erfindung war, so muß man sich doch für den Mann schämen, der nach 15 Jahren noch an diesen Kinderschlotzern [d. h. Lutschbeutel für Kinder] nagt. Welche sonderbare Dürftigkeit bei größtem Reichthum! Ich hatte noch gestern ein Gespräch mit Köstlin über Mörike; wir kamen überein, daß er das specificum, was den Dichter macht, in einem Maße, wie nur wenige, z. B. in höherem, als etwa Schiller selbst, besitzt: und doch werde er nie ein großer Dichter werden." Von Strauß' Ausstellungen am „Sicheren Manne" machte Mörike keinen Gebrauch.

In Betreff Wispels, von dem im folgenden Briefe (Nr. VII) noch weiter die Rede ist, sei bemerkt, daß er gleich dem Professor Sicheré und dem von diesem sich mythologisch abzweigenden Sicheren Manne zu den von Mörike erfundenen typischen Figuren gehörte, die im Freundeskreise, etwa wie der Vischersche Schartenmaier, wohl accreditiert waren, und von denen man sich wie von Lebenden allerlei erzählte. Wispel, der als spindeldürrer Barbier im „Maler Nolten" und dem eingelegten Dramolett „Der letzte König von Orplid" eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist ein widerlich eitler und geckenhafter Wicht, der mit seiner witzigen Verschlagenheit, spitzbübischen Possenreißerei und Hasenfüßigkeit ein groteskes Gebilde darstellt. Mörike läßt ihn unvermittelt in seinen Briefen auftreten, erzählt von Besuchen, die jener ihm gemacht und läßt ihn Gedichte verfassen, von deren einem an Strauß gerichteten eben hier die Rede ist. Mir ist es in des Dichters Nachlaß nicht vorgekommen, und ich vermag auch sonst über seinen Inhalt nichts anzugeben. Karl Fischer berichtet in seiner Lebensbeschreibung Mörikes (S. 123 f.) von einem handschriftlichen Bändchen Wispelscher Gedichte unter dem bezeichnenden Titel: „Sommersprossen von Liebmund Maria Wispel, Bel-Esprit, Lettre de cachet etc. etc. Creglingen, zu haben bei dem Verfasser 1837"; es ist wahrscheinlich, daß sich unter den elf Stücken dieser Handschrift auch das an Strauß gerichtete Wispel-Gedicht befindet. Mörike sandte es alsbald an Strauß, der es nach dem angeführten Brief an Vischer (Zeller a. a. O., Nr. 40) diesem mitteilte. Damit ging Vischer zugleich auch der nächste Brief Mörikes an Strauß zu, der auf demselben Blatte stand.

Wir gehen nunmehr zu dem letzten Schreiben des Jahres 1838 über.

VII.

Lieber Freund!

Es ist unartig von mir, ich weiß es, daß ich Dir Deinen letzten Brief so lange nicht beantwortet und namentlich für den trefflichen Wispel nicht bälder gedankt habe. Allein wer kann gegen die März- und April-Fröste, welche die eben hervorkommende Saat von Brief-Stimmungen und Gedanken immer wieder zerstören? Kurz, Du darfst glauben, daß ich mich gründlich entschuldigen könnte, wenn ich nicht für besser hielte, die Todten ruhen zu lassen. Vielleicht hat Dich Jul. Hartmann indessen von mir gegrüßt, mit welchem ich viel von Dir gesprochen habe.

Nun aber kann ich Dir Deinen vorigen Brief nicht einmal eigentlich beantworten; denn ich habe ihn gar nicht; so viel ich weiß, ist er jetzt in Ludwigsburg bei unserer Freundin Kaufmann [so]. Denn da ich den Wispel nothwendig verschiedenen für das Schöne empfänglichen Seelen mittheilen mußte, dieß aber nur im Autograph geschehen konnte, welches auf den anderthalb letzten Seiten des Briefs sich befand, den Brief aber mitten im Zusammenhang auseinander zu schneiden mir zu hart vorkam: so schickte ich den ganzen Brief unsrem Freund Kauffmann auf den Aßberg und dieser schickte ihn, wie er mir schrieb, seiner Frau. Hoffentlich Alles nicht gegen Deinen Willen. Kauffmann befindet sich recht wohl und gefaßt auf'm Aßberg, er ist fleißig und komponirt namentlich viel, wie er mir schreibt.

Mit Vergnügen habe ich aus einem Blatt von Dir an Mährlen gesehen, daß Deine Gedichte nun gedruckt werden. Ich hoffe von der Erscheinung derselben viel für die Anerkennung Deiner Muse und namentlich auch für ein weiteres Bekanntwerden Deiner früheren Arbeiten. Hoffentlich wirkt dieß denn auch auf Dich selbst erfrischend und ermuthigend zurück. Denn obwohl ich im Allgemeinen denjenigen der schon etwas hat drucken lassen, im Verhältniß zu dem, welcher nicht, mit einem Menschen vergleiche, dem ein offnes Schuhband oder so etwas hinunterhängt, worauf ihn nun Jeder, dem es einfällt treten kann: so gereicht doch solches Treten nicht immer zum Fall sondern oft auch zur Einleitung angenehmer oder interessanter Bekanntschaften. Für ein kleines Gedichtchen von nur 2 Versen, Lied eines Jägers überschrieben, das etwa im Februar im Morgenblatt stand, laß Dich noch ganz besonders loben; ich hab's gleich auswendig gelernt, und erst letzthin dem Mährlen, als wir an einem freundlichen Tage auf den Fildern spaziren fuhren, vorgesagt.

So viel mir Mährlen mittheilte, hat er Dich zu einem Besuch in Stuttgart eingeladen. Geh doch ja auf diesen Gedanken ein. Du kannst bei Mährlen oder auch Hardegg, der diesen Wunsch mit dem Anfügen ausgesprochen hat, daß Du ganz ungenirt bei ihm sein solltest, logiren und glaub nur, daß Du hier eine große Gemeinde von Verehrern und wieder eine kleine ausgewählte von Freunden hast. Nimm das Frühjahr dazu; in etwa 14 Tagen verreist Mährlens Braut, dann wäre dieser völlig frei. Ich würde mich sehr freuen, einmal wieder längere Zeit mit Dir umzugehen und Du solltest gewiß nicht finden, daß mich die Kritik ausgetrocknet und unempfänglich für's Poetische auch im Leben gemacht hätte.

Herzlich grüße ich Dich Dein D. F. Strauß.

Stuttgart den Tag nach Georgii 1838.

Sr. Hochwürden
Herrn Pfarrer Mörike
in
Klerversulzbach
O. A. Neckarsulm.

Zur Erläuterung dieses Briefes im Einzelnen sei bemerkt, daß Julius Hartmann, ein Pfarrer, und Friedrich Kauffmann, der spätere Professor der Mathematik am Gymnasium zu Stuttgart und treffliche Komponist, namentlich auch Mörikescher Gedichte, der mit einer Schwester Friedrich Lohbauers verheiratet war, ebenfalls Mitglieder des Freundeskreises bildeten, über die ich in meiner Mörike-Biographie eingehender gehandelt habe. Kauffmann befand sich damals aus politischen Gründen auf dem Hohenasperg in Haft. Das „Jägerlied" („Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee") erschien 1838 in Nr. 38 des Morgenblattes zum ersten Male gedruckt. Der Tag nach Georgii ist der 24. April. Der Einladung nach Stuttgart kam Mörike erst im Winter dieses Jahres 1838 nach.

Der nächste Brief[1]) folgt wiederum nach einer langen Pause von neun Jahren.

VIII.

Lieber Freund!

Da es einem Autor, wie ich an mir selber weiß, immer Freude macht, über seine Arbeiten eine, wenn auch noch so unbedeutende freundliche Stimme öffentlich zu vernehmen, und ich nicht weiß, ob Du die „Allg. Ztg." liesst, so erlaube ich mir, Dir hiebei die kurze Anzeige zuzusenden, die ich über die zweite Auflage Deiner Gedichte in dieselbe habe einrücken lassen. Nachdem ich lange genug dem Publicum gegrollt hatte, daß diese so lange nicht nöthig werden wollte, war ich um so angenehmer überrascht, wie ich sie endlich in Wirklichkeit vor mir sah. Mein herzlichster Wunsch ist nun, daß Deine Gesundheit sich befestigen möge, über welche in Deinen letzten Mittheilungen an Kerner und Kauffmann keine günstigen Nachrichten enthalten waren. Frau Kauffmann hat das dankenswerthe Geschäft auf meinen Wunsch übernommen, Dir über meine häuslichen Verhältnisse an meiner Statt so viel zu schreiben als zur Verständigung nothwendig war, und ich sehe mit Vergnügen aus Deiner mir mitgetheilten Antwort, daß Dich diese leidigen Geschichten nicht an mir irre gemacht haben. Ich setze nur hinzu, daß dieser Schritt so unüberwindlich schmerzlich er für mich war und noch ist, wenn ich nicht geistig vollends ganz erstickt werden wollte [so].

Diesen Sommer habe ich mich neben diesem Kummer im eignen Leben fast ausschließlich mit dem Leben unseres Landsmanns und halben Ludwigsburgers Schubart beschäftigt, und diese Beschäftigung hat mir gemüthlich äußerst wohl gethan. Ich habe nacheinander und an verschiedenen Orten gegen dritthalbhundert Briefe von ihm, sr. Frau, dem Oberst Rieger zusammengebracht, sie geordnet, für den Druck gesichtet und mit eigenen Abhandlungen durchflochten. Etliche Proben hast Du vielleicht im Morgenblatt, Ende Sept. und Anfang Oktobers gefunden. Das Ganze soll nun demnächst unter die Presse.

[1]) Nach Ablieferung des Manuskripts fand ich in Zürich bei Frau Professor Jacob Bächtold noch ein weiteres, undatiertes Briefchen von Strauß an Mörike aus dessen Cleversulzbacher Zeit, das mir aber des unbedeutenden Inhalts wegen den Abdruck nicht zu verdienen scheint. Es spricht von dem Verkehr zwischen Weinsberg, wo Strauß sich gerade aufhält, und Mörikes Pfarrsitz und schließt: „Es ergehet daher an Dich meine Bitte womöglich diesen Abend hieherzukommen, damit wir uns einmal wieder sehen und aussprechen." Eine herzlich gehaltene Nachschrift Justinus Kerners stellt dem Cleversulzbacher Freunde für diesen Besuch „wieder" sein Gefährt zur Verfügung.

Nie gehe ich auf der Straße nach Weinsberg an der Stelle vorüber, wo der Weg nach Erlenbach sich abzweigt, ohne meiner Gänge mit Kauffmann u. A. nach Kleversulzbach zu gedenken, und zu wünschen, daß Du noch dort hausen möchtest. Jetzt bist Du gar zu weit entfernt, und da Du öfters auch aus Mergentheim abwesend bist, so ists mit Besuchen allzu unsicher, wenn man's nicht vorher bestellte, was dann wieder etwas Hemmendes hat, das mir wenigstens nicht behagt. Es scheint aber, Du bist gern in Mergentheim und die Nähe Hartlaubs, den ich freundlich zu grüßen bitte, erhöht diese Annehmlichkeit. Mein Bleiben wird auch nicht mehr lang hier sein, nur hängt das Wann und Wohin noch von allerhand Umständen ab.

Nun leb wohl, lieber Freund und hauptsächlich gesund, empfiehl mich Deiner Fräulein Schwester und behalte in freundlichem Andenken

Deinen unverändert ergebenen
D. F. Strauß.

Heilbronn 11 Dec. 1847.

Herrn Pfarrer Eduard Mörike
Hochwürden in
frei Mergentheim.

Die Besprechung von Mörikes Gedichten, auf die Strauß verweist, steht in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 4. Dezember 1847 und ist nur mit D. gezeichnet. Sie ist sehr warm und anerkennend gehalten, nur verwahrt sich Strauß gegen die Anwendung des Senars bei Mörike. Die Bemerkungen über Strauß' häusliche Mißverhältnisse gehen auf die Lösung seiner Ehe; über das Verhältnis der Gatten hatte sich Mörike aus eigener Beobachtung sehr fein und verständnisvoll bereits in einem langen Schreiben an Hartlaub vom 20. März 1845 ausgelassen (gedruckt von Jacob Bächtold in der „Deutschen Rundschau" 1884, Bd. XLI, S. 276 ff.). „Schubarts Leben in seinen Briefen" erschien 1849 in 2 Bänden; die genannten Proben aus dem Buche finden sich im Morgenblatt des Jahres 1847, und zwar vom 14. bis zum 17. Juli (Nr. 167—170), vom 25. bis zum 28. September (Nr. 230—232) und vom 2. bis zum 6. Oktober (Nr. 236—239). Strauß verließ Württemberg Ende 1848, um zunächst in München seinen Wohnsitz zu nehmen. Hartlaub lebte damals als Pfarrer zu Wermutshausen.

Wiederum neun Jahre liegen zwischen dem achten und dem neunten der vorliegenden Briefe. Strauß schrieb ihn im Januar 1856 aus Heidelberg, wo er sich nach wechselndem Aufenthalt in München, Weimar und Köln im Winter 1854 niedergelassen hatte; Mörike empfing ihn in Stuttgart, wo er seit 1851 als Lehrer am kgl. Katharinenstift eine winzig kleine Stelle versah. Strauß dankt darin für die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die nach erstmaligem Abdruck im Morgenblatt während des Juli und August 1855 noch in demselben Jahre auch in Buchform erschienen war. Gewidmet war sie Mörikes musikalischen Freunden Friedrich Kauffmann und dem im folgenden Briefe genannten Louis Hetsch, der damals als Musikdirektor in Mannheim wirkte und der sich gleichfalls durch Komposition zahlreicher Mörikescher Lieder bekannt gemacht hat.

IX.

Lieber Freund!

Vorigen Samstag, wo ich in Mannheim war, die Jupitersymphonie zu hören, übergab mir Freund Hetsch das mir von Dir bestimmte Exemplar Deiner Mozartsnovelle. Ich hatte sie bereits vorigen Sommer im Morgenblatt gelesen, und mich sowohl der leichten anmuthigen Composition als der feinen Beobachtungen über Mozarts Eigenthümlichkeit gefreut. Es wäre sehr artig, wenn Du uns mit noch mehr solchen kleinen Bildern aus dem Leben des Meisters erfreuen wolltest.

Wo ich auch sein mag, bester Mörike, suche und finde ich Liebhaber Deiner Muse, und fühle mich dann erst einheimisch wenn ich solche gefunden habe und mich mit ihnen von Dir unterhalten kann. So fand ich in Köln den guten Wolfgang Müller, der seine Anhänglichkeit an Dich seitdem auch öffentlich (in der Kölnischen Zeitung) ausgesprochen hat. Wenn Du auch vor „einer Emma v. Niendorf", wie er sie Dir zur Aufzeichnung Deines täglichen Lebens wünscht, billig das Kreuz machst, wie ich es beim Lesen des Artikels machte, so ist dieser doch wohl gemeint, wie der ganze Mann eine gute, ehrliche Haut ist.

Durch Müster lernte ich in Bonn einen Dr. Delius kennen, der sich in der Shakespeare-Literatur einen Namen gemacht hat; der nahm, wie ich bei ihm war, 2 Bände von seinem Bücherschrank und sagte: Da steht auch ein Landsmann von Ihnen: es war Maler Nolten, den er sehr hoch hielt, die Lieder insbesondere, von denen er den hübschen Ausdruck brauchte, sie seien, wie wenn der Verfasser sie nicht gemacht, sondern irgendwo gefunden hätte.

Auch hier sind meine nächsten Freunde zugleich Liebhaber Deiner Dichtungen, und von Berlin brachte mir kürzlich einer von diesen, Dr. Kuno Fischer, die Nachricht, daß er mit dem Philologen Moritz Haupt auf Dich zu sprechen gekommen, und dieser geäußert habe, daß er Gedichte wie: Früh wenn [so] die Hähne krähn, den schönsten Goetheschen an die Seite stelle.

Siehst Du, so freue ich mich, daß Dein Lorbeer grünt und fortwächst. Nicht minder aber habe ich mich die Zeit her Deines häuslichen Glücks gefreut, und daß Du auch da ein frisches, junges Zweiglein getrieben. Und nun höre ich gar, daß der Hof anfange, Deinen Pflanzungen seine Sonne scheinen zu lassen; welches ich dieser Sonne, die sonst lieber über Ungerechte als über Gerechte zu scheinen pflegt, sehr hoch anrechnen will, ohne zu fürchten, daß Freund Mörike in der „Hofluft" ein Anderer werden könnte. Denn man mag sagen, was man will: ursprünglich gehören Fürst und Dichter zusammen, und es fehlt in der Regel an Beiden, wenn sie einander nicht wohl bekommen.

Was nun mich betrifft, so bin ich jetzt seit mehr als einem halben Jahre hier, und mit meinem Aufenthalt wohl zufrieden. Das lebendige Würzelchen, wodurch ich hier angewachsen bin, ist mein Töchterlein, das ich einem hiesigen Institut anvertraut habe, während der Knabe mit 2 Jungen meines Kölner Bruders in Öhringen bei einem braven Präceptor ist. An passender Gesellschaft fehlt es hier nicht, und ich darf mich rühmen, daß ich in der besten lebe.

Aber die alten Freunde zerstreuen sich mehr und mehr. Vischers Abgang nach Zürich hat mir sehr leid gethan. Für Tübingen ist er nicht zu ersetzen, und der Schweizer Boden zu hart für den Samen, den er ausstreut. Er selbst ist wenigstens mit den geselligen Verhältnissen zufrieden; doch hat er nun dort die Rothen, wie bei uns die Pietisten auf dem Hals. Den alten Käfer habe ich vor anderthalb Jahren noch gesprochen und stehe mit ihm fortwährend im Briefwechsel.

Wenn sich Einer von unsern Freunden trefflich und gediegen gemacht hat, so ist es Käferle. Und dabei lebt er mit einer lieben guten Frau und wohlgerathnen Kindern auf seinem Berge wie ein Patriarch. Von Hartlaub verspricht sich Hetsch einen Besuch, wovon ich auch einen Antheil erwarte. Und wirst denn Du selbst nicht einmal mit Deiner l. Frau den Neckar herabschwimmen? Ich wollte

mir alle Mühe geben, Euch als Führer behülflich zu sein, obwohl man hier nur Augen braucht und Beine und ein Herz, aber keinen Führer um sich zu freuen. Leb wohl und behalte lieb Deinen getreuen D. F. Strauß.

Heidelberg 19 [29.?] Jan. 1856.

Die in dem Briefe genannte Emma von Niendorf, die unter diesem Namen große schriftstellerische Fruchtbarkeit entwickelnde Gattin des Obersten von Suckow zu Stuttgart, hatte auch Mörike in ihr weites, schwärmerisches Herz geschlossen. Sie hatte ihn in Cleversulzbach besucht und diesen Besuch nach ihrer überspannten, nicht gerade sehr taktvollen Art im Morgenblatt des Jahres 1839 (Nr. 72) haarklein beschrieben. Christian Käferle hauste damals in dem hochgelegenen Dörfchen Dobel. Friedrich Vischer war 1855 an das Polytechnikum in Zürich gegangen, von wo er 1866 nach Tübingen zurückkehrte. Mörikes „häusliches Glück" beruhte auf seinem ihm im Jahre 1855 geborenen ältesten Töchterchen Fanny, dem 1857 Marie folgte. „Mörikes späte Vaterfreuden sind rührend", schrieb Strauß dazu an Kauffmann. Seine eigenen Kinder, von denen er spricht, sind Georgine und Fritz.

X.

Darmstadt 29 Merz 1866.

Hier, lieber Freund, kann ich Dir einmal wieder ein Büchlein schicken mit der Hoffnung, daß es Dir im Lesen unterhaltend sei. Meine Produktion auf diesem Felde ist großentheils so offiziniell, auf Nießwurz, Rhabarber u. dgl. für die solcher Mittel Bedürfenden gerichtet, daß ich gesunden Freunden nichts davon präsentiren kann. Allein nebenher producirt der Apotheker doch auch Pfeffermünz und Kraftküchlein, rothe und weiße, allenfalls ein Gläschen Liqueur dazu, womit sich eher einem Freunde aufwarten läßt. Also nimm Dir eben von dem Teller was Dir taugt und mundet, und laß nachsichtig liegen, was mißrathen ist.

Der Überbringer dieses Büchleins ist mein Sohn*), den ich längst schon, seinem Wunsche nachkommend, selbst bei Dir eingeführt hätte, wären wir einmal zu gleicher Zeit in Stuttgart gewesen. Meine Kinder (die Tochter ebenso, die heute noch bedauert, Dich vor $1^1/_2$ Jahren, als sie auf ihrer Hochzeitsreise Dich mit ihrem Manne besuchen wollte, nicht getroffen zu haben.), meine Kinder, sage ich, sind von Klein auf so mit Deinen Dichtungen und den lebendigen Überlieferungen von Dir genährt worden, daß Du sie zu dem Nachwuchs der Gemeinde Deiner Verehrer zählen darfst.

Ich habe um die Mitte dieses Winters, so weit meine elenden Augen es gestatten wollten, d. h. langsam und in kleinen Pensen Deinen Maler Nolten wieder gelesen. Er war mir, wie meine eigenen Sachen aus jener frühen Zeit, ganz fremd, ich auch in vieler Hinsicht ein Anderer geworden, als ich war, wie er mich erstenmal begeisterte: aber er ergriff mich von Neuem nicht weniger, und weil mir der frühere Eindruck nicht mehr gegenwärtig war, erstaunte ich über die Gewalt der Poesie und der Sprache, die Du in diesem Jugendwerk entwickelst. Wenn es mit der Umarbeitung wovon Du mir einmal sprachst Ernst wird, spare doch ja das Messer!

*) Da er erst am Ende der Vacanz sich in Stuttgart aufhalten wird, sende ich Dir dieß durch Vetter Ruoff, und mein Sohn wird sich später erlauben, bei Dir anzuklopfen.

Mein herzlicher Wunsch ist, daß meine Botschaft Dich und die I. Deinigen wohl antreffen möge. Von mir kann Dir mein Sohn das Nähere sagen; ich füge daher nur noch die Versicherung unwandelbarer Liebe und Verehrung bei, womit ich bin

Dein alter Landsmann und Freund
D. F. Strauß.

N. S. Dieser Tage schickte mir Mährlen durch Künzel einen Brief von Hocheisen mit einem köstlichen Urtheil über Schenkel. Das ist das Treffendste, was mir über diesen Handel zu Gesicht gekommen, und ich bin dem Freunde für die Mittheilung bestens dankbar.

Vor dem zehnten Briefe liegt eine Zwischenzeit von zehn Jahren. Strauß lebte, als er ihn schrieb, und zwar seit dem Herbst 1865, zu Darmstadt, Mörike, als er ihn empfing, im letzten Jahre zu Stuttgart. Das beigefügte Buch ist vielleicht der zweite Band der „Kleinen Schriften", der mit der Jahreszahl 1867 zu Berlin erschien.

Die Bemerkung über Schenkel meint den Heidelberger Theologieprofessor, dessen im Jahre 1864 erschienenes „Charakterbild Jesu" zahlreiche Angriffe hervorrief; gegen ihn und Hengstenberg ist Strauß' Schrift „Die Halben und die Ganzen" (1865) gerichtet. Hocheisen und Künzel sind weniger bedeutende Mitglieder des Freundeskreises.

XI.

Darmstadt 12 Juli 1867.

Lieber Freund!

Die heut im Schwäbischen Merkur zu lesende Ankündigung der neuen Auflage Deiner Gedichte erinnert mich daran, daß ich Dir für deren Zusendung durch die Verlagshandlung noch meinen Dank zu sagen habe. Dieselbe hat mir in mehr als einer Hinsicht große Freude gemacht. Daß Du dabei meiner freundlich gedacht, Dir vorgestellt hast wie mich eine solche Gabe aus Deiner Hand freuen würde, that mir innig wohl. Denn für Dich und Deine mir so theure Muse war mir deren mehr und mehr wachsende Anerkennung hochwillkommen. An der Einrichtung des Buches aber fiel mir gleichfalls Manches angenehm ins Auge. Erstens, daß es wieder eine Ausgabe in 8°, keine Miniaturausgabe mehr ist, da ich, wie die alten Weiber, auf ein Gesangbuch mit grobem Druck angewiesen bin. Dann interessirten mich sehr die Jahreszahlen vor den Gedichten im Register. Warum nur unser Meister Goethe einer chronol. Anordnung seiner Gedichte so abgeneigt war? Da doch lyrische Gedichte, und die seinigen am meisten, immer confessions sind. Und welche artige Bemerkungen ergeben sich außerdem noch aus jenen Zahlen. Z. B. daß es auch für den Dichter wie für den Winzer besondere Segensjahre gibt.

Vergleiche ich die neue Auflage im Einzelnen mit den früheren — von denen mir jedoch die 3te durch die Tochter entführt ist — so bietet sie theils Vermehrungen, theils Ausmerzungen, theils Veränderungen, und Du erlaubst mir, in jeder dieser Beziehungen Dir ein vertrauliches Wort zu sagen. Die Vermehrungen heiße ich sammt und sonders willkommen und freue mich, daß auch die steigenden Jahre Dir noch so frische, jugendliche Blüthen, wie z. B. das allerliebste: „Jedem das Seine", gebracht haben. Der „Besuch in der Karthause" ist für mich durch den elegischen Humor, der darin wie in noch manchen andern Stücken Deiner spätern Jahre waltet, von unendlichem Reiz. Aber auch die kleinern Gedichte an Personen sind bis zum kleinsten herab beseelt und durch die reinste Form geadelt.

Über die köstlichen Bebenhäuser Epigramme habe ich Dir ja schon mündlich meine Freude bezeigt.

Ein und andere Kleinigkeit hast Du ausgemerzt; es mag sein; obwohl mir z. B. der „Lückenbüßer" seine Lücke immer ganz gut zu büßen schien.

Mit den Verbesserungen, lieber Alter, weißt Du ja wohl noch aus einer mündlichen Unterhaltung in Betreff des Maler Nolten, daß ich ein wunderlicher Kauz bin. Vielleicht ist's eigener Schaden, der mich auch Andern gegenüber, die ja möglicherweise die Sache besser zu machen versuchen, so mißtrauisch gemacht hat. Allein auch schon aus allgemeinpsychologischen Gründen — wenn ich vor dem zweiten Gedicht Deiner Sammlung die Jahreszahlen 1822. 1865 stehen sehe, muß ich fragen: kann ein Dichter glauben, daß er ein Gedicht, das er mit 18 Jahren gemacht, mit 60 Jahren retouchiren könne? Für mich hast Du aus diesem Gedicht etwas entfernt, das ihm nicht fehlen darf, und etwas hineingesetzt, was zum Uebrigen nicht stimmt. Du wirst sagen: das von dem Regenbogen in den verschiedenfarbigen Regenschirmen, war ein kindischer Gedanke. Aber, Lieber, das darf und soll er ja an seiner Stelle sein. Und in dem, was Du an die Stelle setztest, vom Spiel in Büttnermeisters Höfchen, ist es Dir begegnet, die Augenpunkte zu verwechseln. Euch beiden jungen Leutchen, wie ihr unter dem Schirm zusammen gienget, waren jene Kinderscenen noch nicht so entfernt, wie sie sich in dem „Weißt Du noch" darstellen, das vielmehr ganz aus dem Standpunkt des Dichters, und zwar nicht einmal des Dichters vom Jahr 1822, sondern dessen vom Jahr 1865, gesprochen ist. So hast Du auch dem Gedicht No: 4 „Der junge Dichter", eine Jugendlocke abgeschnitten (dem Absatz: „Oder Mädchen, sage mir",) die ihm in meinen Augen trefflich stand, und deren Fehlen jetzt das „Nichtbegreifen" des Mädchens um seine rechte Veranlassung bringt. — Doch genug, und vielleicht schon zu viel; wenn nichts Anderes, so magst Du daraus wenigstens das ersehen, wie lieb mir jedes Wort Deiner Gedichte gleich von Anfang an geworden ist, daß mir jede Aenderung daran ans Herz greift.

Es ist schade, daß uns so selten Gelegenheit wird, uns zu sprechen; das letztemal war es für mich viel zu kurz, und ich wäre gerne des andern Tags wiedergekommen, hätte ich nicht gefürchtet, Dich zu belästigen. Im Oktober beabsichtige ich von hier ab nach München zu ziehen; man ist in Darmstadt doch allzusehr auf dem Sand. Darunter zu liegen, gienge eher.

Findest Du einmal ein Viertelstündchen mir zu schreiben, so könntest Du mich wohl in Kenntnis setzen, wo denn die gewesene Kartyause zu suchen ist.

Adieu, Lieber. Sage Deiner l. Frau und Schwester meine besten Grüße und sei der innigsten Anhänglichkeit versichert von

Deinem alten Freund und Landsmann
D. F. Strauß.

Der letzte der vorliegenden Briefe traf Mörike in Lorch, wo er nach seiner zweiten Pensionierung sich zunächst angesiedelt hatte. Strauß machten damals seine schwachen Augen viel zu schaffen; vom groben Gesangbuchsdruck, auf den er angewiesen sei, hatte er schon am 21. Januar 1864 an Rapp (Zeller a. a. O., Nr. 462) geschrieben. Von Strauß' feinen Bemerkungen zu den einzelnen Gedichten, besonders zu der „Erinnerung", hat Mörike sich nichts zu Nutze gemacht.

Ein späterer Brief von Strauß an Mörike als dieser elfte ist mir nicht vorgekommen. Er bedeutet einen guten Abschluß und Ausklang. Auch gesehen haben sich die Freunde späterhin schwerlich noch einmal. Am 8. Februar

1874 starb der jüngere von ihnen, nach langem Leiden, aber doch plötzlich. Vier Tage vor seinem Ende bemerkte er noch in einem Briefe an Rapp: „Ich bin auch brieflich ein spröder Mensch, dem sich nicht leicht die Zunge löst." Um so bezeichnender und wertvoller ist der herzliche Ton gegen Mörike. Als sein letztes Geschenk an diesen bestimmte Strauß auf dem Sterbebette einen schönen bronzenen Lampenfuß. Tief bekümmert vernahm der Dichter die Kunde vom Tode des alten Jugendfreundes, und es war ihm eine schmerzliche Entbehrung, seines leidenden Zustandes wegen nicht zur Bestattung nach Ludwigsburg fahren zu können.

Zwar erst nach dem Abdruck der vorstehenden Briefe, aber zum Glück nicht zu spät für diese Publikation erhalte ich Gelegenheit, dem Doppelbilde Strauß-Mörike noch eine wertvolle Ergänzung und Abrundung zu geben. Ich vermag nämlich auch einen Brief des Dichters an den Denker beizubringen. Zwar keines der regelrechten Korrespondenzschreiben, deren Verbleib mir immer noch unbekannt ist, aber vielleicht etwas Hübscheres: einen Brief, den Mörike im Namen Joseph Haydns an Strauß gerichtet hat. Wie jener den alten Meister mit der reinen Klarheit seiner unerschöpflichen Melodik, mit seinem quellfrischen, erfindungsreichen Humor und nicht zuletzt auch mit seinem liebenswürdig-altfränkischen Zöpfchen liebte, das beweisen unter anderem ein Epigramm seiner Gedichte und eine große Zahl von Briefstellen aus jungen und alten Tagen. Ja, auch im „Mozart auf der Reise nach Prag" macht er sich das Vergnügen, ein Briefchen des Musikpatriarchen an den jugendlichen Meister des „Don Juan" zu fingieren. Und Mörike wußte auch sehr wohl, warum er gerade zu Strauß in der Maske Haydns kam. Sie teilten beide die liebevolle Begeisterung für jenen; der musikalisch sehr feinfühlige Strauß hatte gleichfalls auf vielen Blättern seiner Briefe und seiner Bücher, besonders auch in den „Kleinen Schriften", laut und freudig von seinem Liebling gezeugt, und von seinen im Jahre 1851 entstandenen, dem Komponisten Kauffmann zugeeigneten „Musikalischen Sonetten" (Schriften, Bd. XII, S. 110 ff.) gilt das vierte dem Schöpfer der „Schöpfung".

Jenes Sendschreiben nun ist undatiert, aber leicht zu datieren. Es geht von Straußens Buch „Der alte und der neue Glaube" aus und wird bald nach dessen Erscheinen, d. h. nach dem Herbst 1872, abgefaßt worden sein. Mörike knüpft darin zunächst an die „Zweite Zugabe" zu dem Werke, überschrieben „Von unsern großen Musikern", an (Abschnitt 102—112; Schriften, Bd. VI, S. 231 ff.), wo Strauß der Musik im allgemeinen und ihren großen klassischen Meistern, Haydn, Mozart und Beethoven, im einzelnen seine Huldigung darbringt. Daß dabei an Beethovens überschäumender Selbstherrlichkeit zu Gunsten von Mozarts harmonischer Geschlossenheit ein wenig gemäkelt wird, entspricht ganz der Auffassungsart des Strauß-Mörike-Kauffmannschen Kreises. Strauß steht wie Mörike in musikalischer Beziehung völlig auf dem Boden des „alten Glaubens", wie der Dichter in seinem Briefe die klassische Tonkunst nennt, im Gegensatz zum „neuen Glauben", der Programm- und

„Zukunfts"-Musik, der beide durchaus ablehnend und — wie wir heute sagen, aber auch wohl begreifen müssen — verständnislos gegenüberstanden. Beide Freunde haben in ihren Schriften und Briefen aus diesem Bekenntnis kein Hehl gemacht; es sei nur daran erinnert, daß der Dichter seinen „Mozart" schon von den falschen Propheten hatte reden lassen, die im Laufe der nächsten sechzig, siebzig Jahre aufstehen würden: es unterliegt keinem Zweifel, daß Mörike damit unmittelbar auf Richard Wagner und Franz Liszt anspielen wollte.

Um vergleichsweise auch noch einen anderen zeitgenössischen Dichter heranzuziehen, so dachte der leidenschaftliche Musikfreund Grillparzer ganz ähnlich über diese Dinge. Auch er, in Mozarts Todesjahr geboren, sah in dessen kristallklarer Schönheit den unerreichten Höhepunkt der Tonkunst. Auch er hatte an Beethoven mancherlei zu bemängeln; namentlich in den letzten Symphonien und Quartetten fand er viel Maß- und Zügellosigkeiten, und selbst in seiner preisenden Grabrede auf den größten deutschen Musiker läßt Grillparzer diesen beim Eintritt in Elysium von Bach freundlich begrüßt werden, obwohl er „die Gebote verletzt" habe. Volle Feindschaft brachte der Dichter Richard Wagner entgegen. Der Gedanke des „Kunstwerkes der Zukunft" mußte ihm, der einmal ein Buch „Rossini oder über die Grenzen der Musik und Poesie" plante, allerdings Entsetzen erregen, und es fehlt denn auch in seinen Werken nicht an den heftigsten Ausfällen gegen den Vertreter dieses „Neuen Glaubens". — Heines, Richard Wagner und Franz Liszt verspottendes Gedicht „Jung-Katerverein für Poesie-Musik" ist ja gleichfalls bekannt.

Wie Strauß in seinem die Anregung bietenden Buche von der Theologie in die Kunst hinübergreift, so begibt sich Haydn-Mörike in seinem Schreiben vom musikalischen auf theologisches Gebiet. Wir sehen: der Dichter hat jedenfalls von diesem dogmatischen Werke seines Freundes Kenntnis genommen, und er nimmt in diesem Falle auch keinen Anstand, seinen Widerspruch dagegen an den Tag zu legen. Allerdings nicht als Zelot mit Polemik und Widerlegung, sondern echt mörikisch: in liebenswürdiger Umhüllung, fein und mild. Daß ihm das Buch — mit gutem Grunde! — höchst unsympathisch ist, verleugnet sich dennoch nicht. Besonders bekreuzte sich der gute Mörike vor der Deszendenztheorie, die Strauß verficht; wenn dieser im 52. Abschnitt seines Werkes mit Ernst Haeckel für die Möglichkeit der generatio aequivoca eintritt oder im 54. Abschnitt Darwin ob seiner Lehre als „einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts" preist, so widerstrebte dem alles in Mörike, dem Geistlichen, dem Menschen und dem Dichter. Seine Art, das Thema auf das Gebiet der Musik hinüberzuspielen, um die These ad absurdum zu führen, ist fein und geistreich genug. Um den Versuch einer wissenschaftlichen Befehdung und eines sachlichen Austrags ist es dem Dichter natürlich keineswegs zu tun, der die Sphärenharmonie des Pythagoras in die Debatte einführt und die auf die Spitze getriebene Lehre der Abstammung des Menschen vom Affen mit einer parodierenden Variante aus der ersten Ode des Horaz abtut. Milder kann wahrlich keine Buß- und Kontroverspredigt sein als dies Zeugnis einer echt dichterischen Weltanschauung, der es vor der Öde des Materialismus

graut und vor der Gefahr, das „höchste Glück der Erdenkinder", die Persönlichkeit, einzubüßen. Hier spricht ein Künstler überzeugend von seiner inneren Welt Entstehung, die er so ganz anders findet als die von Forschern und Denkern gelehrte Entstehung der äußeren.

Aber der unüberbrückbare Gegensatz trübt dem Dichter nicht den Blick für den schriftstellerischen Wert der Gesamtleistung und viele schöne Einzelauseinandersetzungen, denen er voll gerecht zu werden sich bemüht. So haben ihm Stellen wie die folgende des 81. Abschnittes besonders wohlgefallen: „... Wie dürfen wir Deutschen uns glücklich preisen, daß infolge der Taten und Ereignisse der letzten Jahre die Dynastie der Hohenzollern auch über die preußischen Grenzen hinaus in allen deutschen Landen, allen deutschen Herzen tiefe, unaustilgbare Wurzeln geschlagen hat." Für Strauß, dem, wie er seinem Freunde Käferle klagt, sein kleines Buch für seinen Lebensabend so viel Unruhe und Verdruß machte, war diese Mörikesche Stimme somit sicherlich eine der angenehmsten.

Nichts wissen will Mörike dagegen von den „Widerboschs", d. h. den Buschköpfen, die im künstlich verwirrten Haar ihr Genie zeigen wollen, und die mit „Schusterbletzen", d. h. mit Lappen und Flicken, wie sie in der Schuhmacherwerkstatt unter den Tisch fallen, ihre Blöße decken. Und ernstlich warnt er Strauß vor seinen jüngeren Anhängern und Gefolgsleuten. Er mag dabei Ernest Renan im Auge haben, der das Straußsche Buch in einem Briefe an Ritter „beau, grand, élevé" nennt (Zeller a. a. O. Nr. 557), und auf der anderen Seite Ernst Haeckel, der dem Verfasser ein Jahr darauf in der Vorrede zur vierten Auflage seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" huldigte und in Briefwechsel mit ihm trat.

Ich habe von dem durch obige Bemerkungen wohl zur Genüge im voraus interpretierten Briefe Kenntnis erhalten bei einem erneuten Einblick in die überaus wertvolle Autographensammlung des Herrn Bankier Alexander Meyer Cohn zu Berlin, dem ich für sein wiederholtes freundliches Entgegenkommen sowie für die bereitwilligst erteilte Publikationsbefugnis auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Ebenso danke ich Mörikes einziger überlebender Tochter, Frau Fanny Hildebrand zu Neu-Ulm, die den Abdruck des Briefes gütigst gestattet hat.

Das Autogramm stellt drei zusammengeheftete halbe Bogen in Klein-4° dar, wovon sieben Seiten beschrieben sind. Der Umschlag, der die gefalteten Blätter enthält, trägt von Mörikes Hand die Aufschrift: „Joseph Haydn an Dr. Fr. Strauss". Da das Papier minderwertig und schlecht beschnitten ist, werden wir es schwerlich mit dem an Strauß selbst gesandten Original zu tun haben. Dazu stimmt auch, daß es aus dem Besitz des bekannten Dichterfreundes und Dichterkorrespondenten Wilhelm Hemsen in den des Herrn Meyer Cohn übergegangen ist. Es handelt sich also wohl um eine Abschrift, wie sie der Dichter gern von einzelnen seiner kleineren Arbeiten anfertigte, um sie den Freunden mitzuteilen. Diese Blätter hat er wahrscheinlich für Hemsen selbst kopiert, mit dem er gut befreundet war.

Und nunmehr lasse ich das interessante Dokument folgen.

XII.

Wertheſter Herr Doctor!

Wir drei, Beethoven, der Mozart und ich, haben mit großer Freude vernommen, wie anerkennend Sie unſre Muſik beurtheilen; es iſt uns aber doch verwunderlich geweſen, daß wir alten Leute bei Ihnen ſo wohl angeſchrieben ſtehen, der Sie daneben als der Prophet eines neuen Glaubens ſich aufgethan; denn der muſikaliſche Neuglaube wenigſtens iſt von ganz anderer Art als der unſrige; unruhig, ſtürmiſch, zerriſſen iſt er, auf wilder Melodienjagd brauſt er über Stock und Stein, daß einem der Athem vom Zuſehen ausbleibt, dahingegen bei uns es reinlich zugeht und auch da wo es mit Tönen wimmelt und wirbelt, eine Herrſchaft vorhanden iſt, welche die Sachen im Geleiſe hält und zur guten Stunde Frieden macht.

Freilich, unſer Dritter und Jüngſter im Bunde iſt, wie er jetzt ſelber einſieht und daher Ihnen Recht giebt, ein paar mal auch in die Verſuchung gekommen, über die Schnur zu hauen und ſolche Programm-Muſik zu machen, bei der durch die Gedanken, welche heraus- oder hineinwollen, Giſcht und Brandung im Tonmeer entſteht. Anfangs wollt er's uns nicht glauben, hat uns, namentlich mich, mit dem Zöpfchen aufgezogen, die unſern Compoſitionen anhängen; wir mußten ihm das freilich zugeben, haben aber unſre Revanche genommen an dem Widerboſch, der ſeine Locken in Unordnung zu bringen trachtete, und ſo ſind wir nach und nach ganz einig worden, daher wir uns Ihres Urtheils gemeinſchaftlich freuen, ich aber, als der Älteſte, es gerne über mich nehme, Ihnen unſern warmen Dank für die guten und ſchönen Worte, welche Sie uns widmeten, auszuſprechen.

Nun aber: Sie ſprechen als Gelehrter und Schriftſteller über unſre Muſik; da geben wir Ihnen die Ehre heim und ſprechen als Muſiker und Tondichter über Ihre Schrift. Sie huldigen, in der Muſik[,] dem alten Glauben, wir prüfen Ihren neuen Glauben wenigſtens in Einem Stück, wo er recht nahe mit dem zuſammentrifft, was ſich im Reich der Töne uns geoffenbart hat.

Erſchrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen als unſre gemeinſchaftliche Anſicht eröffne, daß Ihre Weltanſchauung und Ihr feinfühlendes Urtheil in muſikaliſchen Dingen mit einander ganz und gar nicht ſtimmen; und wenn ich Ihnen ſage, daß dies auch die Meinung unſrer alten Freunde, Gluck und Bach und Händel und Paläſtrina und noch vieler anderer iſt, die einſt als Meiſter aus dem Meer der Töne geſchöpft und Unvergängliches geſtaltet haben.

Hören Sie mich an! Aus der Urzelle ſoll — ſo lehrt die neue Naturphiloſophie, an welche Ihr neuer Glaube ſich anlehnt — das Alles ſich von ſelbſt entwickelt und geſtaltet haben, was dieſe ſichtbare Welt von Exiſtenzen aufweiſt, und auch der Menſch zuletzt ſoll nur ein Product aus der langen, langen Selbſtentwicklungsreihe ſein, die mit der Zelle anfing und durch alle möglichen Übergänge hindurch bis zu ihm hin ſich abgemüht hat.

Wenn das denn die wirkliche Welt iſt und jene Anſicht die wahre Anſchauung von der Welt, dann iſt Muſik nicht von dieſer Welt, oder wenn ſie es iſt, dann iſt ſie das Einzige, was ſich mit dieſer Weltanſchauung nicht zuſammenreimen läßt, unvernünftig, unerlaubt, ein Fremdling ohne Heimathrecht.

Denn, wo hat je ein Ton ſich zu einer Sonate, einer Symphonie entwickelt? — Dieſe Tonzellen, ſie ſind da, aber ſie vermögen nichts als Lärm zu machen, bis Einer kommt, der ſie ordnet, bindet, geſtaltet; dann giebt's ein Angeſicht, dann ſprechen ſie zu uns, und in uns klingt es mit.

Die Tonzellen b. a. c. h.[1]) — Bach läßt Ihnen ſagen, er ſei es, der ſie in ſeiner Namensfuge zur lebendigen Bewegung geführt habe. Aber noch mehr:

---

[1]) Franz Liſzt hat ſeine Orgelfuge über das Thema B A C H im Winter von 1854 auf 1855 komponiert und im Jahre 1855 veröffentlicht; er hat ſie auch ſelbſt ſpäter für Klavier übertragen. Ob dem Dichter dieſe Kompoſition bekannt war, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen. (Anm. des Herausgebers.)

zergliedern Sie das einfachste Tonwerk eines Meisters, so finden Sie immer eine Verbindung von mehr als Einem Motiv; die Motive wachsen nicht auseinander heraus, sondern sie finden einander und gesellen sich unterwegs zu einander, es hat aber jegliches seinen eigenen Ursprung und taucht auf als aus einem ungesehenen Born. Ja, es giebt freilich Compositionen, worinnen ein einziger Gedanke zu Todt gequält wird, wenn's überhaupt einer war, wo „Schusterbleze" die Lücken füllen müssen, aber das ist eben keine Musik, sondern Stümperei. Und Stümperei wäre die ganze Welt, wenn sie in armer Langweiligkeit aus Einer Zelle oder aus Einem Motiv sich hätte in's Dasein herausquälen müssen. Aber so verhält sichs nicht. Kein rechtes Tonstück wob sich je aus Einem Faden, und immer wieder frisch und neu setzt das Leben ein, indem es zu Gestaltungen ausholt.

Herr Doctor! Wir sind jetzt an einem Orte, wo man die Sphärenmusik hört, die Musik, von der zu euch Gelehrten die alten Weisen sprechen, die Musik, welche uns unbewußt auf den Saiten unsres Innern klang, als wir unsre Werke schufen; wir sagen Ihnen, es ist eine reiche Musik, schöpferisch in immer neuem Aufquellen von Tongestalten, und diese Sphärenmusik ist es, in welcher das Weltschaffende Walten an- und mitklingt. Nehmen Sies nicht ungünstig auf, wenn wir Sie auffordern, dem Universum keine geringere Ehre anzuthun als unsern Symphonien und auch dort nicht in den Zellen, sondern in dem Meister, der sie zu Leben und Gestaltung bringt, den Urquell des wundervollen, reichen Daseins zu erkennen.

Es wird Ihnen kaum glaubhaft erscheinen, wenn ich Ihnen sage, daß zu uns, was auf der Erdenwelt geschieht, gesprochen und geschrieben wird, in Form von Tönen herüberkommt. So kam denn auch Ihr neues Buch uns zu Gehör. Es ist ein gar feiner Rhythmus darinnen an manchen Stellen, es hat auch Melodie, und wo Sie von dem geeinigten Deutschland reden, da empfinden wir die Wirkung einer Harmonie mit untermischten Dissonanzen zwar, die aber ihrer Auflösung entgegen streben; aber Anderes, das rauscht und kreischt und schmerzt uns in den Ohren. Vollends was ein Jüngerer geschrieben, das soll ein Triumphgesang sein zu Ihrem Preis, und klingt doch wie Kindertrompeten, begleitet von zusammengeschlagenen Waschbecken. So gelobt darf Einer wohl fragen, ob er nicht irre ging. Und was hilft es Ihnen, daß nun Alle Ihnen zufallen, die sich als atavis editi simiis (Affen-Entstammte) vor den Leuten groß machen? Da bleiben Sie fein weg; Sie dürfen sich zu gut dazu dünken.

Solches mußt ich Ihnen schreiben in meinem und meiner Genossen Namen, und ich will Ihnen auch noch die Versicherung geben, wie es mich heute noch freut, daß ich in Tönen den alten Glauben bekannt und vielen Seelen vorgesungen habe: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes".

Es grüßt Sie der alte Joseph Haydn.

Gustav Frenssen.

Von

Otto Frommel-Karlsruhe.

Fast auf einen Tag ist der Dichter des „Jörn Uhl“ in den Mittelpunkt unseres literarischen Lebens getreten. Das überschwengliche Wort Paul Heyses „Habemus poetam“ fand ein ungeheures Echo. Durch ganz Deutschland ging das nordfriesische Bauernepos seinen Siegesgang. Man muß auf seltene Vorkommnisse in der Geschichte der deutschen Dichtung zurückgreifen, um ein Analogon zu finden für diesen Erfolg. Wieviel ist nicht auch schon seit seinem Erscheinen darüber geschrieben worden! Anfangs ausnahmslos Rühmendes, oft wahre Lobeshymnen, welche den Stempel der Übertreibung an der Stirn trugen, daneben besonnene Würdigungen. Heute kündigt sich, wie zu erwarten war, bereits eine stark rückläufige Bewegung in der Kritik des „Jörn Uhl“ an. Daneben nimmt der Verkauf des Buches seinen ungehemmten Fortgang, der wohl um die Weihnachtszeit des verflossenen Jahres, als der Roman seine hundertste Auflage erlebte, den einstweiligen Höhepunkt erreichte.

Wenn über dem Interesse an dem einen Werk Frenssens das übrige bisherige Schaffen des Dichters geringere Beachtung fand, so ist das begreiflich. „Jörn Uhl“ ist es wert, als Einzelerscheinung, gewissermaßen losgelöst von der literarischen Entwicklung seines Schöpfers betrachtet zu werden.

Allein diese Betrachtungsweise ist naturgemäß einseitig und bedarf der Ergänzung, zumal da „Jörn Uhl“ nicht ein Erstlingswerk, sondern, wie ich glaube, die reife Frucht einer nach mancher Hinsicht zum Abschluß gelangten dichterischen Individualität ist. Unter solchem Gesichtspunkt möchte die nachstehende Skizze als eine Ergänzung der bisherigen Frenssen-Literatur verstanden werden.

I.

In der Mitte der neunziger Jahre gab der Pfarrer Gustav Frenssen aus Hemme in Holstein, als bereits Dreiunddreißigjähriger seinen ersten Roman

„Die Sandgräfin“ [1]) heraus. Ein rechtes Jugendwerk, trotzdem sein Verfasser kein Jüngling mehr war. Es wird uns darin die Geschichte eines alten Adelsgeschlechtes erzählt, das unverschuldet, durch die Schlechtigkeit einer einst in seinen Diensten stehenden Verwaltersfamilie an den Rand des Verderbens gerät. Da ist es der letzte weibliche Sproß des gräflichen Hauses, nach ihrer Stammburg auf sandiger Düne „die Sandgräfin“ genannt, und der einzige Sohn jener verbrecherischen Familie, welche vom Schicksal dazu bestimmt sind, das Verhängnis von dem Geschlechte derer „von Knee“ abzuwenden und die alte Schuld dadurch zu sühnen, daß sie sich die Hand zum Lebensbund reichen.

Der Roman ist kein schlichtes Bild aus dem Leben wie die späteren Frenssenschen Bücher, sondern eine mühselig zusammengearbeitete, von Unwahrscheinlichkeiten und unmotivierten Zufälligkeiten wimmelnde Geschichte — so recht, was man im schlechten Sinn einen Roman nennt.

Da muß z. B. der alte Turm auf dem „witten Knee“ einstürzen, damit der Sturm im Augenblick des Sturzes aus den Trümmern ein Dokument der Heldin in die Hände spielen kann, auf welchem die Wahrheit über die Vergangenheit ihres Geschlechts zu lesen ist. Da trifft der Retter des überschuldeten Hauses gerade in dem Augenblick aus Amerika ein — natürlich mit amerikanischem Gold wohl versehen —, als der herrschaftliche Besitz unter den Hammer des Auktionators fallen soll. Und was dergleichen mehr ist.

Auch unter den Gestalten der Dichtung finden wir konventionelle Romanfiguren, so den schlechten Thorbeeken, einen rohen Gewaltmenschen, der doch ein übersensitives Gewissen hat, den Abenteurer Baron Hinze, der gar kein Baron ist, aber immer so tut, den naiven Backfisch Franke von Knee und die tugendhafte Sandgräfin, die, etwas weniger tugendhaft, viel wahrer wirken würde.

Der Dichter hat sich offenbar in eine Region verstiegen, die nicht die seine ist. Und er hat literarischen Einflüssen Raum gegeben, die ihn an der Entfaltung seiner Eigenart hindern mußten. Dennoch kann man auch hier sagen: Ex ungue leonem! Ein paar Gestalten sind ihm doch auch hier schon gelungen, welche den späteren Frenssen ahnen lassen, vor allem die prächtige Gestalt Christian Möllers, den der Dichter wohl nicht ohne tiefere Beziehung in sein nächstes Buch herüber genommen hat. Dieser Christian Möller, als Wirtssohn und Gutsverwalter halb zum „Volk“, halb zu den „Gebildeten“ gehörig, ein echter Holsteiner, groß, stark, voll rüstigen Arbeitsmutes, gewissenhaft, gründlich, dabei warmherzig, weich und innerlich, in der Liebe ein heiteres Kind, das aber zum Mann wird, wenn es gilt, für die Geliebte zu kämpfen — er ist ein echter Ahn [Heim Heidereiters und Jörn Uhls. Vor allem aber sind es die beschreibenden Partien, in denen ein starkes und originelles schriftstellerisches Talent zu spüren ist. Ein Bedürfnis zu beschreiben scheint auch den Anlaß zur Entstehung des Buches gegeben zu haben. Heißt es doch im

[1]) Die Sandgräfin. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Vorwort zur dritten Auflage, der Dichter habe als Sohn der langgestreckten Marsch ein Land gesucht, „mannigfach in seinen Formen, schön in seinem Wechsel". Er fand es dort, wo im Westen das Meer lag, im Osten aber steil das alte Land aufstieg mit seinen Dörfern und Hügeln, seiner Heide und seinem Wald.

Äußerst anschaulich und einheitlich, eine Künstlerhand in jedem Strich verratend, ist das Bild, welches der Dichter von dieser Landschaft in sein Werk bannte. Im Hintergrund, nur wie mit einer fernen, dumpfen Musik die Begebenheiten mit ihrem Wogenschlag begleitend, liegt die Nordsee. Desto deutlicher und lieblicher tritt das reichgegliederte Küstenland hervor, das in einer Reihe feiner und farbiger Miniaturen dargestellt wird. Der mächtige Burgfried auf der Düne, umgeben von Tannen und Heide, das efeuumsponnene Herrenhaus mit seinem grauen Gemäuer und seinem tiefgelegenen, wildwachsenden Park, die kleine Stadt und ihr alter Dom, der Mittelpunkt der ganzen Landschaft, das altertümliche, giebelgekrönte Gasthaus zum Mönchshof, die unheimliche, jetzt fast unbenutzte Heerstraße, welche diesen Winkel einst mit der Außenwelt verband, — das alles wird mit kräftig plastischer Darstellungskunst, mit einem selbständigen und bereits recht durchgebildeten Stilgefühl geschildert, das uns eben den geborenen Erzähler verrät. Hier liegen die Wurzeln jener eigenartigen Epik, welche wir in „Jörn Uhl" zu voller Reife entfaltet sehen. Es ist nicht die leichte, gefällige Schreibart des gewandten Feuilletonisten, auch nicht die breitzügige Linienführung des modernen Naturalismus. Eher ein gewisses Behagen, eine epische Ausführlichkeit, ein Realismus, der an altniederländische Malerei erinnert und damit oftmals verbunden eine eigenartige, nur allzu üppig wuchernde Phantastik. Nach dieser Seite bedeutet der Roman eine beachtenswerte Talentprobe, deren Verheißungen sich bald genug erfüllen sollten.

Wenige Jahre nach der „Sandgräfin" ließ Frenssen einen zweiten Roman „Die drei Getreuen"[1]) folgen, der für ihn den Schritt vom tastenden Anfängertum zur Künstlerschaft bedeutete.

Hier wird nicht mehr mit den Mitteln einer rückständigen und dilettantischen Technik gearbeitet, nirgends dem Zufall ein bestimmender Einfluß auf den Gang der Dinge verstattet, kein einseitiges Vorwalten des phantastischen Elementes geduldet. Vielmehr entwickeln sich die Begebenheiten einheitlich und mit notwendiger innerer Beziehung zu den festumrissenen Charakteren, die alle zu individueller Ausprägung gelangt sind, Menschen von Fleisch und Blut. Der Roman ist ein sorgfältig durchgeführtes, groß angelegtes Seelengemälde auf dem bewegten Untergrund eines kräftig pulsierenden sozialen Lebens und hineingestellt in den Rahmen einer gewaltigen Natur von tiefer und beziehungsreicher Symbolik.

Die drei Getreuen, Andrees Strandiger, der reiche Gutsbesitzerssohn, sein Vetter Franz, dessen Vater in der Schlacht fiel und Heim Heiderieter,

---

[1]) Die drei Getreuen. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1898.

der verträumte Bauernjunge vom Heidehof, haben einst in den Tagen von Gravelotte am Strand der Nordsee „Krieg" zusammen gespielt. Dann aber hat sie das Leben hinausgeführt, weit ab von der Heimat: den Idealisten Heiderieter nach der Schwabenuniversität Tübingen, wo er viel schwärmt und wenig studiert; den mittellosen, aber willensstarken Franz auf östliche Rittergüter, wo er hart und herrisch wird, den begabten Andrees in die Großstadt, die ihn mit ihren Lockungen umstrickt und auf gefährliche Bahnen zieht. So stehen alle drei im Begriff, der Heimat und ihren starken, schlichten Idealen untreu zu werden und auf Abwege zu geraten.

Am raschesten kehrt Heim Heiderieter — und nicht bloß äußerlich — zurück. Ihn zieht das Heimweh aus dem „schönen, weichen" süddeutschen Land in sein altes, am Heiderand gelegenes, ausgewohntes und ausgeräuchertes Vaterhaus zurück. Dort erstarkt er bald und wird an der Seite eines ihm auf ganz romantische Weise zugeführten Weibes ein tüchtiger Mann, der sein Grundstück bebaut, daneben aber, seiner idealen Anlage gemäß, zum Dichter und echten Heimatkünstler heranreift.

Auch die beiden anderen kehren auf den heimatlichen Boden zurück, aber nur, um hier erst den Kampf ihres Lebens, der auch für sie Kampf um die Heimat ist, durchzuringen.

Nach mannigfachen Irrungen, in denen zwei jungen Mädchen, Schutzbefohlenen des Hauses Strandiger, Maria und Ingeborg Landt, eine bedeutsame Rolle als guten Genien der zeitweilig einander feindlich gesinnten Männer zugeteilt ist, gewinnt auch in den beiden der Geist der Heimat die Oberhand. Sie versöhnen sich und widmen sich gemeinsamer, segensreicher Kulturarbeit.

Eine einfache und wahre Grundidee tritt aus dieser knappen Skizze deutlich zu Tage. Drei Jugendfreunde, nach Geburt, Anlage und äußerer Stellung so verschieden wie möglich, aber alle drei Söhne derselben Heimat, verlieren, indem sie dieser gemeinsamen Mutter untreu werden, jeden festen Boden unter den Füßen und zugleich jede Fühlung untereinander, um endlich mit dem rechten Verhältnis zur Heimat beides wiederzugewinnen. In den Rahmen dieser Idee hat der Dichter eine Begebenheit gefügt, die, einheitlich und geschlossen in allen ihren Teilen, als die sorgfältig motivierte Spiegelung der psychologischen Vorgänge erscheint.

Gerade der Vergleich mit dem Erstlingsroman erweckt immer wieder die Bewunderung darüber, daß der Dichter in so kurzer Zeit zu einer Erkenntnis der Kunstgesetze durchdrang, die ihm den vollen Verzicht auf jede Wirkung durch äußerliche Mittel ermöglichte. Vor allem kam das natürlich der Charakterdarstellung zugute. Die Getreuen, vielleicht mit einziger Ausnahme Andrees Strandigers, die drei Frauen, Maria und Ingeborg Landt und Eva Walt, Heim Heiderieters Weib, aber auch die zahlreichen Nebenfiguren, Reimer und Antje Witt, Telsche Spieker, Hinnerk Elsen, Pastor Frisius u. a. — alle sind sie mit sicherer und kräftiger Linienführung herausgearbeitet, so daß sich ihre Eigenart dem Gedächtnis fest und unverwischbar einprägt.

Es war keine kleine Aufgabe, welche sich der Dichter gestellt, ein und dieselbe Idee an drei verschiedenen Individualitäten durchzuführen und sich

dabei von der Schablone freizuhalten. Durfte eine gemeinsame psychologische Grundlage, ein allen eigenes Element nicht fehlen, so mußte andererseits Mischung und Mannigfaltigkeit der Charaktere sein Ziel sein.

Beide Forderungen sind erfüllt, sofern ein gewisser weicher Kern, eine gradweise allerdings verschiedene Empfänglichkeit für den Zauber der Heimat und des die Heimat gleichsam verkörpernden reinen, hingebenden Weibes bei allen nachzuweisen ist. Und doch welche Gegensätze! Da haben wir Heim Heiderieter und Franz Strandiger, die denkbar äußersten Extreme, den verträumten, unpraktischen Geistesmenschen, den Schwärmer, dem die Romantik nicht nur im Gedicht, sondern auch im eigenen Leben begegnet, den ziellosen Lebensbummler, dem doch ein sozusagen wesensimanentes Ziel als unsichtbarer Magnet Richtung gibt, bis sich dies Ziel in Eva Walt, dem reizenden Mädchen aus der Fremde, vor seinen Augen verwirklicht. Diesen Heim Heiderieter, der, weil er selbst Kind bleibt, aller Kinder Freund ist, und dem, da er von Bildern erfüllt ist, alles zum Bild, zum Gedicht sich gestaltet.

Wie grundverschieden von ihm die Herrennatur Franz Strandigers. Auch in ihm fließt, wie in seinem Vetter das gute, treue Blut der Strandiger, aber eine seelentötende Erziehung hat das Harte, Gewalttätige, die erbarmungslose Herrschsucht, ungezügelte Sinnlichkeit und unbezähmbare Geldgier in ihm herausgearbeitet. Solche Naturen werden nicht leicht gebrochen. Wohl fühlt Franz in der Berührung mit Maria Landt, die nichts ist als Seele. Hingebung, Christin, die Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit, die Stärke der christlichen Weltanschauung, die Kraft einer reinen Seele; wohl überkommt ihn beim Anblick Ingeborgs, des rasch vom herben, ungestümen, ganz im Instinkt lebenden jungen Mädchens zur stillen, weichen, frauenhaften Erscheinung gereiften Weibes, die tiefe, erschütternde und reinigende Not der Liebe. Aber alles dies ist nur Vorarbeit für jene Stunde, da Franz Strandiger, im Watt umherirrend, erst zum Verbrecher, dann zum Sterbenden und schließlich zu dem von seinem gehaßtesten Gegner Geretteten wird.

Zwischen Franz und Heim Heiderieter steht in der Mitte Andrees Strandiger, die komplizierteste und die vielleicht am wenigsten zu vollem Leben erweckte Gestalt unter den drei Getreuen. In ihm treten jene Gegensätze, angestammte Heimatliebe, Sinn für die seelische Schönheit eines reinen Frauengemüts, ein Zug zur christlichen Weltanschauung und der Drang in die Ferne, die Sehnsucht nach Lebensgenuß und dem Erreichen höchster Ziele, am stärksten in die Erscheinung. So liegt es in der Ökonomie des Buches wohl begründet, daß die Geschichte von Andrees Strandigers Bekehrung, wie man wohl sagen darf, in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist. Drei Frauen werben um Andrees' Seele: die stolze, kalte, listig berechnende und doch nicht aller Leidenschaft bare Weltdame Lena Strandiger — übrigens eine ziemlich schwache Figur — Maria Landt und Ingeborg Landt. Maria — sie trägt ihren Namen nicht umsonst — geht an ihrem tragischen Los zu grunde, Andrees lieb zu haben und zugleich zu wissen, daß sie und er zu verschiedene Menschen sind, um sich je wirklich finden zu können. Ihr zarter Geist verwirrt sich in diesem Konflikt der Stimmungen, der sich noch verschärft durch

das beinahe krankhafte Mitgefühl mit allen Elenden und Leidenden, dem doch unüberwindliche Schranken gezogen sind, und das Ende ist Selbstmord. Die Erkenntnis seiner Mitschuld an diesem Ereignis wird für Andrees der Hebel seiner inneren Änderung. Ingeborg aber, die selbst an der Bahre der Schwester erst reift, ist die ihm wesensverwandte und darum vom Himmel beschiedene Erlöserin aus seinen Irrungen. Ihr sind darum auch die Worte in den Mund gelegt, welche das Problem Andrees Strandiger lösen, die hier stehen mögen:

Du warst zu jung und unerfahren; da sahst du die Welt an, wie sie es dich lehrten. Du liefst mit ihnen und glaubtest, was sie schwatzten, daß es eine schöne Gegend wäre, durch die sie dich führten. Jahrelang gingst du mit ihnen, zuerst urteillos fortgerissen, dann nüchtern überlegend und schon hier und da angewidert, dennoch starrsinnig an dem festhaltend, dem du so viele Jahre gewidmet hattest. Du wolltest dich nicht geirrt haben! . . Da sahst du die Heimat wieder. Sie sah dich an, sie packte dich, sie riß dich an ihre Brust.

Zur Deutung von Andrees Vergangenheit aber fügt Ingeborg auch das Heilmittel für die Zukunft:

Andrees! . . . Wenn du den Versuch machen wolltest, ein neues Leben zu bauen, einfach, fleißig, treu. Vielleicht eines Tages, während du gerade gebückt stehst und arbeitest und nichts ahnst, bekommst du wieder Mut und Kraft, daß du zu den Trümmern gehst und nimmst hier einen verbrannten Balken weg und trägst dort Steine zusammen . . . Andrees! vielleicht könntest du es alles wegräumen.

In der Befolgung dieser Ratschläge und in der Liebe zu Ingeborg wird Andrees Strandiger wirklich gesund. Gerade die Geschichte dieser Liebe aber hat Frenssen Gelegenheit gegeben zur Schaffung einer köstlichen kleinen Episode, welche ich mir nicht versagen kann, hier mitzuteilen. Ingeborg kommt von einem morgendlichen Bade:

Frisch geworden und doch ein wenig müde, ging sie, die Haare noch gelöst, rasch über den heißen Sand und legte sich im Maifeld, mitten unter die Kräuter und Blumen, dicht neben die Wagenspur, die innerhalb der Dünenkette entlang ging und fing an müde zu werden und dachte: „Wenn der Wagen kommt, wache ich auf.“ Und dachte noch einmal: „Er darf mich hier nicht finden.“ Und als sie einschlief, suchte sie ihn im Traumland und fand ihn bald, und er war freundlich zu ihr, und ein Zug von lächelndem Glück legte sich über ihr Gesicht. Sie wußte aber nicht, daß sie sich ihm absichtlich in den Weg gelegt hatte.

Als sie lag und schlief, kam er ganz allein durch das Kraut und die Blumen, und dachte an sie und stand, festgehalten zuerst von der Überraschung, dann von ihrem Liebreiz; denn ihre ganze Gestalt und die Züge ihres Gesichts waren rein, weich und voll wie eine frische Rosenknospe im Morgentau. Das lose Haar war wie mit seinem Gras und schüchternen, kleinen Blumen besteckt, und sie bot mit zurückgebogenem Kopf und ausgestreckten Armen den Anblick einer Bittenden. Das Gras wehte ein wenig, Lerchen sangen in der Nähe, in der Ferne schrien Möwen, die Luft war voll Kraft und Frische, und die Liegende gehörte zu dem allen und war das Schönste von dem allen. Da ließ er sich auf ein Knie nieder und sah auf sie, und zum ersten Mal trat in seine Augen jener stille, reine Glanz, der die Liebe als ein Feuer von einem Herzen ins andere wirft.

Als er sie so ansah, wohl so lange, als eine Biene vorübersummt oder eine Möwe schreit, erwachte sie unter seinem Blick, und auf der Schwelle des Traumlandes schlug sie weit und fröhlich die Augen auf und sagte langsam: „Hast du

mich so lieb?" Dann aber lag sie schon auf den Knien, und die Hände ausstreckend, bat sie ihn mit scheuen Augen: „Geh, Andrees, geh weg!" Und das Haar fiel über die Hände, mit denen sie das Gesicht bedeckte.

Frenssen hat viel Sorgfalt und Mühe darauf verwendet, uns Andrees Strandiger, den Hauptheldeu des Romans, recht nahe zu bringen, und doch ist unsere Sympathie viel mehr bei den beiden anderen. Die harte Selbstanklage Andrees': „Ich war ein Bösewicht! Ach nein! Ich war weniger! Ich war ein schwaches Weib, ich . . . Andrees Strandiger!", die ihm Ingeborg auszureden sucht, trifft gerade den Punkt, an welchem die Schwäche dieser ganzen Figur liegt. Dieser Mensch ist zu schwach, zu weibisch in den ersten Teilen des Romans, als daß wir an den Erfolg der Radikalkur, so sorgfältig diese motiviert wird, so recht glauben könnten. Wir sind nun eben einmal mißtrauisch gegen derartige „Bekehrungen".

In sehr wirkungsvoller Weise hat Frenssen in die Geschicke der drei Getreuen ein Stück sozialen Lebens eingeflochten, welches dem Roman die Bedeutung eines Kulturbildes verleiht.

Unweit des stattlichen Strandigerhofs liegt der Eschenwinkel, eine Reihe kleiner, kümmerlicher Häuschen, in denen die Tagelöhner der Strandigers untergebracht sind. Ihre Schicksale füllen einen breiten Raum der Erzählung aus. Aber wie ganz anders behandelt Frenssen die Gegensätze von Herrenhaus und Proletarierviertel, als wir es vom modernen naturalistischen Durchschnittsroman her gewöhnt waren!

Von Hause aus besteht ein gutes Einvernehmen zwischen der Gutsbesitzersfamilie und den armen Hintersassen. Es herrschen noch patriarchalische Zustände. Die Kinder der Tagelöhner verkehren in herzlichem, unbefangenem Tone mit denen der Strandigers. Allein das gute Verhältnis wird gestört, als Andrees aus der Großstadt heimkehrt und den kleinen Leuten gegenüber einen fremden, abweisenden Ton anschlägt. Und als er vollends das Gut an seinen herrischen Vetter Franz verpachtet, der mit der vollen Rücksichtslosigkeit des kalt rechnenden Unternehmers unterwürfigen Gehorsam fordert, da entschließen sich die meisten, nach Amerika auszuwandern. Polnische Arbeiter, Lohnsklaven, die unter der Aufsicht eines Vogts arbeiten, treten an ihre Stelle. Die Beschreibung dieser Auswanderung, die Unterhaltungen der Auswanderer, in denen die ganze Naivetät, der kindliche Illusionismus des einfachen Volkes, seine unausgesprochene Heimatsliebe zum Ausdruck kommen, die ergreifende Abschiedsfeier in der Kirche, die letzte Mahlzeit in Heim Heiderieters birkengeschmückter Dreschtenne, sind die Höhepunkte der ganzen Dichtung.

Hier bewährt Frenssen zum ersten Mal seinen durchdringenden Blick für das Leben des niederen Volkes, sein feines Gefühl für die Regungen der Volksseele. Er läßt uns das Zittern dieser Seele, ihre Angst, ihre Leiden, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen nachempfinden. Und dies auf dem echt poetischen Wege der Individualisierung. Vom einzelnen Menschen aus baut er den sozialen Organismus vor uns auf, so daß wir nie die träge, stumpfe Masse, sondern immer den beseelten Körper vor uns haben. Eine Reihe kräftiger Originale, körniger, urdeutscher Menschen bewegt sich da vor unseren Augen,

die alle aus dem Boden eines noch ungebrochenen Stammestums erwachsen, und die uns um ihres Gemüts, ihrer Kindlichkeit und Treuherzigkeit lieb sein müssen, auch wo sie ihre Schwächen und Fehler offenbaren.

Und nun dies ganze reiche Gemälde menschlicher Schicksale, durchwoben von farbensatten, lebenswahren Naturschilderungen, die an Größe und Energie das weit hinter sich zurücklassen, was Frenssen in der „Sandgräfin" geleistet hat.

Auch dieser Roman spielt am Nordseestrand. Aber hier ist das Meer nicht ein fernes, beinahe unsichtbares Orchester, hier greift es selbst als handelnde Person in den Gang der Ereignisse ein.

Die Meerfrauen in den Wassern des Wehl ziehen Maria zu sich in die dunkle Tiefe; im Watt ist einst zur Zeit der Flut Andrees Strandigers Vater — viel zu früh — untergegangen; durchs Watt zieht Andrees nach dem rettenden Eiland, welches das Meer aus sich selbst heraufgehoben hat, jungfräulichen Boden, über den noch keine schuldige Hand den Pflug gezogen; an dieses Eilands Küste wirft der Sturm Franz Strandigers Boot, der gleichfalls von dort den entscheidenden Schritt in ein neues Leben tut, nachdem ihm seine schönsten Hoffnungen und seine schlimmsten Gedanken zunichte wurden.

Darum redet der Dichter von dem gewaltigen Element auch wie von einer übermenschlichen Person, einem Dämon, gegen den die schwachen Menschen nicht aufzukommen vermögen. Selbst wenn er schläft, ist dieser Dämon furchtbar.

Der Abend war mild und weich. Sie saßen auf der Bank, die oben auf der Düne stand, und sahen über das Meer, auf das der Abend sich niederließ wie der Schlaf auf den liegenden Menschen. Noch regte es sich und stieß mit den weißen Füßen gegen den Rand des Bettes; aber wie der Abend sank, verschwand das Bild der Brandung, es wurde still und Nacht. Nur zuweilen, wie Murmeln im Schlaf, kam ein Rauschen und Grollen herauf. Fern, bald hier, bald da, wie das Weiße im Auge des Raubtiers, blitzte weißlicher Schein durch die Nacht.

In allen seinen Augenblicken und Stimmungen schauen wir das Meer. Wenn die rote Abendsonne auf ihm liegt wie eine goldene Kugel auf silberner Platte, und wenn es in gewaltigem Aufruhr unsichtbare Hände durchwühlen, die Feuer über den Himmel werfen, damit die Wolkenrose mit den flatternden Mähnen auf der umnachteten Bahn nicht straucheln und in den Abgrund stürzen.

Wie lieblich ist dagegen Heim Heiderieters Heide mit ihren schätzereichen Hünengräbern, mit ihrem Wodanshügel, von wo man einen weiten Blick auf das Meer und die ferne Hallig hat, mit dem klaren Wässerlein, das unter dünnen Birken, nicht weit vom Waldrand, eilig, leise vor sich hinredend, über weißen Sand läuft. Und an ihrem Ende, fast unter ihrer braunen Decke versteckt, Heim Heiderieters Haus, dessen breites, niederes Strohdach fast bis zur Erde reicht, und das manchmal so recht träge im Nebel steht, dessen Inneres, dunkel und verräuchert, aber wohnlich und behaglich, halb Bauernhaus, halb Gelehrtenheim, gut zu seinem Besitzer paßt, ein wahres Nest der Poesie und Gemütlichkeit.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie auch in diesem Buch Frenssens Freude an der Beschreibung, seine Lust zu malen, das Kleinste und Einzelste zu beachten und an seinen Ort zu stellen, nicht zu kurz kam.

Ist es nach alledem zuviel gesagt, wenn ich „Die drei Getreuen" Frenssens ersten „Wurf" nenne, mit dem er sich als tüchtiges Erzählertalent, als Dichter mit ausgeprägtem Profil legitimiert hat? „Jörn Uhl" ist gewiß das bedeutendere, weil tiefere und reifere Werk. Allein es steckt in den „Drei Getreuen" schon der ganze Dichter des „Jörn Uhl", und was Geschlossenheit der Form, Frische und Zugkräftigkeit der Linienführung anlangt, scheint mir „Jörn Uhl" hinter dem früheren Werk zurückstehen zu müssen.

Dennoch müssen wir, trotz dieses Totaleindrucks, an einer Reihe wichtiger Punkte Kritik üben. So an dem unnatürlich wirkenden Schluß, wo auch Franz Strandiger um der Harmonie des Ganzen willen zu einer braven Frau kommt, an der ungenügenden Motivierung des langen Aufenthalts, den Ingeborg Landt zusammen mit dem ihr doch ziemlich fernstehenden Andrees Strandiger auf Flackelholm nimmt, an den seltsamen Begegnungen Heim Heidereiters mit Eva Walt, in denen noch etwas von jugendlicher Romantik des Dichters zu Tag tritt, endlich an den farblosen und darum matt wirkenden Schilderungen des Tübinger Studentenlebens und des Heidelberger Universitätsjubiläums. Diese letzteren zeigen auch ganz deutlich, wo Frenssens künstlerische Schranken liegen, nämlich überall da, wo er selbst den Boden der Heimat verläßt.

Und nun zu „Jörn Uhl" [1]).

II.

Verwandt ist dieser Roman mit den „Drei Getreuen" vor allem durch die Ähnlichkeit der zugrunde liegenden Idee. Auch hier haben wir die Darstellung einer unter dem Kampf mit schweren Geschicken sich vollziehenden Umkehr. Einer Abwendung von falschen Zielen, die verbunden ist mit innerer Gesundung und Erstarkung des Helden. „Jörn Uhl" ist die Geschichte eines mühsam zum Leben sich emporringenden Menschen. Willensenergie und Zähigkeit sind die Grundelemente seines Charakters. Dabei ist er kein kühner Draufgänger; es eignet ihm eher etwas Schüchternes, eine gewisse Befangenheit. Darum hat sein Verhalten auf den ersten Blick mehr etwas von passiver Resignation, als von jugendfrischem Wagemut. Er schweigt und duldet vieles, und doch ist die Geduld, mit der er alles über sich ergehen läßt, nur die Außenseite einer angespannten inneren Aktivität. Seine geistige Organisation ist feiner und komplizierter als seine äußere Erscheinung ahnen läßt. Es wohnt in ihm jene sittliche Tüchtigkeit, jenes Verantwortlichkeitsgefühl und jene Treue gegen sich selbst, die auch den einfachen Sohn aus dem Volke zu großen sittlichen Leistungen befähigt. Zwar ist er ein Mensch von Fleisch und Blut, und wir freuen uns darüber — allein seine gesunde Natur bewahrt ihn vor Ausschweifung und leitet im entscheidenden Augenblick aus sich selbst

[1]) Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1901.

den Genesungsprozeß ein. Dazu kommt eine anererbte Empfänglichkeit für höheres geistiges Leben, ein Forschungstrieb, der sich nicht selten bei den Söhnen der Marsch, auch wenn sie bäuerlichen Verhältnissen entstammen, zu finden scheint. Ein Hang zum Grübeln, eine spekulative Ader ist in Jörn Uhl, die sich dann doch wieder mit dem praktischen Sinn des Bauern verbindet und im späteren Leben eine Richtung auf Mathematik, Astronomie und konstruktive Bauwissenschaft nimmt. Schon der Knabe baut gerne aus den Scheren der alten Magd Wieten Penn eine Brücke vom Nähkorb herab zum Tisch und drückt mit der Hand darauf und ist stolz darüber, daß sie so stark ist, während Wieten Märchen erzählt, die der phantasiearme Knabe in sehr nüchterner Weise kritisiert.

Die Wege, welche Jörn Uhl gehen muß, führen ihn nun weit ab von den Zielen, welche seine ganze Veranlagung ihm zu setzen scheint.

Der einzige Versuch, in eine höhere Schule einzutreten, schlägt fehl, da Jörns Vater sich nicht um die Vorbildung des Sohnes gekümmert hat. Unverrichteter Dinge kehrt der Knabe von seinem ersten Gang in die Welt zurück. Doch verschmerzt er diese Niederlage bald, da sein Geist durch die Sorge um den verwahrlosten Hof seines Vaters auf ein neues Ziel gerichtet wird. Er lernt das Evangelium verstehen, das ein alter, weißhaariger Bauer ihm verkündigt: „Arbeiten, nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften". Und auch das ist ein Gewinn fürs Leben.

Tiefere Spuren hinterläßt das unglückliche Liebesverhältnis zu der „Sanddeern" in seiner Seele. Dies Mädchen, „das alles hat, was seinem Alter begehrenswert erscheint, Mut vor allem und sicheres Urteil, sittliche Reinheit und große Güte", und das ihm doch nicht beschieden ist, verändert sein ganzes Wesen. Er wird ein stiller, wortkarger Mensch, der sich gegen die Welt abschließt. Sein Inneres ist um diese Zeit „wie eine alte Bauernkirche", in welcher „Dämmer und Dunkel herrscht", und in die nur schräg durch die Fenster Sonnenstrahlen fallen. Aber „ganz hinten auf goldglänzendem Altar brennen hohe, stille Lichter". Er verzichtet auf die Frauen, weil er glaubt, nicht befähigt zu sein, „eines dieser merkwürdigen Wesen mit den weichen Augen zu gewinnen".

Reinliche Scheidung zwischen sich und der Welt wird von da ab seine Losung. Es ist echt jugendliche Resignation, wenn er beschließt zu sparen, um sich in seinen alten Tagen auf einem kleinen Hof zur Ruhe zu setzen. Unter diesen Einflüssen erhält sein Wesen einen starren Zug der Frühreife und Pedanterie. Er geht zur Kirche, wo ein strenggläubiger Pfarrer die christliche Lehre nüchtern und herzlos vorträgt, weil er ein „Ordentlicher" sein will. Er hält etwas auf Gott, weil dieser „so etwas Altmodisches" hat wie Jörn selbst. Doch gehen daneben in ihm auch selbst in dieser altklugen Periode Unterströmungen her, die beweisen, daß sein Wesen noch nicht völlig im Kern verfestigt und vertrocknet ist. Er entdeckt nach einer mutigen Tat, bei der er Kinder vor der Wut wilder Hunde geschützt hat, im Gespräch mit einem Pietisten, der diese Tat in religiösem Sinne zu deuten versucht, daß es in der Welt noch andere Dinge gibt als Ehrbarkeit und Gelderwerb. Und sein nie

versiegender Wissensdurst erhält neue Nahrung, als er mit Hilfe eines alten astronomischen Atlas den gestirnten Himmel beobachtet. Die Lust am Lernen steigt ihm heiß wie Wein zu Kopf.

Aber alles das wird streng verschlossen. Auch das Leben in der Kaserne zu Rendsburg ändert daran nichts. Seine Bravheit und Tüchtigkeit im Dienst gewinnen ihm die Achtung seiner Vorgesetzten und Kameraden. Und doch muß er sich selbst gestehen: „Ich weiß nicht, was das ist, daß ich nicht ordentlich lachen kann. Es ist, als wenn mein Gesicht gefroren ist". So bleibt er auch während des Feldzugs, und auch nachher, als er in Hamburg zum ersten Mal wieder mit dem ihn heimlich seit lange liebenden Mädchen, der Gespielin seiner Kindheit, Lisbeth Junker, zusammentrifft, der ungelenke, verschlossene Mensch, an dem nichts von frischer Jugendlichkeit zu spüren ist. Er hält „seine Jugend für tot, und macht ein langes, gerechtes Gesicht zur Feier ihres Begräbnisses und Augen, als wenn alle vorsichtige Überlegung aller vorsichtigen Menschen in ihm lag".

Der erste Schritt einer inneren Wandlung vollzieht sich, als Jörn Uhl nach dem Sturz seines herabgekommenen Vaters den Hof, „Die Uhl" selbst übernimmt. War er bisher der sichere, sich selbst genügende Mensch, so überfällt ihn nun angesichts der Riesenaufgabe, vor die er sich gestellt sieht, das Gefühl einer großen Einsamkeit und Verlassenheit, ein Gefühl der Unzulänglichkeit und Bedürftigkeit. Und nun sucht er zum ersten Mal „in bangem Vertrauen die unsichtbaren, starken, segnenden Mächte, die im Evangelium sind".

Doch läßt es die harte Wirklichkeit, mit der er zu ringen hat, den schuldenüberlasteten Hof über Wasser zu halten, zu keiner Vertiefung dieser Eindrücke kommen. Im Gegenteil, Jörn wird herrisch. „Seine Nase tritt bedeutend hervor. Seine Augen fliegen mit scharfen Blicken aus ihren Tiefen. Der Name „Landvogt", der sieben Jahre vergessen war, kommt wieder auf." Das herrliche Weib, Lena Tarn, das lacht, singt, arbeitet und liebt, kommt mit alledem nur bis an das Tor seiner Seele. Sie klopft an, aber er läßt sie nicht herein. Und in dem dummen Stolz, ein kräftigeres Weib zu haben als andere, läßt er zu, daß Lena Tarn nach der Geburt ihres Kindes zu früh aufsteht und dabei eine Unvorsichtigkeit begeht. Er muß sie verlieren.

Dann folgt das Schwerste: die Mißernte.

In diesem Augenblick erscheint ihm sein ganzes Leben nicht mehr als lauter Mühe und Arbeit, sondern als lauter Irrtum und Sünde. Da ist es wiederum einzig der Gedanke an die Vertrauensbotschaft des Evangeliums, welche ihn aufrecht erhält.

In diesen Stunden wird Jörn Uhl innerlich frei. Er löst sich von dem unerreichbaren Idol, dem er bisher nachjagte, halten zu wollen, was nicht mehr zu halten ist; und als das Schicksal selbst helfend eingreift, indem es den zerstörenden Blitz in die Uhl wirft und Jörns alten Vater hinwegrafft, sagt er zu seinem Oheim Thiessen:

Ich bin nun fertig damit! Ich lasse die Uhl nun fahren, samt allen ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch . . . ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt; ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Mensch gewesen . . . Aber

nun, wahrhaftig, nun will ich wirklich versuchen, was du gestern sagtest: ich will sehen, daß ich meine Seele wiederbekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat.

Wir würden an dieser Stelle mit voller Ruhe von Jörn Uhl Abschied nehmen. Wir wissen, daß der Druck von seinem Wesen schwinden und Jörn ein anderer Mensch werden muß. Er hat den geistigen Boden für seine Individualität gefunden, und kein äußeres Hemmnis steht mehr dem entgegen, daß er auf diesem Boden festen Fuß fasse. Leider hat der Dichter nun noch einen Schluß hinzugefügt, den ich für durchaus verfehlt halte.

Statt uns in wenigen Linien einen Ausblick in die künftige Lebensgestaltung Jörn Uhls zu geben, läßt er uns ihn beim Aufbau seines Glücks Schritt um Schritt begleiten, was uns nach der sehr ausführlichen Schilderung seiner Entwicklung nicht mehr so recht interessiert. Zumal es uns doch recht fraglich erscheint, ob ein Mensch im Alter und nach den Erlebnissen Jörn Uhls noch imstande ist, sich die vorgeschriebene polytechnische Bildung des Ingenieurs zu erwerben. Doch würden wir uns das alles, weniger breit dargestellt, mehr nur angedeutet, schließlich gefallen lassen, wie auch die Tatsache, daß Jörn Uhl noch einmal an der Seite Lisbeth Junkers glücklicher Ehemann wird. Allein gerade diese Liebesepisode wirkt in ihrer umständlichen Ausführlichkeit nach der überaus zarten, streng konzentrierten, durch und durch poesiegetränkten Geschichte Lena Tarns ernüchternd und ermüdend. Denn was will diese in den ersten Teilen des Romans so vornehm tuerisch, altklug und „fipp" auftretende und hier am Schluß dem Geliebten sich beinahe aufdrängende Lisbeth Junker, die nicht recht Fisch und nicht recht Fleisch ist, was will sie besagen neben Lena Tarn, deren Jugendfrische und unverfälschte Naturkraft sie zehnmal überstrahlt. Wir können Jörn schließlich doch nur beklagen. Denn er tauscht für ein unbändiges, stolzes, lebensfrisches junges Weib, das doch zugleich von zärtlicher Schmiegsamkeit und keuscher Gefühlsinnigkeit ist, ein Wesen, von dem der Dichter trotz aller Bemühungen die Bläße einer großstädtischen Halbbildung nicht wegzuretouchieren vermochte.

Daß am Schluß auch Jörn Uhls verlorene Schwester Elsbe — und noch dazu am Weihnachtsabend — sich nach vielem Elend heimfindet, daß Jörns Jugendgespiele Fiete Krey nach reichbewegtem Leben aus Amerika zurückkehrt, daß Heim Heiderieter, der im ganzen Roman vorher nie erwähnt wird, wie aus der Versenkung auftaucht, um eine ziemlich langweilige Geschichte zu erzählen, Jörn Uhl den Sinn und Gang seines Lebens zu erklären und sich schließlich als Gustav Frenssen vorzustellen: dies alles sind bedauerliche Schwächen der Dichtung. Denn sie dienen in keiner Weise dazu, die Idee des Buches kräftiger zu dichterischer Gestaltung zu bringen, als es ohnehin der Fall gewesen wäre.

Wir sahen, daß diese Idee eine ethische ist: das Ringen eines Menschen mit sich und der Macht äußerer Verhältnisse, endend mit dem Sieg der Persönlichkeit. Es zeugt von Lebenskenntnis, daß Frenssen seinen Jörn Uhl in diesem Kampf nicht ganz allein stehen läßt. Da haben wir als Bundesgenossen die alte Wieten Penn, um ihres „tiefdenkerischen" Wesens auch „Wieten Klook" genannt. Sie, die an den Kindern Jörn und Elsbe Mutter-

stelle vertritt, bewahrt ihre Schützlinge wenigstens während ihrer ersten, zartesten Jugend vor dem verrohenden Geist des Vaters und der Brüder.

Da ist ferner Thieß Thiessen, der Bruder der Mutter, eine Jörn innerlich verwandte Natur, nur feiner, aber auch origineller als er. In ihm lebt der gute Geist der Mutter weiter. Mit wenigen Worten charakterisiert ihn der Dichter:

In seinen kleinen, klugen Augen und in seinem kleinen, mageren Gesicht unter dem hohen, steifen Hut blinkte und lächelte die Weisheit, welche zu den Leiden sagt: „Ich will leise über euch lachen", und zu den Freuden: „Ich will leise über euch weinen", die Weisheit, welche sagt: „Das Menschenleben ist unerklärlich. Duck dich Vögelein und fürchte dich nicht: es ist alles in eines großen Gottes Hand".

Eine echt Frenssensche Gestalt: leidenschaftlich an der Heimat hängend, beschaulich, sogar grüblerisch, ein Philosoph im Bauernkleide und ein guter Mensch.

Da ist der junge Pfarrer. Kein Dogmatiker und kein Bekehrungseiferer. Vielmehr ein schlichter Christ, der seinen Leuten in ihren inneren Nöten helfen möchte. Darum gelingt es ihm, Jörn Uhls Vertrauen zu gewinnen. Bei ihm lernt Jörn zum ersten Mal ein freies Verständnis des Evangeliums und der christlichen Religion kennen.

Außer diesen, ihn mittelbar oder unmittelbar fördernden Menschen sind es vor allem geistige Mächte, welche Jörn Uhl zum Sieg verhelfen: die Macht des religiösen Vertrauens und die Macht des Erkenntnistriebes.

Der staunend forschende und der demütig verehrende Mensch ist zugleich der dem Schicksal gewachsene Mensch: „Nur denen," heißt es einmal, „die bewundern, staunen und demütig verehren, nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein."

Jörn Uhl ist ein dichterisches Bekenntnis. Und hier liegt wohl die Erklärung für ein gut Teil seines enormen Erfolges. Der Zeitpunkt seines Erscheinens war für seine Aufnahme überaus günstig. Der Naturalismus, der doch so etwas wie eine Weltanschauung ist, wenn auch eine öde und unbefriedigende, hatte abgewirtschaftet. Auch in Kunst und Literatur erwachte ein Sehnen nach positiverer Wertung des Daseins, nach höheren Idealen und tieferer Erfassung des Lebens. Da erschien „Jörn Uhl", ein Buch, hinter dem eine geschlossene Persönlichkeit mit durch und durch idealistischer Weltanschauung steht.

Schon in seinem ersten Roman, deutlicher noch in den „Drei Getreuen" tritt Frenssens religiöse Grundstimmung zu Tage. In der Geschichte Andrees Strandigers nimmt das religiöse Moment einen sehr wichtigen Platz ein. Seine innere Hinwendung zu der Heimat ist gleichzeitig Abkehr von den sittlichen Irrungen und theoretischen Zweifeln, die ihn lähmten, zu einer festen, religiösen Lebensauffassung. Maria Landt ist der reine Typus duldenden, mitleidenden, sich selbst opfernden, weiblichen Christentums. Und auch für zahlreiche andere Figuren der Dichtung wird die religiöse Frage von Wichtigkeit. Es wird über Religion gesprochen, Gebete werden mitgeteilt und mit besonderer Liebe ist die Gestalt des alten Pastors Frisius behandelt.

Diese ans Tendenziöse streifende Behandlungsweise des Religiösen hat der Dichter des „Jörn Uhl" überwunden. Nicht nur, daß es hier überhaupt mehr zurücktritt, und daß, wo es unmittelbar zur Darstellung kommt, es einen ungesuchteren, unabsichtlicheren Eindruck erweckt — Frenssen ist in seiner Auffassung der Religion freier geworden. Nicht im Sinne irgend einer Dogmatik. Frenssens theologische Überzeugungen, die wir aus seinen sehr lesenswerten, den Dichter des „Jörn Uhl" auf jeder Seite verratenden Predigten[1]) kennen lernen, haben wohl in den Jahren seiner literarischen Entwicklung keine entschiedene Umbildung mehr erfahren.

Es wird in diesen Predigten eine einfache Auffassung der Grundwahrheiten des Evangeliums in moderner, zuweilen höchst origineller, auf die konkreten Zustände seiner bäuerlichen Zuhörer Bezug nehmender Sprache vorgetragen. Wir haben stets den geschichtlich gebildeten Theologen und den gefühlsinnigen Christen vor uns und ein Christentum, das ebenso frei ist von unfruchtbarem Dogmatismus als von seichter Schönrednerei. Damit stimmt, was wir von Frenssens Christentum in seinen dichterischen Büchern finden. Nur mit dem Unterschied, daß in „Jörn Uhl" das Christliche noch mehr als in den früheren Romanen von aller kirchlichen und konfessionellen Beschränkung frei erscheint. Das Christentum ist dem Dichter des „Jörn Uhl" ganz einfach der jedem Menschen nötige Idealismus, das Vertrauen in den Gang der Geschicke, ohne welches wir nun einmal keine sicheren Schritte tun können. Ob und wie das vom einzelnen formuliert wird, darauf ist kein so großes Gewicht zu legen.

„Wir sollen," läßt er den jungen Pfarrer zu Jörn Uhl sagen, „Vertrauen haben, daß Gott im Himmel uns zu allen Zeiten, auch im größten Dunkel, mit starkem, immer wachem Willen und mit immer guter Absicht zur Seite steht, und von diesem guten Glauben aus sollen wir wacker gegen alles Böse in uns und um uns streiten. Den Rücken durch das Gottvertrauen, als durch eine starke Mauer gedeckt, sollen wir für das Gute kämpfen und am endlichen Sieg erst auf dieser, dann auf der anderen Seite nimmer zweifeln. Das, meine ich, ist das ganze Christentum. Wenn aber einer zu diesem Gottvertrauen nicht kommen kann — denn das ist nicht jedermanns Sache — und kann ohne Gottvertrauen das Gute und Liebe tun: so soll man es genug sein lassen und sich freuen."

Dieses Bekenntnis zu der Grundüberzeugung des Christentums ist wohl zu vereinen mit dem sich bescheidenden Verzicht auf irgendwelche endgültige Lösung der großen Daseinsrätsel:

Wer weiß etwas? Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zuviel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die anderen, als Gott in den Knien lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtswissers, welcher die Worte gesagt hat: „Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen". Wir staunen und verehren demütig, neugierig.

Auch ohne das Zitat wird uns bei diesen Worten der Name Goethes auf die Lippen treten. Es ist die Anschauung des deutschen Idealismus, wie

[1]) G. Frenssen, Dorfpredigten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1903.

sie an Goethes Namen sich anschließt, mit einer leichten Färbung ins Evangelisch-theologische, welche dem „Jörn Uhl" zugrunde liegt. Gesundes, sittliches Empfinden und reiche Lebensweisheit, wie sie Frenssen in seiner ländlichen Gemeinde zu sammeln Gelegenheit hatte, vervollständigen den ideellen Wert des Buches. Begreiflich genug, daß das deutsche Volk, einmal auf den Roman des Holsteiner Dichters aufmerksam geworden, in ihm seinen besten geistigen Gehalt wiederfand.

Zumal da „Jörn Uhl" auch als Dichtung gewertet eine wirkliche Bereicherung unserer nationalen Literatur bedeutet. Es ist mir freilich bis heute ein Rätsel, wie es geschehen konnte, daß die deutsche Kritik, sonst so spröde und zurückhaltend, anfangs mit wenigen Ausnahmen gerade diesem Buch mit einer unbedingten Begeisterung zujubelte, die wir an ihr sonst nicht gewöhnt sind. Ich habe einige Besprechungen vor mir liegen, z. B. die von Carl Busse im „Tag" und die von V. v. Kleinenberg in den „Hamburger Nachrichten", in denen „Jörn Uhl" in wahren Dithyramben gefeiert wird, als ein „wunderbares Buch, stark, grausam, gewaltig wie das Leben selbst", als ein Werk, in dem es „kein Oben und kein Unten gibt," das „keinen Plan, keinen Aufbau, kein Ziel, keinen Anfang und kein Ende hat", in dem die Kategorien des Raumes und der Zeit aufgehoben sind und das „ohne Mitgefühl oder Abneigung" des Dichters für seinen Gegenstand geschrieben ist.

Nun, abgesehen davon, daß das zum Teil doch recht zweifelhafte Lobsprüche sind, hat diese Art von Verhimmelung zwar der Verbreitung des Romans sicher geholfen, eine unbefangene Beurteilung aber außerordentlich erschwert. Denn solche am Tage liegende Überschwenglichkeiten, in denen, mit Busse zu reden nur „herausgejubelt" wird, müssen bei nüchternen Naturen eine starke Reaktion hervorrufen. Und sie ließ auch nicht auf sich warten. Schon im ersten Novemberheft des vorigen Jahres brachte „Das literarische Echo" eine Besprechung von Gittermann, in welcher „Jörn Uhl" „als Ganzes einfach langweilig" genannt wird. Solcher Stimmen haben sich in letzter Zeit noch manche vernehmen lassen. „Jörn Uhl" fängt an, Parteisache zu werden. Dies Los aber hätten wir dem schönen Buch gern erspart gewußt.

Denn daß es ein schönes, auch dichterisch tüchtiges Buch ist, sollte nicht bestritten werden. Jörn Uhl ist ja freilich „kein Mensch mit besonders feinverzweigten Irrgängen des Gedankens oder Gefühls", wie wir solchen in unseren modernen Romanen zu begegnen gewohnt sind; allein er ist ein starker, treuer, geistig kerngesunder Mensch, der Typus des germanischen Mannes, speziell des Nordfriesen, und seine Entwicklung ist die eines guten Menschen, der sich in seinem dunklen Drange doch schließlich auf die rechte Bahn findet. Zugleich aber hat ihn der Dichter doch so lebendig individualisiert, daß uns sein Ringen mit dem Schicksal ergreift und wir erleichtert aufatmen, als wir ihn endlich am Ziele seines mühevollen Weges wissen. Dies Motiv ist gewiß kein ganz neues — der Vergleich mit Sudermanns „Frau Sorge" liegt ja nahe — allein die Behandlung ist durchaus originell und, wie unsere Analyse gezeigt hat, reich an eigenartigen Zügen und überraschenden Wendungen. Es

ist unbegreiflich, wie man den Werdegang dieses herben und doch innerlich reichen Naturmenschen „langweilig" finden kann.

Zumal ihn der Dichter in einen großen Lebenskreis von Menschen und Verhältnissen gestellt hat, der für unsere Literatur tatsächlich ein Neuland bedeutet. Wir hörten, so oft von Hebbel, Storm und Klaus Groth die Rede war, viel vom ungebrochenen Volkstum in Dithmarschen. Und wir fanden in den Werken aller drei genannten Dichter Spuren und Hindeutungen, auch poetische Verherrlichungen der Heimat. Allein dies nordfriesische Bauernleben in seinem ganzen Umfange zu schildern, uns einen wirklichen Einblick in die innerste Psychologie dieses Menschenschlages zu geben, war doch erst Frenssen vorbehalten. Und erstaunlich ist die Fülle, die Breite und Tiefe dieser Darstellung. Ich muß mir versagen, hier auf einzelnes einzugehen.

Es ist auch fast unmöglich, den Reichtum an originellen und interessanten Gestalten nachzeichnend zu erschöpfen, die in „Jörn Uhl" in buntem Zuge an uns vorübergleiten. Ich habe das Buch mehrmals gelesen und gestehe, gerade von der volkspsychologischen Einsicht des Dichters, von der Feinheit seines Gefühls sowohl für die soziale als für die individuale Seite dieses bestimmten Menschenschlages einen immer stärkeren Eindruck empfangen zu haben. Nach dieser Hinsicht darf sich Frenssen getrost mit dem bedeutendsten lebenden Schilderer heimatlichen Volkstums, mit Peter Rosegger, messen. Es ist keine große Welt, welche der Roman umschreibt, und es sind nicht alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens, welche er durchmißt — einfache Menschen, starke und schlichte Empfindungen, eine reine, aber nicht gerade überwältigende Natur, eine unverdorbene, aber auch primitive Kultur sind in „Jörn Uhl" dargestellt. Und das begründet den Wert des Buches, wenn es ihn auch nach einer Seite hin einschränkt. Es strömt uns daraus der frühlingsfrische Duft jungfräulicher Erde entgegen. Wir retten uns aus dem Gewirre und Getriebe moderner Überkultur auf ein Eiland ungebrochenen Volkstums und brauchen doch nicht in historische oder vorhistorische Vergangenheiten zu flüchten. Wir sehen mit Entzücken in eine kleine Welt voll jugendlicher, unverbrauchter Menschenkraft, die mitten in der unseren liegt und beginnen für die Zukunft unseres Volkes aufs neue zu hoffen.

Damit haben wir nun auch den poetischen Umkreis dieses Werkes genau abgegrenzt und uns das volle Recht gesichert, dem vielen Guten und Wertvollen, das mit „Jörn Uhl" gleichzeitig geschaffen wurde, auch wo es sich in ganz anderen Bahnen bewegt, unsere ungeminderte Beachtung zu schenken. Und dies ist doppelt nötig in einer Zeit, die in ihren Sympathien und Antipathien gleich einseitig, willkürlich und unzuverlässig, heute in maßloser Weise vergöttert, was sie vor zehn Jahren verächtlich beiseite geschoben hätte.

Ein kurzes Wort noch über die Form des „Jörn Uhl". Inhalt und Form lassen sich ja nie völlig voneinander trennen. Und so ist, was ich zum Lobe seines Inhalts gesagt habe, auch auf die Form des Romanes zu beziehen. Reichtum, Fülle, Kraft, Individualität des Stils zeichnen dies Werk Frenssens nicht minder aus wie sein früheres. Dieser Stil ist nicht „der heißersehnte, große, epische Stil", den unsere Literatur bisher schmerzlich hat entbehren

müssen. Denn zu einer universellen literarischen Bedeutung wird er nie gelangen, vorbildlich wird er nie werden, weil er — was sein größter Vorzug — durch und durch individuell ist. Es ist vielmehr der von den „Drei Getreuen" und der „Sandgräfin" her bekannte Frenssensche Stil, nur zu voller Reife, fast möchte man sagen, zur Überreife gesteigert. Allerdings ein Stil von reichen und feinen „Qualitäten", durchwärmt von dem erquicklichen Hauch einer gütigen Persönlichkeit, getaucht in die reine Glut einer starken, aber gezügelten Phantasie. Echt episch in seiner massiven Behäbigkeit, eignet er sich in besonderem Maße zur Schilderung bäuerlichen Lebens. Zahlreiche Bilder in „Jörn Uhl" sind von großer Anschaulichkeit und lebensvoller Realistik. Wie versteht es der Dichter, uns das Kinderfest in Sankt Mariendonn miterleben zu lassen! Wir treten mitten unter die trippelnden, tänzelnden Kindergestältchen und sehen die düsteren Schatten, welche von den Sünden und Leidenschaften der Alten in die zarte Lieblichkeit dieses Festes fallen. Wie ergreifend schildert der Dichter das Sterben der Mutter, Lena Tarns und des alten Uhl. Es ist ein Holzschnitt in der Art Rethels, wo der Tod selbst in das Sterbehaus eintritt, um sein Opfer zu holen. Das Grausige, Unheimliche, die naive Phantasie der Landbewohner mit Entsetzen erfüllende zu schildern, gelingt Frenssen ebenso gut wie die sorgfältige, liebevolle Malerei des Kleinen, scheinbar Unbedeutenden, z. B. einer Schusterwerkstätte im Schein der Morgensonne oder eines angelnden Kinderpaares am Ufer eines ruhig liegenden Teiches in heißer Sommermittagstunde; selbst ein paar überaus zarte, fein empfundene Liebesszenen, wie jenes köstliche, von Mondlicht und weichem Windhauch durchwobene Nachtstück, da Jörn Uhl und Lena Tarn zum gestirnten Himmel emporschauen, fehlen nicht. Am wenigsten gelungen scheint mir die Schlacht von Gravelotte, von der uns der Dichter allerdings nur so viel erleben läßt, als in die Anschauung seines Helden übergegangen ist. Ich gebe dem Kritiker recht, der diese unnatürlich lebhafte und dabei ganz unplastische Schlachtenschilderung mit „unendlicher Gelassenheit" gelesen zu haben versichert. Und auch darin muß ich ihm beistimmen, daß Frenssen seinen Gestalten oft zuviel von seinem Eigenen gibt, weniger in ihrem Handeln als in ihren Reden. Die Frenssenschen Bauern und Bauernmädchen reden zuweilen eine Sprache, wie sie höchstens ihr Pfarrer — wenn er nämlich Gustav Frenssen heißt, in Wirklichkeit reden wird. Man denke nur an die Abschiedsrede, welche die überhaupt verzeichnete Sanddeern Jörn Uhl hält. Doch sollte man auf diesen Punkt kein so großes Gewicht legen. Denn auf die sonstige Charakteristik haben diese Reden, soweit ich sehe, keine nachteilige Wirkung geübt. Und im übrigen: bei Theodor Fontane reden die Leute auch meist Fontanisch — ich erinnere an den alten Stechlin — ohne daß sich jemand daran stoßen würde.

Bedenklicher ist die Behandlung des Episodischen. Die Hauptbegebenheit ist von einem Kranz von Episoden eingefaßt, die alle in irgend einem näheren oder ferneren Verhältnis zur Idee des Ganzen stehen, aber durch ihre große Anzahl und durch die breite Behandlung die Einheit des Romanes stark beeinträchtigen. Frenssen hätte allein aus diesen Episoden einen stattlichen

Novellenband mit zum Teil recht feinen Stücken zusammenstellen können. Daß er es nicht tat, sondern seinen „Jörn Uhl" damit fazettierte, zeugt von einem beneidenswerten Kraftgefühl des Dichters und steigerte die Fülle und den Gehalt des Romans. Trotzdem ist es mir sehr fraglich, ob es geraten war, in eine ohnehin breitangelegte, an Spannung arme Erzählung so zahlreiche Einlagen zu schieben. Man sage nicht, dieser Mangel an Straffheit der Komposition bedeute einen Zuwachs an Lebenswahrheit. Auch im Leben herrsche nicht das dramatisch bewegte Nacheinander, sondern das ruhige, breite Nebeneinander vor. Dieser an sich richtigen Behauptung würde „Jörn Uhl" genügen, auch wenn der Dichter sich größere Beschränkung hinsichtlich der Episoden auferlegt hätte. Frenssen hat auch gewiß nicht aus derartigen theoretischen Reflexionen heraus, sondern ganz einfach dem überstarken Produktionsdrange folgend geschrieben und dabei die Einheit zuweilen aus dem Auge verloren.

Alles in allem ist „Jörn Uhl" ein reiches, eigenartiges Buch, ein Stück Leben in künstlerischer Verklärung, die Gabe eines selbständigen, bedeutenden Dichters.

In bescheidenen Verhältnissen ist Gustav Frenssen aufgewachsen. Als Landgeistlicher einer nicht allzugroßen Gemeinde hatte er Muße, das Volk, dem er selbst entstammte, genau und gründlich zu studieren. Er hat es in seinen Nöten und bei seinen Freuden kennen gelernt und liebt es mit treuem Herzen. Wenn der Dichter in Heim Heiderieter sich selbst geschildert hat, so wissen wir, daß Frenssen die dichterische Anlage lange in sich trug, bevor er das lösende Wort für ihre Entfaltung fand. Mancher Versuch mag fehlgeschlagen sein, ehe er mit der „Sandgräfin" vor eine breitere Öffentlichkeit getreten ist. Und auch in diesem Werke, wieviel Äußerlichkeit, wieviel Konventionelles und Unechtes! Und doch lag hinter alledem noch etwas anderes, die Ahnung einer verborgenen Kraft, die Sehnsucht nach Reife und Vollendung. Frenssen läßt uns in diese Kämpfe hineinschauen, wenn er Heim Heiderieter sprechen läßt:

Man müßte etwas anderes schreiben als das da! . . . Ganz was anderes. Aber ich weiß nicht, wie ich das machen muß. Zuweilen sehe ich es, wie ein Segel, das erscheint und wieder verschwindet . . . Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund, so wie Fritz Witt ist. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im Westwind: „Das war frisch und schön!" Es müßt' einem sein, als käme man aus einem Dom, und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen gesehen mit weichen, losen Händen und demütigen Augen, sondern den Siegfried mit der hohen Gestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite.

Mit seinem zweiten Roman und mit „Jörn Uhl" hat Frenssen dies Ziel erreicht. Er hat uns Dichtungen geschenkt, die „von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit" handeln, so „recht Deutsches und Einfaches", etwas „für das ganze und große Volk, was der Gebildete gerne liest und auch der einfache Mann." Es ist kein Zufall, daß Frenssen in diesem Zusammenhang die Namen Freytag und Reuter erwähnt. Der Dichter ist viel ehrlicher, als manche seiner Trabanten, die uns glauben

machen möchten, „Jörn Uhl" sei wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter entsprungen.

Freytag, Reuter und Raabe, vielleicht auch Gottfried Keller sind bei „Jörn Uhl" zu Gevatter gestanden. Von ihnen ward Frenssen in der seiner eigenen Natur gemäßen künstlerischen Richtung bestärkt, in dem Studium ihrer Werke hat er den angeborenen Sinn für das Natürliche, Einfache, für heimatliches Volkstum, wohl auch sein Stilgefühl gebildet und geklärt. Sein Schaffen bedeutet, soweit sich heute darüber etwas ausmachen läßt, keinen Anfang, sondern eine glückliche Weiterbildung für unsere Literatur; eine sehr erfreuliche Wiederanknüpfung an die realistische Dichtung des verflossenen Jahrhunderts, deren Wege und Bahnen noch keineswegs ausgetreten waren, als man sie verließ.

Wie groß die Strecke sein wird, welche uns auf dieser Bahn weiterzuführen Gustav Frenssen berufen ist, wie weit der Horizont, den er uns wird schauen lassen, wie reich die Fülle der Bilder, die er uns zu enthüllen hat, läßt sich heute natürlich nicht bestimmt sagen. Doch was auch folgen mag: für das, was er bis heute geschaffen hat, wollen wir ihm immer von Herzen Dank wissen, gleich weit entfernt von kleinlicher, mißgönnender Nörgelei wie von unkritischem Überschwang!

Judas.

Von

Carl Hauptmann.

Oben am Berge war ein Schuß gefallen, der in dem herbstlichen Zuge der Lüfte sonderbar verhallte über See und Stadt. Und dann ging das Leben dem Abend zu. Ungestört und in Nebeln spinnend, kam es aus der Höhe und umwob die Stadt. Und es stieg aus dem See, bis die Nacht kühl und mit Reif hereingebrochen. Erst am anderen Tage fand man ihn. Ein Student, der oben einsam auf dem Berge spazierte — dort, wo schlanke Lärchen wie Schatten und Schemen gegen Luft und Tal sich in zartem Linienwerk erhoben im Dunstgespinst, und wo man mit seinen Gedanken ganz einsam in Wiesen und Haiden schritt — fand ihn im Grase liegen, die Schläfe zerschossen, die Hand gekrampft und von fallenden Blättern bestreut, die über ihn blinkten und ihn nicht weckten. Er hatte ihn auch sogleich erkannt. Denn die Studenten kannten ihn alle. Er hatte ihn erkannt an den Augen, von denen eines noch halb geöffnet, wie lauernd blinzelte, und an dem ganzen ärmlichen, verschabten und doch würdig scheinenden Rocke, dem man die Stellen ansah an Rücken und Ärmeln, mit denen er seit einigen Jahren die Bänke der Hörsäle drückte. Dann vor allem erkannte er ihn gleich, weil er nur einen Arm hatte und den Ärmel des anderen mit dem Handende in der Tasche trug. Niemand kannte ihn *recht*, niemand wußte groß von ihm mehr als seinen Namen. Jedermann floh ihn, grundlos fast und doch aus einem tieferen Grunde des Blutes und Lebens, wie er uns nicht klar und laut als Wort und Entschluß, wie er uns als Schmerz und Abscheu, als Mißtrauen oder Widerwillen heimlich anpackt. Und der junge, einsame Student, der dort oben im Jungholz, das herbstlich raschelte und nebelumsponnen Morgengedanken in seiner Seele geweckt hatte, die Gestalt des Herrn Sue hatte liegen sehen, empfand einen plötzlichen Schauer — als er von seiner Betrachtung zu sich kam, die ihm eine Last von Leiden, ein unsagbar peinigendes Gefühl von erduldeter Schmach und stummen, unausgesprochenen Kämpfen in kurzer, innerer Schau offenbart hatte. Er lief eilig und wie gescheucht zu Tale, um Leute zu holen und die Polizei von dem Vorkommnis zu unterrichten. Dann kamen Beamte

an die Stelle im Walde und untersuchten — und hoben den längst erkalteten und schon starren Leichnam, und sahen, daß der Schädel zertrümmert war. Das dunkle Haar war rauh und glanzlos und mit Blut beklebt, und das Gesicht, jenes aschfahle, knochige Gesicht, das voller Stoppeln stand, verriet, daß er die letzten Wochen noch einsamer gelebt, sich gar nicht mehr aus seiner Stube herausgewagt und nicht mehr unter Menschen gekommen war. Er hatte keinen Kragen, nur ein seidenes Tuch um den Hals, das schwarz und verblichen war. Eine Uhr in der linken Tasche besaß er noch, aber sonst kaum etwas Nennenswertes, nicht ein Messer — nicht einen Bleistift — nicht einen Brief. — Ein kleines Geldstück fiel aus dem Rock, als man ihn aufzuheben versuchte. — Die Polizisten standen und überlegten. Sie kannten ihn auch gleich. Sie erkannten ihn auch an seinem Armstummel. Und er wurde dann ins Leichenhaus übergeführt, und weiß Gott an welcher Ecke des Kirchhofs, ohne Sang und Klang, ohne Namen und Stein, ohne ein Kennzeichen beerdigt. Vielleicht auch erst in der Anatomie auseinandergelegt, wo man Herz und Nieren und Muskeln und Nerven und alles in bester Ordnung fand, alles am rechten Orte, alles in dem schönen, geheimen Ebenmaß der Glieder, und nicht ahnte, welches unergründlich Lastende an Irrungen und Verachtungen von sich und Menschen hier einst als Blutwelle und Erlebnis durch die Adern und Nerven geflossen, und endlich den Revolver gegen sich selbst erhoben hatte.

Aber die Polizisten forschten dann bald auch nach seinen Papieren und seinen Antezedenzien, wie man mit einem fremden Namen den Namen und Lauf des Schicksals nennt, wenn man ein Beamter und Registrator ist. Und deshalb kamen zwei in Uniform zu der alten Wirtin und fragten sie aus. Ja — zu hören konnten sie auch hier nicht viel bekommen. Die Wirtin war armselig. Der enge Korridor, in dem die Polizisten standen, war dunkel. Man konnte kaum sehen, wen man vor sich hatte. Und es roch abscheulich nach Fett und Rauch und Staub. Sie erzählte, daß Herr Sue ein stiller Mieter gewesen, daß er nur selten mit ihr gesprochen hätte, daß er aber oft in seinem Zimmer hin und her gegangen wäre, stundenlang, und manchmal ganz lebhaft mit sich allein gesprochen hätte. Aber so sehr sie sich auch bemüht hätte, einmal zu hören, was er spräche, weil gerade ihr Bett an der Zwischentür gestanden und sie dadurch im Schlaf sei gestört worden, niemals hätte sie deutlich und klar etwas enträtseln können. Und wenn sie auch versucht hätte, ihn am anderen Morgen zu fragen, niemals hätte er ihre Fragen groß beachtet. Er wäre immer fremd und fast feindselig geblieben, die ganzen Jahre. Und sie hätte sich fast vor ihm geängstigt, gab sie noch zum Schlusse zum besten. Die Polizisten standen und sannen und fragten, ob er bezahlt hätte? Zuerst verstand es die Wirtin nicht, weil sie nicht wußte, was nun mit ihrem Mieter vorgegangen. Sie hatte gedacht, er wäre in irgend welche politischen Umtriebe verwickelt und man hätte ihn gefangen gesetzt, was hier öfter vorkam, weil viele Ausländer sich in der kleinen Republik und an der Hochschule zusammenfanden. „Bezahlt? Mein Gott, was sollte er denn bezahlen?“ sagte sie. — „Nun,“ sagte einer der Beamten, der weniger versonnen und phlegmatisch war und einen frischen Zug um die Augen und einen roten Kinnbart besaß, „wenn

Sie noch was von ihm zu fordern hätten, wäre es wohl damit nichts, denn er ist tot, er hat sich selber das Leben genommen, und in seinen Taschen ist nichts gefunden als eine alte, elende Uhr — wenn nicht etwa in seiner Wohnung hier noch was zu finden ist." Und damit traten alle drei aus dem Dunkel des Korridors in die kalten, armseligen, grauen Mauern seines schmalen, langen Stübchens. O, man fühlte, wie er mochte hin und her gegangen sein, wie ein Gefangener in der Zelle. Ein Bett stand an der einen Wand, das sie untersuchten. Sie fanden nichts. Dann suchten sie im Spind, aber nichts war da. Was er an Kleidern besaß, trug er am Leibe. Wäsche lag einiges zerschmutzt und zerbraucht unten, offen im Spindschube. Das war alles. Und ein Tintenfaß und Feder stand auf dem kleinen Tischchen am Fenster, und ein paar zerrissene, leere Papierfetzen und Zeitungen lagen herum. Sie dachten, er müßte doch Papiere zurückgelassen haben. Im Ofenloch lag Zunder. Der Papierruß flog auf, wie man das Feuerloch öffnete. Er hatte offenbar alles noch vor seinem letzten Herbstgange ins Feuer geworfen, und mußte wohl in den Flammen, wie ein jedes letztes Zeichen seines Erdenganges auflohte, noch einmal gekostet haben, daß er das Leben wegwerfen könnte, ruhig und ohne Bedenken. Schließlich kam die Wirtin und brachte aus der schmutzigen Wäsche eine kleine, schwere Rolle. Zum Erstaunen — Goldstücke! — Er hatte sie offenbar nicht angerührt. — Und dann fand man am Kopfende in die Bettstatt eingeklemmt ein kleines, vernutztes Glanzlederheftchen. Daß er das gerade im letzten Vernichtungsfeuer vergessen hatte! Aber die Hände mochten heiß gewesen sein, als der Revolver schon neben ihm auf dem Schube lag, geladen, und auf ihn harrend, wie ein stummer Soldat zum Schuß auf den Deserteur. Und er hatte verbrannt und verbrannt, falsche Pässe und gemachte Dokumente, auch seine Matrikel und Briefe aus guter Zeit, wie er einmal jung und verliebt gewesen. Und dann auch Briefe, die kein Signum und keinen Namen trugen — heimliche, häßliche Briefe, die er beinahe so gehaßt hatte, wie die Menschen einen Meuchelmörder hassen, gegen einen, der Aug in Auge zu kämpfen und zu fallen wagt. So hatte er verbrannt, und es mochten ihm alle die Gänge aufgestanden sein, die heimlichen und peinlichen und entsagungsvollen Gänge, die ganz allmählich zum Haß gegen sich und zur Verachtung führten. Und die niemand kannte, und die alle ahnten. Und nun hatte er nur das eine, nichtige Heft vergessen, in dessen Blättern ärmlich und liederlich, in ungleichmäßiger, nervöser Schrift Seltsames, Böses und Gutes, wahre Leiden verzeichnet standen. Denn das war kurz und furchtbar die letzte seiner Spuren.

Das Heft.

(Das Heft war ganz vergriffen. Er hatte es offenbar einmal ordnungsmäßig begonnen. Auf der ersten Seite stand mit Tinte geschrieben):

1. Juni 86.

Ich haßte den Mann. Er hatte mir gesagt, daß ich einen lauernden Ausdruck hätte und mich in Geheimnisse einstehlen könnte, ohne es zu wissen. Er grub mir ein Zeichen in meine Seele, das ich nicht mehr wegwaschen kann

seither. Ich haßte ihn — und wollte ihn treffen, und im selben Augenblick traf seine Kugel auch mich und machte mich zum Krüppel. Aber er ist tot, und ich lebe.

(Als Nachschrift):

Ich hatte sein reines Verhältnis zu ihr getrübt. Aber der Tod kam zuvor und ließ es dunkel, und das war meine Rache.

(Auf der zweiten Seite): Im Januar 87.

Ich weiß nicht, was ich tun soll? Alle meine Studien in Natur, Geschichte, in Philosophie, alles ist zu friedlich, zu sanft, zu sicher. Nur für Geduldige und Abgeklärte, und ich finde keine Ruhe mehr. Ich treibe mich unter der Jugend herum in sinnverwirrender Sehnsucht, als könnte ich etwas längst Verlorenes wiederfinden. O mein Gott!

(Auf dasselbe Blatt zugefügt):

Daß ich Gott anrufe! Der mich doch in den Tagen, wie der Haß und die Tat kamen, nicht zurückhalten konnte. Ich rufe ihn nicht. Er wirkt nicht. Er läßt dich laufen: „Sieh, wie du dich selber zurecht findest." Ich finde mich schon. Wenn nicht im Glanz, dann in Dunkel. Er schuf auch Nachttiere, o!

(Ein anderes Blatt):

O, es ist unsäglich öde. Ich muß den Ort verlassen. Früher ging ich auch „im Zuge" — ich meine so fünf — sechs — zehn junge Männer, die ernsthaft und leidenschaftlich streiten und erwägen, ob „Ursache" nicht nur ein Bild aus vergangenen Zeiten wäre, das uns irreführe über das ewige, verschlungene Ineinander der Dinge. Die streiten — nur um miteinander zu gehen, weil sie sich und die Wahrheit lieben. Ich — liebe — keinen — und was ist Wahrheit?

(Ein weiteres Blatt):

Ich muß nur fort von hier, wo alle wissen, daß ich den Feind erschossen habe. — Komisch, ich kann niemanden mehr lieben, weil ich keinem mehr traue. Sie sehen mich alle so seltsam fragend an. Und auch wenn sie höflich sind, sehen sie mich grausig an. Das machen die Augen der Menschen für sich. Das machen die heimlichen Kräfte, die man nicht achtet, wenn man nur höflich und menschlich sein will. Die blicken dann für sich aus den Augen und lassen sich nicht stören. Dann ist mir, als wenn ich umstellt wäre.

(Ein weiteres Blatt):

Nein, ich muß fort aus den Bekanntenkreisen aus der Stadt. Ich muß fort. — — Aber da kommt der verfluchte Brief! — Seht ihr! So reckt der Teufel seinen Arm aus nach der Seele, die ihm einmal einen Finger gab. Ich will also gar noch — pfui — meine Freunde belauern? Und ein Späher sein? Er sagte es mir ja, ich hätte Anlage. Und außerdem bin ich arm. Die Eltern haben sich losgesagt, weil ich — — Mord — es wäre doch ein Mord. Meine Eltern sind einfache Leute. — Ach, ich habe gar keine Verpflichtungen gegen die Freunde. Was mißtrauen sie mir! — Aber ich werde sehen, ob ich so weit bin, das Geld zu nehmen, oder ob ich mir den Weg ins Leben noch offen lasse.

(Das weitere Blatt war mit Bleistift geschrieben. Und dann kehrte der Bleistift oft wieder.)

Im April 87.

— Ah — gut — ich gehe. Es muß ja nicht hier sein. Wenn mir offen steht, zu wirken, wo ich will, nehme ich das Anerbieten an. Ich kann ja studieren dabei. Ich will meinen Lauersinn ausbilden. Es gibt wunderbare Einblicke. Jeder muß werden, wozu ihm Gott Fähigkeiten gegeben. O Gott. O Gott! Warum bestimmtest du mich zum Heimlichen und zum (Hier hatte er nicht ausgeschrieben.)

(Nach einigen leeren Blättern war neu begonnen):

Im Mai 87.

Nun also bin ich hier. — Ja — nein — ja — nein —! Ich kann noch immer zurück. Was ich bekam, ist quitt gemacht. Ich habe ihnen auf die Spur des jungen Russen geholfen. Nun könnte ich hier ein neues Leben beginnen. Es ist eine Stadt wie ein Paradies. Fast schien mir, als fiele Licht in meine Seele, als ich die Berge sah und den See. Die Menschen in den bunten Kähnen schienen so frei, und die Luft ist unsäglich frisch und weich. Nein — nein — weg damit! Der Teufel soll mich nicht haben! Das Leben ist so wonnesam. Es ist wieder Frühling — ich versuch's neu.

(Alles das und das Weitere stand in freudigen Schriftzügen fast zierlich auf einer Seite):

Im Colleg — ein humorvoller Mann mit einem feinen, überlegenen Blick, und wenn er eine Formel an die Tafel malte, einer Glatze wie ein Mönch — lehrte uns die Wirklichkeit sehen. Haha, er hat recht — man muß die Namen verachten und das Wirkende greifen. Das gibt auch Kraft. Reden und Meinen wollen uns über das wahre Wertvolle irreführen. — Ich bin und bleibe auf dem neuen Wege. — Neben mir saß ein Fräulein, die jung und schmal schien — aber heiter auf den Professor und noch heiterer plötzlich auf seine Glatze sah — die mich freundlich und arglos anblickte und mich um einige Bücher fragte. Ich besitze die Bücher. Ich gehe zu ihr.

(Auf einer folgenden Seite):

Ach — da kommt nun der Mann und schreibt mir dasselbe. Ich soll doch die Gelegenheit wahrnehmen. Diese jungen, dunklen, leidenschaftlichen, haßbereiten Russen und Polen wären alles Verschwörer. — Was gehen mich denn eure Verschwörungen an? — Ich gehe heute hin zu ihr. Sie hat mir's erlaubt. Ich soll kommen und ihr die Bücher bringen.

(Auf einer folgenden Seite):

Ich fange an, aufzuatmen. Ich saß in dem kleinen Raume bei ihr, und sie erzählte — und ihr schmales, leidvolles Gesicht bekam einen Ausdruck von leidenschaftlicher Schönheit, einen Glanz, daß ich kaum noch zuhörte, was aus ihren Worten kam, und nur sie ansah. Ich gehe oft zu ihr — sie ist so arglos — und so kühn und frei.

(Später):

Heute machte sie Tee — und behandelte mich überhaupt wie einen guten Freund. — — Ob sie nicht merkt, daß ich einarmig bin? — Sie ist freundlich und außer Maßen klug — und sanft wie eine Frühlingsblüte. Es ist ein Zauber um sie, der mich ganz frei macht.

Heute will ich einmal an meinen Vater schreiben, daß er mir Geld schickt. Wenn ich seinen Sinn umkehren kann! — — Dann nehme ich teil am Seminar. Dort ist auch sie . . .

(Auf einem beliebigen leeren Blatt war nur gekritzelt):

Ich liege darnieder.

(Und dann war später geordneter darunter fortgefahren):

Wie kam denn das? Ja — ich mußte doch nun suchen, Geld zu machen und den Leuten wieder einen Dienst leisten. Wovon soll ich denn leben? O — eine Kette schleppe ich mit mir, die ich immer klirren höre.

(Auf einem späteren Blatt):

Also, ich hatte mich nicht getäuscht. — Seht ihr! — Diese Dame ist klein und zart — und wie eine Lichtträgerin kam sie! — Jetzt umstehen sie die dunklen, leidenschaftlichen Landsleute und nehmen ihren Frieden. Sie kam aus einem ländlichen Idyll und war arglos. Nun fiebert schon ihr Blick, und sie schaut nach den anderen, die haßbereit an Völkerschicksalen sinnen und arbeiten. Sie sehen mich heimlich an und blicken weg. Und ich fühle, daß ihre Augen in sich sinnen, wer mich gezeichnet hat — o —

(Später auf dasselbe Blatt hinzugefügt):

Nein, sie ist doch arglos. — Es war nur mein Mißtrauen. Sie fragte mich, warum ich nicht mehr käme.

(Auf das folgende Blatt):

J — so geht nun allmählich das Leben seinen Gang. Ich fühle doch, wie sie ihre Stille und ihren eigenen Sinn verliert und sich von Freunden zermartern läßt. Ich fühle es ja. — Was denn? Was ist es denn sonst? Es wäre nicht gut, an sich zu denken. Man müßte alles gegen Leid und Elend der anderen tun. Das haben ihr die finsteren Verschwörer eingelernt. Ich täusche mich nicht. Auch ihr Blick verliert sich manchmal auf meinen Arm und sucht nach Antwort. Ich wette — sie will mich fragen. Sie beginnt zu mißtrauen.

(Später):

Heute sah ich sie wieder. Sie grüßte mich kalt von ferne und saß unter ihren Landsleuten. Nein, es quält mich. Warum? — was sind das für Leute? Ich will ihnen nachspüren. Ich kann meine Menschenkenntnis bewähren.

(Auf ein folgendes Blatt mit großen, energischen Zeichen):

Das ist doch eine tolle Geschichte. Heute — werfen diese Leute Bomben — um den Stoff zu versuchen — und so unvorsichtig, daß einer dabei zerrissen wird. Freilich kenne ich sie. Sie ist ja ewig mit ihnen, und ich weiß ja auch, wo sie ihre Rezepte heimlich brauen. Nun kann man das Nest ausnehmen. Gut — das bringt gutes Geld — (später dazu geschrieben): und dann Selbstquälerei. — Nein — man muß auch dazu Mut haben —

(Und dann auf demselben Blatt hastig fortgefahren):

Lächerlich. Auch das alles geht vorüber — mit einem jeden. Und außerdem hasse ich diese Leute. Ich fühle zu sehr, wie sie mich ansehen. Ich kann ihnen kaum unter die Augen, so klein und erbärmlich machen sie mich vor mir. Weil sie das Leben um einer guten Sache willen wagen, und ich das Leben

um einer schlechten willen wegwerfe — und stehe wie ein heimlicher Büttel. Pfui Teufel! — Aber was machen sie sie mir abwendig. Ich hatte meine Hoffnung auf sie gesetzt. So mag sie mein Haß heimlich treffen.

(Später):

Der andere junge Russe kam ins Krankenhaus. Nun ist er im Gefängnis. Sie werden unschädlich gemacht. Und sie erzählt mir noch dazu arglos, daß sie in des Mannes Zimmer gerannt, und ehe hausgesucht wurde, eine vergessene Bombe in der Hand hinausgetragen und in den See geworfen habe. O Unschuld!

(Auf einer folgenden Seite gekritzelt und fast unleserlich):

Nun — könnte ich — wenn ich wollte — aber ich verachte mich. — Ich versuche immer noch — Geschichte — zu — studieren und in der Philosophie Ruhe zu finden. Ich begreife gar nicht, wer mich so zwangsweise kann in so schiefe Lagen bringen? Ich kann doch alles abschütteln! Was geht mich denn meine Vergangenheit an! Auch selbst, daß ich nur den einen Arm habe. Ich bin im Kriege blessiert worden. Damit gut. Warum mache ich nur immer eine Miene, daß jeder sehen muß, wie ängstlich ich lauere? (Später der Seite noch hinzugefügt in fast ruhiger Schrift): Nein — ich finde es sehr schön, daß der Mensch all die friedlichen Begriffe studiert, die der Professor so anstandslos über das Leben, über das Lebendige zieht. Alle so reinlich und gar nicht mehr Staub und Asche. Man kann dann aus dem Leben flüchten wie in eine Panoramabude. Aus diesem Leben, das so ganz ein anderes, ganz unheimlich und mächtig ist.

(Auf einer späteren Seite in aufgeregten Zügen):

Gott, Gott! Sie sind dieser ganzen Verschwörung auf der Spur! Vaterlandsliebe sagen sie und sind innerlich erwärmt wie brennende Herdfeuer. Es könnte meine eigene Seele ganz hell und froh machen. — O Gott! Und ich sollte wirklich weiter gehen müssen mit meinen heimlichen Angaben. (Später zitterig zugefügt): Wer A sagt, muß B sagen! Pfui — pfui — und abermals pfui — über mich. Ich bekomme Geld und verrate!

(Nach einigen leeren Blättern neu angefangen):

Gestern war ich wieder bei ihr. Nein — man begreift nicht. — Sie denkt nur an sie. Sie weinte fast vor Zorn und Rache. Und sie fragte mich, ob ich nicht mit ihr fühlen könnte? Man wird die jungen Freunde nach Sibirien bringen, wenn sie je heimkommen. Und auch hier zu Lande wird man sie lange polizeilich plagen. Die russische Regierung hätte es verlangt. Und dann machte sie anmutig einige Witze, die sie trösten sollten, und neckte mich mit meinem Arme, den ich wohl auch im Kampfe fürs Vaterland verloren hätte! Es gab eine gute Gelegenheit, mich ins Licht zu setzen. Sie ist gut und vertraulich zu mir.

(Kurz danach zugefügt):

Aber nun sie arglos ist, verrät sie mir weiter und weiter. O, wenn sie schwiege! — Ich muß mich fürchten.

(Auf der nächsten Seite):

Und ich verrate auch weiter — und bekomme Geld — und lasse es im Schube liegen wie Blutgeld — und wage mir nicht einmal, einen neuen Rock zu kaufen, so ekelt es mich schon an!

(Das letzte ist eckig und groß und fast im Zorn geschrieben. Dann folgen einige leere Blätter. Dann steht energisch):

Heute beim Professor im Seminar waren aller Augen auf mich gerichtet, daß es mich stach. Ich wollte es immer herausschreien: Ich verrate euch alle. Auch ihr ins Gesicht, daß sie gleich vor Schreck über ihre Arglosigkeit gestorben wäre. Alle sahen mich an. Alle sahen auf meinen Arm. Alle sahen heimlich, als säße ein Aussätziger da, den sie fürchteten. Und ich blickte immerfort vor mich und konnte meinen Blick nicht in die Höhe bekommen. Ich war wie verwirrt. Fortwährend begannen meine Augen zu tränen, wenn ich ein Wort zu sagen hatte. Und ich stotterte auch und sah lieber auf den Tisch vor mich nieder, und war dann froh, hinaus zu sein. — Ich verliere mich ganz.

(Auf einer folgenden leeren Seite steht allein):

Jeder Weg, den du gehst, ist der richtige in Gott, aber noch lange nicht der richtige in dir. Und Gott wird dich durch Mund und Blick anderer über dich lehren. Aber alle eure Münder können Gott nicht über sich lehren. O Gott — wohin? — ich —?

(Auf einer späteren Seite in ruhigerer Schrift):

Ich lud mir heute den neu angekommenen, jungen Mann, einen langen, ernsten Menschen, ein, der es auch mit dem Denken ernst nimmt und mich auch auf dem Heimwege vom Seminar nicht losließ wegen der letzten Ansicht des Professors, als gäbe es kein Mysterium. Mein Gott! — Im Wirklichen ist alles so offenbar, scheint mir. Es wäre eine Erlösung für mich, wenn es aus der Tiefe noch einmal herausbräche, was mich heilte. Aber was ich lebte, ist so klar — scheint's — und so gemein — weil es heimlich sein mußte. Der Gute ist ein Schwärmer. Er vergißt den Menschen und die Selbstsucht und alle Süchte.

(Später):

Der Mensch war wieder bei mir. Er kommt gerne. Er hat nur den Sinn auf sein Denken gerichtet und gebraucht weder Augen noch Ohren. Ich glaube, er hat noch nicht einmal gesehen — daß ich einarmig bin. — Er will nur mit mir reden. Das lenkt mich auch ab von dem Peinlichen, wovon er nichts zu wissen scheint, der Glückliche!

(Auf einer weiteren Seite in froher Schrift):

Heute kamen nun beide zusammen. — Da hatten wir's. Sie — o — ist Feuer — voll Begeisterung — noch in Harm und Sorge um die Freunde erst. Sie hält jeden Menschen für anständig — und für einen Vaterlandsfreund. An Verrat denkt sie nie. Man müßte alles für das Elend tun. Aber er nun fand, daß man nichts anfangen könne, solange man im Dunkeln tappe. Dunkel heißt soviel als unetikettiert. Und klar heißt sichere Etiketten — und wo in der Apotheke die einzelnen Rezepte fürs Leben stehen. Du Tor! da kannst du lange warten! Du selbst — du mußt sicher schreiten aus Blut und Leben. Die anderen sind dabei nur schwache Stützen. Da kommst du noch dahinter. — Und ich vergaß mich ganz, und vergaß ganz, daß sie vor einem Verräter sprach. Beide ahnten nichts — sie waren ganz in ihren Ideen — sie nahmen mich mit wie einen Kameraden, dessen man sicher ist,

den man gar nicht mehr ansehen braucht, wenn man zu ihm sagt: „Komm auf den See — es ist Feierstunde, und die Sonnenflut schillert über die Wellen. Wir fahren und träumen!"

Und ich ging mit — o Gott — und unten hält mich ein Polizist an und fragt mich leise etwas. — —

Wie wir dann im Kahne saßen, war es ganz stumm unter uns.

(Auf einer späteren Seite):

Ich verrate — ich verrate — ich bekomme Geld und verrate. Ein Verräter bin ich und werde es auch bleiben.

(Auf der folgenden Seite fast schön geschrieben):

Jeder erkennt mich auch. Selbst der in seinen Ideen, der gar nicht sah, daß ich einarmig bin, selbst der hat mich erkannt. Er meidet mich. Er geht mit ihr und meidet mich. Sie meidet mich auch. Und sie vergißt ganz, daß ich alles Mögliche von ihr weiß. — O, man muß Mut haben. Auch zum Verraten gehört Mut. — Und nun gerade will ich ganz arglos tun und selbst einmal zu ihnen gehen — und lachen. Ja — heute will ich hingehen und sie abholen — und arglos tun und lachen. — Er wird bei ihr sein.

(Auf der folgenden Seite):

Hahaha — nein, nein — sie sind ja arglofer als je. Gar nichts ahnen sie. Und sie klagte mir nur, daß heimliche Angeberei immer mehr um sich fräße wie ein Geschwür. Es sei wieder einer verhaftet worden. Ein Chemiker, ein junger Jude, ein ausgezeichnet aufgeklärter und unbeugsamer Mensch, der sein ganzes Vermögen hergegeben. „O — haha — das wußte ich. Ich gab ihn selber an." Ich lachte. Du selbst hattest mir ja alles schon haarklein erzählt — so arglos — und hattest mir nicht angesehen, daß ein Kummer durch meine Seele ging — daß ich ein Verräter sein muß — — wie einer, der weint, wenn er nüchtern ist: „Ich bin ein Trinker" — und der heimlich hingeht und nicht von der Flasche kann. Ich habe keinen Beruf — ich lauere nur — auf mich und auf jeden — auch auf dich. Ja, ja, es ist wie eine peinigende Wollust — auch auf dich! — Pfui, pfui rufe ich und nehme Geld — und lauere — und sehe, daß ihr mich alle verachtet — und dann gehe ich aus Rache hin, um euch anzugeben — um eure Begeisterung anzugeben, die mir warm macht, wie ein Herdfeuer, das mir eine Wollust ist, auszulöschen! Ha, nun brennt nur weiter —! Hahaha — ein Gezeichneter bin ich — ein Verräter bin ich — ein Judas bin ich.

(Auf einer nächsten Seite):

Und ich kann das Leben nicht lange mehr ertragen. Das ist mir heute klar geworden. Schon gestern. Gestern saßen wir wieder alle beim Professor. Ich glaube, der Überlegene hatte mich von vornherein erkannt. Er machte Anspielungen. Er sagte immer: „Herr Sue, wir kennen uns." Er meinte ja nur meine philosophischen Meinungen, aber er sagte es, daß es mir ins Blut drang. Und die anderen empfanden es, wie wenn er mit den Fingern auf mich wiese, wie er sagte: „Wir kennen uns!" Es verwirrte mich ganz. Ein paarmal mußte ich auf meinen Arm sehen — und ich versuchte, nach der Lüge zu suchen, daß ich in einem ehrenhaften Handel, im Kriege, blessiert sei. Es fiel

mir nur nichts Rechtes ein. Sie machten mich alle mit ihren Blicken so hündisch klein und erbärmlich — daß ich hin und her um mich alles vergaß — und tausendmal eine reine Auferstehung feierte — jedesmal, wenn ich aus dem Inmichhineingraben einen Augenblick wähnte . . . . . daß ich doch nur unter disputierenden Menschen saß. Sie disputierten fortwährend über friedliche, reinliche Begriffe, und ich lebte wahrhaftig unterdessen ein schaurig unheimliches Leben. „Wir kennen uns, Herr Sue."

(Zwischen leeren Blättern steht auf einer Seite hingekritzelt):

Ich könnte jeden verraten.

(Dann auf einer späteren Seite):

Ich kann das Leben nicht mehr lange ertragen. Das kam mir heute noch deutlicher ein. Ich fuhr mit ihr allein. Ich hatte sie unten am See getroffen, und sie lud mich ein, mit ihr in die blinkenden Wasser hinauszufahren. Sie wollte rudern. O Gott — ich rufe dich! — Ich sah sie an — ein Glanz umspielte ihren feinen, lächelnden Mund, und ein Glanz lag in ihren grauen Augen. — Die seidigen, braunen Haare löste der Wind — und ihren lichten Strohhut warf sie sich zu Füßen in den Kahn — und so schlank und zart — sie ruderte kräftig — sie lachte mich an in ihrer schönen, freien, seeligen Bewegung — immer wieder. Der Kummer ihrer Seele war verstrichen. Sie begann umherzublicken — in die Sonnenlichter der Wellen, worein Perlen von dem Ruder fielen — und sah auf. Möwen zogen im rosigen Licht vorbei und tauchten nieder in die funkelnde Flut. — Ich genoß eine Welt, die ich lange nicht gesehen. Ich begann zu steuern wie einer, der der Sonne nach will. — Sie hatte mich vergessen — sie sah mich nicht. — Und — ich fühlte — ich fühlte — daß ich zum — Mörder werden könnte — mein Gott! — Ich starrte sie an wie ein Wahnsinniger. — Ich versuchte alles mit Gewalt in mir niederzuringen. Ich dachte an sie mit allen Sinnen. — Sie sah nur ins Licht. Sie hat immer nur den Blick im hellen Himmel und Himmel im Auge. — Und ich sehnte mich furchtbar. — Ich dürstete — sie sollte mich emporheben — sie sollte mich retten! Ich wußte, daß sie mich retten könnte. Daß in ihrer freien Seele voller Licht und Vergessen ich baden könnte wie in einer lauteren Flut! — — — Aber sie sagte auf einmal ganz erschrocken: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen, was tun Sie? Wie sehen Sie aus? Was machen Sie? Wie sehen Sie aus?" Und ich lachte greulich — wie ein Blödsinniger lacht — ohne einen Klang, ohne ein Wort. Es war ja auch wahrer Wahnsinn, so etwas zu denken. Wo dachte sie denn an mich? Wo hatte sie denn je an mich gedacht! Und sie lächelte über mich gezwungen kindlich — daß sie mich in mein ganzes Dunkel ärger zurücktrieb, und sagte schließlich ganz fest mit bleicher Miene: „Aber warum sind Sie so stumm? Sie lauern ja fast und sehen dann immer nach der Erde — warum?"

(Das Vorherige war in einem Zuge über mehrere Seiten geschrieben. Dann war später noch hinzugefügt):

O du mein Täubchen! — Das hast du erst jetzt erkannt? — O du Strahlende! — Ich bin ja ein Verräter — und ich kann das Leben nicht mehr aushalten.

(Auf einer der letzten Seiten steht unleserlich und gleichgültig):

Ich bin immer zu Hause. — Ich komme gar nicht mehr auf die Straße. — Ich mag mich nicht sehen lassen. Wenn ich sie sehe, ermorde ich sie. Sie ist ein Kind — nun entdeckte sie, daß ich lauere, und daß ich sie begehre, wild, wie ein Vieh nach dem Wasser schreit — wie ein Feuer, das sonst sich selbst verzehrt — wie eine elende Krankheit, Haß und Wahnsinn und Taumel.

(Später):

Ich mußte alle verraten. — Ich wollte sie kränken, weil sie nicht auf mich achtete. Ich wollte sie einsam machen. — Ich wollte sie besitzen — ach — ich Elender — ich Unsinniger — dessen Augen selbst den Sonnenstrahl und die Wellen im Schein des Abends nicht sehen können, ohne sie zu belauern — heimlich und tückisch — ich — mag nicht mehr unter die Menschen — — ich muß zu Boden blicken — ich verbrenne alles — ich vernichte mich.

(Auf einer weiteren Seite):

Es trieb mich gestern heimlich vor ihr Fenster. Da sah ich eine Mannesgestalt als Schatten gegen das Fensterkreuz gelehnt. Sie hatte Licht. Und ich hatte meinen Revolver bei mir. Es war gut, daß einer bei ihr war.

(Darunter mit fast anderer Schrift):

Ich bin zu feige zu allem.

(Später geschrieben):

Ich habe nur zum Verrat noch Mut. So mag sie verraten sein. Wenn ich sie nicht töten kann.

(Auf der vorletzten Seite steht, als wenn sich jemand im Schreiben hätte üben wollen, viele Male untereinander derselbe Satz):

Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.
Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.
(Immer dasselbe): Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.

(Darunter war eine hundertfältig verschlungene Bleistiftlinie, wie Kinder sie hinmalen in sinnlosen Figuren, wenn sie dazu gähnen und sich unsäglich langweilen. Und dann stand mit fast jugendlicher Schrift wie im Anfang):

Man hat sie ausgeliefert. —

(Und darunter stand): Heute — Heute (und das heute immer größer und ein paarmal ganz groß geschrieben):

Heute . . .

(Das mochte sein letzter Tag gewesen sein.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

In der gesamten katholischen Welt ist das fünfundzwanzigjährige Papst-Jubiläum Leos XIII. als ein bedeutsamer Festtag gefeiert worden. Anders wie sein Vorgänger Pius IX., der nicht davor zurückschreckte, der modernen Welt- und Lebensanschauung gleichsam den Fehdehandschuh hinzuwerfen, hat Leo XIII. sich als das friedliche Beziehungen zu allen Staaten anstrebende Oberhaupt der katholischen Kirche erwiesen. Freilich ist auch unter seinem Pontifikate das Verhältnis des Vatikans zum Quirinal nicht endgültig im versöhnlichen Sinne geregelt worden. Der Gegensatz zwischen dem Papsttum und dem geeinten Königreich Italien hat sich jedoch nicht weiter zugespitzt. Die kluge Besonnenheit, die Papst Leo XIII. niemals verleugnete, legte seinerzeit dem Fürsten Bismarck den Wunsch nahe, die Streitfrage hinsichtlich der Karolineninseln dem Schiedsspruche des Papstes zu unterbreiten. Auch in Ländern mit überwiegend evangelischer Bevölkerung erfreut Papst Leo XIII. sich lebhafter Sympathien, so daß es dort nicht an herzlichen Glückwünschen fehlte, die zugleich vom rein menschlichen Standpunkte aus ihre volle Berechtigung fanden.

In dem jüngst vom Bischof von Trier, Dr. Korum, heraufbeschworenen Konflikte hat die versöhnliche Gesinnung des Papstes sich gleichfalls bewährt. In der am Sonntag, den 8. März, von den Kanzeln der katholischen Kirchen in Trier verlesenen Erklärung, in der hervorgehoben wurde, daß das frühere Publikandum des Bischofs Korum „als nicht geschehen zu betrachten sei", ist ausdrücklich auf die Übereinstimmung mit dem Papste hingewiesen worden. Weder ist von seiten der Staatsgewalt eine Zusicherung irgend welcher Art, um die päpstliche Entschließung herbeizuführen, gemacht, noch ist von seiten der katholischen Kirche eine Bedingung gestellt worden, von der die Zurücknahme der früheren bischöflichen Publikation abhängig sein sollte. Daß sowohl der preußische Ministerpräsident als auch der Kultusminister vorher im preußischen Abgeordnetenhause erklärten, für berechtigte Beschwerden würde Abhilfe geschafft werden, entsprach nur den Grundsätzen der Billigkeit, die gerade vom Bischof Korum außer acht gelassen worden waren.

Auch die Gründung einer katholischen Fakultät an der Universität Straßburg gestattet Rückschlüsse auf das Entgegenkommen des Papstes und der römischen Kurie. Durch den Widerspruch der Protestler in den Reichslanden ist deutlich bekundet worden, welchen Wert die noch immer enge Beziehungen mit Frankreich pflegenden Elemente auf die Erziehung der elsässischen Geistlichkeit in den bischöflichen Seminaren legten. Im Verkehr mit den anderen Fakultäten wird die katholische der Universität Straßburg der freien Wissenschaft sich nicht verschließen können.

In der inneren Politik Frankreichs hat sich bereits vor geraumer Zeit eine bedeutsame Wendung vollzogen. Jahre hindurch wurden Ministerkrisen dadurch herbeigeführt, daß im psychologischen Augenblicke die äußerste Linke mit den

Oppositionsparteien der Rechten gemeinschaftliche Sache machte. Die Ernennung des sozialistischen Führers Millerand als Handelsminister bezeichnete dann den Wendepunkt, und ein anderer sozialistischer Führer, Jaurès, übernahm gleichsam die Rückendeckung seines Parteigenossen im eigenen Feldlager. Als das Ministerium Waldeck-Rousseau, dem Millerand angehörte, freiwillig zurücktrat und durch das Kabinett Combes ersetzt wurde, trat keineswegs eine prinzipielle Änderung in den regierungsfreundlichen Anschauungen der äußersten Linken ein. Jaurès, der inzwischen wieder zum Deputierten gewählt worden war, sorgte insbesondere dafür, daß die Fühlung zwischen allen republikanischen Parteien in der Deputiertenkammer gewahrt blieb. Nicht bloß die Regierung wurde auf diese Weise befestigt, indem sie über eine geschlossene Mehrheit im Parlament verfügen durfte, sondern es gelang auch, alle zweifelhaften Elemente zurückzudrängen. Zu diesen gehörte vor allem der frühere Kammerpräsident Paul Deschanel, dessen Geschmeidigkeit ermöglicht hatte, daß er zugleich auf politischem und auf wissenschaftlichem Gebiete eine große Rolle spielte, so daß ihm die Académie française, indem sie ihn in jungen Jahren zu ihrem Mitgliede wählte, eine allerdings nur problematische „Unsterblichkeit" verbürgte.

Der Glückswechsel erfolgte, als die Mehrheit der Deputiertenkammer von der Schaukelpolitik des Herrn Deschanel nichts mehr wissen wollte und ihn durch den bewährten Republikaner Léon Bourgeois ersetzte. Es kann daher nicht überraschen, daß Paul Deschanel, dessen Ehrgeiz bereits nach der höchsten Würde, der Präsidentschaft der Republik, strebte, in Jaurès seinen heftigsten Widersacher erblickte. Dieser war es nun, der vor einiger Zeit gegen die eitlen Revanchegelüste der Nationalisten Front machte und sich im wesentlichen auf denselben Standpunkt stellte, den einer der größten französischen Staatsmänner der dritten Republik, Jules Ferry, bereits vor vielen Jahren eingenommen hatte.

Paul Deschanel, der seine Aussichten auf Wiedererlangung des früheren „prestige" schwinden sah, versuchte zu wiederholten Malen, an den falschen Patriotismus zu appellieren, in dem er es doch niemals zur „Meisterschaft" Paul Déroulèdes wird bringen können. In Chartres hielt er am 1. März auf dem zur Feier des 134. Geburtstages des Revolutionshelden Marceau veranstalteten Bankett eine Rede, deren chauvinistischer Charakter selbst von einem Teile seiner früheren Freunde zurückgewiesen wurde. Deutlich genug wendet Paul Deschanel sich gegen Jaurès, indem er ihn nicht nur persönlich angreift, sondern auch dessen friedliche Anschauungen hinsichtlich der internationalen Politik Frankreichs verdächtigt. Ganz ernsthaft eignet er sich die Äußerung Dantons an, der am 31. Januar 1793 im Konvent ausrief: „Vergebens will man Furcht bei dem Gedanken erregen, daß der Republik eine zu große Ausdehnung gegeben werden könnte. Die Grenzen Frankreichs sind durch die Natur bezeichnet. Wir werden sie an ihren vier Punkten erreichen: am Ozean, an den Rheinufern, an den Alpen, an den Pyrenäen. Keine Macht kann uns aufhalten." Nicht genug damit, zitiert Deschanel in Chartres noch den „großen Carnot" als Eideshelfer, der in seinem Berichte vom 14. Februar 1793 betonte, die alten und natürlichen Grenzen Frankreichs seien der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Um ganz vollständig zu sein, unterläßt Paul Deschanel nicht, das Dekret des Wohlfahrtsausschusses vom 1. Oktober 1795 anzuführen, wodurch der Friede und das Ende der Revolution bis zur endgültigen Errichtung der Republik innerhalb „ihrer natürlichen Grenzen", der Grenzen von Julius Cäsars altem Gallien, vertagt wurden. An Deutlichkeit läßt diese Kundgebung des früheren französischen Kammerpräsidenten nichts zu wünschen übrig, der überdies ausdrücklich den Unterschied betont, der zwischen der „stolzen Sprache" der Männer der großen Revolution und „gewissen Doktrinen besteht, die man heute dem besiegten Frankreich predigt".

Selbst wenn man der Polemik Rechnung trägt, die Paul Deschanel gegen den friedlich gesinnten Vizepräsidenten der Deputiertenkammer, Jaurès, führt, sowie den

Seelenzustand des aus seiner politischen Stellung gedrängten ehrgeizigen Strebers ins Auge faßt, darf man sich doch nicht verhehlen, daß eine solche Kundgebung des von vielen Franzosen noch als Staatsmann gefeierten Akademikers grelle Streiflichter auf gewisse Bestrebungen jenseits der Vogesen fallen läßt.

Der Pariser „Temps", der früher die Kandidatur Paul Deschanels als Kammerpräsident unterstützte, kann denn auch nicht umhin, in einem den ironisch gemeinten Titel „Patriotisme" führenden Aufsatze sich mit dem Redner von Chartres auseinanderzusetzen. Ganz zutreffend weist das Blatt auf den Unterschied zwischen der Gegenwart und der Ära der großen Revolution hin, in welcher der Geist der Propaganda und der Eroberung sich Geltung zu verschaffen suchte. „Die Theorie der natürlichen Grenzen," heißt es weiter, „hat uns nach Waterloo geführt. Die Theorie der Nationalitäten führte uns nach Sedan. Und wir mußten teuer dafür büßen, weil wir in die Politik geographische Hypothesen oder ethnographische Träumereien einführen wollten." Nur weist auch der „Temps" dem französischen Heere eine Rolle zu, die mit den im übrigen bekannten friedlichen Tendenzen kaum im Einklange steht. Einer starken französischen Armee bedarf es nämlich, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, ebenso, um den gegenwärtigen Besitzstand zu verteidigen, wie „um von den möglichen Wiederherstellungen Nutzen zu ziehen, die die Zeit dem verletzten Rechte vorbehält". Hier kehrt also der Gedanke Gambettas hinsichtlich der „immanenten Gerechtigkeit" in noch bestimmterer Form wieder, da er in unmittelbaren Zusammenhang mit einem starken französischen Heere gebracht wird. „Wenn unsere Herzen schlagen," heißt es in der Inschrift des in einem der Höfe des Louvre errichteten Gambetta-Denkmals, das den Diktator, unter einem entfalteten Banner stehend und mit der Rechten in die Ferne, wohl nach Elsaß-Lothringen, weisend, darstellt, „geschieht es für dieses Ziel und nicht für die Aufsuchung eines blutigen Ideals, es geschieht, damit wir auf die Zukunft rechnen und wissen können, ob es in den irdischen Dingen eine immanente Gerechtigkeit gibt, die zum bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde kommt." Es ist dies ein Abschnitt aus der Rede, die Gambetta im August 1880 in Cherbourg gehalten hat, und nun vergleiche man damit das aus den Memoiren von August Schneegans im Märzhefte der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte authentische und lehrreiche Kapitel: „Die Nationalversammlung in Bordeaux und die Abtretung des Elsasses". Die von Gambetta später angekündigte „immanente Gerechtigkeit" erscheint im Hinblick auf das Verhalten, das die Parteigenossen des Herrn Deschanel damals in der Nationalversammlung an den Tag legten, in einer eigentümlichen Beleuchtung. August Schneegans, der als damaliger Abgeordneter zur französischen Nationalversammlung seine Wahrnehmungen aus erster Quelle schöpfte, gelangt zu dem Ergebnis, daß das Elsaß 1871 von den Franzosen im Stiche gelassen wurde. Wie anschaulich wird Victor Hugo in seiner Schönrednerei charakterisiert, als er kurz vor der sicheren Entscheidung emphatisch verkündigte, daß der Tag der Revanche kommen werde, und daß dann Frankreich sich nicht bloß damit begnügen würde, Metz und Straßburg zu nehmen, daß es vielmehr das ganze linke Rheinufer, Mainz, Koblenz an sich reißen würde! Victor Hugo nahm eben ganz einfach die alte Politik der ersten Republik wieder auf, die mit Hilfe von Kanonen den anderen Völkern ihre Einrichtungen aufzwingen wollte. Paul Deschanel hat sich in seiner Rede in Chartres allem Anscheine nach von denselben Erwägungen leiten lassen. In Elsaß-Lothringen verdienen die Publikationen aus den Memoiren von August Schneegans besonders beherzigt zu werden. Die eingeborene Bevölkerung der Reichslande wird dann an der Hand der Geschichte nicht mehr im Zweifel darüber sein, welchen Wert sie den volltönenden Worten des früheren Kammerpräsidenten beilegen darf. In Elsaß-Lothringen haben sich überdies die Vorzüge der deutschen Verwaltung längst in solchem Maße bewährt, daß alle Phrasen französischer Bankettredner im Stile Paul Deschanels auf unfruchtbaren Boden fallen müssen.

Durch die prinzipielle Erledigung der Venezuela-Angelegenheit ist die Tatsache erhärtet worden, daß Deutschland und England in einer internationalen Frage sehr wohl gemeinschaftliche Sache machen können. Die Unparteilichkeit erfordert auch, offen zu bekennen, daß die englische Regierung vom ersten bis zum letzten Augenblicke sich als durchaus zuverlässig erwiesen hat. Weder der publizistische Feldzug einer übel beratenen Presse noch die Angriffe, denen das Kabinett Balfour im Parlament sich ausgesetzt sah, vermochten die Haltung der englischen Regierung auch nur im geringsten zu bestimmen. Treu und Glauben sind in dieser Angelegenheit von beiden Seiten bewahrt worden, und es kann nicht ausbleiben, daß in den späteren Beziehungen der beiden Mächte sich Nachwirkungen ergeben, die lediglich der Erhaltung des Weltfriedens zu statten kommen können. Wie im englischen Unterhause hat auch im Oberhause die Regierung den noch in letzter Stunde versuchten Ansturm der liberalen Opposition erfolgreich zurückgewiesen.

Die Argumente, die insbesondere Lord Rosebery vorbrachte, waren allerdings schwach genug. Er betonte unter anderem, daß gleichsam eine Anstandspause nach der durch den südafrikanischen Feldzug hervorgerufenen Fehde zwischen der deutschen und der englischen Presse hätte abgewartet werden müssen, ehe die englische Regierung sich auf ein Zusammengehen mit der deutschen einließ. Als ob nicht gerade die Venezuela-Angelegenheit eine dringende Erledigung erheischt hätte! Wie notwendig diese war, erhellt auch aus den Vorgängen, die sich in den Vereinigten Staaten abspielten. Wäre Großbritannien oder Deutschland allein vorgegangen, so würden die Unterstellungen, als ob die Monroe-Doktrin verletzt werden sollte, wohl noch intensiver zum Ausdrucke gelangt sein. Da England und Deutschland trotz der aus anderem Anlasse in beiden Ländern geführten Preßfehde sich zusammenfanden, und Italien sich zu derselben Politik bekannte, erhielt das gemeinsame Vorgehen gleichsam ein besonderes moralisches Gewicht, das noch dadurch verstärkt wurde, daß die beteiligten Regierungen in durchaus loyaler Weise die Union und ihren Präsidenten Roosevelt von ihren wirklichen Absichten verständigt hatten.

In Venezuela hat diese Politik eine Feuerprobe bestanden, und es erscheint schwer verständlich, daß unter anderem in Frankreich Bestrebungen zur Erscheinung gelangten, bei denen durchaus verkannt wurde, daß alle europäischen Mächte ein bedeutendes Interesse daran haben, die berechtigten Forderungen gegenüber den südamerikanischen Republiken durchzusetzen, ohne daß die Regierung der Vereinigten Staaten ein prinzipielles Veto dagegen einlegt.

Andererseits darf sich die liberale Opposition in England nicht verhehlen, daß Großbritannien auch in Zukunft in die Lage kommen könnte, im Einvernehmen mit Deutschland zu handeln. Sehr wohl können im äußersten Orient z. B. Eventualitäten eintreten, bei denen England auf ein solches Einvernehmen kaum verzichten könnte. Da Deutschland und Großbritannien sich zur Politik der „offenen Tür" auf dem Gebiete der Kolonialpolitik bekennen, wird es auch in Zukunft an Anknüpfungspunkten zur Wahrung der beiderseitigen Interessen nicht fehlen.

Der Ausstand der Eisenbahnangestellten in Amsterdam hat die niederländische Regierung veranlaßt, in der zweiten Kammer Gesetzentwürfe einzubringen, durch die der Wiederkehr ähnlicher Zustände vorgebeugt werden soll. Unter anderem wird die Schaffung einer Eisenbahnbrigade vorgeschlagen, damit der Eisenbahndienst im Lande nicht plötzlich zum völligen Stillstande gebracht werden könnte. Auch der Freiheit der Arbeit soll ein größerer gesetzlicher Schutz gewährt werden, während zugleich festgesetzt werden soll, daß Staatsbeamte und alle in einem öffentlichen Dienstzweige oder im Eisenbahndienste beschäftigten Personen, die sich weigern, Arbeiten auszuführen, welche sie unternommen haben, oder zu denen sie durch ihren Dienst verpflichtet sind, mit einer Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten belegt werden können. Sobald eine Zusammenrottung vorliegt, kann die Strafe bis auf vier Jahre Gefängnis erhöht werden. Daß der Eisenbahndienst besonderen Bedingungen unterworfen bleiben muß, leuchtet ein. Der gesamte Staatsorganismus,

Handel und Verkehr der Bevölkerung, die Verproviantierung der Städte müßten darunter leiden, wenn den Eisenbahnangestellten das Recht eingeräumt würde, plötzlich den Ausstand zu erklären. Hingegen erwächst der Staatsverwaltung die Pflicht, durch sozialpolitische Reformen das Los dieser Angestellten so zu gestalten, daß sie ihren Pflichten nachzukommen vermögen. Unter dieser Voraussetzung sollte daran festgehalten werden, daß für die im Eisenbahndienste Angestellten, abgesehen selbst von den bestallten Beamten, ein qualifizierter Arbeitsvertrag vorliegt, der nicht einseitig gebrochen werden darf. In Frankreich konnte es vor einiger Zeit geschehen, daß durch einen Ausstand der Hafenarbeiter im südlichen Frankreich sogar die Mobilisierung der Truppen gefährdet zu sein schien. Ein Streik der Eisenbahnangestellten bedeutet jedoch auch mitten im Frieden eine so schwere Gefährdung aller öffentlichen Interessen, daß der Staat diesen Eingriff unter keinen Umständen dulden darf.

Der Kaiser von Rußland, der bereits durch seine friedliche Initiative behufs Gründung eines internationalen Schiedsgerichtshofes seine kulturfreundliche Gesinnung in hohem Maße betätigte, hat durch das jüngst im „Regierungsboten" veröffentlichte Manifest bekundet, in welch hohem Maße ihm im eigenen Lande eine Reform der Verwaltung und die Hebung des bäuerlichen Wohlstandes am Herzen liegen. Man würde zu weit gehen, wollte man dieses Reformmanifest Nikolaus' II. mit dem großen Emanzipationswerke des Zaren Alexander II. vergleichen, durch welches die Aufhebung der Leibeigenschaft für den ganzen Umfang des russischen Reiches festgesetzt wurde. Das jüngste kaiserliche Manifest birgt jedoch unzweifelhaft fruchtbare Keime der Fortentwicklung. In manchen Wirren der letzten Zeit erblickt Kaiser Nikolaus II. eine ernsthafte Gefahr, durch welche die Gemüter beunruhigt und produktiver Arbeit entzogen werden. Deshalb hat der Zar sich unbeugsam entschlossen, zur Reife entwickelte Bedürfnisse des Staates unverzüglich zu befriedigen. Aus diesem Hinweise erhellt deutlich, daß es sich nicht etwa um Reformen handelt, die jäh und unvermittelt ohne Rücksicht auf die russischen Traditionen ins Leben gerufen werden sollen. Wenn demnach die kaiserliche Entschließung als „unbeugsam" bezeichnet wird, so fehlt es in dem Reformmanifeste selbst doch nicht an Einschränkungen. Wird die unabweisbare Beobachtung der Toleranzgebote gefordert, so soll doch nach wie vor die orthodoxe Kirche als die herrschende geachtet werden. Aber als ein bedeutsamer Fortschritt muß es angesehen werden, daß, wie es in dem Manifest heißt, „allen andersgläubigen Untertanen, den fremden Konfessionen Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes nach anderem Ritus" gewährt werden soll. In sozialpolitischer Hinsicht wird angekündigt, daß die Arbeiten zur Revision der Gesetze für die Landbevölkerung unter weitgehender Hinzuziehung von Personen, die das öffentliche Vertrauen genießen, wesentlich gefördert werden sollen. Ebenso soll die Gouvernements- und Kreisverwaltung durch Arbeiten der lokalen Vertreter reformiert werden. Auch hier fehlt es in dem kaiserlichen Reformmanifeste nicht an Einschränkungen, die jedoch zugleich Zeugnis für die Besonnenheit ablegen, mit welcher der Zar seine Entschließungen getroffen hat. Der ernste, friedliche Charakter des Kaisers Nikolaus II. hat sich jüngst auch in der, eine ruhige Entwicklung der Balkanvölker anstrebenden Orientpolitik Rußlands bewährt. Von diesem Gesichtspunkte aus darf daher das jüngste Reformmanifest im Interesse Rußlands, seiner fortschreitenden Kultur und Zivilisation mit Genugtuung begrüßt werden.

Literarische Rundschau.

Melanchthon.

Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild. Von Georg Ellinger. Berlin, Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1902.

Man kann zweifeln, ob in einer Zeit, da eine Anzahl hervorragender Gelehrter am Werke ist, alle noch nicht gedruckten Schriften Melanchthons zu sammeln und herauszugeben, der Versuch einer Lebensbeschreibung des praeceptor Germaniae angebracht war. Erwägt man aber, wie lange schon die Vorarbeiten zu jener Ergänzung der Melanchthoniana dauern, und wie viele Zeit bis zum Abschluß dieser Ergänzung voraussichtlich verstreichen wird, so darf man die Bedenken fallen lassen, weil sonst leicht zu befürchten sein möchte, daß die Lebensbeschreibung in absehbarer Zeit nicht zu stande käme. Die Hauptsache ist doch immer, ob der Versuch von einem Manne gemacht ist, der die Sache, um die es sich handelt, versteht und unsere Erkenntnis zu vertiefen vermag. Das aber kann von Georg Ellinger nach der Seite der philologischen und pädagogischen Wirksamkeit Melanchthons gesagt werden, und auch die ihm an sich fehlende theologische Vorbildung hat er in erfreulichem Maße hereinzubringen verstanden, wie sich unter anderem gleich aus dem weit ausholenden einleitenden Kapitel über die Entwicklung der Scholastik und aus dem Abschnitt über die loci communes ergibt. Die ganze Darstellung macht überhaupt den Eindruck der Ruhe und Besonnenheit, und wenn man auch im einzelnen manchmal anders urteilen und die Urteile anders begründen wird, so ist doch das Ganze als ein wohlgelungener Versuch zu bezeichnen, die eigenartige und weit und tief auf unsere Geschichte einwirkende Gestalt Melanchthons objektiv zu erfassen und vor uns hinzustellen.

Gewiß ist Martin Luther die gewaltigere Persönlichkeit, in jeder Hinsicht der Bahnbrecher einer neuen Zeit, der ihren Lebensquell aufgegraben und ihm das Bett geschaffen hat, darin er dahinbrausen konnte. Aber mit vollem Recht hebt Ellinger hervor, daß Luther in doppelter Hinsicht einer Ergänzung bedurfte. Einmal war ein Mann notwendig, der, nachdem Luther die großen Gedanken in die Welt geschleudert hatte, es übernahm, sie lehrhaft zu fassen und so eine Erziehung des Volkes auf Grund der neugewonnenen Erkenntnis zu ermöglichen. Das hat Melanchthon getan; er hat 1521 den Geistlichen und Lehrern in seinen loci communes die erste übersichtliche Gesamtdarstellung der neuen Lehre an die Hand gegeben; er hat damit zugleich zum ersten Male die Summe aus der früheften und glänzendsten reformatorischen Entwicklung gezogen, und wenn er dabei auch durchaus auf Luthers Schultern steht, so hat er doch mit selbständigem Geiste die Schrift durchdrungen und mit einem nicht bloß entlehnten Feuer die neue Heilswahrheit verkündigt.

Wenn indes Ellinger meint, Luther selbst sei bei dem überströmenden, „königlichen" Reichtum seines Geistes und seiner „weit gespannten", genialen Natur zu solcher — in gewissem Sinne — Kleinarbeit gar nicht geeignet gewesen, so wird man dem nicht beitreten können; man darf ja nur an Luthers Katechismen erinnern, welche heute noch den Grundstock der religiösen Volksunterweisung in der evangelischen Kirche bilden. Luther hatte vielmehr in jenen Kampfesjahren nach zu vielen Seiten Front zu machen, zu viele Streiche zu führen, als daß er zu der verhältnismäßigen Ruhe und Muße hätte kommen können, die zu einer lehrhaften Zusammenfassung der Kerngedanken der Reformation unbedingt erforderlich war.

Noch wichtiger aber ist die andere Tätigkeit, durch die Melanchthon den großen Freund ergänzt hat, und welche Luther selbst allerdings seiner ganzen Richtung nach nicht leisten konnte. Sollte nämlich die Reformation nicht trotz allem und allem nur für beschränkte Kreise etwas bedeuten, sollte sie nicht nur für religiöse Konventikel da sein, so mußte sie Fühlung erlangen mit der gesamten Bildung ihrer Zeit, die das Werk des Humanismus war. Diese Fühlung herzustellen, dafür war der größte Hellenist der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gerade der richtige Mann; er besaß die Fähigkeit, der Theologie von philologischer Seite her die nötigen Dienste zu leisten, „an Stelle der Scholastik einen neuen wissenschaftlichen Unterbau der Theologie zu schaffen, und ihm durch eine, den anders gearteten Aufgaben entsprechende Neuordnung der Schulen und Universitäten eine zuverlässige Grundlage zu geben".

Ellinger folgt nicht bloß dem Lebensgang seines Helden Schritt für Schritt und beleuchtet alle seine Schriften und Taten eingehend, umsichtig und mit nüchternem Urteil; er entwirft auch am Schluß auf S. 585—616 ein eingehendes Charakterbild Melanchthons. Die Schwächen des Mannes sind bekannt; er war eine feine, nervöse, reizbare Natur, die vor allem Rohen scheu zurückwich, aber auch dem Stärkeren, Gewaltsamen nicht genug Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Die Tragik seines Lebens liegt gewiß darin, daß er, weil Luther als Geächteter 1530 nicht nach Augsburg kommen durfte, an seiner Statt die geistige — und bis zu einem gewissen Grad selbst die politische — Führung der Protestanten übernehmen mußte. Hierzu war er zweifellos nicht geschaffen; in dem erdrückenden Gefühl, die Verantwortung für den endgültigen Bruch in der Kirche zu tragen, wenn er jetzt die Einigung hintertreibe, hat er eine Nachgiebigkeit gegen die Römischen entfaltet, welche hart an Preisgabe der Reformation streifte, und welche selbst Luthers Gegner unter den Protestanten mit Sehnsucht nach Luthers Gegenwart erfüllte. Auch hat Melanchthon, der so hart von den lutherischen Eiferern Verketzerte, selbst so zäh an dem Gedanken der Orthodoxie festgehalten, daß er gegen die Täufer zu den schärfsten Maßregeln riet und die Verbrennung Servetes durch den von Calvin angetriebenen Genfer Stadtrat als „fromme und nachahmenswerte" Tat bezeichnete. Auch von den abergläubischen Ansichten seiner Zeit war Melanchthon nicht frei; er glaubte an die Möglichkeit der Sterndeutung, an das Eingreifen von Hexen und Zauberern ins menschliche Leben, wie er denn Züge aus dem Leben des Schwarzkünstlers Faust, der einmal in Wittenberg sich aufgehalten hatte, als Belege für diese Dinge gutgläubig erzählte. Daß er an den Teufel glaubte, gehört kaum hierher, da der Teufel ein unentbehrlicher Bestandteil der theologischen Auffassung des 16. Jahrhunderts war.

Alle diese Schwächen aber treten doch zurück hinter den Lichtseiten des Melanchthonschen Charakters, hinter seiner innigen Frömmigkeit, seiner Redlichkeit und Ehrlichkeit, seiner Mildtätigkeit, die ihn alles an Bittende hingeben ließ, seinem tiefen Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft, seinem riesigen Fleiß, der ihn gleich nach dem Abendessen zur Ruhe gehen hieß, damit er lange vor Tagesanbruch schon wieder an der Arbeit sein konnte. Sein Lebenswerk aber ist unverloren; wir danken ihm (trotz Ritschl, der ihn „für das Elend der Schultheologie" verantwortlich macht) die Formulierung der evangelischen Wahrheit und das neue, auf humanistischer

Grundlage ruhende höhere Schulwesen, das bis heute weder Bildungshaß noch nackter Nützlichkeitssinn, noch falsche Deutschtümelei, noch stumpfer Unverstand ganz zu zerstören vermocht haben. Melanchthon hat aber auch durch seine Schriften und die dadurch beeinflußten Geschlechter den Durchbruch moderner Ideen gefördert: wenn er sie Luther verdankt, so hat er ihnen doch in Kreisen Bahn gebrochen, die er leichter erreichte als Luther. Mit Grund dürfen wir sagen, daß er zu den aufbauenden Geistern ersten Ranges in unserer Geschichte gehört; noch heute ist er nicht tot.

G. Egelhaaf.

Eine Geschichte der chinesischen Literatur.

Geschichte der chinesischen Literatur. Von Dr. Wilhelm Grube, Professor in Berlin. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1902.

Wie der Verfasser in einem kurzen Vorwort dieses Werkes sagt, das einen neuen Band der „Literaturen des Ostens" bildet, wendet sich seine Arbeit nicht an gelehrte Kreise, sondern an die Gebildeten der Nation, und diese sind ihm Dank dafür schuldig, daß er die Lücke in ihrem Wissen, welche infolge der mangelhaften Kenntnis der chinesischen Literatur bestand, in so vortrefflicher Weise auszufüllen bemüht gewesen ist. Die Ereignisse des letzten Jahrzehnts, die immer schärfer hervortretende Notwendigkeit für die europäische und amerikanische Industrie, neue Märkte zu gewinnen, und das Eintreten neuer Faktoren — ich nenne nur Deutschland und die Vereinigten Staaten — in den politischen und industriellen Weltverkehr, haben überall das Gefühl für das Bedürfnis geschaffen, sich über die Zustände Ostasiens und besonders Chinas, des gewaltigsten und unbekanntesten Reichs in jenen Gegenden, Rechenschaft zu geben. In Deutschland ist in dieser Beziehung nicht alles geschehen, was hätte geschehen sollen und können. Während überall in England und in den Vereinigten Staaten Lehrstühle für chinesische Sprache und Literatur an Universitäten und Schulen ins Leben gerufen werden, ist in Deutschland nach dieser Richtung hin fast gar nichts getan worden, und es ist beschämend, eingestehen zu müssen, daß unsere bedeutendsten Universitäten ohne solche Lehrstühle sind, und daß erst kürzlich einer der tüchtigsten deutschen Sinologen, Dr. Hirth, einer Berufung an die Columbia-Universität in New York gefolgt ist, weil er in Deutschland kein Feld für seine Tätigkeit fand. Ein solcher Mangel an Interesse und Verständnis ist von mehr als einem Gesichtspunkt aus zu bedauern. Nicht nur der Kaufmann, der Industrielle, der Finanzmann brauchen die Bekanntschaft mit den Völkern, mit denen sie in Verbindung treten wollen: für den Politiker ist dies in noch höherem Maße der Fall; denn mehr als jeder andere muß er die geistigen und seelischen Faktoren in Betracht ziehen, deren Mißachtung oder Verkennen seine Aufgaben erschweren, wo sie nicht gar seine Pläne zum Scheitern bringen. Den Chinesen uns menschlich zu nähern, ist nicht das geringste Verdienst Prof. Grubes, und niemand, der die rührende Klage Yuan Tsze-ts'ais (1716—1797) über den Tod seiner dritten Tochter A-liang (S. 294 ff.) oder das reizende Trinklied Li T'aipohs (699—762) gelesen hat (S. 280), wird dem Chinesen die Berechtigung absprechen können, geistig und gemütlich mit dem Europäer gleichgestellt zu werden. Überhebung ist immer ein Zeichen von Unwissenheit und geistiger Roheit, und die letzten Jahre haben von der ersteren leider zu viel in Deutschland nach mehr als einer Richtung hin entwickelt.

Ein großer Teil der Arbeit Prof. Grubes wird selbstverständlich von der Schilderung der vorkonfuzianischen literarischen Tätigkeit eingenommen, die eine

politisch-ethische war und China, wie der Verfasser treffend sagt, zum Kulturherde für ganz Mittel- und Ostasien machte. Im Gegensatz zu dieser praktischen Lebensweisheit stand der mystische Naturalismus Lao-tszes, dessen Schüler den Quietismus ihres Meisters — wenn man Gott durch Logos oder Tao ersetzt — aufgaben und als streitbare Kritiker gegen den Konfuzianismus zu Felde zogen, bis der Taoismus als philosophisches System im Alchimismus und dem damit verbundenen Schwindel unterging. Die Bücherverbrennung unter Tsʻin Shi-hoang-ti und die Aufrichtung des Reiches der Han, das Aufblühen der lyrischen, zum großen Teil höfischen Dichtkunst unter dieser und der Tʻang- und Sung-Dynastie wie der Einfluß, den die Einführung des Buddhismus und die häufige Verbindung mit Indien auf die Entwicklung der Literatur ausübten, sind in den verschiedenen Abschnitten eingehend geschildert. Ebenso unter den Sung das Wiederaufblühen der historischen und philosophischen Richtung, Sze-ma Kuang, Chou-tsze und Chu Hi; zu bedauern ist in diesem Abschnitt vielleicht, daß Wang Ngan-shih, der sozialistische Minister und Neuerer (330—23 n. Chr.) nicht ausführlicher behandelt worden; er hätte es schon als der große Gegner Sze-ma Kuangs verdient. Bei der Besprechung der dramatischen und erzählenden Literatur, die nach den Chinesen selbst nicht zu der eigentlichen Literatur gehört, und die sich erst unter der Herrschaft der Mongolen zur größeren Blüte entwickelt hat, würde eine Darstellung des von diesen geübten Einflusses und seiner Ursachen manchem sicherlich eine ebenso willkommene als interessante Beigabe gewesen sein, die allerdings wohl über den Rahmen des eigentlichen Werks hinausgegangen wäre. Auch dieser Abschnitt bringt viel, besonders in den ausführlichen Skizzen von einzelnen der dramatischen Werke und Romane. Wir können Prof. Grube nur recht zahlreiche Leser für sein Werk wünschen, das, richtig verstanden und benutzt, für die weitesten Kreise des deutschen Volks in seinen Beziehungen zu China von Vorteil sein wird. Auch die metrischen Übersetzungen, die zum Teil aus der Feder des Verfassers stammen, zum Teil den Werken von Viktor von Strauß und Dr. Forke entnommen sind, werden zu einer richtigen Würdigung der chinesischen Dichtung beitragen.

M. v. Brandt.

βλ. **The Life and Times of George Joachim Goschen, publisher and printer of Leipzig.** By his Grandson Viscount Goschen. With portraits and illustrations. 2 Vols. London, Murray, 1903.

Seit einigen Wochen erst ist des englischen Ministers und Peers Biographie seines Großvaters, des deutschen Buchdruckers und Verlegers Georg Joachim Göschen, erschienen, und bereits haben die meisten deutschen Zeitungen das umfangreiche, schön ausgestattete und mit Illustrationen und Faksimiles geschmückte Buch mit freudiger Anerkennung begrüßt. Der Erfolg ist nicht nur durch den Inhalt, sondern auch durch die liebenswürdige, anspruchslose Bescheidenheit gerechtfertigt, mit welcher der hochgestellte und allgemein verehrte Staatsmann der liberal-unionistischen Partei die Ausbeute jahrelanger Arbeit bietet. Sie ist ihm, selbst im Amt, die Erholung seiner Mußestunden und, seit seinem Rücktritt vom Ministerium, die liebste Beschäftigung seiner Ruhejahre gewesen. Mit liebevoller Pietät, aber auch mit feinem Sinn für Humor hat er sich in die Lebensläufe des unverdrossen arbeitenden, mit einem Anflug von Romantik ausgestatteten, warmherzigen Großvaters versetzt, der als armer Knabe in den Straßen von Bremen bettelnd begann, dort den Wohltäter fand, der durch einen glücklichen Zufall an diesem Knaben das Gute lohnte, das er einst von seinem Vater empfangen hatte, und ihn als Lehrling bei einem Buchhändler unterbrachte. Im Jahre 1785 gelang es dem Dreißigjährigen, mit den bescheidensten Mitteln und durch Ch. G. Körner, den späteren Freund Schillers, großmütig unterstützt, in Leipzig die Firma zu gründen, die von so großer Bedeutung in der Geschichte der deutschen Literatur geworden ist. Göschen wurde Schillers Freund und Verleger der „Thalia", in welcher die Deutschen zum erstenmal „Das Lied an die Freude" und den „Don Carlos" lasen. Er gab Wielands sämtliche Werke heraus und verhalf ihm durch Vorschüsse zur Verwirklichung seines höchsten Wunsches, in einem kleinen Tuskulum ländlicher Freuden froh zu werden; er veranstaltete die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken, der eine neue Auflage weder erwartete noch erhielt. Göschen mußte durch andere Unternehmungen die Mittel beschaffen, um dem Dichter des Faustfragmentes 2000 Taler zahlen zu können, und schreckte später davor zurück, „Die Metamorphose der Pflanzen" und „Hermann und Dorothea" zu übernehmen, weil Goethe hohe Honorare verlangte und die Handelsbücher den geringen Absatz seiner Werke nachwiesen! Die Folio-Ausgabe von Wolfs „Homer" war der Stolz des Druckers Göschen und bleibt unübertroffen. Die Plage der deutschen Verleger, die Piratenausgaben, später die schlimmen kriegerischen Zeiten, während welcher Göschen Gehilfen und Arbeiter nicht entließ, waren schuld, daß er, der hochherzige Menschenfreund, es trotz aller Anstrengung und Nutzen zu keinem gesicherten Wohlstand brachte. „Mehr Freunde als Geld" ist der Wahlspruch dieses Verlegers, nicht in Worten, aber in Taten, gewesen. Die von ihm gehegte Hoffnung, nicht mehr für Brot, sondern um Liebe zu arbeiten, erfüllte sich bis zu seinem 1828 eingetretenen Tode nicht. Der in das Geschäft seines Schwagers zu London eingetretene Sohn Heinrich, Lord Goschens Vater, gelangte zu Wohlstand und dessen Sohn zu den höchsten Ehren im Staat. Wenn er auf seinem schönen Landsitz zu Seacox die Freunde um seinen gastlichen Tisch versammelt, so blickt das volle, runde, kluge und freundliche Antlitz des Großvaters aus seinem Rahmen auf die Tafelrunde nieder. Es ziert auch das schöne Buch, das seine Kämpfe, seine Leiden, aber auch seine redliche, erfolgreiche Arbeit im Dienste des Geistes und sein begeistertes, durch die Freundschaft der Größten und Besten seiner Zeit beglücktes Wirken verewigt. Für den Beitrag zur Geschichte der klassischen Tage unserer Literatur sei Viscount Goschen warmer Dank gesagt.

ρ. **Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.** Mit Bildnissen und Einleitungen.

Wir haben dieser, wegen ihrer inneren Vorzüge und gediegenen Ausstattung als musterhaft zu bezeichnenden, wegen ihrer beispiellosen Wohlfeilheit aber einzig in ihrer Art dastehenden Ausgaben schon wiederholt gedacht. Ein korrekter, immer auf den neuesten Feststellungen beruhender Text, herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von tüchtigen Kennern, dem Raume nach zwar zusammengedrängt, aber in einem immer noch durchaus lesbaren, guten Druck, einfach, aber hübsch gebunden, mit Porträts und Handschriftproben geschmückt, sind diese Bände zunächst zwar für die weiteste Verbreitung bestimmt und geeignet, dürften aber auch, als höchst brauchbare Handexemplare, in der Bibliothek des Fachmannes ihre Stelle finden. Was sie besonders empfehlenswert macht, ist ihre Vollständigkeit, von der nur in einzelnen Fällen abgewichen wird. So haben wir neuerdings Wielands ausgewählte Werke erhalten; denn mit Recht sagt in seiner ausgezeichneten Vorrede Wilhelm Bölsche: „Wielands Werke füllen eine ungeheure Reihe von Bänden. Seine Bedeutung kann aus einer kleinen Auswahl ohne starke Einbuße erschlossen werden." Das Lebensbild, das Bölsche vom Dichter des „Oberon", dem Verfasser des „Agathon" und der „Abderiten" in knappen, präzisen, aber höchst sympathischen Zügen entworfen hat, gehört zum Besten und Verständigsten, was über den „guten Vater Wieland" geschrieben worden ist. Vollständig dagegen sind Bürgers sämtliche Werke, herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach (einschließlich des aus dem Englischen übersetzten, zum deutschen Volksbuch gewordenen „Lügen-Münchhausens") und Heinrich von Kleists sämtliche Werke, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Siegen. Aber während wir Wurzbachs liebevolle Charakteristik des Lenorendichters mit aufrichtiger Zustimmung gelesen haben, können wir ein Gleiches von dem Kleist-Biographen nicht sagen. Sein Stil könnte besser sein; die Darstellung leidet an Weit-

schweifigkeit und ermüdenden Wiederholungen, vor allem scheint uns der moralisierende Ton Kleist gegenüber nicht wohl angebracht; man gewinnt kein Bild von seiner Persönlichkeit. In textkritischer Hinsicht jedoch ist auch die vorliegende Ausgabe jedes Lobes wert, wie dies vom Herausgeber, der sich um die Kleistforschung vielfach verdient gemacht hat, nicht anders zu erwarten war. Endlich erwähnen wir noch Eckermanns Gespräche mit Goethe, die von Ludwig Geiger herausgegeben, mit einer scharfsinnigen Untersuchung über Entstehung, Wert und Wesen des berühmten Werkes eingeführt und mit einer langen Reihe sehr nützlicher Anmerkungen beschlossen sind.

δφ. **Napoleon I. in der Verbannung oder eine Stimme von St. Helena.** Meinungen und Äußerungen Napoleons über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in seinen eigenen Worten. Von Barry O'Meara. Übertragen und bearbeitet von Oscar Marschall von Bieberstein. Drei Bände. Leipzig, H. Schmidt & E. Günther. 1902.

Ebenso wie die französische Revolution ist ihre größte Persönlichkeit ein anziehender und niemals auszuschöpfender Quell der Geschichtsforschung geblieben. Ja, es will scheinen, daß Teilnahme weiterer Kreise und eindringende Kritik der fachmäßigen Arbeit während der letzten Jahre zugenommen haben in dem Bestreben, die seit bald einem Jahrhundert hin und her schwankenden Ansichten über jene wichtigen Erscheinungen auf festere Grundlage zu stellen. Gebührendermaßen ist es Frankreich in erster Reihe, welches eine Anzahl von neuen Schriften über die große Revolution und über Napoleon hervorgebracht hat, in denen versucht wird, die alten Kontroversen mit neuem Quellenmaterial und genaueren Mitteln der Beweisführung fortzuspinnen. Indessen, auch Deutschland und England haben diesen Bemühungen nicht müßig zugeschaut. So ist namentlich die letzte Zeit Napoleons, seine Gefangenschaft auf St. Helena, von dem Führer der englischen Opposition, dem Grafen Rosebery, zum Gegenstand einer lebhaften Anklageschrift gegen das Ministerium des Lord Castlereagh gemacht worden. In den Kreis der durch diese letztere Schrift neu geweckten sympathischen Strömungen für Napoleon gehören die Aufzeichnungen seines Leibarztes O'Meara, der in den Jahren 1815 bis 1818 ihm auf St. Helena zur Seite stand, sein Vertrauen genoß und in dieser Stellung eine Fülle von denkwürdigen Gesprächen aufzeichnete, die dann tagebuchartig veröffentlicht worden sind. — Die jetzt erschienene Bearbeitung und Übersetzung, von gewandter Hand hergestellt, ist der Bestandteil einer umfangreichen Literatur, welche — in zutreffender Schätzung des gegenwärtigen gesteigerten Interesses in der deutschen Leserwelt — eine große Anzahl ähnlicher Werke, zumal französischen Ursprunges, durch Übersetzungen weiter zu verbreiten bemüht ist. O'Mearas Tagebücher haben auch heute noch, und auch in dieser Übersetzung, den Reiz der Neuheit bewahrt. Ja, durch manche Ergänzungen und Anmerkungen aus der neuesten Literatur ist die Neuheit verstärkt worden.

βλ. **André Chénier.** (Les Grands Écrivains français). Par Émile Faguet. Paris, Hachette. 1902.

Unter allen Opfern der Revolution hat keiner das Mitgefühl der Menschen mit seinem grausamen und frühen Ende stärker erweckt als André Chénier. Es wird erzählt, der zweiunddreißigjährige Dichter habe auf dem Schafott, seine Stirn berührend, ausgerufen: „J'avais pourtant quelque chose là!" Das Wort ist aller Wahrscheinlichkeit nach erfunden. Es sprach aber das Gefühl aus, das ganz Frankreich empfand, nachdem es, zur Besinnung zurückgekehrt, die Größe seiner Verluste erwog. André Chénier war nicht nur ein wahrer und großer, sondern der einzige Dichter des Zeitalters, das Reimkünstler wie Delille und die Elegiker, aber kein einziges wirklich poetisch veranlagtes Genie besaß. Von einer griechischen Mutter zu Konstantinopel geboren, in Paris erzogen, im Umgang mit den Berühmtheiten der Zeit in Kunst und Literatur geschult, reich, geliebt, heiter, lebensfroh und früh produktiv, schien der junge Chénier für das Glück geboren. „Ein griechischer Dichter in französischer Sprache," das wollte er sein. Er schulte sich an der Antike und wollte als Jüngling über Italien nach seinem geliebten Griechenland wie in die Heimat seines Geistes zurückkehren. Die attischen Gestade erreichte er nicht, aber im Süden entstanden die formvollendeten Elegien, die in klassischem Gewande entschwundene Schönheit feierten. Pagane Liebeslieder, wechselnd mit schwermütigen Klagen über das Unvermögen des Menschen, am Becher des Lebens sich sattzutrinken: das gab bis 1789 der Dichtung André Chéniers den Reiz und das eigentümlich moderne Gepräge. Von da an tritt der Patriot und Freiheitsdichter furchtlos in die Schranken. In Versen, in Prosa hat André Chénier, der Republikaner, die Feigheit der Guten, die Verbrechen der Heuchler und jakobinischen Tyrannen gebrandmarkt, die Tat von Charlotte Corday verherrlicht, Robespierre herausgefordert und Gerechtigkeit verlangt. Mit stoischer Ergebung bot er sich den Häschern, dichtete im Gefängnis die „Jamben", die ihm allein Unsterblichkeit gebracht hätten, und starb fünfundvierzig Stunden vor dem 9. Thermidor, der ihn gerettet hätte. Faguets feine Kritik seines poetischen Werkes schließt mit der Darstellung des Einflusses, den Chénier auf die französische Dichtung des 19. Jahrhunderts geübt hat.

β. **Weltall und Menschheit.** Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern von Hans Kraemer. Berlin und Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1. bis 19. Lieferung. 1902.

Immer wieder fällt auf, wie stark in unseren Tagen das Bedürfnis im Leserkreise nach guter populärer Naturwissenschaft ist, und wie wenig Brauchbares geboten wird. Allenthalben über-

produktion; hier, wo der entschiedene Wunsch vorhanden ist, ausgesprochener Mangel. Man empfindet, daß in der rapiden Entwicklung der modernen Naturforschung doch wichtige Seiten vernachlässigt worden sind, vor allem eine gewisse ästhetische. Denn schwere Stoffe volkstümlich darstellen, fordert nun einmal ein ganz gewaltiges Stück Kunst; ohne das geht es nicht. Bei solcher Sachlage fordert man noch nicht von jedem Vorstoß zum Besseren gleich das denkbar Beste, sondern begrüßt den ernsten Versuch mit Achtung als solchen. Das vorliegende Werk hat, soweit der Anfang ein Urteil schon zuläßt, zunächst den Vorteil einer trefflichen Idee. Es will einen populären Kosmos geben am Faden der Geschichte der Menschheit. Also die naturwissenschaftlichen Welttatsachen in einem Auszuge geordnet auf den Menschen und seine Kultur hin. Ein „Buch der Erfindungen" mit einem so breiten Milieu, daß das ganze Stück Weltall, das der Mensch seit einigen Jahrtausenden langsam vor sich heraufwachsen sieht, darin Platz findet. Das ist sehr hübsch erdacht, gibt eine geistige Einheit und wird die geplanten hundert Hefte mit mehr als bloß einem Titel zusammenhalten. Zum zweiten lobenswert ohne ernsthafte Einschränkung sind die Bilder. Sie sind ungewöhnlich gut, nicht bloß (gleich Papier und Druck) technisch in der Mehrzahl genügend ausgeführt, sondern vor allem auch „geistig" trefflich durchgearbeitet: geschickt gewählt, instruktiv zugleich und in ihrer Art spannend, ein ästhetisches Element wieder, das solche Bücher brauchen. Neben den nötigen modernen Sachen finden sich mit Recht alte, gute Blätter, die man nicht alle Tage sieht, beispielsweise zur Illustrierung der Geschichte der Geologie aus den Kupferwerken des Athanasius Kircher, des Scheuchzer. Dann reine Kunstbeilagen, die doch irgend ein physisches Phänomen berühren, wie eine Rubenssche „Landschaft im Wettersturm" oder Bilder Raffaels. Solche Arabesken vermitteln, und im Vermitteln steckt das erste Geheimnis des Popularisierens. Der Text wird von ganz verschiedenen Leuten geschrieben, läßt sich also nicht nach einer Stichprobe erster Hefte beurteilen. Für ein paar Abschnitte bürgen aber ziemlich sicher schon die Namen; wir nennen nur Wilhelm Foerster für Astronomie, William Marshall u. a. Das Kapitel über die Abstammung des Menschen wird auf alle Fälle interessant werden, da Hermann Klaatsch hier das Wort hat, dessen Anschauungen zwar keineswegs, wie der Prospekt uns erzählt, schon „für die Forschungsrichtung der modernen Anthropologie maßgebend geworden sind", die man aber doch auf breitem Raum sehr gern einmal will vortragen hören. Der einzige bereits fertig gegebene Teil des Ganzen, die Geschichte der Erforschung der Erdrinde und die Beziehungen von Erdrinde und Mensch von Karl Sapper, Professor in Tübingen, ist solid, aber trocken, ein gutes, knappes Lehrbuch von tolerantem Standpunkt aus, das jedem Laien, der sich durcharbeitet, eine Fülle von Nutzen bringen muß. Ein Musterstück packender populärer Darstellung wollen wir es noch nicht nennen.

βλ. **Kantkritik oder Kantstudium?** Von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha, Thienemann. 1901.

Fachgenossen werden sich mit dem Inhalt der Schrift zu befassen haben, die mit einer Polemik gegen Paulsen, als den nach des Verfassers Urteil typischen Repräsentanten einer bestimmten Richtung unter den Kritikern Kants, verflochten ist. Für die Gebildeten, die in diesem Streit nicht mitzusprechen haben, ist der von Dr. Ludwig Goldschmidt erteilte Rat beherzigenswert, das Verständnis Kants nicht bei seinen unzähligen Auslegern, sondern bei demjenigen zu suchen, den er selbst als den Mann anerkannt hat, „der seinen Sinn am tiefsten durchdrungen und am klarsten dargestellt habe." Es ist Georg Samuel Mellin, zweiter Prediger der deutsch-reformierten Gemeinde zu Magdeburg, dessen 1794 erschienene „Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft" Dr. Goldschmidt selbst neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift versehen hat, die verdiente Beachtung und Anerkennung fanden. Auf diesem Weg erwartet der Verfasser die Weiterentwicklung und vorläufig das bessere Verständnis einer Philosophie, die durch ihre eigenen „Freunde erstickt wurde."

ρ. **Deutscher Universitäts-Kalender.** Zweiundsechzigste Ausgabe. Wintersemester 1902/3. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. F. Aschenson, Professor und Oberbibliothekar. Leipzig, K. G. H. Scheffer. 1902.

Dieses kleine Buch, in akademischen Kreisen wohlbekannt und fast unentbehrlich geworden, ist seit der Sommerausgabe 1902 in einen neuen Verlag übergegangen, dessen ihm gewidmete erhöhte Sorgfalt sich bereits nach so kurzer Zeit fühlbar macht. Durch amtliche Mitwirkung unterstützt, ist nicht nur sein Inhalt wesentlich gefördert, sondern auch die Zuverlässigkeit seiner Angaben noch mehr gesichert worden. Dem Vorlesungsverzeichnis aller deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizerischen Hochschulen geht jedesmal ein kurzes Resumé der besonderen, namentlich ökonomischen Verhältnisse der betreffenden Universitätsstadt, voraus, ebenso wie den jedesmaligen Abschluß eine sehr ausführliche und alles bemerkenswerte genau hervorhebende Liste der akademischen Vereinigungen bildet. Wir zweifeln nicht, daß dieser Kalender auch fernerhin und in immer weiteren Kreisen seine guten Dienste tun wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alexander. — Der kritische Augenblick. Bluette in zwei Aufzügen von Heinrich Alexander. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Altenberg. — Aus Liebe und andere Novellen. Von S. Altenberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Asmussen. — Eine Idee. Erzählung von G. Asmussen. Basel, Friedrich Reinhardt. 1903.

Behrmann. — Klopstock-Büchlein. Zum hundertjährigen Todestage des Dichters am 14. März 1903. Herausgegeben von Dr. G. Behrmann. Hamburg, Agentur des „Rauhen Hauses". 1903.

Beyerlein. — Jena oder Sedan? Roman von Franz Adam Beyerlein. Zwei Bände. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus. O. J.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. — Herausgegeben von Artur L. Sellinck. Erster Band, erstes Heft. Berlin, Alexander Duncker. 1903.

Birnbaum. — Ideal und Wirklichkeit. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Georg Birnbaum. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Bräutigam. — Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1902. Von Ludwig Bräutigam. Zweite Auflage. Kassel, Georg Weiß. 1903.

Brinker. — Welchen Anteil haben Fichte und Schleiermacher an der Entwicklung der Erziehung im 19. Jahrhundert? Eine Vergleichung von V. Brinker. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Bruneau. — Les débuts de la révolution dans les départements du Cher et de l'Indre. (1789—1791). Par Marcel Bruneau. Paris, Hachette & Cie. 1902.

Classen. — Kreuz und Amboß. Roman aus der Gegenwart von Walther Classen. Hamburg, C. Boysen. 1903.

Cottin. — Sophie de Monnier et Mirabeau. D'après leur correspondance secrète inédite (1775—1789). Par Paul Cottin. Paris, Plon. 1903.

Decharme. — Companies et sociétés coloniales allemandes. Par Pierre Decharme. Paris, Masson & Cie. 1903.

Delitzsch. — Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. Von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1903.

Denk. — Sein Selbstmord. Das tragische Ende eines Mittelschülers. Aus hinterlassenen Briefen zusammengestellt und herausgegeben von seinem Freunde Walther Denk. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Dombre. — Villa „Hageſtolz" (La garçonnière). Von R. Dombre. Aus dem Französischen von F. da Costa. Straßburg i. E., Josef Singer. 1903.

Eckart. — Deutsche Frauenbilder im Spiegel der Dichtung. Ein Festgeschenk für deutsche Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Stuttgart, Max Kielmann. 1903.

Ehrenstein. — Ein leichtfertiger Krieg. Einige Betrachtungen über unsere Niederlagen und ihre Ursachen. Von einem britischen Generalstabsoffizier. Autorisierte Übersetzung von Otto von Ehrenstein. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1903.

Ferguson. — Diesseits-Religion. Eine Denkschrift über die Prinzipien der Moderne. Von Charles Ferguson. Aus dem Englischen von Cecilie Mettenius. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Filchner. — Ein Ritt über den Pamir. Von Wilhelm Filchner. Mit 96 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Gachot. — Les campagnes de 1799. Souvarow en Italie. Par Édouard Gachot. Ouvrage accompagné de gravures, plans et carte. Paris, Perrin & Cie. 1903.

Gärtner. — Hat sich die allgemeine Volksschule überhaupt und insbesondere in München bewährt? Von Friedrich Gärtner. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Glahn. — Junges Blut. Novellen von Thomas Glahn. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903.

Goeler von Ravensberg. — Grundriß der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung der Königlich preußischen Unterrichtsverwaltung verfaßt von Frdr. Freiherr Goeler von Ravensberg. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Max Schmid-Aachen. Mit zwei Tafeln. Berlin, Carl Duncker. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Dreißigster Band. Annalen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldstein. — Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie. Von Julius Goldstein. Leipzig, Dürr. 1903.

Haberlandt. — Daçakumâracaritam. Die Abenteuer der zehn Prinzen. Nach dem Sanskrit-Originale des Dandin übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von M. Haberlandt. München, J. Bruckmann A.-G. 1903.

Hanstein. — Wie entstand Schillers Geisterseher? Von Adalbert von Hanstein. Berlin, Alexander Duncker. 1903.

Hausschatz älterer Kunst. — Zwölftes und dreizehntes Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1902. — Neunter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1903.

Jerusalem. — Der Bildungswert des altsprachlichen Unterrichts und die Forderungen der Gegenwart. Vortrag von Wilhelm Jerusalem. Wien, Alfred Hölder. 1903.

Kraus. — Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz. Von Franz Kraus. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1903.

Külpe. — Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen, nach Vorträgen von Oswald Külpe. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Kunz. — Mama. Drama in drei Akten von Otto Kunz. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1903.

Mazelière. — Essai sur l'évolution de la civilisation indienne. Par marquis de la Mazelière. Deux tomes. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1903.

Meunier. — Mirabeau. Lettres à Julie, écrites du Donjon de Vincennes, publiées et commentées d'après les manuscrits originaux et inédits par Dauphin Meunier avec la collaboration de Georges Leloir. Paris, Plon. 1900.

Meyers Reisebücher. — Italien in sechzig Tagen. Von Th. Gsell Fels. Siebente Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Moderner Cicerone. — Florenz. Von Dr. P Schubring. I. Ufficien und Palazzo Pitti. Mit 100 Abbildungen. II. Bargello. Domopera. Akademie. Kleinere Sammlungen. Mit 134 Abbildungen. Stuttgart. Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, bis zur vierten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Orth. — In den Minen. Roman von K. Orth. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903.

Peltzer. — Die ästhetische Bedeutung von Goethes Farbenlehre. Von Alfred Peltzer. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Platzhoff-Lejeune. — Paul de Lagarde. Von E. Platzhoff-Lejeune. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1903.

Popper. — Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Sozialphilosophische Betrachtungen. Von Josef Popper. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1903.

Potpourri-Wegner. — Lola Montez. Roman von Potpourri-Wegner. Zweite Auflage. Leipzig, Paul List. O. J.

Rahmer. — Das Kleist-Problem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich von Kleists. Von S. Rahmer. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Rée. — Philosophie von Paul Rée. (Nachgelassenes Werk.) Berlin, Carl Duncker. 1903.

Rüscher. — Göttliche Notwendigkeits-Weltanschauung, Teleologie, mechanische Naturansicht und Gottesidee, mit besonderer Berücksichtigung von Haeckel, Wundt, Lotze und Fechner von Alois Rüscher. Zürich, Albert Müller. 1902.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das grüne Band.

Roman
von
Georg Hirschfeld.

I. Heimkehr.

Nach Sonnenuntergang, als die Farben des Himmels bleicher und nächtiger wurden und der menschlichen Sehnsucht gleichsam offener, hatte sich das quellende Gefühl der Erwartung in Frau Dorothea Schirmer so gesteigert, daß sie ihr Träumeplätzchen am Erkerfenster verlassen mußte und unruhig im halbdunkeln Zimmer auf und ab schritt. Wie zogen sich die Stunden jetzt zu Ewigkeiten. Und bis zum Abend, da sie Walter erwarten konnte, war es noch lange hin. Sie ließ sich endlich ganz ermattet auf das altmodische Plüschsofa nieder, wo ihr verstorbener Mann immer bis zum Abend sein Mittagsschläfchen gehalten hatte, und wo Walter — ja, wo Walter einst zur Dämmerstunde zusammengekauert wie ein schöner Bettler an der Paradiesespforte des höheren Lebens gesessen und seine ersten Dichterträume geträumt hatte. Frau Schirmers Augen schweiften aus der dunklen Zimmerecke zur gegenüberliegenden Wand hinüber, die noch im letzten Widerschein der Abendsonne dalag. Dort hingen die Bilder ihrer Toten — der Eltern, des Mannes, der Geschwister — dort hing auch ihr Bild als Braut und Walters Kinderbildchen mit den großen, erstaunten Augen, die die ganze Welt zu suchen schienen und in Wahrheit doch nur eine Offenbarung aus des Photographen Zauberkasten. Schwarzgerahmte Ovale, blickten die Bilder, in regelrechter Fünfzahl angeordnet, mit ernsten Mienen auf Frau Dorothea nieder. Und ihre Augen bekamen im Hinschauen einen starren, beinahe düsteren Ausdruck, dessen sie sich selber nicht bewußt war, denn ihr Herz war heute voll Licht und Hoffnung, und sie hätte es für Sünde gehalten, gerade heute, wo ihr Sohn zurückkehrte, das Leben nicht zu segnen und durchaus schön zu finden. Aber das Alter war gekommen, lautlos, auf weichen Sohlen, und die Nachwehen ihrer Leiden und Enttäuschungen, die sie festhielten an ihrer Vergangenheit mit leisen, schmerzenden Fäden. Überall Vergangenheit, wohin sie blickte —

Vergangenheit, Vergangenheit. Und ihr gebleichtes Haupt war nur noch von den Klagelauten der Entsagung umwittert. Aber sie wußte es selbst nicht recht, daß sie nun plötzlich eine alte Frau geworden, denn in ihrem Herzen lebte die unversiegbare Jugendkraft der Mutter, ein Glauben und ein Hoffen, das mit Engelschören gleichsam von allen Seiten her die Ehre Gottes sang. Sie harrte ja dem Sohn entgegen. Und so, in ihrer dunklen Sofaecke, ganz allein mit ihren liebsten Gedanken, fühlte sie allmählich Meister Schlaf über sich kommen, und bald auch umspannten seine kühlenden Geisterhände ihre müden Schläfen. Doch ließ es sich nicht ermessen, in was für schöne und lichtvolle Traumlande er sie führte, denn ihre welken Züge blieben ernst auch im Schlummer und stumme Zeugen eines schweren Frauenschicksals.

Sie hatte lange geschlafen, während es draußen und im Zimmer allmählich Nacht geworden war. In plötzlichem Schrecken fuhr sie jetzt empor. Am Meeresstrande hatte sie eben noch mit Walter gestanden, stumm und überwältigt der untergehenden Sonne zugeschaut, und Walter, ein hochgewachsener Mann und doch ihr Knabe noch, hatte sich langsam, ohne daß sie es merkte, von ihrer Hand gelöst und war mit leuchtenden Augen der Sonne nach in die verebbenden Fluten hinausgeschritten. Überirdisch erschien ihr seine dunkle Gestalt in der funkelnden Farbenpracht des Abends. Sie sah ihm staunend nach und hinderte nicht, daß er mit ausgebreiteten Armen immer weiter in die lockende Unendlichkeit hinauszog. Es war so, als riefe ihn dort eine schönere und tiefere Macht als die Liebe seiner Mutter. Doch endlich begreifend, als er schon ganz fern von ihr mit den schaukelnden Wogen kämpfte, hatte sie aufgeschrieen: „Walter!“ und war erwacht. Sie begriff zwar sofort, wo sie sich befand, doch hatte sie im festen Schlaf das Zeitgefühl verloren, und voll Unruhe, gegen unsichtbare Möbel stoßend, die wie lauernde Diebe im Dunkeln standen, tastete sie sich hinaus durch den Korridor in die hell erleuchtete Küche.

„Wanda,“ sagte sie, die Tür öffnend, in schüchterner Verwirrung zu ihrem Mädchen, das mit nackten Armen am Tische saß und Notizen in ihr Ausgabenbuch machte, „Wandachen, denken Sie, ich bin im Wohnzimmer eingeschlafen. Und nun habe ich keine Ahnung, wie spät es ist.“ Sie rieb sich wie ein Kind die Augen und blinzelte in die Spiegelung der roten und gelben Metallgeräte, die ringsumher an den Wänden hingen.

Wanda drehte sich gelassen nach ihr um und drohte ihr schelmisch mit dem langen Bleistift.

„Sieben, Frau Schirmer! Sieben is es! Haben Se sich ordentlich ausjeschlafen? Na, so 'n kleenes Nickerchen, das schad't ja nichts. Das is ja jut. Wann kommt denn nu eijentlich der junge Herr?“

„Um acht Uhr fünfundvierzig, Wanda, dreiviertel neun, auf dem Anhalter Bahnhof. Da fahr ich wohl am besten mit der Elektrischen von Hundekehle bis zum Potsdamer Tor, nicht wahr, und steige dann um oder laufe das Endchen. Sieben Uhr ist es? Um Gottes willen, dann muß ich wohl gehen?“

„Se brauchen 'ne jute Stunde. Mehr brauchen Se nich, Frau Schirmer. Rejen Se sich bloß nich unnütz auf, denn dadurch kommt de Eisenbahn nich

schneller. Setzen Se sich lieber 'n bißken zu mir. Hier auf de Abwaschbanke. So. Ich sage Ihnen schon, wenn's Zeit is."

Frau Schirmer setzte sich gehorsam und ließ ihre bangen, schwarzen Augen, die unter dem schneeweißen Scheitel und in den zarten, immer noch mädchenhaften Gesichtszügen ihrer Erscheinung einen seltsamen Wechsel von Alter und Jugend gaben, hilfesuchend auf Wandas treuherziger Miene ruhen. Doch plötzlich ergriff sie die rote Arbeitshand des Mädchens, die ungefähr so groß war wie ihre beiden Händchen zusammengenommen, und sagte mit mühsam verhaltenen Tränen:

„Wanda, es sind zwei Jahre her. Das fühl ich ja heute erst, da ich ihn wieder haben soll, mit der ganzen Gewalt. Ich habe meinen Sohn zwei Jahre nicht gesehen, Wanda. Was sind denn schließlich Bilder und Briefe? Wir Menschen brauchen mehr. Wir brauchen das Leben, Wanda."

„Aber es hat ihm doch jut jejangen in München? Es hat ihm doch jut jejangen, Frau Schirmer?"

„Ja, Wanda — Gott sei Dank. Das muß ich selber sagen. Meine kühnsten Träume — alles hat sich wunderbar erfüllt. Aber der Dichterberuf ist schwer. Er hat so viele Dornen, Wanda. Können Sie sich das vorstellen?"

„Offen jestanden, nee. Ich habe mir schon immer jedacht: bei's Bücherschreiben, da wird doch sicher nich so ville verdient, als wenn nu eener 'n jutes Jeschäft hat oder so was."

„Ach, wenn es das allein wäre! Das bißchen Geldverdienen. Nein ... Die innerliche Ruhe, das Glücksgefühl, das meine ich, Wanda. Und damit ist es bei den Künstlern schlimm bestellt."

„Na, muß er denn nu immerzu dichten? Nu hat er doch eben erst so 'n jroßes, dickes Buch jemacht? Da, sehn Se mal, Frau Schirmer, und unten bei Bodelschwings is auch eins und nebenan bei Baumeisters auch — die hat er doch alle jeschrieben, unser junger Herr, nich wahr? Na, das will doch was heißen, Frau Schirmer!"

Wanda holte bei diesen Worten das erste Buch von Walter Schirmer aus der Schublade ihres Küchentisches, wo sie es, sorgfältig in Seidenpapier gewickelt, aufzubewahren pflegte.

„Ach, Mädchen, was Sie denken!" rief Frau Schirmer, die jetzt unter Tränen lachen mußte. „Der Werkführer! Das liegt ja schon so weit zurück ... das ist doch das ewige Phantasieren und Vorwärtsstreben bei den Künstlern. Immer nur weiter und niemals stehen bleiben, den Geist entwickeln, verstehen Sie, wenn auch der Körper drunter leidet. Und sehen Sie, das ist für mich die schwerste Sorge. Eine Mutter denkt doch an die Gesundheit, Wanda."

„Er soll bloß keenen krummen Rücken kriejen. Sagen Se ihm man. Die Schreibersleute, die kenn ich aus meine Heimat. 'n junger Mann muß raus an de frische Luft, Frau Schirmer."

Doch diese gab jetzt keine Antwort, und ihr verträumtes Lächeln zeigte, daß ihre Gedanken ganz wo anders und vom Gespräche ab einen schönen, kleinen Seitenpfad gegangen waren — dann aber sagte sie, wieder anknüpfend und fester als zuvor, aber durchaus nicht abweisend: „Soviel ich aus den

Briefen meines Sohnes entnommen habe, ist er ganz Ihrer Ansicht, Wanda." Sie erhob sich unruhig. „Aber nun geben Sie mir meinen Hut und meinen Mantel — ich muß jetzt wirklich fort. Wenn die Elektrische eben gefahren ist!"

„Die fährt noch nich — ich weeß doch, wann se fährt," beruhigte sie Wanda und begleitete ihre Herrin auf den Korridor hinaus. Dort machte sie sie zurecht, und zwar so resolut, mit vielem Knöpfen, Streichen und Zupfen, als wenn sie ein kleines Mädchen wäre, das zum Spazierengehen gerüstet werden sollte. Frau Schirmer öffnete nun die Tür zur Treppe, wurde aber im Gehen noch von allerlei Sorgen gepackt.

„Die Schnitzel stellen Sie aufs Feuer, wenn Sie uns die Tür schließen hören — verstehen Sie, Wanda? In demselben Augenblick, wo Sie uns schließen hören, da ... Oder nein, um Gottes willen, das geht ja nicht. Sie müssen ja unten im Hausflur stehen und den Koffer nehmen —"

„Wird ja allens jemacht — de Schnitzel und de Koffer — verlassen Se sich janz auf mir, Frau Schirmer."

„Und die Bouillon recht stark —"

„Jawohl, jawohl."

„Mit Ei!"

„Jawohl."

„Und zu den Schnitzeln Püreekartoffeln," rief Frau Schirmer noch unten vom Hausflur her, doch kam jetzt keine Antwort mehr von oben, und dröhnend fiel die Tür ins Schloß.

So war sie denn plötzlich losgerissen und ganz zufrieden damit, denn endlos zäh, wie flüssiges Gummi, haftet die Qual der Erwartung noch an hundert Kleinigkeiten. Draußen im Freien wurde ihr wohler zu Mute, mit festen Füßen bestieg sie die Straßenbahn und fand noch in dem vollbesetzten Innern einen Eckplatz. Zahlreiche Weihnachtseinkäufer fuhren heute, am „goldenen Sonntag", noch abends zur Stadt, und eine wohlige, etwas dumpfe Wärme herrschte in dem stimmendurchraunten Wagen, wo die dicken Winterkleider der Passagiere auf den Bänken kein Spältchen mehr frei ließen, und die Kälte draußen, wenn der Schaffner die Tür aufschob, sich nur flüchtig zeigte und gleich wieder verschwand. Frau Schirmer nahm mechanisch ein Billet und überließ sich dann, die Mitfahrenden kaum beachtend und bald vergessend, der großen, altvertrauten Reihe ihrer Gedanken, die nur auf die Erledigung der Äußerlichkeiten gewartet hatten, um sie völlig wieder in Beschlag zu nehmen.

Nach einer Stunde war sie an Ort und Stelle. Sie hatte noch sehr viel Zeit, wie immer, wenn sie zum Bahnhof kam; aber die Minuten flogen um so rascher dahin, je heftiger ihre bebende Brust das große Erwartungsgefühl durch die hoch sich wölbenden Tore in die Ferne sandte. Dort mußten ja bald im nächtigen Dunkel zu den grünen und roten Sternchen der Signallaternen zwei leuchtend gelbe sich gesellen, die näher und näher kamen und ihr Alles, ihre ganze Zukunft brachten. Sie schritt, sich gewaltsam zusammennehmend, um nur ja keine heftige Erregung auf ihr Antlitz kommen zu lassen, den Bahnsteig ziemlich weit hinaus, als wollte sie ihm entgegengehen. Dabei

übte sie als unschuldige Komödiantin schon das Mienenspiel ein, das sie dem Sohne zeigen wollte. Denn sie mißtraute den Gramfalten ihres Antlitzes. Heiter wollte sie heute sein, ganz heiter, keine schwachen Tränen zeigen, keine Schatten, nichts, rein gar nichts, was ihn erinnern konnte — denn sie wollte keine Erinnerung für ihn, nur Neuland, Frohsinn, Mut und Hoffnung.

Da kamen die gelben Sterne — da bogen sie ganz wo anders aus dem Dunkel hervor und wurden im Näherkommen deutlicher und größer. Gepäckträger lärmten mit ihren Karren an Frau Schirmer vorüber, der Befehlshaber mit der roten Mütze erschien, und die wartenden Leute auf dem Bahnsteig machten alle so gespannte und herzliche Gesichter, als wollten sie nicht ihre Lieben, sondern den schwarzen Koloß, der da heranfauchte, mit Blumen begrüßen und umarmen.

Frau Schirmer erblaßte — sie lief den Zug entlang und winkte, da sie den Sohn nicht gleich erblicken konnte, auf jeden Fall mit ihren Blumen nach verschiedenen Coupés hinauf, was zur Folge hatte, daß fremde Leute, die sich ebenfalls irrten, ihr freundlich zunickten. Ihre Verwirrung steigerte sich, überall sah sie fremde Gesichter, sie erkannte nichts mehr, und als sie zum zweiten Mal die lange Wagenreihe vergeblich abgelaufen war, blieb sie ratlos stehen, indes die Reisenden mit Kindern und Koffern an ihr vorüberzogen. Da fühlte sie plötzlich einen Menschen neben sich stehen, größer und breiter als Walter, der mit einer tieferen und anderen Stimme, als dieser vor zwei Jahren gehabt, zu ihr sagte: „Guten Abend, Mama.“ Sie wandte sich jäh zu ihm hin, und die Fremdheit schwand vor dem Willen ihrer Liebe; sie lag in seinen Armen und küßte ihn kraftlos — lange; dann suchte sie sich zu fassen, und sie schritten langsam nebeneinander her.

Die Mutter suchte Walters Hand.

„Mein Kind, wie geht's dir denn? War die Reise sehr anstrengend?“

„Aber gar nicht, Mama. Du hast mich wohl nicht gleich erkannt? Du bist ja vorhin an mir vorübergelaufen.“

„Wahrhaftig? Kind — der große Schnurrbart ... Und die Stimme ... Und überhaupt ...“

„Gepäckträger! Da nehmen Sie!“ Er gab ihm sein Handgepäck. „Taxameter!“

„Haben Se auch Jroßes?“

„Einen Koffer und ein Rad, da ist der Schein.“

„Merk dir die Nummer, Kind — die Nummer!“ flüsterte Frau Schirmer. Der Träger war aber schon fort, und sie mußte sich beruhigen, um nur ja nicht etwas von den ersten Worten ihres Sohnes zu verlieren.

„Na, und du, Mama? Du siehst 'n bißchen bläßlich aus. Zu viel in der Stube gesessen, nicht wahr?“

„Ach nein, mein Kind. Du meinst die Blumenmalerei? Das geht ... Bloß heute — es sind doch zwei Jahre her — das ist —“

„Ein bißchen lange, freilich, freilich. Na, nun bleiben wir ja zusammen.“

„Ja, mein Kind.“

Sie schwor ihm mit den Augen gleichsam, was für Liebe ihn hier erwartete. Dann schwiegen sie beide, und während sie langsam die Treppe hinunterstiegen, nahm er ihren Arm und schob ihn sanft in den seinen. Wie es sie durchströmte! Heiße Wellen der Erinnerung wogten jetzt in beiden, und der Reichtum ihrer Gefühle ließ sie nur zu abgerissenen Worten kommen. Als Walter sich jetzt von dem unten postierten Schutzmann die Droschkenmarke geben ließ, fiel sein Blick von ungefähr auf einen anderen jungen Menschen, der sich mit seinem Köfferchen dem Schutzmann näherte und, Walter mit seiner Mutter erblickend, hastig und ehrfurchtsvoll den Hut abzog.

„Das ist ja Hans Georg!" rief Walter. „Ich habe dich ja vorhin aus den Augen verloren! Na, da kann ich euch gleich bekannt machen, Mama."

„Wer ist es? Wer, mein Kind?" fragte die Mutter leise, da ihre Gedanken nur bei Walter waren. Der schlanke, junge Mann im braunen Havelock, dessen feste, bartlose Züge mit den blauen Lichtaugen etwas ungemein Gewinnendes hatten, näherte sich ihnen und verneigte sich, den Hut in der Hand, indem er lächelnd errötete.

„Mein Freund Richter, du weißt doch, Mama — wir sind zusammen gefahren. Schrieb ich dir das nicht?"

Frau Schirmer, die sich von nun an der Bedeutung jedes Augenblicks, den der Sohn ihr zutrug, voll bewußt war und lieber alles andere außer Acht lassen wollte als den nötigen Wärmegrad der Empfindung, errötete vor Freude, und ihre guten Worte überstürzten sich förmlich, während sie Richters Hand mit beiden Händen drückte. Hans Georg sah sichtlich erfreut und überrascht in das junge, aufgeregte Antlitz mit dem weißen, flatternden Haar. Nachdem er endlich zu Wort gekommen, in schmuckloser Weise ihr auseinandergesetzt, daß Berlin nur eine Zwischenstation für ihn wäre, er aber vom Lehrter Bahnhof in seine Heimat Kiel weiterfahren wollte, empfahl er sich händeschüttelnd und rief auf Walters Frage noch im Torweg, daß er bestimmt nur über Weihnachten zu Hause bleiben und den ganzen Winter, wie geplant, in Berlin verbringen wollte. „Auf Wiedersehen!" rief er noch, und dann verschwand seine hohe Gestalt um die Ecke.

Als der zwischen Walters Fahrrad und Koffer auf dem Bocke eingeklemmte Kutscher endlich begriffen hatte, wo sich die Fontanestraße im Grunewald befand, und die Droschke sich langsam in Bewegung setzte, löste sich die beklemmende Erregung des Wiedersehens allmählich in Behagen und Heiterkeit, und Frau Schirmer kam immer mehr dazu, ihren wirklichen Sohn zu betrachten, der jetzt neben ihr im Wagen saß, und nicht den überlebensgroßen, dem ihr einsames Träumen gegolten.

„Wie geht's denn Wanda?" fragte Walter, von einem aufs andere kommend. „Wanda Kusmich aus Isenschnibbe?"

„Sie erwartet dich mit Sehnsucht und hoffentlich auch mit gutem Essen," erwiderte die Mutter. „Übrigens ein treues und durchaus zuverlässiges Wesen. Die hat mir über vieles weggeholfen. Du wirst es kaum glauben, Walter — aber ich konnte mich ihr anvertrauen. Sie hat so viel gesunden Menschenverstand, das Mädel. Das ist es."

„Ja, das ist es," erwiderte Walter. „Wie geht's denn ihrem Kinde?"

„Es ist gesund, wie ich höre. Aber die Trennung — Wanda leidet darunter. Heut fühle ich ihr das nach . . ."

Sie fuhren nun den Kurfürstendamm entlang und über die Halenseer Ringbahnbrücke — nach einigen Kreuz- und Querfahrten gelangte der verdrossene Kutscher endlich in die Fontanestraße und vor das Haus, in welchem Frau Schirmer wohnte. Der Wagen hielt, und Wanda lachte ihnen breit entgegen. Sie streckte Walter ihre rote Tatze hin, die dieser kräftig schüttelte, und sagte mit tieferer Rührung, als man ihr anmerken konnte: „Na, jut sehn Se aus, junger Herr, und kräftig und jesund —"

„Ja, Wanda — den Koffer, Wanda —" unterbrach sie Frau Schirmer in ihrer offenbar weit ausholenden Ansprache, die Walter eigentlich gern zu Ende gehört hätte. Dann lohnten sie den Kutscher ab und stiegen zur Wohnung hinauf, wo Walter das schön getäfelte Eßzimmer betrat. In freudiger Überraschung blieb er stehen. Unter der brennenden Ampel grüßte ihn ein großer Busch von bunten Chrysanthemen, der in einer Vase auf dem sauber gedeckten Tisch stand, und durch das hohe Erkerfenster gegenüber sah friedlich über schwarzen Nadelbäumen der silberne Mond ins Zimmer. Ein leiser, ganz verschlafener Trillerton wurde hörbar. Hänschen, der Kanarienvogel, war durch die Schritte der Eingetretenen in seinem Bauer aufgewacht und grüßte nun auch seinerseits Walter mit Freundesstimme.

„Hier ist es gut sein," flüsterte Walter.

„Ja!" rief Frau Schirmer, der seine Worte wie ein Sonnenstrahl ins Herz gingen. Nachdem sich dann der Sohn im Schlafzimmer ein wenig zurechtgemacht hatte, setzten sie sich zu Tisch und aßen schweigend — ihre Gedanken unterhielten sich. Dann ließ Frau Schirmer abräumen, und als sie wieder allein waren, begann sie leise: „Das freut mich wirklich, daß dein neues Heim dir gefällt, Walter . . . Ich nehme es als Symbol fürs ganze Leben, mein Junge." Als er sie überrascht und errötend ansah, fügte sie hinzu: „Ja, Walter. Was wäre doch das Leben, wenn man immer nur das täte, was die bessere Stimme in einem, das Selbstbewußtsein, sagt! Wie würde man jetzt zurückschauen können auf einen geraden, unbeirrten Weg! Aber so — eine Wildnis liegt hinter einem, ein trauriger Morast, aus dem man sich nur mühsam herausgerappelt hat, wenn eben die Sonne untergeht."

Walter hatte sie nie so sprechen gehört. Sein Herz schlug heftig, aber er zwang sich, seine Antwort ruhig abzuwägen. „Das alles träfe ja zu, Mama," erwiderte er langsam, „wenn du in der schwersten Zeit die Flinte ins Korn geworfen hättest. Wenn du Papa damals sich selbst überlassen hättest. Aber das hast du ja nicht getan."

„Das war nur meine Pflicht gegen *ihn*, Walter. Jetzt meine ich eine andere Pflicht, mein Junge."

„Ich weiß, Mama . . . Aber höher steht doch das *Mögliche*, ich meine das Überwinden-können, als das Schwärmen und Haschen nach dem, was uns einfach nicht gegeben ist. Du wirst dich wundern, daß ich als *junger* Mensch das sage, aber es ist meine feste Überzeugung, Mama."

„Ja, ja. . . . Ich kenne deinen Ernst . . . Und deine Pflicht steht auch höher als meine. Lieber Gott! Wie das große Leben draußen höher steht als solch enger, kleiner Ehekrieg. Nein, Walter. Ich habe deinen Vater aufrechtgehalten, mag sein. Aber mich — —?"

Sie schwieg. Er hörte die heiße, fast verschüttete Tränenquelle aus ihrer Brust in die Stimme steigen und schwankte, ob er schonend abbrechen oder die neuen und großen Geständnisse, die das Wiedersehen herbeigeführt, energisch ergreifen sollte. Er tröstete sie zunächst, indem er ihre Hände streichelte und sagte: „Du bist ja noch jung genug, Mama. Ich meine, dein Herz ist jung geblieben. Die Zukunft kann noch viel aus dir herausholen, was du verschüttet glaubst. Man darf sich von seinen Erinnerungen nicht unterkriegen lassen. Ich wenigstens, ich darf es nicht." Er erhob sich hastig und trat an das mondhelle Fenster. „Mein Weg führt weiter. Und wenn ich auch den Wert des Augenblicks verloren habe — ich meine, wenn auch mein Herz so schwer ist, und der Kopf — verstehe mich recht — so lebensschwer, so lebenssalt — — ich tue ja doch mit allen Kräften mit. Ich bin nur etwas sicherer geworden als die andern jungen Leute. Das bißchen Schwärmerei und Süße, das muß ich drangeben. Aber die Gewalt im Leben, die bleibt."

Er sprach so dunkel von seinem Geheimnis, daß sie es fühlen, aber nicht begreifen konnte. Hochaufgerichtet, fern von ihr, mit breiter Schöpferstirn und dunklen Augen, stand er am Fenster. Sie neigte ihr weißes Haupt ein wenig und schwieg. Sie konnte für ihn beten, aber nicht ihn leiten. Sehnsüchtig lauschte sie seinem Flügelschlag.

Dann geleitete sie ihn zur Ruhe. Ganz wieder ihr Junge, küßte er sie und sagte: „Gute Nacht, Mama." Sie schloß die Tür seines Zimmers, und ein tiefes Wonnegefühl durchströmte sie jetzt, als sie drinnen ihr einziges Gut gelandet und geborgen wußte. Dann schritt sie leise in die Küche hinaus, zu Wanda. Die scheuerte dort mit wahrer Leidenschaft. Auch in ihr schien heute eine neue Lebenskraft erwacht zu sein. Sie hielt jetzt inne, als sie die Herrin erblickte, und fragte, auf ihren Schrubber gestützt, wie triumphierend: „Na?"

„Ja, ja, liebe Wanda, nun habe ich ihn wieder."

Wanda versteckte ihre Rührung hinter einem breiten Gelächter. „Se haben ja 'n janz andres Jesichte bekommen, Frau Schirmer! 'n janz andres Jesichte!"

„Das glaub ich, Wanda . . . Es gibt ein Mittel dafür . . . Und Ihnen würde es wohl auch nicht schaden. Was meinen Sie dazu, wenn ich Sie über Weihnachten nach Hause schicke? Zu Ihrem Kinde, Wanda?"

„Nach Isenschnibbe? Is' wahr?"

Sie ließ den Schrubber fallen und küßte Frau Schirmer beide Hände.

„Man braucht es, Wanda," sagte diese und verließ die Küche, um nun auch ihr Lager aufzusuchen. Der Mond war draußen inzwischen weitergezogen, und alles kam zur Ruhe.

II. Poststraße 9b, vier Treppen.

Frau Schirmers Schlaf war heute kurz bemessen. Um vier Uhr erwachte sie schon und blieb nun bis zum Sonnenaufgang munter, mit großen, offenen Augen ins Schwarze sehend. Doch das bedrückte sie nicht, im Gegenteil: sie streckte sich behaglich im Bette aus, um recht genau die Erlebnisse des vergangenen Tages an ihrem Geiste vorüberziehen zu lassen. Was brauchte sie Schlaf? Sie wollte an Walter denken. Und das tat sie, tief, mit dem unsichtbaren Lächeln zärtlicher Zufriedenheit. Sie sah ihn noch vor sich stehen, gestern abend, hörte noch die ungestümen Worte: „Mein Weg führt weiter. Und wenn ich auch den Wert des Augenblicks verloren habe . . .“ Die nächsten Worte wußte sie nicht mehr. Dann aber hörte sie wieder: „Ich tue ja doch mit allen Kräften mit.“

Sie mußte jetzt wirklich lächeln. Was doch die jungen Künstler im Vollbewußtsein ihres Mannesstrebens für Kinder blieben. Den Wert des Augenblicks verloren? Nein, mein Junge. Wie sollte sie das verstehen? Er hatte ihn nur noch nicht besessen. Das göttliche Bild, das schon vielleicht in seinen Träumen lebte, war noch nicht zur lebendigen Wirklichkeit geworden. Dann erst kam die wahre Größe über ihn. Dann erst. Das wußte sie. — Was wußte sie eigentlich? Sie selber war in ihrer Jugend von einer kindlichen Schwärmerei betrogen worden. Sie selber hatte ohne Sonne im Winkel verblühen müssen.

Nein — sie wußte eigentlich nichts. Aber sie dachte es sich. Ein Dichter! Danach bangt das schönste Weib. Nicht er nach ihm. Und ihr geliebter Junge! Der „Wert des Augenblicks“, der würde schon kommen. Da war ihr gar nicht bange. Und dann — wie wollte sie ihre Tochter lieben! Des jungen Glückes stolz sein, eines Enkelchens vielleicht . . . Die alte Stutzuhr im Wohnzimmer schlug jetzt fünf. Zu dumpf und traurig klangen ihr die langsamen Schläge. Müde und ermüdend. Aber der Schlummer kam nicht. So erwartete sie denn leise seufzend die Sonne. —

Beim Frühstück sagte Walter der Mutter, wie schön er auch heute alles fände, was ihn umgäbe. Nun wollte er aber nach Berlin hinein und einen unbekannten Freund aufsuchen, von dem er sich viel verspräche. Es wäre Hans Georg Richters Intimus, ein lyrischer Dichter, und er hieße Helmut Baumbach. „Baumbach?“ fragte Frau Schirmer eifrig. „Ist das etwa der berühmte Baumbach?“ Walter erwiderte lachend: „Nein, durchaus nicht — nicht berühmt und gar nicht mit ihm verwandt. Du bist nicht die erste, die ihn mit dem Alten verwechselt und dann enttäuscht ist. Alles, was ich aber von diesem Baumbach gehört habe, nimmt mich für den Menschen ein. Hans Georg Richters Freundschaft ist nämlich zuverlässig. Man kann die höchsten Wetten darauf setzen, daß dieser famose Kerl sein Herz nicht fortschenkt, wo er nicht ein ähnliches findet. Es war immer rührend für mich zu hören, wie zärtlich dieser urgesunde Recke, dieser Plastiker durch und durch, den kränklichen und phantastischen Helmut aus der Ferne beobachtet hat und behüten wollte. Sie sind in Kiel zusammen aufgewachsen. Dann trennten sie sich, als Richter

Bildhauer wurde, und der arme Helmut sitzt nun hier in Berlin in einer Dachstube — niemand kennt ihn. Wer kauft Gedichte zu Weihnachten? Hampelmänner kauft man. Aber ich will mich jetzt ernsthaft um ihn kümmern. Nicht nur seinetwegen — ich brauche hier was Junges, weißt du, einen Menschen, dem es nicht darauf ankommt, wohin sein Weg ihn führt, wenn er nur nach oben führt. Der reine Ton — der ist so selten auf dem Blocksberg der Literatur, Mama. Und Helmut Baumbach, der hat ihn — das ist sicher ein Mensch und kein Literate."

Frau Schirmer hatte aufmerksam zugehört, schien aber mit Walters Argumenten nicht ganz einverstanden. „Du mußt bedenken, Walter," sagte sie, „daß du schon bedeutend weiter bist als dieser Herr Baumbach. Ich meine, du hast Beziehungen, dank deinen Leistungen, die liegen in den höchsten Kreisen der Kunst. Das ist etwas ganz anderes. Die wirst du doch eher pflegen müssen als den Verkehr mit solchem unbekannten Anfänger, in dem noch alles gärt — ich weiß nicht —"

„Gerade deshalb will ich ihn aufsuchen, Mama. Der Boden, auf dem ich wachsen kann, das ewig Vorwärtstreibende, das ist es, was ich suche. Jugend, Jugend, Jugend! Erfolg und Ruhm — was ist das? Ich bewundere die Großen, die ich kenne, und freue mich ihrer Anerkennung, aber immer wieder treibt es mich dann zu den Werdenden, zu denen, weißt du, für die die Welt noch Neuland hat. Was bin ich denn mehr als sie? Nur keinen Stillstand, kein Behagen — da ist die Verflachung nicht weit. Ich suche mir Baumbach junior. Addio, Mutschi. Mittags bin ich wieder da."

Er küßte sie, nahm Hut und Mantel und eilte auf die Straße hinaus. Als ihm dann unten sein Abschied doch zu rasch und nicht zärtlich genug vorkam, wandte er sich noch einmal um und winkte seiner Mutter, deren weißes Haupt natürlich am Erkerfenster sichtbar wurde. Dann ging er zum Bahnhof Grunewald hinüber und fuhr nach wenigen Minuten der Stadt zu.

Er hatte einen weiten Weg zurückzulegen, denn Helmut Baumbach wohnte im Zentrum, im ältesten Teil von Berlin, in der Poststraße, gegenüber der Nikolaikirche. Hierdurch bot sich Walter freilich die erwünschte Gelegenheit, das Bild der Weltstadt, dem er nun zwei Jahre ferngeblieben, wieder einmal recht auf sich wirken zu lassen. Merkwürdiger als je erschien es ihm heute, über Tausende von unbekannten Menschenwegen in geringer Brückenhöhe hinwegzufahren. Ein ruheloses Treiben schien es ihm von oben, ein Jagen vor der Riesenpeitsche der Zeit. Und über Nacht war es Weihnachtswetter geworden. Ein Tanz von wirbelnden Schneeflocken spielte in den Lüften und gab einen Hauch von Anmut über die hohen, häßlichen Industriebauten mit ihren wirren Telephonnetzen, Firmenschildern und schreienden Plakaten. Wie seltsam kam es Walter heute vor, daß er die vielen Menschen, von denen er nach seiner Weise im Vorüberfahren einen flüchtigen Einblick in ihr Schicksal zu erhaschen suchte, wohl niemals wiedersehen, im Wirrwarr der Erscheinungen auch kaum wohl wiedererkennen würde. So groß war diese Stadt! Unendlich mannigfaltig ihr Körper, einem ungeheuren Polypen gleich, der aus sich selber zahllose Arme nach immer mehr Geschicken streckte,

die in seinem Bauche verschwanden, um dort im dunklen Gewühl zu finden, was doch die Einsamkeit allein zu spenden schien: das Glück der Ruhe. War hier des Künstlers Bestimmung? War es denn nicht besser, sich abzuschließen von vornherein, in einem verborgenen Waldhause zu leben, im Verkehr mit einigen Auserlesenen, die das nimmermüde Brausen des Weltstadtmeeres nur aus der Ferne hören wollten? Vielleicht. Es war ein Weg, aber Walter empfand ihn als Sackgasse, in welche das lauernde Behagen den Künstler lockte. Lieber dem Erkennen sich opferwillig preisgeben als in vornehmer Weltfremdheit verzichten — lieber als Besonderer mit hohen Gedanken unter den Vielzuvielen wandeln, gekreuzigt werden, wo der Geist der Zukunft mit dem Kleinen, Gegenwärtigen zusammenstößt, als eitle Träume zu genießen, wo alles um den Schläfer schreit und wacht und nach Erlösung schmachtet. Vorwärts, ins volle Menschenleben, selber ein Stück davon — das war des Künstlers Schicksal.

Im Bahnhof Friedrichstraße verließ er die Stadtbahn und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Um diese frühe Vormittagsstunde schon drängten sich die Weihnachtseinkäufer in den Straßen. Walter sah mit Staunen und stiller Freude das bunte Getriebe. Er ging die Linden entlang bis zum Schloßplatz, wo er als Kind noch die Wunder des alten Weihnachtsmarktes genossen hatte, dann kam er an seinem geliebten Kurfürstendenkmal vorüber in die Königstraße und endlich in die Poststraße, wo Helmut Baumbach wohnte.

Seltsame Idee, in dieser Gegend zu dichten! dachte Walter. Denn er, der Realist, der das Leben ergründen wollte, wo es sich zeigte, trachtete für sein Schaffen doch nach einer höheren Umgebung und nach künstlerischer Ruhe. Hier aber herrschte dumpfe Stadtluft mit Handelsmenschen und stillosen Geschäftshäusern. Und hier, in diesem gräßlichen Konfektionspalast, wohnte Helmut Baumbach? Unglaublich. Freilich, gegenüber, da lag die alte Nikolaikirche, mit ihrer gotischen Pforte und uralten Grabsteinen, und einige verwitterte Häuschen, die um sie herum am Kirchplatz zu sehen waren, wiesen darauf hin, daß auch hier noch ferne Träume möglich waren, in der letzten Dämmerung von Alt-Berlin, das wie ein armes Mütterchen von ihren modernen Parvenutöchtern wohlwollend geduldet wurde.

Im Torwege des gesuchten Hauses mußte Walter zunächst einem mit Wollballen beladenen Handwagen ausweichen, den ein pfeifender Laufbursche schob, und auf jedem der steinernen Treppenabsätze begegnete ihm eine für dieses Milieu charakteristische Erscheinung. Zunächst ein Schutzmann, der in seiner dumpfen Würde etwas Majestätisches hatte, dann ein Commis voyageur, dem die Halbwelt gehörte, dann eine parfümierte Konfektionsdame, die Walter im Vorübergehen absichtlich mit ihrem seidenen Blusenärmel streifte, und endlich ein alter jüdischer Schnorrer, der, auf das Geländer gestützt, mit seinem Holzbein Stufe für Stufe nehmend, die Treppe hinunterstampfte. Statt der Wohnungsschilder las man in den einzelnen Stockwerken Firmenschilder, und zwar die Gebrüder Buschmann, Aufrichtig und Zielenziger, Rechtsanwalt Hock und Geschwister Pick, „Modes“. Die dunkle Krone des Hauses aber, der

vierte Stock, enthielt in seiner niederen Enge nicht die Trockenböden, wie man erwarten konnte, sondern die einzige bürgerliche Wohnung: „Haller, Schneidermeister für Herren" stand an der Tür, und darunter war mit Reißnägeln eine Visitenkarte befestigt, auf welcher zu lesen war „Helmut Baumbach, Schriftsteller". Hier also wohnte der Dichter der Kentaurenlieder. Und in den gedämpften Klagetönen eines verstimmten Klaviers hörte man in der Wohnung mit kindlichem Zeigefinger spielen: „Hinterm Ofen — hinterm Ofen" u. s. w. Immer wieder von Anfang. Walter klingelte. Frau Haller, eine bescheidene Sächsin, deren spärliches Grauhaar auf dem runden Kopf in ein spitzes Türmchen aufgesteckt war, öffnete und ließ ihn mit dem Ausruf: „Pitte kehorsamst!" eintreten. Dann öffnete sie die Tür zu ihrem Wohnzimmer, um Herrn Baumbach in Kenntnis zu setzen. Walter sah in eine kleine, saubere Stube, wo ein struppiger Junge am Klavier saß und ängstlich einem hochaufgeschossenen jungen Manne ins Antlitz starrte, der eben aus dem Nebenzimmer zu ihm hingelaufen kam und ihm heftige Vorhaltungen wegen seines Klimperns machte. Halblanges, rötliches Haar umflatterte während seiner heftigen Gestikulationen die hohe und weiße Stirn des Unbekannten, und in den kleinen, grauen Augen hinter einem scharfen Zwicker wechselte der Ausdruck zwischen Spott und Güte. Er war beängstigend mager, seine langen, dünnen Glieder hatten etwas Groteskes, doch war sein Antlitz zierlich, die edle Nase und der feine Mund mit dem blonden Knebelbärtchen von aristokratischer Regelmäßigkeit. Er schob die unsauberen Pfoten des Jungen von den Klaviertasten weg und rief mit seltsamem Pathos: „Warum spielst du wieder, Theodor! Geschenk Gottes! Wenn du durchaus spielen mußt, so laß doch den Mann hinterm Ofen, laß doch die Holzauktion im Grunewald und laß die kleine Witwe — spiel doch lieber die Stücke, die ich dich gelehrt habe! Ein' feste Burg ist unser Gott! Oder den kleinen Ländler! Oder ein Volkslied! Nur nicht diese entsetzlichen Musikschmarotzer! Du bist ja wert, Junge, daß das arme Klavier sich gegen dich aufbäumt und plötzlich seinen schwarzen Rachen zuklappt, um deine verdammten Trommelstöcke zu zermalmen!" Damit schickte sich Helmut Baumbach an, den Wutausbruch des Klaviers in Wahrheit umzusetzen, was natürlich zur Folge hatte, daß Theodor schreiend aus der Stube lief.

„Der Limmel soll doch nich glimpern, wenn der Herr Paumpach arpeet," sagte jetzt Frau Haller entrüstet, nachdem der flinke Sprößling ihrer strafenden Hand entwischt war. „Ibrigens, da is 'n Herr da — der Herr Schirmer, Herr Paumpach. Pitte sehr."

Walter trat jetzt in die Stube ein und sah Hans Georg Richters Freund aufs heftigste zusammenfahren, als Frau Haller ihm seinen Namen genannt. Dann steuerte Helmut auf ihn zu, indem er ihn mit seinen merkwürdigen Augen anleuchtete, und sagte, heftig seine Rechte schüttelnd, in verändertem, viel einfacherem Ton als vorher: „Das freut mich . . . Das ist wirklich lieb von Ihnen . . . Bitte, wollen Sie nicht in mein Zimmer kommen . . . Frau Haller, ich möchte jetzt ungestört bleiben."

„Aber gewiß, Herr Paumpach. Der tämliche Bengel, wenn ich 'n nur erst wieder in te Finger habe —" Sie verschwand, um Theodor, das Geschenk Gottes, zu suchen. Helmut und Walter traten in das Nebenzimmer. „Meine Pute," sagte Helmut in Frau Hallers Dialekt. — — — „Ich bitte — wollen Sie nicht Platz nehmen."

Walter setzte sich auf das knackende Ledersofa. Es war ein kleines Dachzimmer, in welchem er sich befand. Der Rahmen des Fensterchens zeigte gerade die beiden Türme der gegenüberliegenden Kirche, um deren Spitzen im grauen Winterhimmel schreiende Krähen flatterten. Ein leerer Schreibtisch stand am Fenster, und die buntgeblümten Tapetenwände waren zum größten Teil mit ungerahmten und nur durch Reißnägel befestigten Reproduktionen antiker oder moderner Kunstwerke bedeckt. Über dem eisernen Bette, dem Sofa gegenüber, hingen die beiden einzigen gerahmten Bilder — die Photographie eines graubärtigen Seemannes in Kapitänsuniform und ein radiertes Porträt von Friedrich Nietzsche. Zeitschriften und Bücher lagen wirr auf dem Sofatische und am Boden hingestreut — mit gleichem Material war der größte Teil des offenen Kleiderschrankes ausgefüllt, und gebrauchte Wäsche lugte unten aus dem Toilettentischchen. Der Bewohner dieses Studios schien, als er die erstaunten Blicke seines Besuchs bemerkte, doch noch mit einiger Verlegenheit Ordnung schaffen zu wollen und bewirkte dies auf die einfachste Weise, indem er mit der Fußspitze die umherliegenden Sachen nachlässig in eine Ecke schob, so daß nun dort die sozialistischen Monatshefte und Werthers Leiden einträchtig mit einem Paar Stiefeln und einer zerknitterten Manschette zusammenlagen. Dann bot er dem Gaste eine Zigarettentüte an und setzte sich zu ihm aufs Sofa.

„Sie wundern sich vielleicht," begann er die Unterhaltung, „daß ich gerade in dieser Gegend von Berlin wohne."

„Ja, allerdings," erwiderte Walter lächelnd.

„Das hat seine eigene Bewandtnis. Doch davon später. Sprechen wir lieber von unserem gemeinsamen Freund Hans Georg. Was macht der alte Kerl? Sie wissen doch, was das für ein Mensch ist. Ein wunderbarer deutscher Zottelbär. Ein treuer Urmensch. Kindlich. Ohnegleichen."

Walter hörte ihn mit wachsender Freude an. Was war das für ein seltener, inniger Gemütston! Er hatte sie lange gesucht, die Sprache einer Seele, der das Wort nur als Zierat diente, nicht als Kern und Wesen. Walter nickte und schwieg.

„Sie haben ihn wohl kaum so kennen gelernt wie ich," fuhr Helmut fort, sein Schweigen mißdeutend. „Sie haben glücklicherweise nicht so viel Pech gehabt wie ich, Herr Schirmer. Ich war in Kiel sehr krank, bevor ich mein Studium aufgab und nach Berlin ging — das wissen Sie vielleicht? Ich hatte Brustkrämpfe und war schon aufgegeben. Doch Hans Georg — er wußte nichts von Krankheit und Tod. Er hatte nur sein heiliges Mitleiden, aus Kraft geboren, wohl verstanden. Und da hat er mich seelisch aufgerichtet. Das war viel wichtiger damals als die körperliche Hilfe des Arztes. Ich feierte gleichsam Wiedergeburt durch ihn. Denn wie man auch in diesem

zweifelhaften Dasein von Haß und Gram geschüttelt wird — ein reiner Mensch, ein echtes Herz hat immer noch die Kraft, uns zu beweisen, wie dumm und kleinmütig wir waren, wie das wirkliche Leben doch noch auf uns wartet — so lange wir nämlich fähig sind, zu schaffen und zu lieben."

Walter nickte wieder. Noch konnte er nichts sagen, und als er Helmuts erregten Blick in Erwartung seiner Antwort auf sich ruhen sah, senkte er errötend die Augen und fühlte sich seltsam beschämt. Helmut aber rückte ihm näher und fuhr in leiser, drängender Herzlichkeit fort: „Alles, was von ihm kommt, ist mir natürlich hoch willkommen . . . Und Sie besonders, Herr Schirmer. Das müssen Sie mir glauben."

„Das ist wohl gegenseitig," preßte jetzt Walter endlich hervor. „Ich weiß durch Hans Georg auch mehr von Ihrem Leben, als Sie denken. Und außerdem: die Kentaurenlieder —"

„Und der Werkführer, müßte ich nun sagen," rief Helmut lachend. „So wären wir auf dem besten Wege, uns mit Komplimenten den Weg zur Freundschaft zu verrammeln! Aber das haben wir nicht nötig — nicht wahr, Herr Schirmer?"

Helmut erhob sich und trat zum Fenster. Hinausblickend sprach er weiter: „Sie werden mich einen Ketzer schelten — aber was mich am tiefsten an Ihrem Buche berührt hat, das war eigentlich nicht die vielgepriesene Beobachtung der Wirklichkeit, die naturalistische Schilderung möchte ich sagen — denn das wäre ja nur die kleine künstlerische Kraft nach meiner Meinung — was mich gepackt hat, war das tiefe, überzeugte Gefühl in mir, daß hinter den Gestalten des Werkes die Gestalt des Dichters überragend steht, daß hinter dem Wirrsal des Geschilderten Sie von einer großen Idee beherrscht waren, von einem wunderbaren Ethos, das den Vorgängen erst die wahre Bedeutung gibt. Und so ist das, was ich aus Ihrem Buche herauslese, viel mehr für mich, als das, was in dem Buche steht. Sie verzeihen, Herr Schirmer — ich meine natürlich das Element darin, das in die Zukunft hinausweist, auf eine höhere Stufe der Kunst, wo die vornehmen Menschen leben, die großen Persönlichkeiten, und nicht die sozialen Herdentiere des Naturalismus."

Walter sah erst eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann erwiderte er mit ruhiger Energie: „Was Sie mir sagen, freut mich außerordentlich, Herr Baumbach. Aber ich bin der Meinung, daß es von keinem ethischen oder ästhetischen Richter entschieden werden kann, was in der Natur am würdigsten ist, geschildert zu werden; denn alles kommt auf die Art an, wie es geschildert wird, auf die menschliche Erfahrung und die künstlerische Beseelung. Gestalten können, das ist alles, und das Erlebnis ist die Mutter jeder Dichtung. Wenn wir beide 'mal tüchtig aneinander geraten sollten, was ich nicht hoffen möchte, dann brauchen Sie mich nur einen Naturalisten zu schimpfen, um mich für einen Augenblick vollkommen kampfunfähig zu machen. Naturalismus — ich hasse dieses Wort. Es ist für mich ein plötzlicher Nachtfrost, der über die blühende Natur kommt. Hol doch der Teufel alle Ismen! Wir wollen doch Dichter sein und keine Dichteristen."

Helmut lachte. „Hauen Sie mich nicht, Herr Schirmer — ich bin ganz Ihrer Meinung. Ich glaube überhaupt, so verschieden wir auch sein mögen — in unseren Grundanschauungen werden wir nie so weit auseinandergehen, daß wir uns menschlich trennen müßten.“ Er sah ihn eine Weile mit seinen treuen, lächelnden Augen an, dann fuhr er etwas leiser fort: „Es ist eine große Freude für mich, Sie kennen zu lernen, Herr Schirmer. Denn sehen Sie — ich war bisher unglaublich einsam in Berlin. Zum Teil liegt das vielleicht an meinem einsiedlerischen Wesen — ich brauche so selten Menschen — zum Teil aber auch an der seichten Gesellschaft hier, an dem unvornehmen Treiben, das überall am Großen und Vornehmen klebt und mich zurückstößt, mich anekelt. Nie habe ich Zarathustras Worte vom Leiden am Menschen so tief empfunden wie hier in der sogenannten Weltstadt. Man braucht ja schließlich so wenig, nicht wahr — ein Mensch ist viel, zwei Menschen sind schon alles. Zwei Freunde! Und jetzt ist Hoffnung für mich vorhanden. Sie dürfen nicht denken, daß ich mich Ihnen aufdränge, Herr Schirmer — nichts liegt mir ferner. Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß das Bewußtsein, Hans Georg kommt her, und Sie kommen her, das beste Mittel für mich war, mir immer wieder aufzuhelfen und mir zu sagen: ‚Was liegt an deiner Krankheit und an den Hungerlöhnen deiner Verleger? Nichts, mein Sohn. Es ist ja kindisch, über selbstverständliche Dunkelheit zu weinen. Morgen kommt die Sonne — mach die Augen auf, dann wirst du satt. So satt, wie Dichter werden dürfen‘.“

Walter hielt seine magere, erhitzte Hand fest. Dann erhoben sich beide, und Helmut führte Walter an das Bett, über welchem das Bild des alten Seemannes und Nietzsches Bildnis hingen. „Da sehen Sie meine Götter,“ sagte er leise. „Mein Vater war Schiffskapitän und ging in einem Sturm auf dem Indischen Ozean unter. Ich war noch ein Kind damals — meine Mutter lebte nicht mehr. Er opferte sich selbst, nachdem die Passagiere und der größte Teil der Mannschaft in den Booten gerettet waren — er blieb als Letzter auf dem Schiff. Der Kessel explodierte — — so kam er in ein tiefes Grab. Es ist das höchste Glück für mich, die Erinnerung an solch einen Vater zu haben. Und der andere Held, hier neben ihm“ — er zeigte auf Nietzsche — „der hat mir den Kern meines Lebens erst gedeutet, der hat mich darauf hingewiesen, was für ein erhabenes Beispiel ich an meinem Vater habe. Nicht duldend gekreuzigt zu werden — handelnd und begeistert unterzugehen. Als Letzter auf dem Schiff.“ Er schwieg jetzt einige Minuten und atmete schwer. Walter sah mit Besorgnis zwei rötlich zitternde Fieberflecken in den bleichen Wangen auftauchen. Wie im Bewußtsein davon strich Helmut beschwichtigend über das Antlitz und wandte sich dann mit eigentümlichem Lächeln zu Walter. „Das ist die eine Seite der Sache,“ fügte er ruhig hinzu. „Die andere ist das leichte Phantasiegepäck, das mir mein Vater hinterlassen hat. Ich bin ein Seemannskind und überall zu Haus. Ich habe nichts und brauche auch eigentlich nichts, solange mein Schiff kein Leck hat. Ich sitze hier oben unter dem Dache und schreibe, was ich mag. Wenn ich meinen Wirtsleuten kein Essen und keine Miete bezahlen kann, so gebe ich ihrem Jungen

Klavierunterricht und kann das als Bezahlung ansehen; denn meine Wirte sind bildungsbedürftige und vornehme Menschen. Schneidermeister Haller ist zehnmal bedeutender als Reeder Ziegelrot, bei dem ich in Kiel Pensionär war, und Mutter Haller hat als junges Dienstmädchen von Richard Wagner einen Kuß bekommen. Sie stammt aus Leipzig. Kurz — ich bin zufrieden. Wenn ich ausfahren will, so steht mein Phantasiegespann vor der Tür, vier Schimmel mit silbernen Hufen. Da unten grade, wo die Rollwagen stehen. Und wenn ich einen Kunstgenuß brauche, so bleibe ich den ganzen Vormittag bei den Gipsabgüssen des Michelangelo im Museum oder bei den Böcklins in der Nationalgalerie, oder, wenn's hoch kommt, kaufe ich mir für 45 Pfennige eine Studentenkarte in die Philharmonie. Der Grunewald steht mir für kleinere Reisen zur Verfügung, und der Müggelsee bleibt für die großen Ozeanfahrten auch nicht zu verachten."

„Darf ich mittun?" fragte Walter lachend.

Helmut sah ihn mit großen, freudigen Augen an. „Ja," rief er, seine Hand drückend, „Sie sind feierlichst geladen."

Jetzt klopfte es an der Tür. „Herein! Herein! Herein! Ich muß es dreimal sagen!" rief Helmut, ging mit seinem Hahnenschritte hin und öffnete. „Ach, Ferdinand, der edle Pole! Willkommen seid! Ihr trefft, was Ihr Euch wünscht!"

Der Eingetretene, ein sehr junger, auffallend hübscher Mensch, mit lockigem Blondhaar und unruhigen blauen Augen, verneigte sich linkisch vor Walter und knurrte dann unzufrieden Helmut an: „Zitieren Sie doch nichts aus diesem Schund, ich bitte Sie, Baumbach — stellen Sie mich lieber vor; das ist noch immer Mode."

Helmut wandte sich zu Walter. „Also, stellen Sie sich vor, Herr Schirmer, daß ich Ihnen einen Dichter vorstelle. Aber Sie müssen sich weiter vorstellen, sonst sehen Sie's nicht."

Der junge Mann versuchte jetzt, dem ungezogenen Helmut einen Stoß zu versetzen, doch dieser lief so rasch davon, daß seine langen Rockschöße wie schwarze Krähenflügel in der Luft flatterten. Sich hinter dem Schreibtisch versteckend rief er: „Friedrichowicz heißt er! Mit langem o, Herr Schirmer! Ferdinand Friedrichooowicz!"

Walter lachte. Über die kindischen Einfälle des eben noch so ernsten Menschen staunend, näherte er sich dem anderen, in dessen Miene das zornige Lachen mit ehrerbietiger Überraschung kämpfte, reichte ihm die Hand und sagte: „Wir müssen das wohl selber machen. Herr Baumbach hat keinen Respekt vor der Mode, wie Sie sehen. Sie sind Pole, Herr Friedrichowicz?"

„O nein, durchaus nicht! Ich heiße auch nicht Friedrichowicz, wie die gute Frau Haller mich immer zu nennen beliebt, sondern Friedrichowicz, Ferdinand Friedrichowicz — Kaufmann," setzte er mit eisigem Lächeln hinzu.

„Mein Name ist Schirmer," sagte Walter.

Ferdinand errötete und sah ihn nun mit scheuen, aber durchdringenden Augen an, während er fragte: „Der Dichter vielleicht — der Dichter des ‚Werkführers'?"

„Ja, Mensch! Das fragt man nicht!“ rief Helmut, nahm ihm seinen Hut fort und drückte ihn selbst auf das harte Sofa nieder.

Walter bemerkte, daß in Friedrichowicz' Wesen allmählich eine eigentümliche Wandlung vor sich ging. Nachdem er die ersten Minuten wie ein sympathischer, verschüchterter Junge dagesessen, die roten Hände regungslos auf den Knieen und nur zuweilen verstohlene Blicke auf Walter werfend, lehnte er jetzt langsam, die Lippen stolz und schmerzlich zusammengepreßt, den hübschen Lockenkopf in die Sofalehne zurück. Dabei schlug er die Beine übereinander und glaubte durch diese Pose in Walters Augen zu gewinnen, verlor aber in Wahrheit beträchtlich dadurch.

„Ein Verehrer von Ihnen,“ sagte Helmut jetzt zu Walter.

Da erhob sich Friedrichowicz erregt. „Was soll das heißen, Baumbach!“ rief er. „Ein Verehrer! Was soll sich Herr Schirmer dabei denken! Kann ihm das die wochenlange Erhebung und Begeisterung wiedergeben, die ich seinem Buche verdanke? Kann ihm das wohl sagen, daß sein Buch zu meinem Leben gehört, und daß ich es in der Pension Basse den Damen vorgelesen habe, wie eine Leistung, die ich als eigenes Ziel erträume?“

„Nein,“ erwiderte Helmut ruhig. „Das hätte er ja später noch erfahren.“

„Also lassen Sie, bitte, Ihre Scherze bei dergleichen Dingen! Das können sie nicht vertragen! Man muß auch Unterschiede zu machen wissen! Darf ich Ihnen noch einmal die Hand drücken, Herr Schirmer?“

Er schüttelte Walters Hand so heftig, daß dieser kaum einen Schmerzenslaut unterdrücken konnte. Dann wandte er sich hastig von ihm ab und ging zum Fenster. Dort sagte er tiefatmend: „So. Und nun —— nun will ich mich meines Auftrags entledigen.“

„Kommen Sie von Basses?“ fragte Helmut, Zigaretten anbietend.

„Ja,“ erwiderte Friedrichowicz. „Der Weihnachtsabend kommt zu stande. Von den Damen reist diesmal keine nach Hause, denken Sie, keine einzige — es wird ein solenner Festabend werden.“

„Das ist ja reizend!“ rief Helmut mit leuchtenden Augen. „Nein, was hat man doch für Glück in dieser Welt! Laß dich begraben, Schopenhauer!“ Er packte plötzlich ein dickes Reclambändchen vom Tische und warf es in den offenen Kleiderschrank; dann wandte er sich zu Walter: „Sie müssen nämlich wissen, Herr Schirmer — ich heimatloser Kerl habe hier doch eine Heimat gefunden! Es wäre ja schändlich undankbar von mir, wenn ich die Pension Basse in der Bülowstraße nicht meine Heimat nennen wollte. Dort hat mich Fräulein Demelius, eine junge Pianistin, die ich im Künstlerklub kennen gelernt habe, eingeführt — sie wohnt dort mit ihrer Freundin, einem Fräulein Lisko, das ist eine junge Sängerin — ja, eine Sängerin. Und überhaupt — da wohnen lauter vornehme, ausgezeichnete junge Damen, die einen Kreis von jungen Männern hingezogen haben, wie man ihn sich feiner und geistiger gar nicht denken kann! Ein Labsal ist das Haus, ein Dorado, ein —!“

„Frau Basse möchte gern, daß Sie das Unterhaltungsprogramm am Weihnachtsabend in die Hand nehmen, Baumbach,“ unterbrach ihn jetzt Friedrichowicz. „Die Bescherung ist um sieben.“

„Stammen Sie nicht aus Berlin, Herr Friedrichowicz?“ warf Walter hier ein. „Leben Ihre Angehörigen außerhalb?“

„Doch nicht,“ erwiderte Ferdinand mit bitterem Lächeln. „Aber man kann auch fremd sein, Herr Schirmer, wenn man im Hause der Eltern lebt. Ich fühle mich natürlich als Sohn verpflichtet, die Weihnachtsbescherung erst bei meinen Eltern mitzumachen, dann aber eile ich zu meinen Freunden.“

„Hm!“ rief Helmut ungeduldig und warf sich auf das krachende Sofa. „Wer hat denn eigentlich den Baumputz übernommen?“

„Herr Basse persönlich,“ antwortete Ferdinand, „das läßt er sich nicht nehmen.“

„Gut! Dann werde ich ihm wenigstens einige Ideen eingeben! Herr des Himmels!“ rief Helmut, sich an die Stirn schlagend. „Nun habe ich einen Aufsatz über Liliencron geschrieben, statt weiter über den natürlichen Schneefall nachzudenken!“

„Über den natürlichen Schneefall?“ fragte Walter erstaunt.

„Ja — wir pflegen die Zweige des Christbaums sonst nur mit Schnee, das heißt mit weißer Watte, zu bedecken. Viel schöner aber wäre es doch, die Illusion zu haben, daß der Schnee von oben, aus der vierten Etage, herunterkäme und allmählich erst im Lauf des Abends den ganzen Baum einhüllte! Na — ich muß es noch erfinden.“

„Vielseitiger Mann,“ sagte Walter lächelnd und sah nach seiner Uhr. „Ich muß aber jetzt nach Hause.“

„Ich auch,“ meinte Ferdinand mit Seufzen.

„Gut, so gehen wir zusammen,“ rief Helmut. „Ich war ja heute noch gar nicht draußen! Wohin gehen Sie, Herr Schirmer?“

„Zum Bahnhof Friedrichstraße.“

„Und Sie? Ins Geschäft?“

„O nein,“ sagte Ferdinand, erregt in seinen Mantel fahrend. „Ich habe einen Gang, den mir mein Vater aufgetragen hat, so lange ausgedehnt, daß ich nicht noch mal in den Kerker zurückzukehren brauche, sondern gleich zu Tisch gehen kann.“

„Dann begleiten wir Sie beide zum Bahnhof, Herr Schirmer. Ist es Ihnen recht?“

Walter war einverstanden. Hierauf nahm Baumbach einen hellgrauen Radmantel um und stülpte sich einen hohen und sehr dünnen Zylinderhut auf den Kopf, der seine schmächtige Gestalt noch ins Phantastische verlängerte. Dann stiegen sie zu dreien die vielen Stufen hinunter, die auf den zugigen Hausflur und die Straße führten.

Wieder mußte Walter im Torweg einem mit Kisten beladenen Handwagen der Firma Aufrichtig & Zielenziger ausweichen, und draußen standen ein paar Nähmädchen, die Mittagspause machten, und stießen sich beim Anblick von Helmuts Zylinder und Radmantel ironisch lächelnd an. Man hörte etwas von „Aujust mit de Angströhre“ und beeilte sich, zur Nikolaikirche hinüberzukommen, an welcher Helmut den Freunden einige „Sehenswürdigkeiten“ zeigen wollte. „Ist es nun nicht unerhört,“ stieß Ferdinand jetzt hervor, „daß dieser

Mann in solcher Proletengegend wohnt? Der Tod der Phantasie nach meiner Ansicht."

„Du irrst, mein Freund," erwiderte Helmut ruhig. „Ich habe noch nie bereut, hier zu wohnen. Deine Gegend da im Westen ist mir nicht charakteristisch genug für die Schrecken der Großstadt. Da ist Kultur, aber nur auf halbem Wege. Ja, wenn es ganze Kultur wäre! Hier dagegen, wo der Drache Industrie und das Schwein Geschmacksverpöbelung mit den letzten Resten alter Stadtpoesie kämpfen, hier kann ich studieren, hier finde ich, was ich suche."

Walter machte ein erstauntes Gesicht. „Also deshalb wohnen Sie hier, Herr Baumbach?"

„Hauptsächlich deshalb, Herr Schirmer. Ich trage mich schon seit Jahren mit einem Plan, der weiter ausgreift als alles, was ich bisher geschrieben habe. Die Kulturfratze der Weltstadt soll es heißen. Ich will den modernen Menschen beweisen, daß ihre ganze, glorioſe Fabriktechnik, ihre Lebensführung, ihre Kunstpflege sie unaufhaltsam dem Untergange zutreibt, ja, daß sie untergehen müssen, wenn die Möglichkeit eines neuen Stils, einer neuen Kultur geschaffen werden soll."

„Das klingt ja ganz nach Zarathustra."

„O möchte es doch so klingen! Es ist ein ungeheurer Untergang, von dem ich spreche, Herr Schirmer. Ein Untergang, den ich Ihnen nicht vorphantasiere, sondern der uns stündlich umgibt, der langsam weiterrieselt, wie die unsichtbare Sanduhr der Zeit. Wovon leben wir, seit einem Jahrhundert beinahe? Von der Imitation vergangener Stile, von Träumen und Manieren. Und dadurch erobern wir uns nicht etwa eine neue Originalität, sondern entwerten die alte, ihre Echtheit und ihre Historie. Verstehen Sie nun, von welchem Untergang ich spreche? Von keiner plötzlichen Katastrophe, nein, von einem langsamen, furchtbaren Zersetzungsprozeß, der alles Gute unserer Vorfahren verdirbt und uns nackt und arm vor die letzte Frage stellen wird: Entweder — oder! Der letzte Mensch oder der neue Mensch! Wie wird die Entscheidung fallen?"

Helmut stand hochaufgerichtet vor Walter, die mageren Arme, um welche der Überhang seines Mantels wie ein graues Flügelpaar flatterte, pathetisch ausgebreitet, und sah ihn jetzt wirklich fragend, mit blitzenden Augen an.

Walter mußte lächeln. „Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Baumbach."

„Jetzt ist er auf sein Thema gekommen," flüsterte Ferdinand, als Helmut die Arme wieder sinken ließ und mit gebeugtem Kopfe schweigend vor ihnen herschritt. „Davon kriegen Sie ihn vorläufig nicht los."

Walter aber holte Helmut ein und schritt jetzt neben ihm. Sie gingen an der linken Seite der Nikolaikirche auf und ab.

„Ich glaube schwerlich," meinte Walter nach einer Pause, „daß man den Stil der eigenen Zeit überhaupt erkennen kann, Herr Baumbach. Was wissen wir vom Geist der Zeit, in der wir leben? Wir können ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Symptome studieren, sie künstlerisch gestalten —

das können wir. Aber feste Urteile, ‚Zukunftsblicke' daraus ableiten — das halte ich für unmöglich. Wir stecken doch selber zu sehr drin."

Da sah ihn Helmut mit seinem Lächeln von der Seite an. „Und wenn wir nun drin stecken bleiben? Was dann? Nein, nein, Herr Schirmer, ich kann in einem Künstler nur den bewußten Kulturträger sehen. Das Schaffen halte ich nur für ein Mittel zum ethischen Zweck. Aber lassen wir jetzt das verdammte Theoretisieren, in das ich wieder geraten bin. Der edle Pole Friedrichowicz hat schon Leibschmerzen bekommen. Sehen Sie nur die spitze Nase. Ich weiß, er kann es nicht leiden."

„So? Das Theoretisieren?" fragte Walter und sah den blonden Ferdinand zum erstenmal mit wärmerem Interesse an.

„Ja, aber nur," fügte Helmut hinzu, „weil ich ihn, wenn der Geist über mich kam, schon am Essen und Schlafen gehindert habe. So sind diese jungen Leute. Sie holen sich ihren Geist in der Universität und lassen ihn in der Universität. Zu Hause, da sind sie — Bürger." Helmut wich nach diesen Worten vor Ferdinand, der eine drohende Haltung einnahm, zurück und machte mit seinem Spazierstock wie mit einem Rapier eine Gefechtsauslage, worauf auch Ferdinand mit seinem Stock zu fuchteln begann, und beide vor dem erstaunten Walter mit grimmigen Zurufen ein regelrechtes Duell aufführten. Da dies auf offener Straße geschah, sammelten sich natürlich sämtliche Spielkinder an, Erwachsene erschienen in den Kellertüren und verfolgten den Kampf zum Teil mit Kichern, zum Teil auch mit Besorgnis, daß etwa Ernst aus der Keilerei werden könnte. Jetzt rief Helmut, seinen Stock in die Höhe hebend: „Friede! Für heute ist es genug. Ich revoziere, denn er hat mir schon mal einen Stock zerschlagen, und dieser hier ist ein Erbstück meines Vaters."

„Faule Ausrede! Sich mit Erbstücken zu schützen!"

„Friede, Friede . . . Sei ruhig, edles Polenblut."

„Warum stehen wir hier eigentlich immer noch vor der Kirche, meine Herren? Wollen wir denn nicht weitergehen?" fragte jetzt Walter ungeduldig werdend. „Ich habe wirklich nicht viel Zeit."

„Verzeihen Sie!" rief Helmut. „Ich wollte Ihnen nur noch etwas Charakteristisches zeigen. Mir liegt daran, Sie etwas aus Ihrer objektiven Ruhe aufzuschrecken. Ich bin solch bocksbeiniger Teufel, leider Gottes. Da sehen Sie, Herr Schirmer, — der Unterbau dieser Kirche ist echt und alt. Kyklopensteine, ein gotisches Tor — welch warmer Schatz von Überlieferung inmitten dieser eisigen Modernität! Der Oberbau der Kirche aber war schadhaft geworden — was tat der Barbarismus? Er setzte einen neuen darauf aus roten Kasernenbacksteinen, mit zwei Türmen, die offenbar nach einem Faberschen Bleistiftmodell entstanden sind. So schreit es hier an dieser Kirche durcheinander. So schreit es in der ganzen Welt."

„Das ist häßlich," sagte Walter.

„Häßlich und hassenswert. Aber kommen Sie weiter. Ich will Ihnen doch auch zeigen, was für tiefe, verborgene Reize hier noch blühen, Reize, die nicht umzubringen sind."

„Gehen Sie nur mit, Herr Schirmer — ich bleibe hier, ich kenne es schon," sagte Ferdinand verdrießlich und sah einem jungen Mädchen nach, das eben vorüberging.

Walter folgte Helmut willig wieder auf die linke Seite der Kirche.

Sie standen vor zwei verwitterten Steindenkmälern Verstorbener, die in die Kirchenmauer eingelassen waren.

„Hier links," sagte Helmut sinnend, „mein Freund Rücker, Kurfürstlicher Rat aus dem siebzehnten Jahrhundert. Sehen Sie sich das Engelsköpfchen über der Inschrift an, wie urfidel und pausbäckig — wahrscheinlich war das der Bierjunge, der den Seligen in der Berliner Ratsschenke bedient hat. Und hier, am Ende der Inschrift, der Gegensatz: zwei Totenschädel. Aber auch so lustig grinsend, daß ich mich nie des Lachens erwehren kann und mir die ungeheure, ineinander strömende Heiterkeit von Leben und Vergehen noch nie so klar geworden ist wie hier. Die Inschrift schließt mit den Worten: ‚Sein hier begrabener Leib erwartet fröhliche Auferstehung.' Solche Unverschämtheit! So leben und so sterben und dann noch auferstehen! Nein, mein Bester! Dein Leben war wohl eine Blume, aber dein Staub ist übelriechend. Auferstehung ist für dich nichts Wünschenswertes. Sei froh, daß es jetzt noch Leute gibt, die über dich lachen können."

„Und wer liegt hier rechts?" fragte Walter, fortdrängend.

„Da liegt ein junges Mädchen. Marie Elisabeth Schwanebergin hat sie geheißen. Zweiundzwanzig Jahre ist sie geworden. Aus des Großen Kurfürsten Zeit. Sie muß sehr schön gewesen sein. In Alt-Berlin, im Jahre 1680. Da ging sie unter den Linden spazieren. Wirklich unter den Linden. Kein Café Bauer war da, und wo jetzt Kranzler ist, da blieb sie stehen und sah mit lächelnder Neugier einer Eidechse nach, die im Gebüsch verschwand."

Sie verließen jetzt den Kirchplatz und gingen Friedrichowicz nach, der ungeduldig schon vorausgeschritten war und eben in die Königstraße einbog.

Walter befand sich in einer seltsam schwankenden Stimmung. Er fühlte sich durch die Bekanntschaft mit Helmut Baumbach tief bereichert, wenn ihn auch das wunderliche Wesen des Dichters bald anzog und bald zurückstieß, rührte und zugleich zum Widerspruch reizte. Helmuts fremdartige Erscheinung fiel jetzt selbst in der lauten Königstraße den Passanten auf, und viele blieben stehen, um dem lebhaft gestikulierenden Menschen lächelnd oder kopfschüttelnd nachzusehen.

Jetzt waren sie auf die Kurfürstenbrücke gekommen. Hier blieb Helmut plötzlich stehen und rief so laut, daß zwei alte plaudernde Kaufleute erschrocken auseinanderfuhren: „Nun sind wir durch eine Schundstraße gekommen! Aber hier! Hier gibt es zwei versöhnende Gegensätze. Links Schlüters Denkmal vom Großen Kurfürsten, das schönste in Berlin, und rechts — die Spreeseite des alten Schlosses!"

„Dem pickt et woll?" fragte ein Schusterjunge einen anderen, mit dem er eben vorüberging, und zeigte dabei bedeutsam auf die Stirn.

„Det is 'n verrickter Fremdenführer," war die Antwort — dann gingen sie weiter.

„Freilich," sagte jetzt Helmut, ohne darauf zu achten, mit düsterem Ausdruck, während Walter und Ferdinand sich kaum das Lachen verbeißen konnten, „drüben, dem Schlosse gegenüber, in der Burgstraße, da hat sich schon der böse Feind wieder eingenistet. Über Nacht hat er seine flinken Kletterteufel auf die leere Brandmauer eines Hauses geschickt und mit riesigen Buchstaben, die das Auge irritieren und vom Schlosse ablenken sollen, entsetzliche Reklamen malen lassen."

„Den Neptunbrunnen habe ich gern," sagte Walter jetzt ablenkend, während sie über den Schloßplatz schritten. „Da ist etwas dran, Herr Baumbach."

„Gewiß, wie etwas an dem ganzen Begas ist. Wer wollte daran zweifeln? Aber wunderlich verführt ihn sein Genius loci. Gehen wir um die Ecke, Freunde. Da sehen wir einen edlen, alten Soldaten, den man sich so recht gemächlich und großväterlich, in Helm und Mantel und allenfalls auf den Pallasch gestützt dastehen denkt. Aber er war offenbar ganz anders. Seht — er war ein kühner Löwenbändiger. Das Volk blickt bewundernd zu ihm auf und denkt: wie gefährlich ist doch dieser Beruf und wie unnötig! Und wunderlich ist auch, daß unser lieber alter Herr ihn zu Pferde ausübt. Und er, dem die furchtbaren Bestien gehorchen, er läßt sein Roß von einer geflügelten, jungen Dame, wie ein Tourist in der Sächsischen Schweiz, am Zügel führen? O nein, das ist nur eine tolle Laune des Künstlers! Nein — das kann ja gar nicht sein! — Entschuldigen Sie, wo ist das Nationaldenkmal?"

Mit den letzten Worten wandte sich Helmut plötzlich an einen Schutzmann, der träumerisch vor dem Denkmal postiert dastand. Der sah ihn sofort auf seinen Geisteszustand an und erwiderte mit drohender Ruhe: „Sie stehen ja davor — wat woll'n Se denn?"

„Pardon!" Und Helmut stelzte grüßend fort. Als aber Ferdinand und Walter im Hinterherlaufen zu lachen anfingen, folgte ihnen der Mann des Gesetzes langsam nach, denn ein furchtbarer Verdacht war in ihm wach geworden. Da mußte er doch aufpassen. Überhaupt — da standen schon wieder die Gaffer haufenweise mit entblößtem Haupt, denn eben war die Equipage eines Prinzeßchens vorübergefahren. Er wurde sich seiner Verantwortung voll bewußt. Und als sich Helmut eben wieder aufpflanzte und mit großen Gebärden Walter zurief: „Der neue Dom, Herr Schirmer! Das ist hier der neue Dom! Sie kennen ja den in Mailand!" Da schob sich der Schutzmann plötzlich zwischen beide und fauchte Helmut mit zitterndem Schnurrbart an: „Sie, lassen Se jefälligst Ihre laute Äußerungen, verstanden, und jehn Se weiter! Das Publikum soll in Bewejung bleiben!"

„Dann sagen Sie's doch dem Publikum," erwiderte Helmut mit ruhigem Hohn.

„Das jeht Sie jar nischt an, was ich sage," rief der Schutzmann.

Dem uniformierten Mann den Rücken wendend, tobte Helmut die Linden entlang und in der Friedrichstraße bis zum Bahnhof. Er hatte den Zylinder vom Kopf gerissen und schwang ihn bei jedem Satze, den er sprach, wie eine tödliche Waffe. Er erklärte, es in Deutschland nicht mehr aushalten zu können,

er schwärmte von Frankreich, das Nietzsche so geliebt, von der Schweiz, von Norwegen und Polen; ja, er wollte schließlich die Poststraße lieber mit der Wüste Sahara vertauschen, als noch länger sich täglich an seiner ganzen Natur mißhandeln zu lassen. Jetzt hielt ihn Walter besorgt an seinem fliegenden Mantel fest und deutete schweigend auf die Bahnhofsuhr. Sie waren am Ziel. Da starrte ihn Helmut an, als ob er aus wilden Träumen erwachte, und drückte ihm feurig die Hand.

„Ich glaube, Sie verstehen das alles, Herr Schirmer," flüsterte er. „Sie verstehen das." Walter nickte — er sah nichts Scherzhaftes mehr in Helmuts Miene; offenbar lag ihm jetzt alles daran, ganz ernst genommen zu werden.

„Wann sehen wir uns wieder, Herr Baumbach?" fragte Walter.

„Wenn Hans Georg zurückkommt — früher nicht. Ich möchte Sie erst mit ihm zusammen sehen. Dann kommt das Wahre. Wir besuchen Sie, wenn Sie erlauben. Leben Sie wohl und tausend Dank für Ihr Kommen! Addio, Polen!" Damit tupfte er Ferdinand auf den Hut und lief davon. Friedrichowicz schien sich zu ärgern. Er biß sich auf die Unterlippe und sagte zu Walter, während sie die Treppe zum Stadtbahnperron hinaufstiegen:

„Kommt er Ihnen nicht sehr verdreht vor, der gute Baumbach, Herr Schirmer?"

„Nein, im Gegenteil. Ich denke, wir sind dazu da, um solche Menschen nicht verdreht zu nennen."

Ferdinand fühlte sich zurückgewiesen und schwieg eine Weile. Dann murmelte er: „Alles nur Laune — Sie kennen das noch nicht."

Bis zum Bahnhof Bellevue fuhren sie zusammen, Walter in stillem Nachdenken über das Erlebte, Ferdinand in verdrießlichem Schweigen. Seine bedeutsame Miene wollte dem Begleiter offenbar zeigen, daß er *ihn* noch nicht erkannt hätte, daß auch er eine eigene, große Welt, wenn nicht noch eine größere als Helmut, im Busen trüge. Als Walter dann bis Grunewald allein fuhr, war er ganz zufrieden, Friedrichowicz los zu sein. Der hübsche Junge hatte doch noch etwas unreif Anspruchsvolles, und sein kühler Blick besaß das unbehagliche Flackerfeuer, das im Moste Abgang oder Wein bedeuten konnte. Helmut dagegen war sicher eine klare, ausgereifte Edelnatur — das fühlte Walter, wenn er sich auch immer noch über ihn wunderte.

Inzwischen sah man Zylinder und Radmantel phantastisch aus der Friedrichstraße in die Behrenstraße schweben. Vor dem Schaufenster einer großen Kunsthandlung blieb Helmut stehen und starrte auf die Böcklinreproduktionen, die dort ausgestellt waren. Er schien die empörten Sinne hier beruhigen, sich gleichsam in Kunstbetrachtung reinbaden zu wollen. Das gelang ihm, denn sein Auge wurde stiller, und die bösen Fieberflecken, die in den mageren Wangen wieder aufgetaucht waren, verschwanden allmählich. Er schlürfte förmlich den wundersamen Anblick von Böcklins „Meeresbrandung", und dicht am Schaufenster stehend, vergaß er bald ganz, wo er war, und auch, was ihn von außen her empört hatte. „Liebe," flüsterten seine schmalen, zuckenden Lippen, und langsam zog er ein Notizbuch aus der Manteltasche

und aus diesem wieder eine Photographie, die auf dunklem Grunde einen schönen, ernsten Mädchenkopf zeigte. Offenbar fand Helmut, indem er die Photographie mit dem Böcklinbilde verglich, eine seltsame Ähnlichkeit zwischen der modernen Dame und der phantastischen Meerfrau, die so gewaltig in die Felsenharfe schlug, wenn die Brandung sich zu ihren Füßen bäumte. Endlich riß er sich los und eilte, den träumenden Blick noch immer auf die Photographie gerichtet, seiner Wohnung zu. Wie oft schon hatte er die Widmungsworte gelesen: „Dem Dichter und dem Freunde. Hertha Lisko."

III. Das grüne Band.

Der Weihnachtsabend war herangekommen. Berlin, die vielumschwärmte und gehaßte Dame Weltstadt, hatte sich bis zur Bescherungsstunde noch rasch in ihren großen, weißen Winterpelz geworfen, und wunderlich hastete jetzt die dunkle Masse des Verkehrs in ihrem Schoße, von Myriaden Silberflocken umwirbelt. An der Ecke der Friedrich- und Leipziger-Straße entstand eine Stauung, da ging es nicht mehr weiter. Wie in Wassers- oder Feuersnot schrieen die Polizisten ihre ängstlichen Befehle, und unabsehbare Reihen von verschneiten Tramwaywagen, Omnibussen und Droschken reihten sich aneinander. Unter den verzagten Frauen, die mit Geschenkpaketen beladen, sich nicht mehr über den gefährlichen Damm hinüberwagten und mutlos gar kein Ende der Bedrängnis absahen, befand sich auch Frau Wilhelmine Basse, die Pensionsmutter aus der Bülowstraße. Und neben ihr trippelten, die feinen Füße abwechselnd aus dem frostigen Schnee ziehend, Fanny Demelius und Hertha Lisko, ihre „Pflegetöchter". Sie hatten die Hände in Muffen gesteckt und lachten lustig aus ihren dicken Pelzkragen heraus über das Entsetzen der Mutter Basse, die ihren kurzsichtigen Kopf pfeilschnell von rechts nach links wandte, um einen sicheren Durchschlupf in der langen Wagenreihe zu erspähen.

„Jetzt!" rief sie plötzlich. „Kinder! Jetzt!" Sie lief voraus, kam durch und stand nun ganz verzweifelt drüben, als die Wagen sofort wieder aneinander rückten, und sie von den jungen Mädchen getrennt war. Fräulein Lisko aber wußte sich zu helfen: sie bog mit resolutem Zügelgriff und einigen Schmeichelworten den Kopf eines Droschkenpferdes zur Seite, ließ die kleine Demelius durchschlüpfen und folgte selbst rasch nach. So waren sie alle drüben und kamen an die Ecke der Leipziger Straße, wo die Menschenmenge einem in sich kochenden und durcheinander flutenden Strudel glich. Denn hier standen die Verkäufer von Hampelmännern und drolligem Spielzeug, und die Gaffer, welche stehen blieben, hielten die Passanten auf, welche weiterwollten. Plötzlich packte Fräulein Demelius ihre Freundin am Ärmel und rief: „Da sieh nur! Hertha! Sieh nur! Helmut Baumbach!" Fräulein Lisko sah hin und konnte sich des lauten Lachens nicht erwehren, denn sie standen nur wenige Schritte von Helmut entfernt, der in seinem grauen Radmantel, das Dach des hohen Zylinders mit Schnee bedeckt, ganz in tiefsinniger Betrachtung einer großen Goldfliege dastand, die ein Verkäufer unermüdlich auf seinem

Hängekasten herumsurren ließ. Fräulein Demelius hielt ihre Freundin behutsam zurück, sie verständigten schnell Frau Basse und beobachteten nun zu dreien, heimlich kichernd, was weiter vor sich gehen würde.

Mit plötzlichem Entschlusse fragte jetzt Helmut, an den Verkäufer herantretend: „Sagen Sie — was kostet dieses Tier?“ Er fragte ungefähr, wie der Sultan Harun al Raschid in „Tausend und eine Nacht“ den Verkäufer eines Wunderrosses gefragt hätte.

„Na, jeben Se zwee Jroschen, det is ja keen Jeld, bester Herr; de Fabrike nimmt 'n Sechser mehr.“ So schnarrte der Mann seine altgewohnte Antwort.

„Zwei Groschen?“ rief Helmut begeistert. „Mann! Wie lange läuft denn diese Fliege?“

„Wenn Se se fleißig uffziehn, denn looft se immerzu,“ erwiderte der Mann und lachte mit den Umstehenden über die sonderbare Frage.

„So geben Sie mir eine! Du, Junge, willst du auch eine haben?“ Damit wandte sich Helmut an einen rotnasigen, kleinen Kerl, der das zappelnde Wunder mit den Augen verschlang. Die Antwort war, daß eine ganze Horde von schmutzigen Jungen sich um Helmut drängte und an ihm heraufklangte, schreiend und bittend. „Halt!“ rief Helmut mit starker Stimme. „Zurück, Indianer! Ich bin kein Millionär! Da, eine könnt ihr haben, aber laßt sie dem Kleinen da.“ Er konnte den Wettkampf, der sich nun entspann, nicht abwarten, bezahlte den Verkäufer und wandte sich, da er die lachenden Mienen vieler Zuschauer auf sich gerichtet sah, rasch ab, in starke Verlegenheit geratend, da er wirklich ganz naiv gehandelt und gesprochen hatte. Als er sich aber umdrehte, stand er gar den drei Damen gegenüber, die ihn lachend, mit gefalteten Händen empfingen: „Mir auch eine! Bitte! Mir auch eine!“

„Still, still, ich bitte Sie, meine Damen!“ flüsterte Helmut fortdrängend. „Hier sind so viele Leute . . .“

„Ja, wahrhaftig!“ rief Fanny und sah ihn warmherzig an, denn er hatte ihr noch nie so gut gefallen wie jetzt in seinen Nöten.

„Was finden Sie denn eigentlich an diesem blechernen Ungeheuer?“ fragte jetzt Hertha und wandte ihr schönes, leicht gerötetes Antlitz in heiterer Verwunderung Helmut zu.

„Nun, sind sie denn nicht besser als das meiste, was man in den großen Geschäften sieht?“ fragte Helmut ernst und eifrig, aber mit einer fast zärtlichen Stimme, die er immer annahm, wenn er mit Hertha sprach. „Dieser wunderbare Stumpfsinn in den Tieren, dieses tiefe Summen, dieses Leben im einfachsten Mechanismus —“

„Hören Sie auf, Bachbaum!“ rief Hertha und kräuselte verächtlich die frischen Lippen. „Ich liebe die Straßensachen nicht! Da gehe ich doch lieber zu Emma Bette und kaufe seidene Puppen. Ja, wahrhaftig!“ Sie lachte und warf den Kopf zurück, so daß die Federn ihres Hutes im Winde flogen. „Ich würde mich diebisch freuen, wenn mir jemand heute abend 'ne Puppe schenken würde!“

„Eine Puppe? Wahrhaftig?“

„Ja, gewiß. Na, seien wir doch 'mal ehrlich! Wir sind doch alle noch kleine Kinder mit unserm Weihnachten, nicht wahr? O Gott, wenn ich an meine Puppen in Frankfurt denke! Tempi passati! Wie schön war Rudolf von Habsburg, und wie niedlich war die Genoveva!"

Hertha hatte bei aller Heiterkeit einen eigentümlich dunklen Wohllaut in der Stimme, der rasch für sie gefangen nahm. Dazu kam ein feuchter, sehnsüchtiger Schimmer in den großen, silbergrauen Augen. Sie war sehr schön, als sie so leicht und schlank, von Schneeflocken umwirbelt, vor Helmut herschritt.

Dieser sah ihr, neben Fanny und Frau Basse gehend, nach, als blickte er über Herthas wirkliche Erscheinung hinweg auf ein höheres Wesen, das Hertha nur bedeutete. Dabei erfuhr aber seine Person in der hingegebenen, nur auf das schöne Mädchen gerichteten Spannung keine Steigerung zu eigener Kraft und Schönheit, sondern bekam vielmehr etwas Armes und Kümmerliches, ganz im Gegensatz zu den Stunden, wenn er, nur auf seinen Geist gestellt, den Freunden seine Gedichte vorlas. Da blühte auch sein schwacher Körper auf und war der Liebe wert. Hätte sich aber Hertha jetzt nach ihm umgedreht, so hätte sie sicher lachen müssen über den phantastischen, grauen Kleiderstock und das kleine, erfrorene Gesichtchen unter dem spitzen Zylinder. Sie schritt aber weiter und summte die Habanera aus „Carmen" vor sich hin. Helmut hielt Fanny jetzt ein wenig zurück und flüsterte angelegentlich: „Fräulein Demelius — kommen wir noch an einem Puppenladen vorbei?"

„Aber Bachbaum!" flüsterte jene mit lachendem Vorwurf.

„Lachen Sie nur — ich finde es reizend! Genoveva! Kaiser Rudolf! — In ihrem Munde wird die starre Weltgeschichte zum süßen Kindermärchen! . . . Wundern Sie sich nicht, wenn ich ein bißchen zurückbleibe . . ." Er blieb an einem Schaufenster stehen — die Damen gingen weiter.

„Was hat denn eigentlich der lange Helmut wieder?" fragte Mutter Basse, mit ihrer blitzenden Brille nach rechts und links sehend. „Er will wohl noch was kaufen? Der wird schon 'ne nette Sorte Geschenke nach Hause bringen! Ich danke!"

„Pst!" machte Fanny und wies auf Hertha, die eben eine Bettelfrau beschenkt hatte und nun, noch immer das Carmenliedchen summend, sich nach ihnen umsah.

„Laufen wir noch weiter, Mutter Basse?" fragte sie jetzt kindisch klagend. „Nehmen wir uns doch lieber 'ne Droschke; die Elektrische ist ja überfüllt. O müde, müde wird man bei dem vielen Laufen!" Dabei klopfte sie lachend mit der Hand auf ihren kleinen, gähnenden Mund.

„Unser Geld ist alle, Kinder; das entscheidet!" rief Frau Basse energisch. „Zu 'ner Droschke langt es aber nicht mehr! Die gemeinsame Kasse ist auf drei Mark zusammengeschmolzen; damit müssen wir anständigerweise nach Hause kommen; sonst wird Vater vorwurfsvoll."

„Wo ist denn eigentlich Baumbach geblieben?" fragte Hertha jetzt und blickte sich erstaunt um. „Hat er sich etwa gedrückt? Ich denke, er wollte gleich mit zur Bescherung kommen!"

„Er kommt schon nach; er hatte noch einiges zu besorgen," erwiderte Fanny mit listigem Lächeln.

„Der mit seinem Dalles! Der hat's nötig!" rief Frau Basse und hielt mit heftiger Kopfbewegung die Mädchen zurück, die sorglos den belebten Fahrdamm überschreiten wollten.

„Ja, wahrhaftig!" lachte Hertha. „Der arme Kerl!"

„Jetzt steigen wir in die Elektrische, Kinder! Schöneberg! Da ist noch Platz! Mir nach!" Frau Basse warf sich mit Heldenmut in das Gedränge, die Mädchen folgten, und sie gewannen wirklich noch drei Plätze in dem rasch überfüllten Wagen. Seltsam prägte sich die gleiche Feierstimmung bei allen Passagieren aus. Ein kaum bezwungenes und gedankenvolles Lächeln sah man auf den Mienen. Und flüsternd zeigten sich die Leute im Vorüberfahren einzelne, besonders helle Fenster an den dunklen Häusern — dort brannten schon Weihnachtsbäume. Frau Basse aber behielt, wenn auch sinnend, ihre strenge Miene bei. Ihr gegenüber nämlich saßen zwei junge Herren, die sich sehr für Herthas schöne Augen und Fannys temperamentvollen Mund zu interessieren schienen. Da hieß es wieder einmal aufpassen — Abstand bewahren. Frau Basse hatte es nicht leicht als Pensionsmutter. Von all ihren Pflegetöchtern waren ihr Fanny Demelius und Hertha Lisko am meisten ans Herz gewachsen. Die erstere, weil sie ein einsames, mutterloses Kind war, das auch kein Vaterhaus mehr hatte und sich ihr leidenschaftlich anvertraute — die zweite, weil sie, von den besorgten Frankfurter Eltern dringlich ihrem Schutz befohlen, mit ihrem frischen, künstlerischen Wesen so recht zum Verwöhnen geeignet war. Angehende Künstlerinnen waren beide Mädchen — Fanny Pianistin und Hertha Sängerin —, herzlich angefreundet hatten sie sich auch: so nahm denn Frau Basse den wärmsten Anteil an allem, was sie betraf. Sie selber hatte keine Kinder. Und für ihr enges, früher oft von Not getrübtes Dasein — ihr Mann besaß eine kleine Buchhandlung, und sie lebte ganz in den Wirtschaftsaufgaben des Pensionats — war der Verkehr mit den jüngeren und glücklicheren Wesen ihr einziger Lebensschmuck; sie sah mit inniger Anteilnahme den bunten Wegen zu, die jeder neue Gast bei ihr in frischer Empfänglichkeit leidend und genießend zurücklegte. Und da sie selber, mehr noch ihr Gatte, eine tiefe Neigung zu den Künsten besaß, nahmen sie mit Vorliebe Kunstbeflissene bei sich auf, besonders Schülerinnen der musikalischen Hochschule; aber auch zwei Malerinnen wohnten jetzt bei ihnen, ferner zwei Studentinnen. Auf englisch, holländisch, russisch, deutsch und französisch konnte man sich bei Basses unterhalten. Die Frau aber war die „Seele" des Ganzen. Sie hatte in ihrer derben Offenheit gerade eine anziehende und respektgebietende Art für junge, wahrheitsuchende Leute. Es war etwas an ihr, zu dem die Heimatlosen „Mutter" sagen konnten, und den Halt der Familie spürten sie auch hier in der neuen Freiheit — das war der Zauber der Pension Basse und ihrer Leiterin persönlichstes Verdienst. Sie gab auch möglichst unauffällig den Ton der Sitte an. Sie durfte sich das leisten, denn es war kein enger, altjüngferlicher Ton, über welchen diese vom Leben geprüfte Frau verfügte — Freiheit des Herzens, echte Erhebung über

tyrannische Konvention ließ sie gelten, wo sie sich zeigte, und überdachte redlich, was zur Geltung kommen wollte; denn sie wußte, daß die Jüngerinnen der Künste und Wissenschaften, wenn sie das Elternhaus verlassen hatten, um zu lernen, keine Binde vor den Augen brauchten, sondern den klaren Blick in die Tiefe der Dinge. Freilich, die „Strippe", wie Frau Basse sich ausdrückte, brauchten sie alle — dafür hatten sie das heiße, unerfahrene Blut; aber wenn sie sich nur immer bewußt blieben, was sie ihrem künstlerischen Streben schuldig waren, dann blieben sie auch der Moral nichts schuldig. Überhaupt: sich selbst bewahren, Menschen sein unter Menschen, mit freiem Kopf, Kulturarbeiter — so hatte sie das junge Volk am liebsten. Deshalb hielt sie auch das männliche Geschlecht durchaus nicht ihrem Hause fern. Im Gegenteil. Was sie für gut befunden und eingelassen hatte, sie, die als Petrus am Tore stand, das konnte auch bleiben und sich erproben. Wo es über die Stränge schlagen wollte, da war sie bei der Hand. Und so sah Mutter Basse mit naiver Freude Helmut Baumbach in ihr Haus kommen, wenn er auch ganz offenbar in Hertha Lisko verliebt war, und Ferdinand Friedrichowicz, den hübschen, blonden Schwärmer, duldete sie gern, wenn sie auch herausfühlte, daß eine tiefere Einigkeit zwischen ihm und Fanny Demelius bestand, als die anderen alle zu merken schienen. Auch sonst gingen junge Leute ein und aus, und alle waren sie frische, ehrbare Persönlichkeiten. Es geschah nichts, was Frau Basse in ihren Berichten an die Angehörigen hätte verschweigen müssen. Und sie verschwieg auch nur, was jene nach ihrer Meinung nicht zu wissen brauchten.

An der Ecke der Bülowstraße verließen die drei Damen die Straßenbahn. Ganz nahe an der Potsdamer Straße, dem Nollendorfplatz zu auf der linken Seite, war ihre Wohnung. Sie stiegen, nun wirklich ermüdet und schwer an ihren Paketen schleppend, die vier Treppen hinauf, die eigentlich nur drei waren, wie Frau Basse den jungen Mädchen zu suggerieren pflegte — dann betraten sie das festlich erleuchtete Pensionat. Im „Saal", dem gemeinschaftlichen Speisezimmer, das jetzt für die Bescherung hergerichtet war, trafen sie Herrn Basse in voller Tätigkeit. Der graugelockte Mann mit der kühnen Adlernase und den gutmütigen, kleinen Äuglein stand auf der obersten Sprosse einer Leiter, welche Marie, das Hausmädchen, mit ängstlicher Miene festhielt. Er war damit beschäftigt, die sogenannte Christbaumspitze, eine silberne Glashülse mit einem Kranze von bunten Kugeln herum, auf die Gipfelknospe des Baumes zu stecken.

„Nicht erschrecken, Kinder," flüsterte Frau Basse, die kichernden Mädchen zurückhaltend, „sonst gibt es ein Malheur, und dann haben wir traurige Weihnachten."

„Bist du da, Minchen?" fragte jetzt Herr Basse mit seiner immer katharralischen, aber freundlichen Stimme, ohne sich umzudrehen, und kletterte mit behender Vorsicht die Leiter hinunter. „Ach, und die schönen Kinder auch? Guten Abend, meine Damen! Was kriege ich denn geschenkt?" Er gab, unten angelangt, Fanny und Hertha, sich artig verneigend, die Hände.

„Abwarten!“ rief Hertha . . . „Kinder müssen abwarten, werden in die dunkle Stube gesperrt. Aber fein sieht der Baum aus! Wirklich wunderbar!“

„Ja, prächtig, Herr Basse!“ rief Fanny, in die Hände klatschend, und sah mit ihrer zierlichen Gestalt und dem dunklen Lockenkopfe nun wirklich wie ein kleines Mädchen aus, das staunend den Weihnachtsbaum bewunderte.

„Da möchte ich gleich was naschen,“ sagte Hertha und näherte sich verstohlen einer Cakeskette.

„Halt!“ rief Frau Basse. „Das gibt es nicht! Jetzt 'raus! Gebt die Pakete her; ich weiß Bescheid mit allem.“

„Au!“ rief Hertha weinerlich. „Mutter haut! Au! Mutter is böse! Au! Aua!“ Damit lief sie davon, und Fanny folgte ihr, indem sie sich um ihre Taille hängte und sich von Hertha schleppen ließ, bis beide jauchzend und lärmend durch den Korridor in das Nebenzimmer gelangten, wo die Pensionärinnen und die Freunde des Hauses sich zu versammeln hatten.

„Das ist 'ne fidele Bande!“ sagte Frau Basse zu ihrem Manne, indem sie die Geschenke auf dem weiß gedeckten Eßtisch ordnete. „Was hast du denn, Lippchen? Bist du verstimmt?“

Herr Philipp Basse, der wirklich eine bedrückte Miene machte, wollte ihrer Frage erst ausweichen, mußte ihr dann aber doch die Enttäuschung beichten, die ihm diesmal das Weihnachtsgeschäft bereitet hätte. Daß er sein Steckenpferd, die modernste Literatur, auch um die Festzeit in den Vordergrund rückte, hätte sich bitter gerächt. Die Leute kauften wie immer Dahn und Julius Wolff — für Liliencron und Richard Dehmel wären sie nicht zu haben.

„Wenn schon!“ rief Frau Basse und schlug ihm auf die Schulter. „Darum wollen wir uns jetzt keine grauen Haare wachsen lassen!“

„Nein,“ erwiderte der Gatte seufzend; „die haben wir auch so schon genug.“

„So ist es. Aber nun rasch. Die Kinder warten.“ Damit wandten sie sich mit Feuereifer wieder dem Gabentische zu und freuten sich so ehrlich an allem, als ob es nicht für fremder Leute Kinder so liebevoll geordnet dagelegen hätte.

Inzwischen hatten Fanny und Hertha im Nebenzimmer den jungen Fabrikbesitzer Hermann Arndt in höflicher Konversation mit Hanna Rossitz und Sascha Lussin angetroffen. Hermann Arndt war der Sohn einer reichen Berliner Familie, die mit Herthas Eltern in Frankfurt am Main durch Geschäftsverbindungen bekannt war. Hertha verkehrte, nach Berlin gekommen, bei Arndts, und auf diese Weise war Hermann in die Pension Basse gekommen. Er kam sogar sehr häufig, denn er war ein guter Dilettant des Geigenspiels und hatte außerdem die angenehme Eigenschaft der reichen, jungen Leute aus alten Häusern, daß sein Reichtum niemals auffällig wurde, sondern ihn im Gegenteil den Eindruck sicherer Zurückhaltung und freundlicher Bescheidenheit machen ließ. Sein trockener, etwas dickfelliger Humor und seine Gutmütigkeit kamen dazu, um ihn gesellschaftlich und gerade in dieser künstlerischen Vereinigung sehr beliebt zu machen. Er befand sich viel auf geschäftlichen Reisen; doch jetzt, über Weihnachten, war er wieder einmal in Berlin, während seine

Eltern an der Riviera weilten; deshalb war er natürlich sofort bereit, den heiligen Abend bei Basses und ihren Hausgenossen zu verbringen.

Die beiden jungen Damen, mit denen er sich unterhielt, boten ihm einen recht verschiedenen Anblick. Als wohlerzogener junger Mann aber wußte er seine Aufmerksamkeit im Gespräche gleichmäßig zu verteilen. Hanna Rossitz, die Frauenrechtlerin, geistig wohl die bedeutendste Erscheinung in der Pension Basse, war körperlich arg entstellt, denn die linke Hälfte ihres Gesichtes war von einem großen Feuermal bedeckt, und wenn sie dem Beschauer nach ihrer europäisch weißen Ansicht, wie sie sagte, auch die indianisch rote zuwandte, so pflegte sie Schrecken zu erregen, das wußte sie und trug deshalb im Gespräche ihre klugen Augen immer mit halb spöttischer und halb schmerzlicher Resignation gesenkt. Sie machte einen in Häßlichkeit verschüchterten Eindruck — dennoch ließen die nie geküßten, blühenden Lippen, das volle, dunkle Haar und der jugendlich elastische Körper vermuten, daß sie schön sein konnte, wenn das Glück über sie kam. Aber sie glaubte nicht an Glück — das war ihr Schicksal.

Die andere Dame, Sascha Lussin, war dagegen ein bevorzugtes Kind der Natur. Hübsch und glutäugig, eine russische Jüdin, zart, pikant, mit starkem, rötlichem Haar und sinnlichem Munde. Sie stammte aus Charkow und studierte in Berlin Philosophie und Nationalökonomie, wie Hanna Rossitz, doch war das Studium der letzteren schon zehnmal weiter gediehen, als das des hübschen, kleinen Faultiers, und Hanna nahm schon eine angesehene Stellung unter den literarischen Führerinnen der Frauenbewegung ein.

„Kinder!" rief Hertha, nachdem sie mit Fanny ins Zimmer getollt war, und warf sich in einen Schaukelstuhl. „Ich glaube, das wird heut ein himmlisches Weihnachten!"

„Himmel hat ja auch mit Weihnacht zu tun," meinte Sascha lächelnd in ihrem netten Russisch-Deutsch.

„Wer kommt denn eigentlich alles? Ich bin ja riesig gespannt, meine Damen!" fragte Hermann Arndt, sich ein bißchen aus dem Sessel vorneigend.

„Sie und gespannt!" rief Hertha, sich schaukelnd. „Das sagen Sie so wie ‚heute is schön Wetter!' oder ‚Kellner, noch 'n Jlas Bier!' Sie sind doch so blasiert, Herr Arndt." —

„Soll ich vielleicht 'rausgehen, Fräulein, damit Sie ungestört auf mich schimpfen können?"

„Nein! Artig sein! Hier geblieben! Also, es kommen heute abend: Erstens: Helmut Baumbach, der Kentaur aus der Poststraße — zweitens, äh: Ferdinand Friedrichowicz, der Klopstock aus der Poetenstraße, wollte sagen der Poete aus der Klopstockstraße —"

„Aber Hertha, sei doch nicht so ungezogen!" rief Fanny errötend und ärgerlich.

„Ferner äh — drittens äh" — und dabei wippte Hertha im Schaukelstuhl, die Füßchen in den kleinen Lackschuhen emporhebend, „na, Sie werden ja sehen. Da klingelt es eben! Das werden sie sein."

Als sich die Tür öffnete, erschien aber noch keiner von den beiden Erwähnten, sondern Dr. Adolf Meißner, ein Freund des Hauses Basse, der

überall, wohin er kam, ein gewisses Aufsehen erregte, denn er war ein sehr bekannter Kritiker. Dr. Meißner war sich übrigens der Wirkung, die sein Erscheinen ausübte, bewußt und pflegte insgeheim sein Mienenspiel je nach der Umgebung, die er betrat, zu formulieren. Er war ein hochgewachsener Mann in den Vierzigen, sein schmales, feines Haupt zeigte den versöhnlichen Gegensatz von Vollbart und Glatze, und der schöne Pelz, den er anhatte, war noch ganz mit frischen Schneeflocken bedeckt. Er klopfte eintretend an die Tür und fragte, sich etwas verneigend: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, ich bin der Weihnachtsmann! Ist es erlaubt?" Als er dann die Wirkung seiner Worte in einem fröhlichen Gelächter gehört hatte, zog er sich befriedigt auf den Korridor zurück, legte den Pelz ab und betrat nun bald darauf in tadellosem Gesellschaftsanzug das Zimmer.

Ihm folgten zwei ungewöhnlich schöne Mädchen, beide schlank und durchaus künstlerisch, mit griechischer Frisur und in weißen, mattseidenen Hängern. Sie mochten beide schon gegen dreißig Jahre sein, doch lag noch die jugendlichste und ganz unbewußte Anmut in den Bewegungen ihrer hohen Gestalten. Dabei war in den feinen Griechenzügen der Schwarzen und in den weichen, etwas breiten der Blonden wenig, was dem Mann entgegenkam. Sie sahen wie verträumte Kinder in die Welt, sie waren unzertrennlich, wohnten in demselben Zimmer und kamen immer miteinander, auch jetzt wieder Hand in Hand, so daß sie in der Pension den Spitznamen „Inséparables" führten. Die dunkle Miß Willis aus Kanada und das blonde Fräulein Torneelen aus Rotterdam waren Malerinnen, treuherzig-gütige Wesen gegen jedermann.

Helmut und Ferdinand hatten sich unten auf der Straße getroffen und traten nun gleichzeitig ein, nachdem sie ihre Geschenke auf dem Korridor der eifrig flüsternden Frau Basse gegeben. Ferdinand ging sogleich zu Fanny Demelius, und da die anderen eben mit der Begrüßung beschäftigt waren und sie unbeachtet ließen, fragte ihn Fanny leise, mit heimlicher Zärtlichkeit zu ihm aufblickend:

„Nun? Liebling? Wie bist du losgekommen?"

„Ganz gut . . . Sie wußten's ja."

„Aber du bist so blaß und aufgeregt — was hast du?"

„Du kannst dir doch denken, Fanny — meine Eltern — nie empfindet man den Naturtrieb so stark wie am Weihnachtsabend. Es hat mich sehr erschüttert. Aber ich wollte gehen — — und da ging ich."

„Die armen Leute," flüsterte Fanny.

„Es ist ja nicht so schlimm. Ich habe ja die Bescherung noch mitgemacht. Und sie wissen ja auch nicht, warum ich hier bin. Sie denken, Baumbach zuliebe."

„Armer Junge! Mußt immer lügen — meinetwegen. Ich dank dir jedenfalls von Herzen, daß du mir das Opfer bringst."

„Ich bitte dich, Fanny."

Sie mußten sich trennen, denn Helmut war eben heranstolziert und sagte, Fanny die Hand schüttelnd, mit leuchtenden Augen:

„Ist das nun nicht herrlich, Kinder? Diese weisen, welterfahrenen Leute, Männlein und Weiblein, sitzen hier in der dunklen Stube beisammen und lauern wie die kleinen Kinder, daß nebenan das Himmelreich sich öffnet! Vater Basse als liebes Gottchen! Ach, wir können doch so dankbar sein! Ich möchte diese Menschen, Mann und Frau, am liebsten umarmen und küssen!"

„Ja, ich auch," erwiderte Fanny mit dankbarem Blick, denn sie liebte Helmuts stürmische Jünglingsweise. „Sie sind so rührend gut zu uns, nicht wahr? Ich glaube kaum, daß ich jemals im Leben wieder solche Menschen finden werde. Wie Vater und Mutter sind sie, wahrhaftig."

„Ich freue mich schon darauf, wenn sie das Bild sehen," flüsterte Helmut. „Überhaupt — ich freue mich heute auf verschiedenes!" Dabei bekam er einen heftigen Hustenanfall, den er nicht mehr unterdrücken konnte, und besorgt sah Fanny auf den krampfhaft geschüttelten, schwächlichen Körper. Aber Helmut lachte und stotterte im Husten: „Der verdammte — Diabolus — da im rechten Lungenflügel — läßt mich wieder nicht — sagen — worauf ich mich — freue! Donnerwetter noch mal . . "

Er sah jetzt Hertha auf sich zukommen und zwang nun wirklich mit furchtbarer Anstrengung den Hustenanfall nieder.

„Na, Sie armer Bellermann?" sagte jene. „Wissen Sie was? Sie sollten sich lieber zu Bett legen."

„Was!" fuhr Helmut auf. „Ich bitte Sie! Fräulein Hertha! Nein — so dürfen Sie mich nicht kränken —"

Er wurde aber unterbrochen, denn eben war Hermann Arndt an die verschlossene Tür des Bescherungszimmers getreten und rief nun, mit den Fingern rhythmisch dagegenklopfend:

„Papa! Mama! Wir wollen was geschenkt! Wir halten's nicht mehr aus! Papa! Mama!"

Alle lachten, und aus dem Nebenzimmer hörte man Vater Basses Stimme rufen: „Jawohl, sofort, Kinder! Ach, Sie sind's, Herr Arndt! Guten Abend! Sind denn schon alle da?"

„Ja, alle! Alle!" erscholl es im Chorus.

„Also denn los. Wir fangen an. Ich bitte, meine Herrschaften." Darauf öffnete Herr Basse mit gerührter Miene die Tür, und die strahlende Kerzenpracht des Weihnachtsbaumes über dem Gabentisch, die nun sichtbar wurde, ließ die erwachsenen Menschen wirklich nach Kinderweise einen Augenblick befangen an der Schwelle stehen bleiben. Dann aber faßten sie sich und fanden den rechten Ton, über die Rührung jedes einzelnen, der insgeheim an die Heimat dachte, mit echter oder geheuchelter Überraschung hinwegzukommen. Sie drängten sich alle um den Gabentisch, und ein lustiges Durcheinander entstand, als die allgemeine Bescherung vorgenommen wurde, und durch die bunten Wechselbeziehungen der Versammlung Schenker und Beschenkte natürlich oft verwechselt wurden. Die Gaben der Pensionäre und Hausfreunde bestanden meist aus Kleinigkeiten, beziehungsvollen Scherzen ohne wesentlichen Wert. Zu einem besonderen Freudenausbruch kam es aber, als Fanny und Hertha im Namen aller den Pensionseltern das gemeinsame Bild des ganzen Freundes-

kreises in schönem Rahmen überreichten. Frau Basse bekam das Weinen, was jährlich wohl nur einmal vorkam, und es fehlte nicht viel, so hätte auch ihr Gatte damit begonnen, denn sein rotes Schnupftuch näherte sich schon bedenklich den feuchten Augen, aber Hertha fuhr im letzten Moment noch Walzer tanzend mit ihm im Kreise herum, so daß er wieder heiter wurde und seine langen Rockschöße wie Fähnlein in die Luft flogen. Aber ein schönes Geschenk und liebes Andenken war das Bild, und man konnte die Bewegtheit der Pensionseltern wohl verstehen. Wie frisch die jungen Köpfe da alle nebeneinanderstanden, die tiefste Gewähr für gegenwärtiges Glück und künftiges Vollbringen. „Einen Ehrenplatz soll es haben!" rief Herr Basse begeistert. „Und hier im Saale wollen wir es immer vor uns sehen, über dem Sofa, wo die Bilder unserer seligen Eltern hängen!" Seine Frau, die eigentlich nicht gern die intimsten Anordnungen, die nun einmal getroffen waren, plötzlich abändern sah, widersprach ihm heute nicht, sondern beschloß im stillen, eine ruhigere Zeit für dergleichen kühne Entschlüsse abzuwarten.

Da hörte man plötzlich Hertha halb ärgerlich, halb lachend rufen: „Aber wem ist denn da eingefallen, mir eine Puppe zu schenken? Na so was! Soll die etwa für mich sein?"

„Auf Dero hocheigenen Wunsch, den ich mit Begeisterung erfüllt habe," sagte Helmut, sich verneigend, und sah sie in gutmütiger Schelmerei an. „Betrachten Sie das Kunstwerk näher, Fräulein Hertha. Es kann noch mehr, als Sie denken. Es ist eine Sennerin, die Juhu schreit, wenn man sie, mit Respekt zu sagen, auf den Bauch drückt."

Die anderen lachten, ohne den Zusammenhang zu verstehen, Hertha aber legte empfindlich lächelnd die Puppe, welche mit ihren starren Glasaugen und hölzernen Ärmchen sehnsüchtig nach ihr zu langen schien, auf den Tisch zurück und sagte, sich von Helmut abwendend: „Das ist hier was für Ihre kleine Nichte, Mutter Basse — die müssen Sie ihr morgen aufbauen."

„Aber Fräulein Hertha!" stammelte Helmut, noch lachend, aber doch erschrocken. „Ein Scherz — und Sie sagten ja selber —"

„Na ja, ich sagte so!" erwiderte Hertha, in ihrer trotzigen Weise die Oberlippe aufwerfend, so daß ihre weißen Zähnchen hervorschimmerten. „Auf der Straße! In irgend einer Laune! Aber jetzt ist heilig Abend! Spaß beiseite! Sie nehmen mir's ja nicht übel, Baumbach!" Sie wollte leicht und liebenswürdig bleiben, doch gegen ihren Willen hatte ihr Ton etwas Gekränktes, beinahe Feindliches bekommen. Fanny, welche eine Lähmung der allgemeinen Stimmung befürchtete, trat rasch herzu und legte die weichen Arme um die Taille ihrer Freundin.

„Hertha," sagte sie mit vorwurfsvollem Lächeln, „alter Schafskopf, habe doch 'n bißchen Humor! Schenk mir die Puppe, wenn du sie nicht haben willst! Ich kriege im Leben schon noch Verwendung dafür!"

Die letzten Worte gaben das Signal zum allgemeinen, erlösenden Gelächter. Fannys unbedachte, grundehrliche Art, in der sie so zuversichtlich von „Verwendung" sprach, als ob sie schon ihre künftigen, mit Puppen spielenden Töchter vor sich sähe, kam allen ungeheuer komisch vor, und die Stimmung

flutete wieder lustig ineinander. Jetzt zog Fanny ihre Freundin zum Klavier und begleitete sie bei den Weihnachtsliedern von Cornelius, deren Vortrag sich das Ehepaar Basse, von Dr. Meißner schwärmerisch unterstützt, erbeten hatte. Hertha fand im Singen ihre Haltung wieder, und ergreifend sang die schöne, etwas dunkle Stimme, die zu ihrer jugendlichen Erscheinung reizvoll kontrastierte, die dem heutigen Abend geweihten Lieder. Und Fanny spielte selten so groß und ruhig, wie wenn sie Hertha begleitete. Denn sie verschwand am liebsten hinter der Sache, an die sie sich hingab.

Als Hertha aufgehört hatte und, dem Beifall der Hörer mit lustigen Handbewegungen entfliehend, die gegenüberliegende Ecke des Saales aufsuchte, fand sie dort Helmut ganz allein, mit geschlossenen Augen, den Kopf in die Hand gestützt und tief bekümmert auf einem Sessel sitzend. Sie klopfte ihm plötzlich auf die Schulter, er fuhr empor und sagte dann, indem er sie bittend, wie ein verschämter Junge, ansah, mit leiser, bebender Stimme: „Fräulein Hertha — Sie müssen mir verzeihen . . .“

„Verzeihen!“ rief sie. „Sie sind doch ein schrecklicher Mensch, lieber Baumbach! Wie kann man nur alles so fürchterlich schwer nehmen! Ich denke schon in der nächsten Minute nicht mehr dran, was ich eben gesagt habe!“

„Wirklich? — Aber ich fürchte doch eine zarte Stelle in Ihrer Gefühlswelt mit meiner Dummheit verletzt zu haben — vielleicht eine schöne, stille Erinnerung, die Sie heute feiern.“

„Gar nicht,“ sagte Hertha, der es doch schmeichelte, ihn so von ihrer Laune bewegt zu sehen. „Absolut nicht. Das kommt halt so, man weiß nicht, wie. Bald freut man sich über 'ne Kinderei, bald wirft man sie beiseite. Das ist doch nicht der Rede wert. Wenn ich Ihnen ganz offen sagen soll, was mich vorhin ein bißl gekränkt hat —“ Sie stockte, denn sie überlegte, was denn das Kränkende gewesen wäre.

„Bitte!“ rief Helmut herzlich. „Sagen Sie mir alles! Sie dürfen mich auch durchhauen!“

„Das tue ich nicht, das könnte Ihnen passen!“

„Wie?“

„Ich meine — Sie hätten sich heute endlich mal an Ihre Photographie erinnern sollen, statt mir solche dumme Spielerei zu bringen. Sie haben mir's versprochen — das wissen Sie wohl gar nicht mehr?“

„So eingebildet bin ich eben nicht.“

„Also ich bestehe darauf.“

„Sie haben ja mein Buch, Fräulein Hertha —“

„Nein, Ihr Bild will ich haben.“

„Zankt ihr euch schon wieder? Menschenkinder!“ Fanny war eben zu ihnen hingelaufen.

„Nein, Fannele, wir sind versöhnt. Was machen denn die da?“

Hertha wandte sich zu Ferdinand Friedrichowicz, der mit heiligem Eifer eben den Straßenkäfer, welchen Helmut ihm geschenkt hatte, vor der Gesellschaft produzierte. Das rasselnde Ding lief flügelschlagend nach den verschiedensten Richtungen auf dem Parkettboden umher, und Sascha Lussin zog

schreiend die Füße vor ihm zurück, während die beiden Malerinnen fröhlich in die Hände klatschten, und Fräulein Rossitz so ernsthaft zusah, als erblickte sie in dem kleinen Ungeheuer das Perpetuum mobile. Helmut meinte befriedigt, indem er Ferdinand mit väterlicher Würde auf die Schulter klopfte: „Sehen Sie, Fräulein Hertha, der versteht mich. Dieser Dichter weiß die naive Urkraft zu würdigen. Und ich glaube bestimmt, daß das mechanische Summen der bescheidenen Fliege später 'mal das Hauptmotiv in einem der kosmischen, nicht komischen, Dramen von Ferdinand Friedrichowicz bedeuten wird."

Ferdinand erwiderte, indem er kindlich verspielt die abgelaufene Fliege von neuem aufzog, daß er sich das sehr schön denken könnte. Dann forderte Frau Basse mit aufgeregtem Brillenblitzen die Gäste zum Abendbrot, und wohlgelaunt nahmen alle an einer dem Weihnachtsbaume gegenüber hergerichteten Tafel Platz. Das etwas festlich aufgeputzte Essen wanderte umher — zunächst eine Fischmayonnaise, von der sich jeder in zartfühlender Gleichgültigkeit nur ein kleines Häufchen auf den Teller packte, da Fanny, zur Rechten der Hausfrau sitzend, die leise Parole ausgegeben hatte, sie würde vielleicht nicht reichen. Später aber, beim zweiten Rundgang, als die Situation geklärt war, verschwand der ohnehin zerstörte Bau in| energischen Würfen, und namentlich Friedrichowicz tat sich jetzt hervor, die beiden schönen Malerinnen aber, zwischen denen er saß, nicht minder. Diese beim Essen zu beobachten, war überhaupt erheiternd. Sie boten das anmutige Bild von jungen Raubtieren, so rasch und natürlich bewegten sie sich, mit hellen Augen lachend und mit weißen Zähnen beißend, und nicht ein Schatten von Unschönheit kam dabei in die Bewegungen ihrer schlanken Körper, wenn sie auch gelegentlich die Ellenbogen auf den Tisch stützten und im Kauen Antwort gaben. Sie waren mit dem dunkelroten Wein verwandt, der vor ihnen in Kristallbechern glühte — das tiefste Herz durchströmten sie und waren doch nur frommer Christengenuß, ein schönes Bild für junge wie für alte Leute. Fanny, ihnen gegenüber, sah naiv bewundernd, wie schön sie heute waren, und flüsterte Hertha, die zu ihrer Rechten neben Helmut saß, ihre Beobachtung zu. Doch Hertha nahm sie nur mit gleichgültigem Lächeln auf und blieb bei ihrem träumerischen Spiel mit einem langen, grünseidenen Bande, das von einem Weihnachtsgeschenke, einem Konfekt- oder Parfümkästchen, herrühren mochte. Sie zog es immer von neuem langsam durch die schlanken Finger, und die lichtgrüne Farbe hob sich von dem schimmernden Weiß ihrer Hand ab, wie ein kleines Bächlein über eine sonnige Ebene gleitet. Es lag in Herthas Natur, in einer Gesellschaft schnell herauszufühlen, wie jede Frau ihre Vorzüge, bewußt oder unbewußt, zur Geltung brachte. Und da sie von sich selber sehr gut wußte, daß müde Sehnsucht ihren silbergrauen Augen und den kleinen, etwas bleichen Zügen ein überirdisches Wesen, den Märchenschimmer einer Nixe gab, so saß sie auch heute wieder so da und hatte für fremde Reize nicht viel übrig. Fanny aber dachte sich: „Sie ist 'mal wieder auf einer ihrer großen Traumreisen und sieht nicht, wo wir sind, sondern nur, wohin wir verlangen." Und wie ein gutes Kind, das, ohne anzuklopfen, ein Zimmer betreten hat und die Eltern dort in ernstem Gespräche angetroffen,

sich lautlos scheu zurückzieht, so wandte sich Fanny jetzt von Hertha ab und sah, ihr Glas emporhebend, mit langem Liebesblick, der ihren dunklen Mädchenaugen etwas unendlich Rührendes gab, zu Ferdinand hinüber. Der trank ihr zu und nickte nur mit leiser Melancholie, als wollte er sagen: „Ja, ja — wenn die Liebe nicht wäre!“

Meißner saß zur Rechten Herthas und neben Hanna Rossitz. Er unterhielt sich, Essen und Gespräch geschickt vereinend, lebhaft mit ihr, war aber immer bemüht, nur in ihre gescheiten Augen zu blicken, denn sie wandte ihm die zerstörte Seite ihres Antlitzes zu. Hermann Arndt saß den beiden ziemlich einsilbig gegenüber und brachte nur von Zeit zu Zeit seine Tischdame Sascha Lussin durch eine trockene Zwischenbemerkung zum Lachen. Im übrigen schweiften seine gemütlichen Augen hinter dem Zwicker wohlgefällig zu Hertha Lisko hinüber. Das Ehepaar Basse dagegen, als Präsidenten der Tafel, blieb in lebhafter Tätigkeit, und selten saß 'mal einer von ihnen ruhig essend auf seinem Platze. Die Frau beobachtete mit stiller Wollust über so viele appetitkräftige junge Leute, ob auch alle wohlversehen waren, und ihr Gatte machte den Mundschenk, indem er mit der riesigen Chiantiflasche, die Arndt ihm zu Weihnachten gestiftet, umherging und eifrig zuredend die Gläser füllte.

Helmut Baumbach aber, seinem sonstigen Wesen widersprechend ernst und schweigsam, machte allmählich den Eindruck, als ob er sich auf eine Rede vorbereitete. Er trug ein unbestimmtes Leuchten in Augen und Lippen, und deutlich zeigte die klare Wölbung seiner Stirn, wie lebhaft die bunte Gedankenwerkstatt dahinter arbeitete. Dabei kräuselten sich seine Lippen, als formten sie schon die Worte, die zum Vorschein kommen sollten. Jetzt machte Ferdinand die anderen heimlich auf ihn aufmerksam, und sofort fuhr Hertha, ihn lustig von der Seite anguckend, mit den Worten heraus: „Na, Bachbaum? Er will wohl 'ne Rede halten?!“

Helmut zuckte zusammen, errötete tief und sagte dann mit stillem Lächeln: „Ja, wenn es nicht zu bösartig ist, meine Herrschaften?“

„Nein! Nein, nein!“ rief alles durcheinander. „Reden! Bravo, Baumbach! Reden!“

„Aber Kinder — wartet doch wenigstens, bis der Karpfen zum zweitenmal gereicht ist!“ rief Mutter Basse bekümmert.

„Bitte, bitte, Mamachen. Es dauert nicht lange,“ sagte Helmut und wandte sich mit gefalteten Händen zu ihr.

„Bitte, bitte, Mamachen!“ Alle erhoben sich und machten ihm nach. Jetzt stieg allmählich die Fidelitas. Helmut erbat sich Ruhe und begann nun, sein feines Lächeln beibehaltend: „Wirklich — ich mache es kurz, liebe Freunde. Und im voraus muß ich bemerken, daß die Rede, die ich halten will, eine besondere Form hat.“

„Verse?“ rief Hertha entsetzt.

„Nein, das nicht. Das wäre doch keine besondere Form, Fräulein Hertha. Nein, nein. Gewöhnlich pflegen die Redner doch mit einem Thema, mit einer sogenannten Idee zu beginnen, die dann im Verlaufe ausgeführt wird und zu einem dreifachen Hoch auf eine Persönlichkeit als Schlußpunkt überleitet. Das ist bei mir natürlich anders.“

„Natürlich!“ rief Frau Basse.

„Ich fange nämlich mit den Hochrufen an! Dann komme ich zu den Persönlichkeiten, denen sie gelten — und entwickele darauf das Thema oder die Idee, welche ich aber erst zum Schlusse meiner Rede nenne.“

„Großartig!“ rief Ferdinand. „Ganz was Neues!“ — „Das kann ja nett werden!“ rief Fanny. Und alle richteten nun gespannt und belustigt den Blick auf Helmuts magere Dichtermiene, die mit ihren leuchtenden Augen und den hochgesträubten Haaren doch etwas hatte, was über die momentane Lust hinaus in eine höhere und ernstere Region der Seele wies und alle verstummen machte. Er nahm mit plötzlichem Griff sein Glas und schwang es kühn empor; dabei rief er mit stärkerer Stimme, als man jemals an ihm gekannt hatte: „Hoch!!! Und zum zweitenmal hoch!!! Und zum drittenmal hoch!!!“ — Als die anderen sich noch immer nicht in die neue Form der Rede gefunden hatten und stumm blieben, da riß er sie förmlich mit seinem Blick vom Stuhle empor, so daß ein viertes Hoch in gemeinsamer Begeisterung erklang. Dann kugelten sich alle vor Lachen. Helmut aber blieb ernst und ruhig, und als der Lärm sich etwas gelegt hatte, sprach er ohne Übergang weiter.

„— So rufen wir aus übervollem Herzen unsern lieben, verehrten Gastgebern und Pensionseltern zu. Herr und Frau Basse. Ja, sie sollen hochleben, denn sie *können* hochleben. Das ist es, liebe Freunde. Dadurch sind sie uns vorbildlich, und wie viel bürgerlichen Menschen werden wir künftig begegnen, die so hochlebend sind, wie sie? Die Schwere des Daseins kennen sie ganz gewiß. Und mehr vielleicht als wir alle. Aber heiteren Herzens haben sie sich durchgerungen. Heiteren Herzens lieben sie das Leben und die Schönheit und die Jugend, die sie unermüdlich zu sich heranziehen. Wir Heimatlosen am Weihnachtsabend — wie fühlen wir uns hier daheim! Und nichts wird uns geboten, was mehr als unsere kindlichen Kräfte beeinflussen will. Ein bißchen Vater- und Mutterliebe — das ist alles. Und das befruchtet nach meinem Gefühl den jungen Künstlermenschen tiefer als der bewundertste Meister. Wenn er *das* entbehren muß, dann bleibt sein Werk nur Sehnsucht; niemals wird es *Dank*! Wir *danken* unsern Pflegeeltern! Kommt, liebe Freunde, — laßt uns mit unsern Gläsern ihnen danken!“

Damit ging Helmut, dem Tränen in den Augen standen, erst zu Frau Basse und dann zu ihrem Gatten, um mit beiden anzustoßen. Sein Beispiel wurde begeistert nachgeahmt, die Mädchen küßten die „Mama“, die jungen Männer drückten dem „Papa“ die Hand. Der letztere aber, dem helle Tropfen die Adlernase entlang liefen, stand auf und rief, der protestierenden Gattin heftig abwinkend, mit zitternder Stimme: „Ich will ja gar keine Gegenrede halten! Fällt mir ja gar nicht ein! Das verdient ja der schöne Toast unseres Freundes nicht! Ich will nur sagen: Es lebe die Jugend! Hoch! Wilhelmine! Hoch!! Die Jugend lebe hoch!!“ Er überströmte, nach allen Seiten hin winkend, und taumelte fast vor Rührung. Seine Frau aber ging zu Hanna Rossitz, die zaghaft auf ihrem Platz geblieben war, küßte ihr beide Wangen, und flüsterte dann lachend: „Famos. Was, Hanna? Das haben wir dem verrückten Baumbach doch nicht zugetraut.“

Helmut kehrte nun auf seinen Platz zurück, erbat sich Ruhe und fuhr, mit nachdenklicher Miene ein Salzfaß betrachtend, in seiner Rede fort:

„Wir sind uns, glaube ich, alle mehr oder minder darüber klar, liebe Freunde, daß des Künstlers Bestimmung Einsamkeit ist und die Ruhelosigkeit inmitten der Flucht der Erscheinungen. Nietzsche sagt: ‚Jede Seele ist eine Welt, und jede Seele ist für jede andere Seele eine Hinterwelt.‘ Und Hölderlin ruft: ‚Uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn.‘ Trotzdem, liebe Freunde — ich glaube, wir hier fühlen an unserem Tische eine innerste Gemeinschaft der Bestrebungen, wir fühlen hier die Möglichkeit einer Insel mitten im Meer, dem Schicksal zum Trotz eine Stätte, wo wir landen und ausruhen können. Ich möchte aber nicht mißverstanden werden. Kein müder Hafen soll uns hier erwarten, der uns von weiteren Seefahrten abschreckt, nein — wie ein Leuchtturm, der den einsam ringenden Geist mit seinem mütterlichen Lichte tröstet, wenn er sein Schifflein durch das tosende Meer der Widersacher führt, so soll es sein hier oben in der Pension Basse! Man übernachtet hier — das heißt, pardon, man ruht sich aus — und am nächsten Morgen, da sticht man fröhlich wieder in See! Denn wir sind jung! — Ich glaube doch, wir sind noch Leute, denen das Herz zusammenzuckt bei dem Gedanken, daß wir jung sind!“

„Ja!“ rief Ferdinand Friedrichowicz und trank dem Redner mit begeisterten Augen zu.

„Es ist eine große Zeit, in der wir leben,“ fuhr Helmut mit zitternder Stimme, der er kaum noch die ersehnte Kraft geben konnte, fort. „Und wir sind ihre Pioniere. Wenn wir auch nicht wissen, ob wir ihre Vollbringer sind — wir können ihre Propheten sein — das wissen wir. Bei unsern lieben Pflegeeltern haben sich durch eine glückliche Fügung die Jünger fast aller Künste zusammengefunden. Und auch die Wissenschaften sind nicht ferngeblieben. Männer und Frauen — alle hüten wir — das kann ich wohl sagen, dieselbe, reine Flamme. Alle dienen wir der Sache und wollen durch die Sache allein Persönlichkeiten werden. Draußen, außerhalb des heiligen Hains, in dem wir leben, lauert tausendfach die Versuchung — das wissen wir, denn wie viel ehrliche Ringer haben wir ihr nicht schon verfallen sehen! In uns aber soll und darf sie nicht Macht gewinnen — ihr Stachel darf erst gar nicht aufkommen in unserer freien und vornehmen Seele! Denn wir auf unserer Insel stehen ja hoch oben, Freunde! Das bedenkt! Auf einem Felsen mitten im Meere! Nur wer den Weg weiß, kommt zu uns hinauf! Nur wer uns liebt, kommt wieder! Brüder und Schwestern in artibus — ich trinke euch diesen Schoppen!“

Er hustete, trank aber trotzdem mit einem Zuge sein Glas aus und bebte am ganzen Körper. Die jungen Leute eilten zu ihm hin, in jubelnder Lust, die Gläser schwingend, Miß Willis und Agathe Torneelen umarmten einander, Hertha saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Tisch und starrte mit ihrem Melusinenblick in Helmuts erregte Züge, während Fanny, wie ein Röslein glühend, Ferdinands Augen suchte. Doch der war zu begeistert, er sprang auf und irrte von einem zum anderen. Hermann Arndt blickte ziemlich hilflos

in die allgemeine Ekstase, und Doktor Meißner schien sich mit nervösem Lächeln seinerseits zu einer Rede zu rüsten. Herr Basse aber machte ein kindlich-tiefsinniges Gesicht, als wollte er alles Gesagte möglichst genau erfassen, während seine Frau vergnügt in alle den jungen Tumult hineinlachte. Am Ofen standen schweigsam Hanna Rossitz und Sascha Lussin — die eine in ernster Rührung, die andere sehr belustigt. Dann kam der Redner allmählich zu seinem Schlußworte.

„Ich möchte noch sagen, wenn es erlaubt ist, worauf ich hinauswollte. Ich möchte verhüten, Freunde, daß das Herrliche, das wir hier gefunden haben und als unser höchstes Gut betrachten, daß uns das jemals verloren geht. Und deshalb möchte ich unserer Gemeinschaft eine Form geben, ein leichtes, schönes Band, das wir alle als Schmuck empfinden und nicht als störende Fessel. Ich suchte nach einem zarten Symbol dafür und habe es, glaube ich, gefunden. Fräulein Hertha — wollen Sie mir das grüne Band da schenken, das Sie den ganzen Abend schon in Händen halten? Bitte, Fräulein Hertha —"

„Das grüne Band? Mit dem ich gespielt habe? . . . Was wollen Sie denn damit, Baumbach?"

„Das will ich jetzt sagen, Freunde . . . In früheren Jahrhunderten, da wurden große, heilige Orden gegründet, nicht wahr? Die Ritter, die sie vereinigten, trugen ein glänzendes Wahrzeichen in Gold auf der Brust. Wir spotten jetzt häufig über die viel zu vielen Orden unserer Ritter. — Über die alten Ordensritter spotten wir nicht. Im Gegenteil, wir wollen ihnen in mancher Hinsicht nachstreben! Auf unserm Schlachtfeld und mit unsern Waffen! Aber große Orden stehen uns schlecht — wir tragen ja Pincenez' und lange Beinkleider! Deshalb soll uns als Wahrzeichen dieses grüne Band genügen, das eine schöne Frau durch ihre Finger gleiten ließ! Wir wollen es in kleine Stückchen schneiden, und jeder hat das Recht, sich solch ein Stückchen ins Knopfloch zu stecken. Es ist das eine Nachahmung des modernen Rittertums, aber nur, um in lustiger Geselligkeit über Formelkram und eitle Nebensächlichkeiten zu lachen — wenn wir allein sind, ein jeder auf seinem einsamen Lebenswege, dann soll uns unser Ordensband an das Glaubensbekenntnis unserer Jugend erinnern, uns daran festhalten, nicht wie schwache Seide, sondern wie starkes, glühendes Gold! Ein freundliches Symbol für ernste und heilige Dinge — das wollte ich Ihnen geben. Und nun möchte ich um eine Schere bitten."

Er bekam sie von Frau Basse, zerschnitt mit ernstem Eifer das Band, das ihm Hertha lachend hingeworfen hatte, und verteilte, am Tisch entlang gehend, die einzelnen Stückchen, dann sagte er, auf seinen Platz zurückgekehrt:

„Kein großer Treueschwur ist nötig. In unserm Bewußtsein hängen wir zusammen, und dies Bewußtsein ist die Voraussetzung unseres Bundes. So lange wir zusammen hoffen können, Freunde, so lange gehören wir zusammen! Das ist der Sinn vom grünen Bande! — Und ich möchte noch einen zweiten idealen Zweck unserer Vereinigung nennen. Es ist der Zweck der Selbsterkenntnis und der Selbstkritik. Wir müssen uns gegenseitig fördern. In

reiner Liebe zur Sache muß freie Meinungsäußerung herrschen. Ist draußen um uns her im Künstlerleben auch Knechtschaft und Schwäche — wir wollen hier drinnen ehrliche Freunde und ehrliche Arbeiter bleiben. Und mit der Kunst wird sich auch unser Leben gestalten. Mann und Weib am Werke — also erkennen sich Mann und Weib! Wir stehen an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, Freunde! Bald läuten die Glocken 1901! Laßt uns in dieser heiligen Sylvesternacht unsern ersten Bundesabend feiern! Andere Leute schlafen oder torkeln in das neue Jahrhundert hinein — wir wollen darauf bedacht sein, das dunkle Tor zu öffnen, durch welches der neue Mensch hindurchschreitet, um drüben vielleicht den Übermenschen zu gebären! Brüder und Schwestern vom grünen Bande — so wollen wir uns nennen!"

Fanny war aufgesprungen, zum Klavier geeilt und begann nun in plötzlicher Eingebung den ersten Satz der „Eroica" zu spielen. Helmut empfand diese spontane Wirkung seiner Worte mit stolzer Freude und blickte entzückt auf das kleine Mädchen hin, das seine starken Hände hoch emporhob und unfehlbar auf die Tasten niederdonnern ließ. Dann aber suchte er Hertha, und tiefstes Glück durchschauerte ihn, als er sie plötzlich vor sich stehen sah und ihre milde, verschleierte Stimme hörte: „Ich danke Ihnen, Helmut Baumbach . . . Sie haben mir aus der Seele gesprochen."

Wie schön das klang, daß sie „Helmut Baumbach" sagte! Noch niemals hatte ihm sein Name so gefallen. Er senkte den bangenden Blick in ihre großen Augensterne — sie aber wandte sich errötend zu Fanny.

Inzwischen bemühte sich Ferdinand am Tische mit ausgebreiteten Armen und wehenden Haaren zum Wort zu gelangen. Fanny endigte auf seinen heftigen Anruf hin ihr Spiel, und nun entwickelte er *seine* überraschenden Ideen. Er beantragte, daß Helmut Baumbach, der Schöpfer des neuen Bundes, die herrliche Rede, die er heute gehalten, aufschreiben und noch weiter ausgestalten sollte, damit sie einem Archiv übergeben würde, das augenblicklich zu gründen wäre. Ebenso aber sollten alle anderen Bundesbrüder und Schwestern ihre Anschauung von Kunst und Leben gleichsam als Konfession, an die man sich halten könnte, zu Papier bringen. Diese Konfessionen sollten an den Bundesabenden verlesen, diskutiert und dann dem Archiv übergeben werden, dessen Schlüssel natürlich Herr Basse bekäme.

Manche lachten über die ungestüme Feierlichkeit dieser Anträge, Helmut aber nickte dem erhitzten Jüngling ermunternd zu und meinte, die Ideen wären nicht so übel, doch müßte jede Festnagelung des einzelnen auf eine „Konfession" hin, die er einmal abgelegt, durchaus vermieden werden, gerade in diesem Bunde, wo alles nur dem freien Rechte der *Entwicklung* gehörte. Auch müßte er selber von vornherein jede persönliche Sonderstellung im Bunde von sich weisen. Vereinsmeierei wäre ihm ein Greuel, und davor wollte er sich bewahren. Es handelte sich ja lediglich um freie Zusammenkünfte, vielleicht in jedem Monat einmal, wo man Meinungen austauschte und vor allen Dingen eigene Produktionen zum Vortrag brächte. Da wäre dann jede Diskussion gestattet. Was endlich die Mitglieder anbeträfe, so wären ja wohl alle Anwesenden dabei, und er könnte auch schon zwei andere, sicherlich

hochwillkommene Mitglieder in Aussicht stellen: Walter Schirmer, den Dichter des „Werkführers", den er inzwischen persönlich kennen gelernt, und Hans Georg Richter, den Bildhauer, seinen liebsten Freund, von dem er ihnen ja mehr erzählt hätte als von sich selber.

Die Nennung Walters als Bundesmitglied erregte Sensation, doch ließ sich Herthas Stimme plötzlich vernehmen: „Kinder, nur keine Berühmtheit! Dadurch kann unsere freie Republik sofort 'ne Monarchie werden! Oder ist er als Mensch genießbar, Baumbach?"

Das konnte ihr Helmut versichern, und so freute man sich allgemein auf ihn, noch mehr aber auf Hans Georg, der ihnen in absentia schon vertraut war. Doktor Meißner gab jetzt, das Wort ergreifend, mit einiger Wehmut zu bedenken, daß der Bund doch lediglich für Produzierende gedacht wäre, und diesen Ehrentitel sich beizulegen, verböte ihm entschieden seine kritische Bescheidenheit. Er bäte deshalb um gütige Erlaubnis, jetzt noch auszutreten, bevor er als Unberufener sich eingedrängt hätte. Damit gab er nun Herrn Basse, der schon lange von unruhigen Gedanken bestürmt dagesessen, das Signal, auch seinerseits die unverdiente Ehre, Mitglied eines künstlerischen Jugendbundes zu werden, abzulehnen. Er sähe viel lieber zu und freute sich des schönen Anblicks. Doch stürmischer Widerspruch ließ seine Bitte nicht durchdringen. „Nein! Vater Basse gehört dazu! Und Mutter Basse auch!" so tönte es von allen Seiten — sie sollten doch nur nicht fürchten, auf Kunstanschauung oder gar auf eigene Produktionen angezapft zu werden. Ihre Gegenwart aber wäre unentbehrlich. Und Mutter Basse, mit großem Jubel begrüßt, erhob sich nun ihrerseits zur ersten Rede ihres Lebens und erklärte der lachenden Gesellschaft kurz und bündig, sie fände es auch am richtigsten, wenn sie und ihr Mann an den Bundesabenden teilnähmen, denn Helmuts Worte: „Mann und Weib am Werke — also erkennen sich Mann und Weib!" die gäben ihr in Hinsicht auf so junge Leute zu denken, und so wollte sie doch lieber dabei sein und gegebenenfalls auch ihre Meinung zum besten geben.

Auch Doktor Meißner wurde von Helmut, nicht gerade mit dringender, aber doch mit herzlicher Überredung, zum Bleiben bewogen, und der erste Bundesabend nochmals auf Sylvester festgesetzt. Dann musizierte man noch einiges und tanzte auch, bis es ein Uhr schlug, und Mutter Basse ihre unerbittliche Polizeistunde verkündete.

(Fortsetzung folgt.)

Albrecht von Roon.

Seine Persönlichkeit und seine geschichtliche Stellung.

Von

Erich Marcks.

Am 30. April 1903 sind es hundert Jahre geworden, daß in einem kleinen hinterpommerischen Dorfe der große Kriegsminister Wilhelms I. geboren worden ist. Man wird in diesen Wochen Roons bei uns stärker gedenken als es wohl sonst geschieht. Denn mancher wird die Erfahrung gemacht haben, daß von den „drei Paladinen" des alten Herrschers, die man dereinst, von 1866 an, nur miteinander zu denken gewohnt gewesen, dieser, der ihm am frühesten zur Seite trat und der ihm herzlich am nächsten gestanden hat, wenigstens dem allgemeinen Bewußtsein am ehesten fremder geworden ist: man kann fast von einer Art von Vergessenheit reden. Woher stammt sie? Roon ist bereits 1873 zurückgetreten, bereits 1879 gestorben; der volle Schwung der monarchisch-nationalen Empfindungen, der die achtziger Jahre erfüllte und der damals die hohen Greisengestalten aus Kaiser Wilhelms Kreis erst ganz in das Heroische emporhob, traf ihn nicht mehr an. Überdies, er ist zeitlich enger bedingt und enger begrenzt als seine großen Genossen; und vollständiger als bei ihnen allen ist seine eigentliche Leistung mit dem bittersten Streite verknüpft, den unser Verfassungsleben durchgemacht hat: noch heute erhebt sich gegen den Kriegsminister des preußischen Konfliktes gelegentlich, sogar bei Historikern, Abneigung und Tadel. Er hat nicht das Leuchtende der beiden oder der drei anderen: man sucht und kennt ihn weniger. Und doch ist seine allgemein geschichtliche Bedeutung, die mittelbare wie die unmittelbare, erstaunlich groß und reich. Es ist ja der eine herrschende Zug unseres 19. Jahrhunderts gewesen, daß das alte Preußen sich und seine Eigenart in das alte Deutschland hineingebildet hat: aus der Mischung der beiden ist unser heutiges Wesen entstanden. Preußen ist dabei innerlich deutscher, noch mehr aber Deutschland innerlich preußischer geworden: es ist durchtränkt worden mit organisatorischer und zusammenfassender Kraft, mit Zucht, Festigkeit, Staatlich-

keit, und durchtränkt worden mit Realismus. Unser Vaterland ist aus der Welt des Geistes in die der staatlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit übergetreten; kein Faktor hat auch darin so stark wie der preußische gewirkt. Der größte Träger dieses Wirklichkeitssinnes und Wirklichkeitsstrebens, das Deutschland erzog und durchdrang, ist sicherlich Fürst Bismarck gewesen; auch für die große realistische Bewegung, die in allem, in Wissenschaft, Kunst und Technik, in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, in der gesamten Denkweise der Menschen durch dieses Jahrhundert hinflutete, bleibt sicherlich er der monumentalste Ausdruck und der wichtigste Führer. Aber in seiner dichten Nähe wird eine jede Nachwelt, auch wenn sie nur auf diese weitesten Zusammenhänge und auf die höchsten Höhen blickt, Albrecht von Roon finden. Von jenem preußischen Wesen vertrat er, der Offizier und Organisator, eine besondere, wenn man will eine besonders einseitige Art, aber sicher eine seiner leitenden schöpferischen Kräfte. Keiner, der das vergangene Jahrhundert verstehen will, kommt um die volle Würdigung dieser Kräfte herum. Und erst in den Taten Roons, in der lebendigen Einzelpersönlichkeit sind sie zur unmittelbaren Wirkung gelangt. Auch um Roon selber, eckig und mächtig wie er inmitten der Strömungen seiner Tage stand, wird keine Betrachtung ihrer Geschichte herumkommen: wenn sie ihn nicht ganz erfassen wollte, in aller herben Eigentümlichkeit und allem Reichtum seines Daseins, sie würde sich selber berauben. Zwar: was er in Deutschland *geschaffen* hat, ist uns noch heute in vollem Sinne modern; wie er *war*, erscheint er selber heute überwiegend als der Mensch einer vergangenen Generation. Dennoch gebietet und belohnt auch das Persönlichste an ihm die Aufmerksamkeit in einem ganz ungewöhnlichen Maße. Wir können ihm in die Seele blicken wie wenigen. Die Erinnerungen an ihn, und zumal der Schatz seiner eigenen Briefe, die sein ältester Sohn in den „Denkwürdigkeiten" zu Roons Leben zusammengefaßt hat[1]), bilden eines der kostbarsten Zeugnisse zur hohen Geschichte der Epoche und darüber hinaus, das darf man wohl sagen, eines der schönsten Zeugnisse eines Menschenlebens überhaupt: es ist durchaus und für jeden ein ergreifendes Buch. Den Mann, der da redet, wird in seiner knorrigen und rauhen, seiner warmen, treuen und zähen Art schwerlich jemand idealisieren: aber wer Augen hat, zu sehen, der gewinnt ihn lieb und hält ihn auch innerlich fest. Der Historiker jedoch, der seinem Werden und Wesen nachgeht, folgt dabei ganz von selber zugleich dem Gange des alten Preußens in das neue Deutschland hinein[2]).

---

[1]) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon". Von *Waldemar* Grafen *von Roon*. Zuerst in Buchform 1892; in vierter Auflage (drei Bände) 1897. — Dazu „Kriegsminister von Roon als Redner. Politisch und militärisch erläutert", von *demselben*. Drei Bände. 1895—96.

[2]) Ich habe Roon seine historische Stelle bereits in meinem „Kaiser Wilhelm I." (1897, in vierter Auflage 1900) anzuweisen gesucht; indem ich das dort gezeichnete Bild in dieser Gelegenheitsstudie biographisch erweitere und ergänze, habe ich zu einer veränderten Auffassung nirgends Anlaß gefunden. Auch auf das Porträt in dem Sammelwerke der Berliner Photographischen Gesellschaft „Das 19. Jahrhundert in Bildnissen" (neben den zwei Porträts in den

Albrecht (oder wie die Familienbriefe ihn nennen: Albert) von Roon stammt aus altniederländischem Blute; seine Voreltern sind als stramme Kalvinisten im 16. Jahrhundert aus Holland ausgewandert, sie haben dann als Bürger und Kaufleute zu Frankfurt a. M. gelebt, spätere Generationen wandten sich nach Frankfurt a. O. und wurden preußische Beamte und Offiziere. Man spürt in dem Feldmarschall leicht ein altkalvinistisches Element. Ob er sein Wesen von den väterlichen Vorfahren ererbt hat, möchte ich dennoch nicht entscheiden. Mindestens war sein Vater von völlig anderer Art: ein stattlicher, leichtfertiger, abenteuernder Mann, ein Frauenverführer, früh mit seinen Kräften zu Rande; die schwache und schwächliche Mutter lebte mit ihm in unglücklicher Ehe; beide sind sie in früher Kindheit des Sohnes aus dessen Dasein ausgeschieden. In höchst unerquickliche Verhältnisse hinein ward dieser (30. April 1803) in dem Dorfe Pleushagen bei Kolberg geboren. Er hat die Stätte seiner ersten Jahre später geschildert: das Gutshaus, dem Strande nahe, die Dünenhügel, das Schlummerlied, das ihm „die brüllende Brandung" der Ostsee sang. Der Knabe ward dann einem Landpfarrer in Pflege gegeben; der Schulmeister war zugleich Dorfschneider und komische Figur. Aus allen Jämmerlichkeiten holte 1812 den Neunjährigen die Großmutter heraus: es war die verwitwete Majorin und frühere Oberhofmeisterin von Borcke, eine geborene v. d. Osten, aus wohlhabendem hinterpommerischem Land- und Dienstadel, eine strenge, energische und stolze Frau; inmitten der französischen Besatzung brachte sie in dem belagerten Altdamm am 3. August 1813 tapfer am geöffneten Fenster ihr Königshoch aus. Bei ihr erfuhr der Enkel zuerst festen, geregelten Ernst; er meinte noch als Siebziger, daß er ihr sehr viel zu verdanken gehabt habe; ihr Beispiel sei ihm unvergeßlich geblieben. Auf ihr Wesen am ehesten scheinen die Grundzüge des seinigen zurückzudeuten. Nur anderthalb Jahre lang lebte er unter ihren Augen; er machte damals die Wechselfälle jener Belagerung durch, wurde selber einmal leicht verwundet; dann verlor er die Großmutter durch den Tod, und die Mutter verfiel in Schwachsinn. Eine harte Kindheit, die ihren Einfluß wohl üben mußte — zerstörenden oder stählenden, je nach dem Stoffe, auf den sie traf. Auf Roon hat sie vielleicht härtend gewirkt, verhärtend nicht, und niederdrückend erst recht nicht. Und nun endlich begegnete er liebevoller Pflege. Verwandte seiner Mutter, die Franckenbergs, später die ihnen nahverbundenen Blanckenburgs auf Zimmerhausen, nahmen sich des Vereinsamten und Verwahrlosenden an; sie brachten ihn 1814 auf die Schule nach Berlin und 1816 in das Kadettenhaus zu Kulm in Westpreußen. In harter Zucht, auf einem dürren Kulturboden, hat er dort seine erste folgerichtige Ausbildung genossen. Für sein Leben fruchtbar wurde die väterliche

---

„Denkwürdigkeiten") und den Text, mit dem ich jenes begleitet habe, darf ich mich beziehen, im übrigen auf die grundlegenden Auffassungen Friedrich Meineckes in seiner meisterhaften Biographie Boyens (1896. 1899) und seinem Aufsatze über „Boyen und Roon" („Historische Zeitschrift" 1896), sowie auf die Aktenstücke in den „Militärischen Schriften Kaiser Wilhelms" (1897) und die Gespräche und Nachrichten in Theodor von Bernhardis gedruckten Tagebüchern. Weitere Nachweise im Anhange meines Kaiserbuches.

Sorge, die ihm der Hauptmann von Chappuis zuwandte, ein jugendlicher Invalide aus dem Freiheitskriege, ein reiner und fester, ideal und streng gerichteter altpreußischer Offizier von reicher Bildung und warmem Herzen. Er ersetzte seinem Zögling einigermaßen den Vater und blieb ihm mit Rat und Liebe nahe. Er wies ihm auch den Freiheitsgedanken der neuen Zeit gegenüber, die den 1818 — und zwar, mit seinen Kameraden zusammen, auf großen Leiterwagen! — in die entfernte Hauptstadt Übergesiedelten im Berliner Kadettenkorps verwirrend berührten, den einfachen Weg und mahnte ihn zur Zurückhaltung und inneren Selbständigkeit. Sein junger Freund hat ihm Ehre gemacht; den Unterricht wie die Charakterzucht der Kadettenbildung genoß er mit Freuden, er wuchs in Sparsamkeit und Frische kräftig heran. Freilich die Kosten eines Besuches bei den Verwandten oder gar die der militärischen Equipierung machten jedesmal Sorge, er mußte auf den Pfennig sehen; aber er besaß doch in Zimmerhausen für sein Herz eine Heimat, und stieg im Dienste mählich empor. Er wurde 1821 Leutnant; er lernte nachher im Laufe der Jahre den Frontdienst im Osten und Westen kennen, noch mehr freilich die zentralen Bildungs- und Arbeitsstätten in Berlin. Er besuchte seit 1824 die Allgemeine Kriegsschule, die Vorläuferin der heutigen Kriegsakademie, und hörte zugleich an der Universität, er trat hier wie dort zumal Karl Ritter dem Geographen nahe. Er wurde 1828 Lehrer am Kadettenkorps und war ein eifriger und gestrenger Erzieher; „Albrecht mit der offenen Stirn" nannten ihn wohl die Kameraden, die Schüler „den groben Roon"; aber er nahm auch an ihren Kampfspielen und an ihrem persönlichen Leben gerne teil. Und er gelangte, an der Hand pädagogischer Arbeit für sein militärisches Lehramt, zu literarischer Tätigkeit, die für viel weitere Kreise fruchtbar wurde: er schrieb (1832—1844) eine Anzahl geographischer Werke, zwei Lehrbücher zumal, die weiteren „Grundzüge" und die engeren „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde"; man kannte und benutzte sie lange als den „großen und kleinen Roon". Sie alle standen auf Ritterschem Boden und wollten es nicht anders: schöne, ernsthafte, inhaltreiche und weitausgreifende Arbeiten von historisch-geographischem und zudem von militärisch-geographischem Zuge. Man sieht den künftigen Minister hier mit Vergnügen über Staat und Staatslehre handeln; die Selbständigkeit der Forschung tritt wohl hinter die geschickte und kräftige Zusammenfassung der Lehren seines Meisters zurück, aber das Gesicht Roons blickt überall charaktervoll hindurch; er urteilt sehr bestimmt und positiv, einigermaßen dogmatisch, er spricht als Christ und Monarchist, er preist gegenüber der modern-konstitutionellen die eigentliche, sei es absolute, sei es ständische, Monarchie — die andere ist nur verhüllte Republik. Die geistige Luft des alten Preußens und auch die der großen Wissenschaft seiner Tage weht durch Roons Buch, aber geschrieben hat es ein Praktiker, der die Dinge sicher ordnet und verwertbar macht und allen Stoff in den Dienst einer geregelten und bekenntnisfrohen Gesinnung stellt.

Wie Moltke also ist Roon groß geworden: ein gut Teil geistiger und schriftstellerischer Tätigkeit vereinigt sich mit der militärischen, und die

Honorare, die nicht eben fett sind, helfen doch auch wirtschaftlich nach. Einmal (1832) trat angesichts der niederländischen Wirren eine Art Mobilmachung in der Rheinprovinz dazwischen, die Roon mitmachen durfte und aus der er lernte. 1833 aber wurde er zum Generalstabe kommandiert, von 1835 an ihm dauernd zugeteilt; zugleich lehrte er an der Allgemeinen Kriegsschule. Und Reisen, die mit der Generalstabsarbeit zusammenhingen, führten ihn einmal, im Jahre 1834, in Hinterpommern, in seines Neffen Moritz von Blankenburg Gesellschaft, dem jungen, neunzehnjährigen Studenten Otto von Bismarck zu; sie brachten ihm im Jahre darauf, bei einem Besuche von Verwandten, in dem schlesischen Pfarrhause von Großtinz, in der achtzehnjährigen Anna Rogge die Braut. Sie haben, beide ohne Vermögen und ohne Rang, den zuversichtlichen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Nach einjährigem Brautstande sind sie — auf eigenem Schimmelgefährt — frohmutig in die Welt hinausgezogen; dem ernsten und wuchtigen Manne blieb bis an sein Lebensende die liebenswürdig helle Gefährtin erhalten, und die Briefe an sie begleiten seitdem in immer gleicher Wärme und Treue seinen Lebensweg.]

Seine Laufbahn führte ihn das erste Ehejahrzehnt in stillen, aber sicheren Geleisen aufwärts. Dann wurde 1846 der Major von Roon zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Karl ernannt; neue, weitere Aussichten begannen sich aufzutun. Was war Roon bis dahin geworden? Er war vor allem ein durchgebildeter militärischer Fachmann, erzogen in der Schule des preußischen Heeres. Eine Familienheimat im vollen Sinne hatte ihm gefehlt, seine eigentliche Heimat war vom Eintritte in das Kadettenkorps an das Heer gewesen. Hier hatte er sich seine reiche Geistesbildung geholt; er nahm teil an der Welt, auch an der Welt der Forschung, am allgemeinen Leben seiner Zeit; aber sein Daseinskreis blieb die Armee.

Die Welt jedoch, inmitten deren er so zum Manne herangereift war, war das Preußen des alternden Friedrich Wilhelms III. Ich habe es hier nicht zu schildern, mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln, in der bescheiden engen, so fruchtbaren und dennoch matten Friedensarbeit dieses stillen Vierteljahrhunderts, das letzte Zeitalter des patriarchalisch altpreußischen Königtums; auch nicht zu schildern, wie die Blüte unserer großen Literatur verwelkte, die unserer großen Wissenschaft sich entfaltete und verwandelte; wie im außerpreußischen Deutschland, unter dem Drucke der Restaurationszeit, das politische Leben seine bittere Schule durchmachte, der Liberalismus emporkam und sich aus- und umformte, wie alle die großen Fragen der Nation, die Fragen der Freiheit und dann auch der Einheit, immer wieder aus allen Nöten und aller Niederhaltung emportauchten, immer erkennbarer und immer dringender wurden; wie sich um den preußischen Mittelpunkt seit 1827, im Zollverein, im werdenden Eisenbahnsysteme, langsam ein neues Deutschland fügte. Überall reiften neue Gestaltungen heran: liberal die neuen staatlichen Gedanken; bürgerlich die aufsteigende Macht eines neuen wirtschaftlichen Lebens; ein Mittelstand, der sich allmählich durch Deutschland hin ausglich und zusammen-

schloß, das Bürgertum als vornehmster Träger des geistigen wie des ökonomischen Daseins, mit eigenen Ansprüchen und Idealen, noch vielfach unreif, gequält, verbittert, durch die Schuld der Regierungen und manchen Mangel der Verhältnisse wie seiner selbst. Das, worauf es hier hauptsächlich hinzuweisen gilt, ist die besondere Schwierigkeit, die der Erziehung unseres Volkes zum staatlichen Leben ohnehin im Wege stand: der durchaus unpolitische Charakter der besten und höchsten deutschen Bildung. Wie er entstanden war, ist hier nicht einmal zu streifen; aber vorhanden war er in dem Deutschland der ersten Jahrhunderthälfte überall; man weiß, wie er unsere große Dichtung und Philosophie durchwehte, wie das Denken unserer Literaturzeit, auch wo es dem Staate näher trat, doch in seiner ganzen Richtung, seiner Methode unpolitisch war, idealistisch-allgemein bis zur Ideologie; wie das Allgemeine, das Geistige, die Theorie die Führer unserer Bildung und ihre Jünger beherrschte und auch das politische Interesse der neuen Zeit noch lange durchdrang- und färbte. Und ich sprach eingangs von jener gewaltigen Wandlung, die über dieses Deutschland des alten Idealismus zum mindesten seit den dreißiger Jahren hereinbrach, deren erste Stadien Heinrich von Treitschke uns noch packend dargestellt hat, das Vordringen der realen Kräfte in Wirtschaft und Politik, in Literatur, Kunst, Philosophie, in allen Zweigen der Wissenschaft, die beginnende materielle Bereicherung des Lebens, Denkens, Wollens. Aus dem Allgemeinen wendet der deutsche Geist sich langsam zum Besonderen hinüber, vom humanistischen Ideale des allumfassenden Menschentumes und der allseitigen Durchbildung der Persönlichkeit zum Praktisch-Fachlichen, von der Theorie zum Greifbar-Wirklichen, vom weiten und freien Gedanken zur einzelnen Tat, zum Einzelberuf. Der Philosoph tritt zurück, der Fachmann vor.

Der gleiche Gang der Entwicklung aber ist innerhalb der Geschichte des preußischen Heeres nachgewiesen worden: hier wirkte er besonders früh und besonders stark. Und hier stellt sich uns neben die bürgerlich-liberale Welt, die soeben als die eine Trägerin des Neuen in Deutschland gekennzeichnet worden ist, und die auch in Roons Leben immer wieder bedeutsam hineinragt, eine andere, eigene, von bedeutsamer Zukunftskraft auch sie: die altpreußische, die preußisch-militärische, bestimmt, mit jener ersten zu ringen, sich schließlich mit ihr zu vereinen und zu ergänzen, sich siegreich, und doch nicht allein, im allgemeindeutschen Wesen der neuen Zeiten zu behaupten.

Auch in diesem preußischen Heere scheiden sich die beiden Generationen, die sich in ganz Deutschland abgelöst haben: auf ein idealistisches Geschlecht, die Kinder der großen Bildungsepoche, folgt ein Geschlecht der Fachmänner und der Realisten: auf Boyen folgten König Wilhelm I. und Roon. Die Umgebung, durch die wir Roons persönlichen Lebensgang ein Menschenalter lang verfolgt haben, beschäftigt uns hier nach ihrer sachlichen historischen Stellung.

Der große Kriegsminister der preußischen Reformzeit, dessen Werk und Wesen und weite Zusammenhänge wir jetzt aus Friedrich Meineckes glänzender Biographie bis in die Tiefen hinein kennen, Hermann von Boyen, der Nachfolger und Erbe Scharnhorsts, der Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, der Bildner des preußischen Volksheeres mit seiner allgemeinen Dienstpflicht,

mit seiner Linie und Landwehr — auch er war ein durchgebildeter Offizier aus der Schule Friedrichs II., und ein Phantast war er wahrlich nicht. Aber bei ihm, der zugleich den ganzen Inhalt der Aufklärung und des Idealismus in sich aufgenommen, dem Ostpreußen, der zu den Füßen Kants gesessen hatte, stand auch die militärische Organisationsarbeit im Zusammenhange einer großen idealen Weltanschauung. Er hegte die humanistische Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, der Freiheit und Freiwilligkeit, vor der Volksmäßigkeit und Volkstümlichkeit, vor Menschengleichheit und Menschenrecht; er wollte auch den Heeresneubau völlig in den Gesamtbau der sittlichen, sozialen und politischen Reformen einfügen, dem er und die geistesverwandten hohen Männer seines Kreises ihre ganze Seele gewidmet hatten. Deshalb war ihm neben der Zucht des Linienheeres die Landwehr der eigentliche Liebling; sie sollte möglichst frei auf sich selber stehen, als das Volksheer im eigentlichsten Sinne, unberührt von allem Aristokratischen, mit dem er überall im Streite lag, von allem Kastenmäßigen; die Berufsoffiziere wünschte er ihr fernzuhalten. Boyens Leistung war ebenso wirksam wie sie in sich selber ehrwürdig war; man hat sein Wehrgesetz mit gutem Grunde das größte Gesetz des 19. Jahrhunderts genannt; alle Teile seiner Schöpfung, das hat Meinecke dargetan, bilden eine psychologisch festgefügte, innerliche Einheit. Freilich, seine politischen Ideale sind 1819 gescheitert: die Reformpartei wurde aus der Leitung Preußens verdrängt, und man kann behaupten, daß Boyens starre Treue gegen sich selbst an diesem Sturze und seinen bösen, sachlichen Folgen doch auch nicht ganz unschuldig war. Und auch seine militärische Gründung war von gewissen technischen Mängeln nicht frei, die aus seinem Ideale und den Zeitbedingungen begreiflich, aber doch unbestreitbar sind. Er hat Preußen mit der Zucht und Volkskräftigkeit der Wehrpflicht durchdrungen, das Volksleben mit dem Heere, das Heer mit dem Volksleben: aber von Anfang an war die Landwehr zu groß, zu abgetrennt vom Feldheere, in ihrem Offizierkorps wie ihrem Ersatzwesen lagen von Anfang an militärische Mißstände und wirkliche Gefahren. Sie wurden erhöht durch die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms III.: die Dienstzeit sank, die Zahlen wuchsen nicht, das Heer litt ernstlich unter dem Geldmangel und der Mattigkeit der Zeit, es entwickelte sich jahrzehntelang nicht recht fort. Dazu der lange Friede; die Ungeduld, die aus den Jugendbriefen des Prinzen Wilhelm spricht, kehrt auch bei Roon wieder: immer nur Vorbereitung, niemals lebendige Tat! Der Offizier sehnt sich nach der Ausübung seines Berufs. Das preußische Offizierkorps blieb dennoch frisch, in der geistigen Arbeit, deren Genosse auch Roon war, in der Nachwirkung der Reformzeit und der Freiheitskriege mit all ihren Lehren; es versank nicht in Friedensträgheit, in aller Dürftigkeit waltete ein sehniger Ernst, Moltke und Roon, Blumenthal und Goeben sind damals herangereift, aber freilich Moltke rettete seinen Tatendrang in die türkischen, Goeben in die spanischen Kämpfe hinaus. In Anderen warf sich der gleiche Drang auf die innere Weiterbildung der Organisation. Und dabei vollzog sich, gleich von 1819 ab, die große Wandlung: das jüngere Offizierkorps hörte auf, Boyensch zu sein. Auf die liberalen Reformen von 1807

und 1814 folgte der Rückschlag der alten Monarchie: das alte Preußen, streng königlich, mit starkem aristokratischem Beisatz, betätigte sich von neuem, auf allen staatlichen Gebieten, es betätigte sich auch im Heere. Das Offizierkorps wurde wieder ganz, wozu es immer geneigt hatte und wovon Boyen es gern entwöhnt hätte: der feste, aristokratische Berufsstand, fest und kräftig in sich geschlossen, durchaus nicht verknöchert oder dem allgemeinen Leben abgekehrt, auch keineswegs ohne eine stattliche Anzahl liberaler Elemente: indes als Ganzes nicht so volkstümlich und frei, wie es der Idealist und Reformer gewünscht hatte, etwas enger, fachmännisch nüchterner, positiver, aber dafür auch fachmännisch reich und mit der vollen Sammlung auf die greifbaren und speziellen Aufgaben des Berufs: frei von dem doktrinären Hauche des philosophischen Organisators. Der oberste Führer dieses jüngeren Geschlechts wurde ziemlich früh der junge Prinz Wilhelm. Praktisch gründliche Durchbildung, Schulung, technische Vollendung; dazu Erweiterung des Heeres, seiner Mannschaftsbestände, Zurückführung der verkürzten Dienstzeit auf die ursprünglichen drei Jahre; und andrerseits: Heilung der Gebrechen der Landwehr, ihre Heranziehung an das stehende Heer, die Vermehrung der Linienoffiziere in der Landwehr, bessere Schulung der Landwehr durch diese — und zugleich eine überwiegende Entwicklung der eigentlichen Feldarmee, ihre Verstärkung und die Beschränkung der Landwehr: das sind die Gedanken, die von 1819—1859 unablässig vertreten, die Forderungen, die an erster Stelle und mit entscheidender Beharrlichkeit und entscheidendem Gewichte gerade von Prinz Wilhelm immer wieder gestellt worden sind. Er hat sie gegenüber dem Geldmangel und gegenüber der — von Boyen selbst hartnäckig verteidigten — Überlieferung niemals durchsetzen können, aber er blieb ihr unermüdlicher Verfechter unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., der eigentliche Träger der militärischen Staatsansicht, der große Berufssoldat, der seine fachmännische Art, die stählerne Kraft der selbsterlebten militärischen Facherziehung, dem Widerstande des alten Geschlechts gegenüber durchzusetzen strebte. Denn so war es: gegen das alte Ideal der weiten Menschlichkeit erhob sich hier das neue, das jetzt modernere der strammen Berufsdurchbildung: keineswegs mit tauber Einseitigkeit, aber mit bewußter Konzentration. Es fand seine eifrigen Vertreter in den Söhnen der alten monarchisch-konservativen Schichten Preußens. Es war von früh auf, in Prinz Wilhelm und in so manchem seiner Waffengenossen, verbunden mit einem starken Gefühle für staatliche Macht, mit einem friderizianischen Zuge, der Preußen und seinem Heere neue Betätigung in der Welt ersehnte: nur eine Großmachts- und Waffenpolitik könne den kleinsten der Großstaaten lebendig und zukunftsvoll erhalten.

Das waren die entscheidenden Bewegungen innerhalb des preußischen Heerwesens der Jahrzehnte nach 1815. Zum guten Teile sind in dieser engen Retorte die tatenfähigen Kräfte der deutschen Wiedergeburt des großen Jahrzehnts gekocht worden, in starker innerer Sammlung, Kräfte, die sich dann ausgedehnt haben weithin über Deutschland und Europa. Das war zugleich die Welt Roons: die Welt des konservativen alten Preußens. Alles ist da organisiert, königstreu, gläubig, fest in Zucht und in Arbeit: konservativ im

sozialen wie im politischen Sinne, und gleichzeitig doch vorwärtsdrängend, von jener neuaufsteigenden, realistisch-sachlichen Geistesart des Jahrhunderts erfüllt. Roon selber war ganz ein Kind und ein Vertreter dieser Welt: all sein geistiges Leben, soweit es auch hinausblickte, doch in diese Schranken gebannt, mit diesen Zielen verbunden. Auch äußerlich ganz der Offizier, dem man den Schriftsteller wenig ansah: von hoher, breiter Gestalt mit „Bärenkräften", jeder Anstrengung gewachsen und gesund; ein prachtvoller Kopf mit ernsten, blauen Augen, festen Zügen, mächtiger Stirn. So zeigt ihn das Jugendbildnis in den „Denkwürdigkeiten", so zeigen ihn seine Briefe. Sie stehen an Anmut, an silberner Klarheit denen Moltkes, an Wucht und Tiefe des inneren Lebens denen Bismarcks vielleicht nicht ganz gleich; sie erzählen vielleicht — auf Reisen — etwas viel Tatsachen; aber auch sie spiegeln, und von Anfang an, eine kraftvolle und in sich arbeitende Natur. Und seit die großen Gegenstände in Roons Dasein traten, von 1848 an, wächst wie ihr Inhalt, so die Empfindung und die Form: sie öffnen den Einblick in ein starkes, leidenschaftliches Herz und packen dann durch eine wundervolle Kraft und Größe der Bilder, durch den schlichten und doch dröhnenden Klang der Sprache, durch das elementare Überströmen einer Persönlichkeit, die sich sonst gewöhnt hat, sich selber zu erziehen und zu beherrschen.

Zwei Jahre lang hat Roon den schwierigen Prinzen Friedrich Karl zu leiten gehabt: er war der Mann für die Aufgabe. Sie führte ihn nach Bonn, wo sein Prinz studierte, und in die Universitätskreise hinein, dazwischen in das Ausland, nach Italien, Frankreich, in die Alpenländer, sie bereicherte sein Weltbild, sie brachte ihn auch dem Hofe nahe. Dann aber riß ihn, den Mann des alten Preußens, die achtundvierziger Revolution in ihre Wirbel. Er hat sie zu Potsdam, Berlin, Koblenz mit durcherlebt. Seine Briefe sind wohl die ergreifendsten Zeugnisse der Einwirkung, welche die ungeheure Veränderung auf die Seele eines preußischen Offiziers übte. Erst nimmt er die Bewegungen in der Hauptstadt leichter; dann überrascht ihn jäh die Unterwerfung Friedrich Wilhelms IV. Es siegt in Deutschland und in Preußen die neue Zeit, das liberale Bürgertum, der Gedanke der politischen Freiheit, und, wie es scheint, der nationalen Einheit. Die alten konservativen Gewalten sind geschlagen. Der König erreicht es weder, die neuen Kräfte niederzuschlagen noch sie zu leiten, er demütigt — die Tatsache ist ja gewiß — sich selber und seine Truppen vor der Barrikade. Ruhmlos und haltlos stürzt das absolutistische Preußen zu Boden. Roon war außer sich. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?" „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." Aber er ist kein Mann der bloßen Klage, er klammert sich an seinen Glauben und an die Notwendigkeit weiterzuleben. „Rufe mich an in der Not!" Und: „Jetzt gilt es die Zähne zusammenzubeißen und sich wiederzufinden in der neuen Lage der Dinge; jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen." Es ist der Entschluß des Offiziers, Worte, die an die des Prinzen von Preußen erinnern. Roon hat dann

Friedrich Wilhelms Potsdamer Ansprache an die Offiziere mitangehört, die Bismarck so packend schildert; er blieb tief unbefriedigt, und hat die kommenden Monate in Groll und Sorge durchlebt, im Groll auf den Liberalismus, der jetzt vor den Radikalen bebe, auf die Undeutschheit und den Leichtsinn der Rheinländer, in deren Mitte er geführt ward, aber zugleich auf die Haltlosigkeit des Königs. Sein Trost war die Armee: „ja, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland;" es wird auch wieder sein Wort mitreden, wie es der Grund der preußischen Größe, wie es durch seinen Offiziersstand der Volkserzieher gewesen ist bisher. Denn auch jetzt noch ist „Zeitungsgeist und Zeitgeist" bei weitem nicht dasselbe.

Der Sturm brauste vorüber; die Stimmung Roons blieb grimmig. Als der Prinz von Preußen und seine Gemahlin ihm Ende 1848 die Führung ihres Sohnes Friedrich Wilhelm antrugen, lehnte er sie ab: er meinte, bei aller Einsicht in die Notwendigkeit einer Weiterbildung der vormärzlichen Zustände in Preußen und Deutschland, doch für ein solches Amt nicht „zeitgemäß" genug zu sein, er hätte auch die Entfernung des fürstlichen Zöglings aus der Hofluft ausbedungen. Der schöne Briefwechsel mit dem Elternpaare klang in eine hochherzige Würdigung von Roons charaktervoller Offenheit durch seinen künftigen Kaiser aus.

Das Schicksal Roons aber hielt ihn auch so in Wilhelms Kreisen fest. Unter des Prinzen Augen, als Generalstabschef des einen preußischen Armeekorps, machte er 1849 den badischen Feldzug mit. Dann erlebte er in Koblenz, der Residenz des Prinzen, den Einbruch der Reaktionszeit. Daß die liberalnationale Strömung zurückflutete, war für Roon kein Kummer; aber die Revolution hatte Preußen als den Hort der deutschen Zukunft ausgerufen und der Gegenschlag, der nun seinen Staat traf, traf auch den Kern von Roons Gesinnungen. Er beklagte mit Wilhelm die Demütigung von Olmütz bitter, er neigte in den fünfziger Jahren nicht eben der halbliberalen Opposition zu, wie der Prinz sie machte, aber seiner preußischen Opposition durchaus. Er stand — von Koblenz Ende 1850 nach Thorn und Königsberg verschlagen, dann bald nach Köln zurückgekehrt — äußerlich und innerlich der Gruppe des Thronfolgers nahe; mehrere seiner militärischen Freunde gehörten ihr zu, politisch brachte ihn, den im Rheinlande nun fast Eingewurzelten, sein Bonner Freund, der Rechtslehrer Clemens Theodor Perthes, mit ihr in Verbindung. Das bedeutsamste Ergebnis dieser Beziehungen war eine Denkschrift über die Erweiterung von Preußens militärischem Einflusse in Deutschland, die Roon im Januar 1854 für Perthes, tatsächlich aber für die Koblenzer verfaßte. Von der wissenschaftlichen Schriftstellerei hatte er sich abgewandt; die schriftstellerische Schulung, die er ihr verdankte, hat er für seine politische Arbeit auch künftig gut brauchen können. Seine Denkschriften sind vortrefflich geschrieben, wohlgegliedert im Aufbau, und kräftig, lebensvoll, gelegentlich von straffer Größe in der Form, gleich und über seinen Briefen. Der Aufsatz für Prinz Wilhelm erklärt die gegenwärtige Lage so Deutschlands wie Preußens, die Machtlosigkeit, die Zersplitterung, die Anmaßung der Kleinen, den Dualismus zwischen den Großen für unerträglich: Preußen muß früher oder später Deutschlands Schirm-

herr werden. Setzt es aber jemals seine Existenz für das Ganze ein, so muß ihm dafür vor allem die Leitung des deutschen Kriegswesens zufallen. Nicht mit der Bundesverfassungsreform, sondern mit der der Heeresorganisation wird die deutsche Reform dann zu beginnen haben. Roon dachte an Militärkonventionen, an eine Gleichmachung des Heerwesens unter Preußen; er rief die preußische Politik zu Taten auf, im Rahmen seiner Vorschläge, vielleicht auch über diesen hinaus; er sprach dabei unter dem Eindrucke der Gelegenheiten der gegenwärtigen europäischen Krise, des Krimkriegs. Er wolle, sagt er freilich, nur als Offizier reden, er nennt sich einen politischen Dilettanten. Aber man sieht wohl, zwischen diesem Offizier und dem Gesandten von Bismarck war eine Verständigung sehr möglich: auch Bismarck hat ja der Methode preußischer Militärkonventionen neben dem Bunde gelegentlich das Wort geredet; und vor allem, die politische Gesinnung führte die beiden zusammen. Auch in Roon war der ausschließliche Stolz des Preußentums, der ungeduldige Ehrgeiz des Großmachtgefühls: eine handelnde preußische Politik wird, so meint er, je nach ihren Leistungen, „uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von neuem nach Olmütz oder gar weiter führen". Aber wer vor solcher Gefahr zurückbebt, verurteilt Preußen zu einer „rein vegetierenden Fortdauer" und zum ruhmlosen Tode. Die Schwere der Aufgabe verhehlt sich Roon nicht: das zerrissene Deutschland wird der stärksten innerlichen Umkehr oder der „Heldentaten und Leichenhügel" bedürfen; all seine Fetzen wirklich zusammenzuheilen, „wer kann, wer wird es unternehmen, wer es vollbringen?" Das waren Worte und Gedanken voll preußisch-deutschen Schwunges und kräftiger Einsicht: Gedanken eines deutsch, aber zunächst preußisch gesinnten, preußischen Realisten und Offiziers; sie verdienen ihren Platz in der Vorgeschichte der Einigung, in der Nähe Bismarcks.

In Koblenz fanden sie Anklang, aber keine praktische Zustimmung; und der Krimkrieg ging ja vorüber ohne einen größeren Gewinn. Roon ward 1856 in den Osten zurückversetzt, und der Prinz bedauerte die Trennung lebhaft. Roon selber war es in Posen nicht allzu wohl; die Arbeit für seine Brigade füllte ihn bei weitem nicht aus. Da ward ihm endlich der Ruf zu höherer Tätigkeit. Der König erkrankte im Herbst 1857, und noch vor dem Antritte der eigentlichen Regentschaft, im Juni 1858, ließ sich Prinz Wilhelm von dem Manne, dessen Stellung und Begabung bereits vor Jahren die Aufmerksamkeit konservativer Politiker auf sich gezogen und der zu ihm selber ehedem von den militärischen Organisationsfragen gesprochen hatte, zu Babelsberg seine Klagen und Pläne entwickeln; er forderte ihn auf, sie schriftlich aufzusetzen; Roon verfaßte zu Kolberg, im Juli, seine Denkschrift zur „vaterländischen Heeresverfassung". Seine große Zeit brach an.

Um welche Gebrechen des preußischen Heerwesens es sich handelte, ist oben dargelegt worden. Die Mängel der ersten Jahre waren seit 1819 ungeheilt geblieben; im einzelnen hatte Wilhelm vieles bessern dürfen, — an die Gesamtreform konnte er erst jetzt herangehen, da er die Macht erhielt. Und es war gewiß: das Instrument der preußischen Größe war mannigfach eingerostet.

Die Mobilmachungen hatten es vollends an den Tag gebracht; die Landwehr war zu matt, zu wenig militärisch geschult, zu ausgedehnt, zu bejahrt; noch immer bedurfte es ihres festeren Anschlusses an die Linie; noch immer war das Heer als Ganzes und zumal die Linie selber zu klein, die Heeresziffer der seit einem halben Jahrhundert erheblich gestiegenen Bevölkerungsziffer nicht nachgefolgt. Die Mängel schrieen nach Abhilfe; als Roon befragt wurde, waren die Verhandlungen im Kriegsministerium längst im Flusse. Roons Denkschrift griff in schneidender Kritik und eindringlich, ja feurig vorgetragenen Änderungsvorschlägen das Problem in allen seinen Teilen an: Vermehrung des Bestandes an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften für das stehende Heer, enge Verschmelzung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr mit der Feldarmee, in die sie tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, „einverleibt" werden sollten, zeitigere Entlassung der älteren Landwehrleute in das zweite Aufgebot, Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit, Entwicklung des Kadettenwesens zu Gunsten der Söhne des armen Militäradels. Roons Plan und Roons Persönlichkeit haben in den kampfesreichen Vorberatungen der Militärreform während der Jahre 1858 und 59 eine bedeutende Rolle gespielt. Ich darf diesen Fragen hier nicht, wie ich es an anderer Stelle („Kaiser Wilhelm I.", besonders S. 168 ff.) getan habe, auch nur in ihre technischen Hauptrichtungen hinein nachgehen. Es muß genügen, festzustellen, daß nicht Roon es gewesen ist, der den Dingen den entscheidenden ersten Anstoß gab, und daß auch seine Vorschläge nicht unmittelbar angenommen worden sind. Die Grundlage der Reformen haben vielmehr Entwürfe gebildet, die bereits vorher im Kriegsministerium aufgestellt worden, die in einigen Dingen nicht ganz so radikal waren wie die Roons, die auf das Wirtschaftliche, die Entlastung der verheirateten älteren Landwehrleute ein noch stärkeres Gewicht legten als er. Die Organisation wurde, in Einteilungen, Namen, Zahlen, schließlich mannigfach anders, als er sie 1858 anriet; aber sie entsprach allerdings, den Hauptsachen und dem Geiste nach, seinen Wünschen durchaus, und einiges, zumal die dreijährige Dienstzeit, wurde aus seinem Plane in den ministeriellen erst übertragen. Es entstand, nach Reibungen, Überlegungen, Umgießungen mancher Art, die neue Armee: die Linie ganz außerordentlich verstärkt; die drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr in die Linienreserve einbezogen, des Landwehrnamens wie -Charakters völlig entkleidet; die vier älteren traten zum zweiten Aufgebot über, und diese Landwehr, die nun als solche selbständig bestehen blieb, wurde erleichtert, zugleich aber in Leistung und Bedeutung erheblich hinter die bisherige zurückgedrängt. Es wurde erreicht, was man lange erstrebt hatte, und was auch Roon vor allem wollte: Vergrößerung und erhöhte Schlagfertigkeit der Armee, straffere Durcherziehung aller ihrer Teile, Stärkung des Berufsoffizierkorps und seines Einflusses: was an der älteren Einrichtung milizartig gewesen war, verschwand so gut wie ganz. Von alle dem Neuen gehört, militärisch und vollends politisch, die eigentliche Urheberschaft dem Prinzen von Preußen zu: sein Werk war die Heeresreform durchaus. Die einzelnen Maßregeln sind von verschiedenen unter den hohen Offizieren vorgeschlagen und umgestaltet, vom Prinzregenten geprüft, ergänzt und endgültig festgelegt

worden. Unter diesen Mitarbeitern hat Roon sachlich an einer der ersten Stellen gestanden, persönlich an erster. Er hielt keinen Augenblick lang eigensinnig an den einzelnen Ratschlägen seiner Denkschrift fest; er wirkte weiter, auch auf den etwas abweichenden Wegen, die andere gewiesen hatten; er durfte sich auch im Technischen ein reichliches Teil Miturheberschaft zusprechen, — aber was er hauptsächlich hinzutat, das war die Geschlossenheit und feurige Kraft seines Charakters, des unbedingt auf das Ziel gerichteten Willens, die rastlose Mahnung, die über alle die Bedenken, die Widerstände am Hofe und im Ministerium, über die zögernde Milde des Regenten hinweg ihr stetes, ungeduldiges, schöpferisches Vorwärts hallen ließ. An dem Verdienste der Tat hatte er so, nächst Wilhelm I., doch den entscheidendsten Anteil. Die Heeresreform ward beschlossen; der liberale Kriegsminister Bonin nahm seine Entlassung: es war so gut wie selbstverständlich, daß Roon in seine Stelle einrückte. Schon ein Jahr vorher hatte der Prinz es ihm angekündigt; Roon selber graute wohl ein wenig vor den Schwierigkeiten des Amtes, aber Kraftgefühl und hoher Ehrgeiz, mit dem Pflichtgefühle des Königsdieners und des Reformators vereint, trieben ihn doch zugleich vorwärts: er nahm „mit Seufzen" und dennoch, so scheint mir, freudig an; er trat auf den Platz, für den er gemacht war. „Es gilt, Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden." Am 5. Dezember 1859 wurde er zum Kriegsminister ernannt. Von da ab hat er für die Durchführung der Reorganisation das Entscheidende getan. Und diese Leistung war die eigentlich große in seinem wie in seines Herrschers Leben. Das historisch und seelisch Besondere daran aber sei hier noch einmal ausdrücklich formuliert. Die reformierenden Offiziere waren Fachmänner: sie wollten feste fachmäßige Ordnung und feste Zucht, sie schoben das Volkstümliche zu Gunsten ihrer Berufsauffassung und ihres Berufsstandes in den Schatten. Das alles aber geschah ja bereits in einem neuen Preußen. Seit 1848 hatte es eine Verfassung, das Volk nahm an seiner Regierung teil, ein Stück der liberalen Ideale war verwirklicht, das Bürgertum drang politisch vor. Neben ihm erhob sich jetzt die konservative Gegenmacht, das konservative Heer. Die Männer der Heeresreform vertraten neben dem Neuen das fortwirkende Alte, das Altpreußentum, die Gedanken der Disziplin und der Autorität, das altpreußische Staatsgefühl; sie vertraten das alles im Geiste moderner Technik; und — ich wies bereits darauf hin — sie erfaßten das Staatsleben unter dem Gesichtspunkte der Macht, des großstaatlichen Ehrgeizes, der herausdrängenden, erobernden Kraft. So tat es Wilhelm I. selbst, so seine bedeutenden Offiziere. Der Ehrgeiz der Macht aber erwies sich auch ihnen, wie allen ihren Vorläufern in der großen Geschichte des preußischen Staates, als schöpferisch zugleich nach innen hin. Roon wollte in seiner Denkschrift die Notwendigkeit von Preußens Stärke und Selbstbehauptung aus den gottgewollten, menschheitlichen Aufgaben Preußens begründen, für die es sich erhalten müsse; er brachte aus seiner wissenschaftlichen Vergangenheit diesen Drang zum allgemeinen, teleologischen Denken mit. Aber das hinderte ihn nicht, seine weiteren Folgerungen im vollen Maße realistisch

zu ziehen. Das Heer ist für Preußens Bestand und Schutz notwendig; wohl muß Preußen zugleich sparsam sein, aber es darf nicht kleinlich rechnen; Vernachlässigung der Waffenrüstung ist eine falsche und kostspielige Ersparnis, und auch die Wirtschaft gedeiht besser „unter den mächtigen Schwingen des Adlers als in dem engen Pfahlbürgertum eines machtbeschränkten Handels- oder Industriestaates". Der ererbte kriegerische Schwung aber besteht noch heute „in dem lebendigen Bewußtsein des Volkes" fort. Für Roon war Macht, ihre Entfaltung und ihre Erweiterung gleichbedeutend mit Leben überhaupt: so hatte er 1854 die Wahl gestellt zwischen dem Hinvegetieren und dem kühnen Vordringen; immer von neuem schlug er später in seinen Reden diese Töne an; und sein Herrscher stimmte ihm bei.

Diese realistische Hochschätzung der Waffenmacht, der politischen Macht, der Weltstellung eines Landes ist oben als altpreußisch, als friderizianisch bezeichnet worden. Sie klingt uns zugleich im höchsten Sinne modern, sie ist uns allen wieder ganz vertraut geworden. Das Zeitalter von 1860 an hat für Deutschland und dann für Europa, das von 1890 an für den Erdball die alte Lehre und Übung wieder frisch erneuert. Macht ist Lebendigkeit und schafft Lebendigkeit: das hat Fürst Bismarck seinem Volke immer wieder vorgehalten, und Kaiser Wilhelm II. hat voll an ihn angeknüpft. Es ist ein Hauptgewinn, eine Hauptkraft einer neuen, auf das Wirkliche, Starke und Weite gerichteten Zeit, einer Zeit, die nicht arm ist an Einseitigkeit, aber auch nicht an Kraft; dahinter steckt, als seelischer Antrieb, der Glaube an die Tat, an den Charakter, den großen Willen als führende Mächte des Menschentums.

Das also ist das Neue, das von der konservativen Seite kam, oder, wenn man will: das erneuerte Alte, das wiederbelebte Erbe Friedrichs II., das Roon in seinen Tagen von entscheidender Stelle aus befürwortet, durchgesetzt, verkörpert hat: eine eigene, preußische, staatliche, eine realistisch-politische Weltanschauung.

Doch gegen die konservative Neuerung erhob sich der Widerstand. Er kam von der anderen, ebenfalls zukunftsreich vordringenden Zeitgewalt her, der liberalen. Das Bürgertum war in Deutschland, entsprechend seiner politischen Erziehung in überwiegend kleinstaatlichen Verhältnissen und unter dem bösen Druck des Restaurationszeitalters, von jeher dem Militarismus abhold; auch das preußische Bürgertum, soeben von den bitteren Erlebnissen der fünfziger Jahre ganz durchtränkt, traute den Militärplänen nicht. Der preußische Liberalismus idealisierte, in Boyens Sinne, die Landwehr, die, als das eine der wenigen, ganz ausgeführten und bisher unzerstörten Vermächtnisse der großen Reformperiode, für heilig galt. Es war kein Zufall, daß man sie festhielt, und daß die Parteigänger der Freiheit, der politischen wie der persönlichen, die Erben des humanistischen Ideals — und auch des Schlagwortes! — von der Selbständigkeit, Freiwilligkeit und Allseitigkeit des Einzelnen sich gegen die Ausdehnung zugleich des fachlich-militärischen Wesens, der militärischen „Abrichtung", und der organisierten Zwangsgewalt von Staat und Krone sperrten.

Unter den Offizieren selber gab es Liberale, die das alte „Volksheer“ gegen Roon verteidigen zu müssen glaubten; sein Vorgänger Bonin teilte ihre Ansicht; er warf Roon vor, daß er das „Heer vom Lande trennen“ wolle. Im Lande selber klagte man über die drohende finanzielle Last, die den Volkswohlstand erdrücken müsse; über die Offiziers- und Adelsreaktion, der hier das große Werkzeug geschaffen werde, — und in der Tat sind ja Monarchie und Aristokratie in der Reorganisation die leitenden und unmittelbar gewinnenden Mächte. Wie nun Ministerium und Parteien der neuen Ära dies Mißbehagen durch Fehler aller Art verschärft, wie die Einflüsse der deutschen Frage es gesteigert haben, wie Mißverständnisse sich einfanden und vergiftend wirkten, — das kann hier nicht erzählt werden. Die eigentliche Hauptsache blieb doch, daß an die Heeresfrage ganz natürlicherweise sich die Verfassungsfrage anschloß: sich anschließen mußte, so möchte man nachträglich urteilen. Denn im neuen Preußen war das Verhältnis von Krone und Landtag tatsächlich noch ungeklärt und unentschieden. Unter Friedrich Wilhelm IV. hatte die Krone sich behauptet, aber ihr Regiment war, dem Charakter der fünfziger Jahre gemäß, ein Ausnahmeregiment, ja, fast ein konservativ-adliges Parteiregiment gewesen; jetzt erst wollte der Prinzregent und König Wilhelm dem Konstitutionalismus ungefesselte Entwicklung gewähren, jetzt erst sollte das Verfassungsleben wahrhaft beginnen. Die Liberalen wünschten der Parteiherrschaft die Parteiherrschaft, nunmehr natürlich in ihrem Sinne, folgen zu lassen; sie wollten sich durchsetzen. Dem Regenten schwebte von vornherein eine selbständige Stellung der Krone, über den Parteien und über dem Parlamente, vor. Der Zeit aber erschien es fast selbstverständlich, daß Preußen in die Reihe der parlamentarischen Länder einzutreten hätte. Überall im Westen regierten die Parlamente, in England, den Niederlanden, Italien, zu normalen Zeiten in Frankreich; mußte nicht auch Preußen, groß und lebensvoll, wie sein Staat doch ebenfalls war, jetzt, wo es Ernst machte mit dem Neuen, in das gleiche Fahrwasser einlenken? Oder würde es eigene, erst noch zu findende Formen des konstitutionellen Wesens ausbilden? Die Frage bestand; sie war ungelöst; die Art ihrer Lösung konnte von vielerlei Einwirkungen abhängen, sie konnte in Schwankungen, sie konnte vielleicht in unmerklicher Entwicklung vor sich gehen: da rollte ihr, gleich in den ersten Tagen des neuen Systems, der Felsen der Militärreform in ihren Weg. Sollte diese Reform dem Königtume einen neuen, starken Zuwachs an Macht bringen? Oder dem bewilligenden, entscheidenden, Veränderungen erzwingenden Abgeordnetenhause? Sollte das Parlament sich selber schwächen, indem es Heer und Krone einseitig verstärkte? Oder würde es Bedingungen stellen, die seine eigene Macht sicherten und erhöhten? Der unausgetragene Gegensatz der Macht stand hinter allen Einzelstreitigkeiten, die die Reform aufwühlte; die Heeresfrage, die erste große politische Frage der Verfassungsära, brachte diesen politischen Gegensatz zur vollen Klarheit. An das Heer war im brandenburgisch-preußischen Staate seit zwei Jahrhunderten auch alle innere Fortbildung des Staatswesens vornehmlich gebunden gewesen; es war in diesem Staate das bedeutendste, das maßgebende Organ; daß sich auch diesmal die Prinzipien von Freiheit und

Persönlichkeit, von Zucht und Zwang, die innerlichen Zeitgedanken an die Heeresumgestaltung anknüpften, wurde dargelegt. Nunmehr zeigte sich, daß der Kampf um das Heer zum Kampf um das Übergewicht in der Verfassung führte: jenes Machtverhältnis von Krone und Landtag wurde immer deutlicher zum eigentlichen Gegenstande des Ringens um das Wehrgesetz. Gewollt haben das von Anfang an weder der Herrscher noch die liberalen Parteien; aber es lag in den Dingen begründet, es wurde immer bewußter und immer zwingender: in wessen Sinne die Militärreorganisation mit ihren anscheinend technischen und finanziellen Streitfragen geregelt wurde, der wurde der Sieger überhaupt. Diesen weiteren Kampf hat Roon sehr früh aufgegriffen; untrennbar von der Heeresreform, bildet diese Verfassungsentscheidung den zweiten, nicht minder wichtigen Inhalt seines politischen Lebens.

Sollte Preußen wirklich regiert werden wie die vorangeschrittenen Nachbarländer? Oder war sein altes Königtum dafür zu stark? War das Land, weit hingestreckt, zerstückelt, unfertig, von Feinden umgeben, wie es war, imstande, den Parlamentarismus zu ertragen? War das preußische Parteileben dafür selber reif genug? Was man da mit rückblickendem, subjektivem Urteil für möglich und für heilsam halten will, wird allezeit umstritten bleiben; die objektive Antwort der Tatsachen ist bis heute im Sinne Roons gefallen. Die leitende Monarchie, durch das Parlament ergänzt, aber nicht beherrscht, ist in Preußen aufrecht geblieben, und dieser Ausgang hat die gesamtdeutsche Verfassungsgeschichte seit 1860 maßgebend beeinflußt; ich sagte: im Sinne Roons. Denn es ist merkwürdig, auf diesem, dem politischen Boden hat der Militär Roon noch selbsttätiger, man darf es so nennen: schöpferischer, gewirkt als auf dem militärischen; dort gab der Prinzregent den bestimmenden Anstoß, hier hat es für eine Weile Roon getan, der General.

Denn das ist nach allem, was wir wissen, der Hergang gewesen: Die Kämpfe um das Heergesetz beginnen, Roon führt sie, aber tritt dabei zunächst noch nicht in den eigentlich politischen Vordergrund; allmählich jedoch enthüllen sich jene tieferen politischen Gegensätze selbst, und sie erfaßt Roon alsdann mit mutiger Entschlossenheit. Sie kamen aus dem innersten Gefüge der preußischen Verhältnisse heraus: so sah er selber sie an. Er trat zuerst als Fachminister in ein gemäßigt liberales Kabinett ein; daß er Konservativer war, verbarg er niemandem, am wenigsten seinem Herrn; er wollte die Stelle ausfüllen, die jener ihm zuwies. Daß er dabei zugleich politischer Minister werden mußte, lag in der Sache: war doch eben das Heerwesen der nächste Quell der Streitigkeiten. Aus seinen eigenen Vorlagen gingen seine ersten Zerwürfnisse mit seinen Amtsgenossen hervor; dann aber erweiterte sich sein Widerstand. Der Konflikt zwischen Krone und Kammer stieg auf; um so mehr wollten die Minister den neuen König zu liberalen Maßnahmen drängen; es gab einen langwierigen, stillen Kampf. Wilhelm hat ihn erst in sich selber durchgerungen, er hat sich erst langsam entschlossen, seine monarchische Ansicht, die allezeit in ihm war, handelnd gegen seine Umgebung und sein Land durchzusetzen: in diesem innerlichen Ringen ist ihm, das scheint unzweifelhaft, Roon überaus wichtig geworden. Roons Zuspruch, seine Mahnungen und War-

nungen, die Schriftstücke, die wir aus den Denkwürdigkeiten kennen, müssen auf die innere Selbstbefreiung des Königs, dann auf seine offene Abkehr einen starken, vielleicht den entscheidenden Einfluß geübt haben. Roon wendet sich darin, in unmittelbarem, verborgenem Verkehre mit dem Souverän, gegen seine Mitminister; das ist gewiß konstitutionell unerlaubt — aber Roon erkannte sich hier nicht als konstitutionell gebunden an und konnte das nicht. Er erkannte eben kein konstitutionelles System in Preußen an — rechtlich so wenig wie praktisch-politisch —, das die Monarchie in Fesseln lege. Er trat neben seinen Fürsten als der Soldat, der es für ungeheuerlich hält, wenn andere den Herrscher nötigen wollen zu Einräumungen, die jener verwirft: darin sah er zugleich ein Widerrechtliches. Er bekannte sich, gelegentlich mit juristisch bedenklichen Theorien, der Hauptsache nach im Anschlusse an die historische und politische Wirklichkeit, ohne Doktrinarismus und ohne Mystik, zu der Lehre von dem starken Königtum, das sich nicht knebeln und nicht beugen lassen darf, wenn Preußens Staatsleben nicht das Rückgrat gebrochen werden soll; er trieb seinen König, zu tun, was dieser doch in sich selber für richtig hält, und bei grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kabinett und Monarchen die einzig richtige Folgerung zu ziehen: die Abdankung nicht des Monarchen, sondern der Minister. Wilhelm bedarf anderer Minister; es dürfen keine Parteiminister sein, welcher Färbung auch immer; Königstreue müssen es sein. Das alles faßt Roon, nach erregten Sitzungen, nach Auftritten des Streites zwischen Wilhelm und dem Ministerium, aus bewegter Seele in Worte, ganz persönlich, herzlich, kraftvoll, aufrichtig. Eine Falschheit gegen seine Kollegen war es ihm selber nicht, und auch heute wird sie niemand behaupten dürfen; es war für Roon die selbstverständliche, die sicher pflichtgemäße Haltung. Er handelte nicht ins Blaue hinein, er „kannte sein Terrain“ und die Personen; er schlug Töne an, monarchische und militärische, wohlgeeignet, auf Wilhelm Eindruck zu machen: auch so aber tat er nur das ihm Natürliche; denn er war wirklich genau der Gesinnungsgenosse seines Herrn. Man wird auch nicht sagen können, daß er für eine Partei handelte; er handelte in allem aus persönlichster Notwendigkeit heraus. Was er aussprach, klug erwogen, wie es war, quoll ihm zugleich aus tiefster Seele, die Entrüstung und der Ratschlag; es zeigt die volle Farbe des innerlich Erlebten, die volle Furchtlosigkeit der unbedingten Treue, und es formt sich ihm zu Sätzen von hinreißender Kraft. „Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Eurer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. Um ein solches Ende abzuwehren, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! ich wage es, Eurer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es *muß* geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen.“ Er spricht von dem „Scheinkönigtum Belgiens, Englands oder Louis Philipps“. Wilhelm *kann* auch Preußen dahin lenken, es zu einem Belgien machen, mit der Vergangenheit brechen; das gäbe Frieden, „und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen“. „Der andere Ausweg heißt: Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. *Er* löset die Fesseln des Adlers; der König

von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird nicht gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanze und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." „Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen geliebten Herrn am Rande des Abgrunds erblickt."

Das ist der ganze Roon: der Mann der Wirklichkeitsmächte, der starken Überlieferung, des Willens. Und sicherlich ein Schauspiel sondergleichen, in der Stille der königlichen Gemächer: der vierundsechzigjährige König, unbefriedigt, noch nicht durchgedrungen mit sich selber, ja, zu sich selber; bei ihm sein Offizier, mit diesen Worten, mannhaft stolz und rückhaltlos groß, — in diesem einsamen Kampfe und Zusammenwirken aber in Wahrheit die Krise unseres Verfassungslebens. Ist das zuviel gesagt? Ich glaube nicht. Auch in der Verfassungsgeschichte machen sich ja die Dinge nicht, mechanisch, von selbst. Hier springt es zu Tage: blieb Wilhelm I. in jenen Jahren nicht fest — und von ihm läßt Roon sich nicht trennen — so wich die Monarchie in schicksalsvollster Stunde, nach Menschenermessen wohl unwiderruflich, hinter das Parlament zurück; die Kräfte, die nach ihrer Erbschaft griffen, standen bereit. Jene Männer haben das alte Königtum gehalten, in Lagen, die den Zeitgenossen verzweifelt erschienen. Die Machtgegensätze entscheiden sich durch lebendige Tätigkeit lebendiger Menschen. So erst wurden die allgemeinen, die organisierten, die sozialen Gewalten, die hinter der Krone standen, wirksam, Gewalten, die natürlich da sein mußten, die aber selbst nicht handelten, das Heer, die Staatsmacht, die konservative Überlieferung; und die Weiterwirkung der leitenden Einzelnen auf eine lange Zukunft, in die Breite des Volkslebens hinaus, wurde riesengroß.

Das geistig Wesentliche aus Roons Geschichte ist entwickelt worden. Heer und Monarchie hat er ergriffen, mit der Eigenart des altpreußischen und des neurealistischen Offiziers. Die Tatsachen folgen daraus. König Wilhelm hat von 1860—1862 den Kampf, den er nicht vermeiden konnte, immer vollständiger aufgenommen: der Kampf ward zum Verfassungskonflikt, die in sich berechtigten und historisch notwendigen Bestrebungen von rechts und von links stießen mit einer Wucht, die sie die Schranken des formellen Rechts überspringen ließ, aufeinander. Nur in solcher Abrechnung voll harter und tragischer Ausschließlichkeit konnten die Gegensätze sich klären; aber vorerst war die Aufgabe, den Kampf selber mit all seiner Wirrnis und Schwierigkeit zu führen. Aus den inneren preußischen Problemen hatte er sich ergeben; bald wurde es klar, daß er nur mit den Mitteln und im Rahmen auswärtiger, d. h. zumal

deutscher Politik entschieden werden konnte. Seit 1859 war die nationale Bewegung wieder im Flusse; neben und über die preußische Frage stellte sich die deutsche Frage; die Regierung konnte beide im positiven Sinne nur zusammen lösen. Roon wußte, daß er nicht der Mann, nicht der Staatsmann dazu war. Er holte sich Bismarck. Daß Bismarck der Berufene sei, empfanden so Manche; aber es ist kein Zweifel, daß Roon es war, der in langen Anstrengungen und schließlich in siegreicher Tat Bismarcks Ernennung wirklich durchgekämpft hat. Ihrem Meinungs- und Nachrichtenaustausche vor diesem Erfolge verdanken wir Schriftstücke von hohem, charakteristischem wie tatsächlichem Werte; im September 1862 reichten sich dann die beiden alten Freunde von 1834, der fast Sechzigjährige und der Siebenundvierzigjährige, vor aller Welt die Hand zu ihrem gemeinsamen geschichtlichen Werke. Sie haben von da ab, in treuester Waffenbrüderschaft, zusammengestanden, Roon hat Bismarck in allen Dingen gestützt, ohne Roon ist Bismarcks ja freilich genialere, erst im eigentlichsten Sinne schöpferische Wirksamkeit gar nicht denkbar. Der König und seine zwei Minister wirkten ineinander. In der Heeresfrage behielt der König selber die Führung, in der Verfassungsfrage nahm sie Bismarck; in beidem war Roon für beide der unentbehrliche Helfer. Seine Kammerreden hatten sich 1860 und 61 wesentlich auf die technisch-sachliche Vertretung seines Ressorts — Heer und Flotte — beschränkt; seit 1862 wurden sie weiter und voller. Sie zogen jetzt nicht nur die wirtschaftlichen Rücksichten, sondern alle die Streitfragen innerer und bald auch äußerer Politik in ihren Bereich, die sich mit der Heeresreorganisation verschlungen hatten. In Abwehr und Angriff, in tief und breit angelegter, historischer, militärischer, allgemein-politischer Begründung, in der sicheren Erfassung des Augenblickes, in schlagfertiger Polemik gegen Richtungen und Einzelne, in der Stärke ihrer leitenden Gedanken — jener Gedanken von innerer und äußerer Macht, von Autorität, preußischem Großstaatsgefühle und preußischem Monarchismus: in allem wurden sie je mehr und mehr zu Staatsreden des großen Stiles, nicht von der überwältigenden persönlichen Kraft und dem genialen Reichtum der Bismarckschen Reden, aber auch sie, in ihrer geschäftlicheren Art, doch überaus umfassend und zugleich eindringlich, wuchtig, volltönend, mannhaft: auch sie gehören zu den klassischen Zeugnissen der eisernen Zeit. Roon hat, wie die gesamte Regierung, den budgetlosen Zustand immer bedauert und immer nur als vorübergehend anerkannt; Anläufen zu gewissen militärischen Konzessionen, die er wie Bismarck dem Abgeordnetenhause mehrmals machen wollte, ist König Wilhelm jedesmal in den Weg getreten; im ganzen aber waren die drei hohen Männer den inneren Nöten gegenüber vollkommen einig. Den großartig kühnen Flug seiner auswärtigen Politik hat Bismarck, wie man weiß, ganz selbständig nehmen und hier auch seinen Herrscher erst mühsam und allmählich mit sich reißen müssen. Roon war auch dabei Bismarcks bester Bundesgenoß. In ihm war nicht von vornherein die alles vor sich niederwerfende, die umstürzende Rücksichtslosigkeit seines gewaltigen Freundes; er war seinem Wesen nach konservativer; aber die volle Wucht des preußischen Staatsgedankens und seines kampfesfreudigen Ehrgeizes besaß ja auch ihn. Er hätte der großen Politik

weder ihre Ziele setzen noch ihre Bahnen suchen können so wie Bismarck — aber er hatte Staatsmannschaft und Charakterstärke genug in sich, um mit dem Allbefehdeten, durch entsetzlich schwere Jahre hindurch, getreu und heldenhaft zusammenzuhalten, bis an das Ende. Er hat zu ihm gestanden gegenüber dem Widerstreben seines königlichen Herrn, bei dem er warb, vermittelte, drängte; gegenüber der Feindschaft der königlichen Familie; gegenüber den Parteien und aller Welt. Auch gegenüber seinem eigenen besten Freunde, dem Professor Perthes, gegen dessen zartes Empfinden und dogmatischere Weltansicht er immer von neuem die Persönlichkeit und den derben Realismus des Amtsgenossen zu verteidigen hatte. Perthes schreibt mit freundschaftlicher Eifersucht Roon die entscheidenden Verdienste zu und mahnt ihn, angesichts des unberechenbaren Genius, unablässig zu Argwohn und Wachsamkeit. Roons letztes Wort ist demgegenüber die bescheidene „Selbstverherrlichung": seine eigentliche Leistung sei gewesen, Bismarck zum Minister zu machen. Und getrost schritt er, mit diesem vereint, in wundervoller Ergänzung, auf die Höhen des Sieges zu. —

Auf der Höhe seines Lebens und Wesens stand er schon damals, in den heißen Jahren von 1858 an. Es ist ergreifend, wie viel Liebe seine Briefe gerade damals ausstrahlen; wie bei Perthes' Tode (1867) ihn eine dumpfe Betäubung packt, die sich dann erst, als näherer Bericht eintrifft, in befreienden Tränen löst; wie geduldig und gütig er die Jahre vorher auf alle politischen Einwürfe und Vorwürfe des feiner, aber auch schwächer geschaffenen Freundes eingeht: dabei er selber ganz sichere und vordringende Kraft. Denn dieser Freund seiner Freunde war damals ja der große Kämpfer. Es war etwas Grimmiges an ihm. Er schlug seine Landtagsschlachten; er meinte von Hause aus kein Redner und kein Debattierer zu sein, er erzog sich dazu; er war von Hause aus von auffahrender Hitze, er bändigte sich — scharf blieb sein Wort doch. Man muß anerkennen, daß er es tapfer im Zaume hielt: einige Male führte ihn die Heftigkeit des Streites freilich in dramatische Auseinandersetzungen von explodierender Leidenschaftlichkeit hinein; auch dann blieb er, so schildert es sein Sohn, äußerlich von erzener Ruhe. Er stand stramm und hochaufgerichtet, die Stimme von dröhnender Kraft, der ganze Mann Geschlossenheit und Festigkeit, seiner Sache und seiner selbst völlig gewiß. Mit dem Fortgange der parlamentarischen Kämpfe, mit der wachsenden Schärfe der Gegner und den wachsenden Erfolgen der eigenen Taten wuchs in seinen Worten die Anklage gegen die „Tendenzpolitik" des Landtages, die Geringschätzung der Demokratie, der siegreiche Stolz des Fachmannes und des Staatsmannes. Man begreift, daß er verletzte. Allein hinter der stählernen Geschlossenheit barg sich ein Innenleben voll von Bewegung und nicht arm an Schmerzen. 1859 starb ihm sein siebenjähriges Lieblingskind; der Schlag, so schrieb er, traf ihn „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln"; Glaubenszweifel peinigten ihn, er suchte Zuspruch und Trost bei dem „Zeugnisse des christlichen Laien" Perthes. Stets arbeitete es in ihm und an ihm; der Grundton seines Empfindens hatte etwas Herbes, beinah Düsteres. Wie einsam und hart war seine Jugend gewesen! Dann hatte

ihn sein Leben mit den strenggläubigen Lutheranern in Hinterpommern in Berührung gebracht; Moritz von Blanckenburg blieb seinem Herzen immer besonders nah. Auch Roons Innenleben war religiös, auf religiöse Gedanken bezog er alles Irdische, aber zugleich haben ihn auch religiöse Kämpfe bis in sein Greisenalter begleitet. Eigentlich pietistisch empfand er wohl niemals, zur religiösen Ausschließlichkeit oder Absonderung, zu irgend welcher Mystik neigte dieser Mann des Wirkens und der praktischen Klarheit nicht; 1835 beschrieb er seinen Schwiegervater als „ernsten, frommen, fast zu orthodoxen Mann". Seine Gläubigkeit ist ganz persönlich; man möchte sagen: sie hat einen altprotestantischen Klang; sie ist, wie sein ganzes Wesen, positiv und streng, aber sie ist zugleich ruhelos, vom Sündengefühl durchdrungen; denn Zucht und Lebensdrang, Ewiges und Irdisches liegen in ihm im Streite. Er empfindet diesen Widerstreit: neben dem Gebote des Christentums, an das er glaubt, dem „das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens nichtig und gleichgültig ist, das wahre Leben erst nach diesem beginnt", die Fülle seiner eigenen, auf das Diesseits und auf den Augenblick gerichteten Kräfte und Wünsche, die ihre Betätigung heischen — denn er sei kein Asket. Er grollt in den tatenlosen Jahren vor 1859 über die Kleinheit seiner Arbeiten innerhalb des alltäglichen Dienstes: „das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen." Er tröstet sich dann wohl über seine eigenen Klagen mit dem Gedanken, daß die göttliche Erziehung ihm Leiden auflege, um ihn innerlich zu reinigen; aber er ist so ehrlich, zu gestehen, daß er diesen Trost doch „bloß mit dem Kopfe" denkt. Ihn drängt es allzu mächtig auf das Irdische hin, und zwar auf die großen Aufgaben, auf die starken Taten, auf ein weitgedehntes Feld. Später hat er sich mehr als einmal rückblickend seiner Leistungen gefreut; sein starkes Selbstgefühl weiß sehr wohl, daß er den Grund gewaltiger Dinge gelegt hat — aber auch die Kritik ist stark in ihm; sie zeigt ihm zu deutlich „die Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten" an all den Erfolgen, „die die Welt anstaunt": wie viel eigene „Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen, Übereilungen", „wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war!" Er urteilt dann schneidend, wie über sein Leben so über die Anderen. Er verhehlt es sich gar nicht, daß das eine Ziel seines Strebens, der Krieg, ein „Entsetzliches" sei; er erklärt die Notwendigkeit dieses Schlimmsten aus menschlicher, allseitiger Schuld: „die Sünde ist der Leute Verderben." Trotz alledem treibt es ihn gebieterisch in die Kämpfe hinaus; er muß handeln und streiten und sein persönliches Geschick durchleben: das bleibt immer das letzte Wort. Und dabei entringen sich den Lippen des Kämpfers, bereits des Sechzigers, Klagen über das allgemeine Menschenschicksal, das auch ihn trifft, über seine Stumpfheit, seine asthmatischen Leiden, seine Verbrauchtheit. Mit Wehmut besucht er 1867 das heimatliche Dorf Pleushagen: er hat „dieselben Dünen wieder mühsam durchkrochen, die einst den kleinen Beinen des Bübchens wie Chimborassos erschienen". „O wie klein alles, was im Kinderspiegel so groß erschienen war!" Und zum Schlusse der resignierte Satz: „die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied."

Überall in Albrecht von Roon ein volles, drängendes, ringendes Menschenleben und Seelenleben; im Sturme des Augenblicks und der Gefühle, in Gegensätzen und Gärungen der Kräfte, in stetem rastlosem Auf und Nieder wirklich ein ganzer Mensch. Freilich, zu einem Mittelpunkte wendet der Pendel sich immer wieder zurück; der Kern seines Wesens ist einheitlich: die preußisch-soldatische Tat. Da liegt die eigentlich belebende, die allgemeine und — man muß doch sagen — die ideale Gewalt seines Daseins. Auf der Schwelle des inneren Kampfes 1862 ist ihm „zu Mute, wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag"; auf der des österreichischen Krieges 1866 wie „dem Kämpen und Ritter für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens". Diese feierliche Empfindung war ihm damals nicht die einzige, und er selber meint, dem Beobachter Perthes werde sie gewiß eine „eitele Donchixoterie" sein. „Aber war der Ritter von La Mancha nicht ein sehr ehrenwerter Mann? Ein jeder redlicher Kämpfer muß eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben, um Großes und Neues hervorzubringen." Er selber *mußte* in die Welt hineinsprengen, um für sein Heiliges zu fechten, und er glaubte inbrünstig an seinen Staat. Er sah das preußische Königtum aus nächster und menschlichster Nähe und sprach wohl auch über seine Träger, impulsiv, wie er war, einmal ein scharfes Wort. Dennoch hat er auch an die Monarchie geglaubt; das Wort „mein König" tönt mit einem Klange von tiefer Innigkeit aus diesem herben Munde. Er hat mit Wilhelm I. gerungen, gelegentlich um ihn und mit ihm diplomatisiert, er hat, der Starke und Rauhe, so manches Mal begütigend zwischen ihn und Bismarck treten müssen, auch er ist ungeduldig aufgeflammt, — aber er hat dem *Könige*, an dessen Amt und an dessen persönlichste und oberste Mitarbeit in diesen großen Zeiten doch alles gebunden war, freudig gedient, er hat den erhabenen und ehrwürdigen *Menschen* geliebt und verehrt und ist ihm innerlich allezeit verwandt und vertraut gewesen. Er wußte genau, was der König dem gemeinsamen Werke bedeutete: „ein König, der ein tapferer Mann, kann alles; er kann Zauberdinge tun, weil sein Mut der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet". Und er diente und fügte sich ein, mit all seinen widerspruchsvollen Kräften, mit all seinem eigenen „trotzigen" Mute, bis die Stunde der großen Befreiung schlug. Gewiß, kein anderer unter den Werkmeistern des neuen Reiches kommt an persönlich fesselnder Gewalt wie an Breite und Wucht der Wirksamkeit „dem größten unter ihnen so nahe wie Roon". Mit gutem Rechte hat Friedrich Meinecke Bismarck und Roon auch innerlich zusammengestellt: sie gehören innerhalb der Zeitgegensätze überall auf die gleiche Linie, sie sind einander ähnlicher als irgend welchem Dritten. Bismarck ist souveräner in Wesen und Tat, ohne irgend einen Zweifel der Führende über allen; Roon steht in jedem Belang zwischen ihm und dem Könige in der Mitte; wie hoch aber ragt, Persönliches und Allgemeinstes zusammengenommen, Roon unter den Anderen empor! Wie packt er überall, wo man ihm begegnet; wie strahlt — um doch das eine zu erwähnen — seine Echtheit und Männlichkeit über Theodor v. Bernhardi hinweg, den klugen kritischen Beobachter und Glossierer, der uns

so manches Gespräch mit Roon aufgezeichnet hat und ihn auszuforschen und zu übersehen vermeinte! Er selber hat sich bescheidentlich einmal den „Feldwebel" seines Königs, als des Hauptmannes der preußischen Kompagnie, genannt: das Bild mag ihn, im höheren Sinne, bezeichnen. Und das andere Bild, in dem dies ganze, feste und tiefbewegte Wesen sich damals spiegelte, das Bild seiner äußeren Erscheinung. Er war „der alte Roon" geworden, die immer noch dichten Haare ergraut, die Falten um den Mund, unter dem Auge, auf der Stirne vertieft; die Augen selber sind anscheinend kleiner geworden, das obere Lid hat sich etwas gesenkt; um so schärfer, sicherer, kriegerischer zeigt sich der Blick. Die Linien sind überaus vornehm geschnitten; alles in diesem Antlitz ist groß, kräftig, stark; charakteristisch der derbe, graue Schnurrbart; alles militärisch, mannhaft und eisern. So war sein historisches Gesicht, das Gesicht des Sechzigers, — ein Gesicht, das man niemals wieder vergißt.

Und sicherlich: auch seine Taten nicht. Er ward der wirkliche „Waffenschmied" der großen Kriege, der Erzieher und Einiger im Gefüge des Heeres; er hat sich in den sechziger Jahren durchgesetzt, der Fachmann wie der Monarchist; damals trug er, mit König Wilhelm und Bismarck zusammen, die besten elementaren Kräfte des alten Preußens in das künftige Deutschland hinüber. Nur noch mit raschen Schritten gehe ich den Stufen dieses mächtigen Schaffens nach.

Im Konflikte bis 1864, in der dänischen Angelegenheit, dann im dänischen Kriege war Roon ganz an Bismarcks Seite, im Kriege trieb er zu durchschlagender Tat; bis 1866 blieb er im innerpreußischen Kampfe wie in der Arbeit für die notwendige deutsche Entscheidung auf gleicher Bahn. Er nahm sein redliches Teil an der Kühnheit aller Wagnisse, an dem Bewußtsein ungeheurer Verantwortung auf sich, die nicht nur das eigene Selbst in die Schanze geschlagen hat, sondern „die schwere, schwankende tote Last" des ganzen Preußens „auf dem Nacken über den Niagara trägt"; er war nicht selbst der leitende Staatsmann und seine Natur nicht in dem Maße vulkanisch wie die Bismarcks, aber auch ihm ward sein Stück zerdrückender Arbeit und zerreibender Spannung. Endlich kam die Lösung, der Sieg, der Ruhm. „In Nikolsburg," so schreibt Roon am 28. Juli 1866 seiner Frau, „sprang" König Wilhelm, nach der Unterzeichnung des österreichischen Friedens, „auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke." „Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden, aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich *vorher* kein fauler Knecht gewesen." Er selber hatte im März 1864, im dänischen Kriege, die Zuziehung des Generalstabschefs zu den entscheidenden Vorträgen beim Könige beantragt: jetzt traf ihn das Schicksal, daß der große Stratege, dessen volle, nach außen sichtbare Betätigung ja auf die kurzen Kriegszeiten zusammengedrängt war, den Kriegs-

minister eben für diese Zeiten der höchsten Tatenfülle in den Schatten drängte und daß ihm selber die höchste Befriedigung des Offiziers versagt blieb; er schäumte in den Bügel. Während der heißbewegten Juliwochen, als die französische Einmischung die Frage des französischen Krieges, des Krieges mit zwei Fronten brennend machte, war er, als der Staatsmann und Organisator, freilich zu seinem Rechte gekommen: er wäre fähig gewesen, auch den Doppelkampf zu organisieren, aber er wirkte mit Bismarck für die Selbstbescheidung des Siegers, für den Frieden. Vier Jahre des Friedens folgten. Er sah sein Werk bewährt, seinen Namen glorreich, seine Mühen dankbar belohnt, seine Reorganisation anerkannt, vollendet, über den Norddeutschen Bund ausgedehnt, in die Südstaaten übertragen. Schon wollte der Fünfundsechziger zusammenbrechen, er ging nach Italien, sich zu erholen; entbehrlich war er in Berlin noch keineswegs, weder mit seiner Arbeit noch mit seiner Vermittlung zwischen dem Bundeskanzler, der jetzt neuen Notwendigkeiten gehorchend weiterschritt, und den alten konservativen Freunden. Ihm selber behagte der deutsch-liberale Gang der Politik nicht immer; da hob ihn noch einmal das Jahr 1870 hoch empor. Alle Welt kennt den Auftritt im Bundeskanzlerpalais, wie ihn Bismarcks Erinnerungen geschildert haben, das Mahl der drei Paladine am 13. Juli, die Niedergeschlagenheit und die Aufrichtung der beiden Generale; und am 15., auf dem Potsdamer Bahnhofe zu Berlin, hallte aus der Gruppe, die den heimgekehrten König umgab, Roons mächtiger Baß heraus: „Es ist alles vorbereitet, Majestät!" Er konnte versichern, man werde es den Franzosen „bestens besorgen": er hielt sein Wort. Die Wogen des unvergeßlich großen Jahres strömten dahin: alles in machtvoller Ordnung, — von neuem für den Namen Roons ein ewiger Ruhm und hier erst der höchste: die kostbarsten seiner Früchte sind erst jetzt gereift. Dennoch war es für ihn ein Jahr der Schmerzen. Wieder gab es von Anfang an gewisse Reibungen und Unzufriedenheiten mit Moltkes Stellung und gelegentlich mit Moltkes Kriegführung; vergeblich versuchte Roon am 18. August beim Könige der gewaltigen Offensive des Generalstabschefs, die ihm übermäßig erschien, entgegenzuwirken. Dann wurde bei Sedan sein Sohn Bernhard auf den Tod verwundet. Im höchsten Sinne heldenhaft hielten sich Vater und Sohn; Roon fand den Sterbenden noch bei Bewußtsein, er nahm Abschied von ihm, er durfte ihm weder die Augen zudrücken noch seinem Begräbnis beiwohnen, die Pflicht riß ihn weiter; und in eben der Stunde, da sein Sohn den letzten Seufzer aushauchte, sprach König Wilhelm an seiner Abendtafel seinen drei Großen in majestätischer Schlichtheit seinen Dank aus für die Fülle des Siegs. Verwunden aber hat Roon den Schlag, den er tapfer aushielt, nicht. Und nun folgten die schweren Wintermonate von Versailles: für keinen so schwer wie für ihn. Er war leidend, überlastet, aber er fand auch zu klagen und anzuklagen. In der dornigen Frage der Beschießung von Paris stand er, der sie eifrig forderte, mit Bismarck zusammen gegen Moltke, Blumenthal, den Kronprinzen. Es ist hier nicht der Ort, die altbekannten Gegensätze dieses Winters zu erklären und zu beurteilen, und auch diesen einen, bittersten unter ihnen sachlich näher zu entwickeln. Vorwürfe hat man von Anfang an aus-

getauscht, die Leidenschaftlichkeit war auf beiden Seiten groß, und selbst in dem Schriftwechsel zwischen Roon und Moltke klingt ein deutlich unfreundlicher Ton; die zornigen Anschuldigungen, die Roon, wie Bismarck, gegen die militärische Sachlichkeit der Beweggründe seiner Gegner ausgesprochen hat, wird man in der Hauptsache ebensowohl ablehnen dürfen wie den Tadel, der noch heute von manchen gegen ihn selber gerichtet wird. Im Grunde bleibt es doch offenbar dabei, daß, trotz allen unleugbaren technischen Schwierigkeiten, und wenn auch Recht und Unrecht vielleicht nicht ohne Rest zu sondern sind, das bessere Recht durchaus auf seiten der „Schießer" war, an deren Spitze schließlich der König selber stand, das Recht vor allem des starken Willens zur Tat. Hier genügt dieser Hinweis, und die Angabe, wie heftig Roon unter diesen Kämpfen und Verstimmungen litt — der Wunsch, die Last seines Amtes bald von den alten Schultern abwälzen zu können, wurde ihm wieder lebhaft. Und er blickte ohne Freude in die Zukunft. Die Verhandlungen mit den Südstaaten hat er als Kriegsminister führen geholfen, nach seiner zäh-preußischen Art; der Badener Julius Jolly fand ihn in den militärischen Fragen anfangs nicht eben entgegenkommend [1]). Das Gelingen der politischen Verhandlungen machte ihm lange Sorgen: noch am 18. November fragte er sich angstvoll, ob „das Kaiserhühnchen" wohl auch „wohlgestaltet aus dem Ei kriechen" werde? Dann sah er das neue Reich sich vollenden. Ihn feierte am 9. Januar, bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, sein König und sein Heer; er aber war krank, an das Haus gefesselt und von weher Seele. Über alles Augenblicksärgernis hinweg kränkte ihn gerade das, was den anderen das herrlichste an diesen Siegen war: das Deutsche Reich ersteht; sein altes Preußen, das konservative, ostdeutsche Preußen, „die patriarchalisch-konservative Staatsidee", in der er groß geworden, wird zu Ende gehen. Das scheint ihm unvermeidlich, „eine Naturnotwendigkeit", die man unbefangen hinnehmen, über die man so wenig wehklagen soll, „als wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter"; er weiß, es ist eine Frucht auch seiner Siege, auch seiner Arbeit — aber seine Welt ist es nicht mehr und kann es niemals werden. „Ich kann in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen."

Hier stoßen wir an die Grenzen seines Wesens. Bismarck trat in das neue, weitere Zeitalter über; er hat in seinen eigenen Grundkräften den preußischen Heimatsboden nie verleugnet, aber er wurde ganz zum Deutschen. Wilhelm I. wurde es schwerer — ich habe an anderer Stelle nicht nur die

[1]) Ich kann mir nicht versagen, aus Hausraths Erinnerungen an Jolly (S. 249) das Folgende abzudrucken: „Ergreifend war für ihn eine seiner Konferenzen mit Roon. Dieser hatte den einen Sohn im Felde verloren und der andere trat ihm zum ersten Mal wieder unter die Augen, während Jolly zu Verhandlungen über die Militärkonvention bei Roon erschienen war. Überwältigt von seiner Rührung, erhob der General sich und breitete die Arme aus: ‚Mein lieber . . .' Dann aber winkte er ab: ‚Ich habe Geschäfte.' Jolly wollte sich zurückziehen, Roon aber schüttelte nur trocken den Kopf und fuhr mit seinen Auseinandersetzungen fort." Vgl. übrigens Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches, S. 350. (Zuerst erschienen „Deutsche Rundschau", 1898, Bd. LXXXXVI, S. 248: „Baden im alten Bund und neuen Reich".)

Tragik im Leben dieser altpreußischen Sieger, sondern auch die Kraft gewürdigt, die in ihrer Treue gegen das Alte lag, und die dem Alten das Fortwirken innerhalb des Neuen gewährleistete. Indessen auch Kaiser Wilhelm lebte sich im neuen Reiche ein. Roon hat das nicht mehr vermocht. Er war fast siebzigjährig; er war krank und verstimmt, aber er war auch einseitiger, bei all seinem Wirklichkeitssinn doch politisch-gläubiger, prinzipiell-gebundener als sein jüngerer Freund. Und es geschah: alle Verhältnisse verschoben sich von 1871 ab, eine zweite „neue Ära" brach jetzt vollends durch, liberal und bürgerlich — es war nicht anders möglich. Die zweite Gewalt, die, neben Heer und Preußentum, Roons Lebensgang begleitet hatte, dieses deutsche Bürgertum, lebte all ihre Kräfte nun siegreich aus, das wirtschaftliche Leben entfaltete sich breit, der Reichstag stand in seinen glänzendsten Zeiten. Freilich, es war zugleich die Epoche der Gründer und ihres Zusammenbruchs; und der vierte Stand regte sich und drängte nach, eine ätzende Kritik, Drohungen sozialer Revolution überzogen Deutschland. Roon hatte nicht mehr die Frische, das alles zu überwinden. „Glücklich, wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann ohne Schmerzen, ohne einen Teil seiner Persönlichkeit aufzugeben": so hatte er bereits im März 1848 ausgerufen. Mit jener Wendung war er fertig geworden — mit der von 1867 und gar von 1871 konnte er es nicht mehr. Er erkannte die Gegenwart wohl an, er begleitete Bismarcks mächtiges Wirken auch weiter mit Verständnis, und manchmal mit treffendem und großartig geprägtem Worte, er betonte seine Unentbehrlichkeit; er war nicht stets einverstanden mit ihm, aber blieb immer sein Freund und sein Verteidiger. Einmal, im Februar 1873, prallten — dem historischen Betrachter ein prächtiges Schauspiel — die beiden Eisernen aufeinander, und die Funken sprühten. Bismarck hatte Roon mündlich beschuldigt, er leiste seinem angegriffenen Rufe nicht die Hilfe, die der Freund von ihm erwarten könne, und es hatte heftige Worte beiderseits gegeben; Roon verteidigte sich in einem gehaltenen Briefe, bat um künftige Schonung auch seiner „Explosivität"; Verkennung und rücksichtslose Behandlung dulde er nicht — dann reichten sich beide doch wieder in ehrlicher männlicher Versöhnung die Hand. Und als Roon, krank und erschöpft, das Amt verläßt, da hören wir die Klage Bismarcks über den Verlust. Er hat vor Jahren von seiner „von Jugendheimweh getragenen Freundschaft" für Roon gesprochen; er schreibt ihm jetzt, aus bitteren Kämpfen heraus, den traurig-schönen Abschiedsbrief: „Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: ich hatt' einen Kameraden —".

Denn Roon ging wirklich. Noch hatte er im Dezember 1872, zur konservativen Lösung innerer Schwierigkeiten im Ministerium, das preußische Ministerpräsidium übernommen — es konnte nur eine Aushilfe sein. Der Parteienkampf, der Kulturkampf (in dem er preußisch und staatlich dachte und handelte), die Lasten des Amtes waren ihm zu viel; im November 1873 trat er endgültig zurück. Es war sein Wunsch seit Jahren. „Mir ist sehr abendlich zu Sinne; die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens," schrieb er bereits 1868. Jetzt rettete er sich in die Wärme des Südens; dann wurde

sein Dotationsgut Krobnitz in der Lausitz der Sitz seines Greisenalters. Die dankbare Freundschaft seines Kaisers begleitete ihn; sie hatte ihn zum Grafen, zum Generalfeldmarschall erhoben; sie sprach ihn jetzt aus tiefgütigen Briefen an, in denen der alte Herrscher dem getreuesten und seelenverwandtesten seiner Berater, zumal über militärische Dinge, das Herz ausschüttete. Sie tauschten ihre Gefühle aus über die neue Zeit — Roon als der „alte Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt". Stets von neuem packen ihn die Sorgen dieser Zeit, obgleich „ein alter Mann wohl besser täte, an seiner Seele Seligkeit zu denken". Allein die demokratische und ungläubige Welt erschreckt ihn, ihre Zuchtlosigkeit, ihre Gottlosigkeit, ihre wilde Auflehnung. Er selber wird noch bitterer im Urteil, noch strenger in seinem Bedürfnisse nach starker Zucht von oben her als zuvor. So klagt er Wilhelm I. seine Nöte, so erlebt er 1878, in tiefem Herzensjammer, die Attentate, er ruft Bismarck auf: „handeln Sie!" Er möchte es noch erleben, daß jener „andere Bahnen sucht". Er hat den Beginn der konservativen Ära noch eben kommen sehen. Die Ideale Roons, eine ganz feste christliche Autorität, hat auch Bismarck in den neuen Zeiten nicht einfach durchführen können; wohl aber würde Roon die neue Bewegung der achtziger Jahre mit ihrem monarchischen, sozialreformerischen, zugleich auch christlich-positiven Zuge freudig mitgemacht haben. Indessen, sein Leben erlosch. Nach fünf Ruhejahren sanken die Abendschatten schwerer hernieder. Die Briefe dieser Jahre, die uns zugänglich sind, spiegeln gelegentlich die ganze Innigkeit der Liebe zu den Seinigen, fast immer die Lebendigkeit gesteigerten religiösen Ernstes ab: er lebt dem Tode und dem Jenseits entgegen; daß die Probleme „dieses unseres dunstigen, fröhnerischen Erdendaseins" den alten Kämpfer doch nicht losließen, sahen wir; sein letztes Trostwort für sie ist jetzt geworden: Gott sitzt im Regimente. Sein Sohn bezeugt, daß er auch in diese Jahre hinein mit Zweifeln, „oder doch um die Gewißheit des Glaubens", zu ringen gehabt habe, bis er auch da zu einem letzten, zuversichtlichen Abschluß gekommen sei; die innere Arbeit war ihm also auch treu geblieben bis an das Ende. Er hat damals Betrachtungen aufgezeichnet, zu denen das Bruchstück einer Grabschrift gehört. Er prüft und beurteilt sein Wesen, er spricht von Sünden und Unterlassungen, von Reizbarkeit und Herbigkeit, von dem Bösen, das er nicht gewollt und dennoch getan, von Gläubigkeit und Freudigkeit: streng und aufrichtig, wie stets, und in dieser Aufrichtigkeit seiner starken und bewegten Seele wahrlich ehrwürdig.

Im Februar 1879 suchte er seinen von den Wunden des Juni wieder geheilten Herrn in Berlin auf. Der Kaiser begrüßte ihn herzlich, umarmte und küßte ihn; bald danach warf eine Erkältung den beinahe Sechsundsiebzigjährigen auf das letzte Lager. Er blickte von seinem Krankenzimmer aus auf die Fenster des kaiserlichen Palais. Die Seinen umgaben ihn; zuletzt, am 21. Februar, zwei Tage vor Roons Tode, kam sein Kaiser oder, wie er es empfand und sagte, sein König zu ihm. Die Witwe hat geschildert, wie Wilhelm sich auf einen Lehnstuhl neben dem Bette niederließ, wie die Köpfe der beiden alten Herren dicht zusammen waren und sie leise sprachen, Roon

immer von neuem das eine: „Dank, Dank, mein König.“ „Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: ‚Dort sehen wir uns wieder,‘ drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: ‚Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!‘ Das war erschütternd. Im anderen Zimmer hielt er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte.“

So schlicht-heroisch und so groß war das Lebewohl der beiden Greise, die so viel miteinander getan hatten. Sie werden in der Geschichte untrennbar sein. Eine jede Erzählung vom Leben Roons muß mit diesem Abschiede seines Königs schließen.

Ich wende mich zum Eingange zurück.

Roon war als Mann über das ältere idealistische Geschlecht unter seinen Zeitgenossen hinausgegangen. Als Greis ist er wieder abgelöst worden durch ein nachwachsendes jüngeres; die flutende, massenerfüllte Gegenwart entzog sich ihm, er blieb hinter ihr zurück. Daß auch sie von seinen Kräften miterfüllt ist, hat uns sein Leben dargetan. Heute noch ist seine Einwirkung, diese Einwirkung nicht nur des Realismus, dem er gedient und vorgekämpft hat, und der Deutschland noch jetzt im wesentlichen beherrscht, nicht nur des Staatsmannes, sondern zumal des Eigensten, das in ihm war, des militärischen Altpreußentums, die Einwirkung des preußischen Militärs von 1860—1870, ganz greifbar unter uns; und sie wird weiterwirken, auch wenn sich ihre unmittelbaren Spuren nach menschlicher Art allmählich mehr und mehr verwischen. Noch sind sie völlig unverwischt: die Nachwelt wird in der Neubegründung unserer Flotte — auch er hat dereinst ihren ersten Anfängen manch gutes Wort geredet! — vergleichend und verbindend einen Folgeakt aus Wilhelms I. und Roons Neubegründung unseres Landheeres erblicken und sicherlich feststellen, daß die Kräfte von 1860 um 1900, wenn auch mannigfach verwandelt, doch wieder zu Tage getreten sind. Gewiß, das Lebenswerk Roons ist den Deutschen in das Blut übergegangen. Andere Einwirkungen sind neben der seinigen einhergeschritten und ihr nachgefolgt; die einen, die Bismarck verkörpert, schwungvoller und von großartigerer Genialität als die seine, aber von verwandter Richtung; indessen, auch entgegengesetzte haben sich wieder geregt. Auch das Berechtigte der Roonschen Art bedarf der Ergänzung; andersartige Kräfte des deutschen Wesens, leichtere, freiere, geistigere, künstlerischere sind wieder am Werke, und wir müssen wünschen, daß auch sie sich lebendig in unserem Vaterlande behaupten und entwickeln. Auch diese aber, sicherlich, dürfen sich des Mannes freuen, wie er war und bleibt: in seiner starken und einfachen Monumentalität wird er, der große Handler, auch dem künstlerisch schauenden Blicke immer eine der Zierden seines Zeitalters sein, für jedes künftige reizvoll und unausschöpfbar, weil er — so trat er uns vor Augen — in sich selber lebensvoll, reich und tief war, ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch. Er wird weiterwirken, lange über uns hinaus; weiterleben aber wird er in aller Zeit.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

Das Haus Parish in Hamburg.

VII.

Im Frühjahr des Jahres 1793 brach über die englische Geschäftswelt eine schwere Katastrophe herein, deren Wirkungen auch das Haus Parish & Co. in seiner Existenz bedrohten. Von den allgemeinen Ursachen dieser Krisis berichtet Parish nichts; wir müssen sie daher anderen Quellen entnehmen.

Die Zeit zwischen dem amerikanischen Kriege und dem Revolutionskriege (1783—1793) war für England eine Periode des gewaltigsten wirtschaftlichen Aufschwungs, der — wie das stets zu geschehen pflegt — die Grenzen des Berechtigten überschritt. Die englische Geschäftswelt dehnte ihre Unternehmungen weit über ihre Kräfte aus und ließ sich namentlich auch, im Vertrauen auf die Fortdauer der günstigen Strömung, auf große Warenspekulationen aller Art ein. Um die Mittel zu diesen Geschäften zu vermehren, entstanden zahlreiche ungenügend fundierte Banken, namentlich Provinzialbanken (Country Banks).

Da verbreitete sich gegen Ende des Jahres 1792, nach dem Rückzuge des vom Herzoge von Braunschweig befehligten preußisch-österreichischen Heeres aus Frankreich, eine Wolke schwerer politischer Besorgnisse über das Land. Im Januar folgte die Hinrichtung Ludwigs XVI., im Februar der Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich. Es entstand in der Geschäftswelt eine allgemeine Panik, und die Banken wurden mit Ansprüchen bestürmt, denen sie zum Teil nicht gewachsen waren. Zahlreiche Bankerotte, sowohl von Banken wie von anderen Geschäftshäusern, folgten. Seit langer Zeit hatte England eine solche Kalamität nicht erlebt. Sie dauerte allerdings nur wenige Monate; dann setzte der Aufschwung wieder ein, um in der ganzen langen Kriegszeit nicht aufzuhören; doch in jenen kurzen Monaten richtete der Orkan gewaltige Verheerungen an.

Unter den Plätzen, welche damals sich am raschesten entwickelten, stand Liverpool obenan, dessen Handel sich im 18. Jahrhundert viermal so rasch vermehrte als der englische Gesamthandel. Liverpool wurde bereits der wichtigste europäische Importhafen für Baumwolle, Zucker und andere Erzeugnisse der amerikanischen Tropenkultur, und gerade diese Waren bildeten den Gegenstand der gewagtesten Spekulationen.

Der Verkehr Liverpools mit Hamburg nahm erst um die Zeit, von der wir hier sprechen, große Dimensionen an, und zwar war es wieder Parish, der diesen Verkehr vorzugsweise organisierte und anfangs fast ganz beherrschte [1]). Namentlich zwei Liverpooler Häuser, Richard & Matthießen, sowie G. & H. Brown, beides große Spekulationsfirmen, konsignierten Parish gewaltige Warenmassen, was letzterer dadurch ermöglichte, daß er ihnen bedeutende Kredite bei der Bank von Charles Caldwell & Co. in Liverpool einräumte. Diese Bank war eine Filiale von Parish's Londoner Bankverbindung Burton, Forbes & Gregory, welche an der Londoner Börse für sehr reich und vorsichtig galt, überhaupt als Geschäftshaus ersten Ranges angesehen wurde. Parish war gerade in London, als sein bisheriger dortiger Bankier, Gaven Elliot, starb. Burton & Co. boten ihm ihre Dienste unter günstigen Bedingungen an, und er ging bereitwillig darauf ein. Die Wechsel von Burton & Co. wurden durch die Bank von England gern diskontiert und auch Parish's Tratten auf sie in Hamburg mit Vorliebe gekauft. Sie nahmen zunächst von Parish keinerlei Kredit in Anspruch, während dieser bei ihnen manchmal mit 100000 £ in Vorschuß kam. Bei der Liverpooler Konsignation dienten sie ihm derart, daß von Liverpool aus zuerst, um Zeit zu gewinnen, auf Burtons und dann von diesem auf Parish trassiert wurde.

Mit der Zeit begannen Burtons, in Hamburg durch Parish Wechsel auf Lissabon, Cadix und Italien zu kaufen, wogegen Parish auf sie Zwei- bis Dreimonatswechsel zu ziehen hatte. Die in Hamburg gekauften ausländischen Wechsel verkauften sie in London gegen Barzahlung, so daß sie zwei bis drei Monate lang über das Geld verfügen konnten. Dies war für sie ein etwas kostspieliges, aber bequemes und bei den Londoner Bankiers damals ganz übliches Mittel der Geldbeschaffung. Parish übernahm dadurch ein doppeltes Risiko, nämlich erst durch Indossierung des gekauften Wechsels und zweitens durch Trassierung des Gegenwertes auf London. Doch das gegenseitige Vertrauen war so groß, daß er an dieses Risiko gar nicht dachte.

Das ist das trügerische Vertrauen des Kaufmanns.' Gewohnheit härtet ihn gegen alles ab; aber diese blinde Schwäche sollte selbst bei der angesehensten Verbindung in gehörigen Grenzen bleiben. Traut nie dem äußeren Schein noch dem Glauben der Menge!

Selbst als schließlich drei holländische Geschäftsfreunde von Burton & Co. fallierten, erlitt ihr Kredit keine Schädigung. Ihre Tratten auf die bankerotten Häuser wurden von anderen holländischen Freunden der Burtons zu deren

[1]) Large consignment were preparing for us from Liverpool; we had almost the whole of that trade.

Ehren bezahlt, und ein großer Teil des Betrages wurde den intervenierenden Häusern auf Parish, sowie auf dessen früheren Kompagnon Thomson angewiesen, der mit Burtons auch in Verbindung stand. Dies geschah nur, um den Zusammenbruch hinauszuschieben, was Parish aber nicht ahnte. Erst als Burtons jetzt anfingen, direkt von London aus auf ihn zu trassieren, begann er Unrat zu wittern. Er schob sowohl die Honorierung dieser Tratten, wie die der holländischen und ebenso die von 20 000 £ Tratten Browns in Liverpool auf bis zur Ankunft der englischen Posten, von denen vier ausgeblieben waren.

Es war im März 1793. Charnock, ein naher Freund Parish's, befand sich eben in London[1]). Als er erfuhr, daß man Burtons zu mißtrauen begann, leitete er eine genaue Untersuchung der Gründe dieser Gerüchte ein und sandte inzwischen schon einen Eilboten an Parish mit der bösen Nachricht, indem er hinzufügte, noch habe man alle Hoffnung, daß Burtons gestützt werden würden; sonst freilich müßten die ersten Liverpooler Häuser fallen. Dieser Expreßbrief kam vor den fehlenden Posten in Hamburg an. Aber auch letztere enthielten noch nichts von den drohenden Ereignissen. Trotzdem verweigerte Parish die Acceptierung neuer Burtonscher Tratten, so daß im ganzen schon 35 000 £ „notleidend" geworden waren, außer den 90 000 Mark holländischer Tratten. Die Hamburger Börse war starr vor Staunen; die Juden hatten von jenen Gerüchten nicht das geringste gehört; Parish aber war entschlossen, alles Weitere abzuwarten.

Sofort nach Empfang des Expreßbriefes aus London hatte er begonnen, sich auf das Schlimmste vorzubereiten. Es war keine Zeit zu verlieren:

Sofort wurde eine gründliche Untersuchung der Aktiva und Passiva des Hauses angestellt und jede andere Arbeit beiseite gelegt. Nie werde ich die Anhänglichkeit vergessen, welche mir meine Leute bei dieser Gelegenheit bekundeten. Ohne Unterbrechung blieben sie im Kontor von früh bis spät, weit über die Geschäftszeit hinaus, bis ich ihnen befahl, nach Hause zu gehen. Auch ich versuchte dann wohl, mich zu stärken für die Arbeit des folgenden Tages. Aber ich hatte den Schlaf verloren. Sobald ich den Kopf auf das Kissen legte, fielen mir tausend Dinge ein, die mir während des Tages entgangen waren. Ich schlüpfte aus dem Bette in den Nachbarraum, wo meine Bücher ausgebreitet und Kerzen angezündet waren. Dort entwarf ich den Arbeitsplan des nächsten Tages. In dieser Lage befanden wir uns vom Montag bis zum Donnerstage; dann erst konnten wir die Situation überschauen; glücklicherweise waren die Bücher bis zum letzten Tage in guter Ordnung.

Danach ergab sich folgende Bilanz des Hauses Parish & Co.:

Passiva.

1.	Accepte, fällig vom 23. März bis zum 1. Mai	Bco.-£ 2 800 000
2.	" " " 2. Mai " " 31. Mai	" 1 300 000
3.	Laufende Tratten auf Burton & Co., bei deren Zahlungsunfähigkeit unter Protest zurückerwartet: 75 000 £ =	" 950 000
4.	Andere Tratten auf England, nach dem Falle von Burton & Co. durch Parish & Co. zu decken . .	" 625 000
	Summa	Bco.-£ 5 675 000

[1]) Charnock hatte ihm schon früher einen ähnlichen großen Dienst erwiesen.

Aktiva.

1.	Wechselbestand	Bco.-ℳ	1 300 000
2.	Bankbestand	"	450 000
	Sicherere Fonds zusammen	Bco.-ℳ	1 750 000
3.	Für die englische Regierung in der Ostsee gekauftes Korn, wogegen auf Pitts Faktor Scott zu trassieren; unsicheres Aktivum, weil Unterbringung der Tratten zweifelhaft und tatsächlich nachher unmöglich war	"	480 000
4.	Warenlager in Hamburg-Altona, hauptsächlich westindische Güter, davon 5 Millionen Pfund Kaffee und über 4000 Oxhoft Zucker, zusammen geschätzt auf	"	4 500 000
5.	Drei Ladungen Zucker und Kaffee, unterwegs von Liverpool für Rechnung von G. & H. Brown, Fakturapreis . . . . . 40 000 £ =	"	500 000
6.	Vier Ladungen gleicher Art von Richard & Co. 35 000 £ =	"	430 000
7.	Ausstände am Platze	"	950 000
	Summa	Bco.-ℳ	8 610 000

So konnte ich jedermann frei ins Angesicht schauen; aber das war nicht genug; ich mußte auch meine Verpflichtungen pünktlich erfüllen oder — bankerott werden!!! Meine Güter waren kein Bargeld, und auch von den sonstigen Aktiven konnte ich nur 1 750 000 Mark als verfügbar betrachten, so daß ich noch 1 050 000 Mark schaffen mußte, um meine bis zum 1. Mai fällig werdenden Accepte einlösen zu können, und weitere 1 300 000 Mark für die im Laufe des Mai verfallenden Accepte. Jene langen Zahlenreihen prägten sich mir tief ein.

Geld war ungewöhnlich knapp, der Diskont 7 %; für Waren bestand keine Nachfrage, außer für Kaffee. Ich überlegte mir alles hin und her; mein Gehirn war in fortwährender Bewegung. Jedes nur denkbare Hilfsmittel wurde erwogen; aber so schön es sich auch auf dem Papiere ausnahm, im düsteren Lichte der auf mir lastenden Verpflichtungen hielt keins von ihnen stand.

Mein Warenlager verpfänden? Dies ist immer eine wenig ehrenvolle Maßregel, ein letztes Zufluchtsmittel, überdies nur für mäßige Beträge anwendbar. Ich ging zu Schuback[1]), mit dem ich nahe befreundet war, setzte ihm meine Lage offen auseinander und erbat seinen Rat wie auch seine Hilfe. Ich kam nicht mit leeren Händen; ich wollte nur Bargeld haben gegen zweifellose Sicherheiten. Er fragte, wieviel ich brauchte. Wenigstens 2 Millionen! Er fuhr zusammen: Das sei sicher nicht mein Ernst! Ich zeigte ihm meine Bilanz: kaum konnte er seinen eigenen Augen trauen; die Zahlen verursachten ihm Schwindel. Nach langem Schweigen, die Augen noch auf dem Papier, stieß er die Worte heraus: „Freund, da weiß ich wahrhaftig keine man (?) anzusetzen!“[2]). Damit wollte er sagen, für eine solche Last könne er seine Schultern nicht mit anstemmen. Er war ganz bleich, und mich starr anschauend, fragte er: „Was denken Sie denn selbst?“ Ich sah, er hatte Mitgefühl, und antwortete: „Das Geld muß ich schaffen, gleichviel, woher; ich werde jeden Winkel durchwühlen; deshalb frage ich Sie um Rat, und wenn alles fehlschlägt, will ich wenigstens mit einem guten Gewissen untergehen. Sie sind der Erste, den ich um Rat bitte, und werden auch der Letzte bleiben. Wenn Sie keinen Ausweg wissen, so werde ich sehen, wie ich allein fertig werde.“ Wir erörterten darauf verschiedene Pläne, berechneten, wieviel Geld im Markte zu haben war, bei den Assekuranzgesellschaften und Geldleihern; es war etwa eine halbe

[1]) Johannes Schuback, einer der angesehensten Kaufleute im damaligen Hamburg, Gründer der jetzt noch bestehenden Firma Johannes Schuback & Söhne.

[2]) Diese Worte sind dem englischen Texte der Memoiren in deutscher Sprache eingefügt.

Million. Das Ergebnis war, er könne „kein Land" sehen. Er selbst versprach mir 150 000 Mark, die ich gegen Sicherheit annahm. Dann kehrte ich nach der Deichstraße zurück. Dort schien es mir, als ob unser Haus sich vorne überneigte und zusammenstürzen wolle.

In dieser Nacht saß Parish noch um drei Uhr über seinen Büchern, um das schwere nächste Tagewerk vorzubereiten; da traf eine neue Estafette seines Freundes Charnock aus London ein, mit der Nachricht, daß Burton & Co., ebenso wie Caldwell & Co. und G. H. Brown in Liverpool am 16. März ihre Zahlungen würden einstellen müssen. Charnock hatte die Londoner Firma Smiths & Atkinson bestimmt, alle Tratten Parish's auf Burton & Co. unter seiner Garantie aufzunehmen, ein neuer wertvoller Dienst Charnocks, weil die Tratten sonst sofort an Parish zurückgenommen wären und von ihm bar hätten bezahlt werden müssen. Beigefügt war ein Brief mit der gleichen Hiobspost für Parish's früheren Compagnon Thomson, der noch nicht ahnte, daß Burton & Co. gefährdet wären. Parish ließ ihn sofort aus dem Bette holen, ebenso seinen jetzigen Teilhaber Möller. Thomson kam zuerst. Als er die Nachricht empfing, die seinen geschäftlichen Untergang bedeutete, warf er sich auf das Sofa und brach in Tränen aus, bitterlich das Geschick seiner kleinen, hilflosen Kinder beklagend. Parish wußte, daß dem alten Freunde nicht geholfen werden könne; war dieser doch bei den bankerotten Firmen mit 50 000 £ engagiert! Er suchte Thomson nach Kräften zu trösten und nahm ihm das Wort ab, sich von Stund an als insolvent im gesetzlichen Sinne zu betrachten, also trotz aller Versuchungen keinen Gläubiger zum Nachteile der anderen zu befriedigen. Thomson hielt sein Versprechen, was später der Wiederherstellung seiner geschäftlichen Ehre zu statten kam.

Dann erschien Möller, vor Kälte und Angst zitternd, bekleidet mit einem großen Überwurf, unter dem der Schlafrock herausschaute, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, in der Hand eine kleine Laterne. Auch er begann heftig zu schluchzen, und vergebens suchte Parish, der sich inzwischen vollkommen gefaßt hatte, ihm Mut einzuflößen. So sandte er denn die beiden späten Gäste wieder nach Hause.

Jetzt war es fast 5 Uhr morgens. Deine Mutter, liebe Henny, lag im Nachbarzimmer, hörte aber von der ganzen Nachtszene erst am nächsten Morgen. Ich war so ziemlich am Ende meiner Kräfte; als ich jetzt zu Bette ging, fiel ich zum ersten Male seit vier Tagen in einen festen Schlaf, der mich sehr kräftigte.

Der folgende Tag war ein Posttag. Parish mußte daher erwarten, daß die englischen Ereignisse an diesem Tage aller Welt offenbar werden würden, was tatsächlich im Laufe des Tages geschah. Deshalb mußte jede Minute benutzt werden.

Als ich aufstand, sandte ich nach unserem ersten Kaffeemakler und sagte ihm, ich hätte Orders, eine Million Pfund Kaffee gegen Bargeld zu verkaufen. Ich sei bereit, 1/4 s. unter Marktpreis zu verkaufen, aber nur an Spekulanten; unter 100 000 Pfund dürfe kein Posten abgegeben werden; wäre das Ganze nicht unterzubringen, so wolle ich den Rest selbst übernehmen; ebenso müsse ich das Recht haben, alles, was nicht im Laufe der Woche abgenommen und bezahlt werden sollte, zurückzunehmen. Kaffee war einigermaßen begehrt. Der Makler nahm die Proben mit

und eilte von dannen; nach knapp einer Stunde kam er zurück und erklärte, alles sei verkauft; da er aber nur zehn seiner Kunden habe befriedigen können, fürchte er, die anderen würden sich beschweren. Mit Mühe erreichte er, daß Parish ihm weitere 500 000 Pfund überließ, die ebenfalls vor der Börse untergebracht wurden. Dann kam der Zuckermakler an die Reihe. Ich fragte, wieviel Zucker im Markte sei. Die Antwort lautete: „In erster Hand nur wenig." — „Was können Sie von dieser Sorte beschaffen? Ich kaufe gegen Bargeld." — Er ging mit den Proben fort und kam wieder mit dem Bescheide, es seien nur wenige Verkäufer da; sie glaubten, es handle sich um eine Spekulation, und hätten deshalb ihre Forderungen erhöht; mit ihnen sei nichts zu machen; er könne eher 500 Oxhoft verkaufen als 100 kaufen; ich hätte doch einen großen Vorrat; ob ich den günstigen Moment nicht zum Verkauf benutzen wolle? Dahin wollte ich ihn gerade haben. Im Laufe des Tages gelang es mir, 1700 Oxhoft gegen Barzahlung unterzubringen. — Als ich zur Börse ging, war noch nichts bekannt, weder von den schlimmen Nachrichten aus England noch von meinen Verkäufen; ich hatte den Maklern verboten, den Namen des Verkäufers vor dem nächsten Tage aufzugeben. — An der Börse umringten mich die Juden wie gewöhnlich. Für Wechsel auf London war Nachfrage, und ich verkaufte einen großen Betrag. Dies war mein letztes Geschäft für einen Monat.

Erst nach der Börse kam die Post aus England mit den schlimmen Nachrichten und etlichen protestierten Tratten Parish's auf Burton & Co., die von ihm prompt wieder eingelöst wurden; im übrigen trat Charnocks Vereinbarung mit Smiths & Atkinson in Wirksamkeit. Zum ersten Male geschah es bei dieser Gelegenheit in England, daß die Inhaber noch nicht fälliger Accepte eines bankerotten Geschäftshauses von diesem „bessere" Sicherheit verlangten, was Charnocks Vorsichtsmaßregel besonders notwendig machte.

Als die Hamburger Börse von Parish's forcierten Verkäufen hörte, beurteilte man ihn sehr streng und war überzeugt, er müsse doch unterliegen, da übertriebene Vorstellungen von seinen Verbindlichkeiten im Umlauf waren. Selbst Schuback war derselben Meinung. Parish ertrug alles geduldig. Das Wiegen und Abliefern so großer Warenmengen in kurzer Zeit war freilich eine rechte „Pferdearbeit". Doch alles wurde bezahlt, und innerhalb zweier Monate konnte er die Waren viel billiger zurückkaufen. Dann wurde er wegen seines geschäftlichen Blickes und wegen der Geschicklichkeit, mit der er sich aus solchen Schwierigkeiten befreit hatte, hoch gepriesen. Es war ein ganz neues Verfahren und ging auch im Umfange über alles hinaus, was man bis dahin an der Hamburger Börse gekannt hatte.

Aber noch waren Parish's Schwierigkeiten nicht zu Ende. Wie schon erwähnt, hatte er für die englische Regierung Korn gekauft und dagegen 40 000 £ auf ihren Faktor Scott zu trassieren. Er sah voraus, daß diese Tratten unter den obwaltenden Umständen in Hamburg nicht unterzubringen sein würden.

Deshalb setzte er Hope & Co. vertraulich seine Lage auseinander und erreichte von ihnen, daß sie ihm die Londoner Tratten gegen kurzfristige Wechsel auf Hamburg abnahmen. Auf solche Weise gelang es ihm, in der ganzen Krisis einen Bankbestand sich zu erhalten, der die täglichen Zahlungen stets um mindestens 400 000 Mark überstieg, obwohl an manchen Tagen mehr als das zu bezahlen war.

Ich begann, jetzt wieder frei zu atmen. An der Börse trug Möller seinen Kopf um drei Zoll höher. Zwar war noch viel von unseren Wechseln im Umlauf, aber da für Mittel zu ihrer Einlösung gesorgt war, machte ich mir keine weiteren Gedanken, sondern nahm meinen Stand mitten im dichten Gewühl unserer Juden ein. Die armen Burschen! Ihre Blicke hingen an mir, sie suchten meine Haltung zu enträtseln, hing doch das Schicksal der ganzen Sippschaft von meiner Solvenz ab. Einer fragte: „Was fordern Sie heute für Wechsel auf London?“ — Antwort: „Ich habe nichts zu trassieren.“ — „Haben Sie Diskonten abzugeben?“ — „Nein; wenn Sie mich gut bezahlen, will ich Diskonten *nehmen*.“ — Das richtete ihren Mut auf; sie steckten rasch ihre Köpfe zusammen und stellten mich auf die Probe; ich nahm tatsächlich eine Summe. Mein alter Freund Popert zeigte besonders lebhaftes Interesse; ich erklärte mich bereit, ihm 100 000 Mark meiner eigenen Accepte zu diskontieren; er ging erleichtert nach Hause und sandte mir nichts. — Bald konnte ich überhaupt meine Praxis wieder aufnehmen, meine eigenen Accepte zu diskontieren. Dies beruhigte die Börse vollkommen und wurde auch nach auswärts gemeldet, wo man überall den Hamburger Nachrichten über das Schicksal von Parish & Co. mit Sorge entgegensah. Hätte ich meine Zahlungen eingestellt, so wäre ein allgemeiner Zusammenbruch die Folge gewesen; so groß war die Menge der laufenden Wechsel auf und von Parish & Co. in allen Teilen der Welt. Dieser Papierverkehr ist wie ein Kartenhaus; zieht *eine* Karte fort, gleich stürzt das Ganze zusammen.

Parish hatte in dieser Zeit so schwer zu kämpfen, daß er seinen bedrängten Freunden nicht helfen konnte, nicht einmal Smiths & Atkinson, die ihm einen so wesentlichen Dienst geleistet hatten durch Aufnahme seiner Tratten auf Burton & Co. Ja, er sah sich in die traurige Notwendigkeit versetzt, seinerseits die Annahme von Tratten zu verweigern, welche Smiths & Atkinson, um sich Geld zu schaffen, im voraus, ehe die Burtonschen Wechsel fällig waren, auf ihn zogen. Nur die Notwendigkeit der Selbsterhaltung — so gesteht er frei und offen — konnte eine solche Undankbarkeit rechtfertigen. Sein Verlust bei Burton & Co. betrug 13 000 £, davon 5000 £ allein durch Verschlechterung des Hamburger Wechselkurses in Hamburg um über 10%, infolge der forcierten Trassierungen von Smiths & Atkinson auf Parish & Co.

Seine ungedeckte Forderung an Richard & Matthießen betrug 20 000 £. Freilich waren vier ihnen gehörige Schiffsladungen im Werte von 35 000 £ nach Hamburg unterwegs, aber nur die Hälfte davon war versichert, und falls den Schiffen etwas zustieß, hatte Parish den Verlust zu tragen. Auch hatten sie noch den Wert einer weiteren großen Ladung Zucker und Kaffee auf Parish trassiert; aber die Konnossemente dieser Ladung wollten nicht erscheinen. Richard & Co. versicherten Parish, wenn er sie weiter unterstützte, würden sie sich halten; er tat es im eigenen Interesse, wodurch indes sein Risiko und seine Verbindlichkeiten zunächst weiterwuchsen.

Noch viel schlimmer stand es mit Parish's Beziehungen zu dem schon bankerotten Hause G. & H. Brown in Liverpool. Vier Ladungen von ihnen im Werte von 40 000 £ waren für Parish unterwegs; deren Versicherung hatten sie teils selbst, teils ihre Londoner Freunde besorgt, die ebenfalls bankerott waren, und die Policen befanden sich vielleicht schon in anderen Händen, weshalb Parish befürchten mußte, daß im Falle des Verlustes der Schiffe nicht er die Versicherungssumme würde einkassieren können. Nun

waren gerade in dieser Zeit die französischen Kaper eifrig an der Arbeit, englische Schiffe zu nehmen, und tatsächlich befand sich eines der Schiffe zwei Tage lang in Kapers Händen. Wochenlang wußte Parish nichts von dem Schicksale der Schiffe. Aber schließlich langten sie sämtlich wohlbehalten in Hamburg an. Er betrachtete dies stets als einen der größten Glücksfälle seiner ganzen kaufmännischen Laufbahn, zog aber aus dem Vorkommnis die Lehre, daß man bei Krediterteilung gegen Konnossement die Versicherung stets selbst besorgen oder durch zuverlässige, unbeteiligte Vertreter besorgen lassen müsse.

Bei dem Brownschen Konkurse wäre Parish durch eine „Absurdität" des englischen Rechtes fast noch schwerer geschädigt worden, als es ohnehin der Fall war. Das englische Konkursrecht ließ nämlich damals Ansprüche an eine Konkursmasse nicht gelten, wenn sie aus Wechseln herrührten, die erst nach dem Zeitpunkte der Konkurseröffnung fällig wurden. Nun verfiel ein großer Teil der Brownschen Tratten auf Parish, die er bereits acceptiert hatte, erst später, weshalb die Konkursverwaltung seine Ansprüche zurückwies. Glücklicherweise blieben die Inhaber der bankerotten Firma persönlich haftbar, und als einer von ihnen nach Beendigung des Konkurses in Hamburg wieder Geschäfte machte, konnte Parish ihn fassen.

Parish knüpft daran in seinen Erinnerungen ganz interessante Betrachtungen über den Zweck jenes Rechtsatzes und über die aus ihm tatsächlich hervorgehenden Folgen. Als einzigen vernünftigen Zweck, so sagt er, könne man den anführen, die Entstehung von Schwindelwechseln für spekulative Umsätze zu verhindern, auf Grundlage eines Ausspruches von Lord Thurlow, welcher lautet: „Niemand soll einen Wechsel acceptieren, der den Gegenwert nicht in Händen hat." Parish erkennt die relative Berechtigung dieses Standpunktes an, weist aber demgegenüber hin auf die unbedingte Notwendigkeit des Kredits im kaufmännischen Verkehr, auf die gewaltige Erleichterung des Handels durch den Wechselverkehr, auf die krasse Ungerechtigkeit, welche entsteht, wenn das Gesetz diese Verkehrsbedürfnisse ignoriert:

Manche Länder, welche überseeische Rohprodukte beziehen, unterhalten mit deren Herkunftsländern keinen direkten Wechselverkehr, weshalb ein englischer Zwischenplatz verwendet werden muß, auf den der überseeische Verfrachter zu trassieren hat. Der Engländer zieht dann seinerseits auf den Kaufmann des endgültigen Bestimmungslandes, und dieser acceptiert die Tratten. Die Waren fallen zunächst in die Hände des Engländers und, wenn dieser bankerott wird, in die seiner Gläubiger, während der vertrauensvolle fremde Kaufmann nicht nur mit seinen Ansprüchen an die Masse abgewiesen wird, sondern ihm noch obendrein gesagt wird, er hätte sich eben vorsehen und keinen Wechsel acceptieren sollen, ohne den Wert vorher erhalten zu haben!

Das ist sicherlich höchst ungerecht und unzweckmäßig, aber die besondere Gefährlichkeit übergroßer Kredite durch Acceptierung von Wechseln bleibt eben doch bestehen, und noch jetzt ist z. B. die Frage offen, inwieweit Banken die Krediterteilung in dieser Gestalt gestattet werden sollte.

Doch zurück zu der Krisis von 1793. Erst als die Schiffe mit den westindischen Gütern sicher in Hamburg angelangt waren, konnte Parish sich als gerettet ansehen.

Seine Stimmung während des kritischen Märzmonats schildert er folgendermaßen:

Wenn damals jemand zu mir gesagt hätte: „John, hier sind 100 000 Mark; laß mich dein Fuhrwerk ziehen" — mit Freuden hätte ich mein Haus in der Deichstraße verlassen.

Er hatte eben zu viel auf sich genommen und war weit über seine Kräfte hinausgegangen.

Trotz meiner forcierten Massenverkäufe schwollen meine Warenvorräte infolge der täglich aufs neue anlangenden Ladungen derart an, daß ich in Hamburg 85 Speicherböden mit ihnen anfüllte und, weil ich schließlich keinen Raum mehr fand, viele Ladungen nach Altona gehen lassen mußte. Dieses eine Mal in meinem Leben fühlte ich, daß ich mehr Geschäfte hatte als ich wünschte und gehörig leiten konnte. Ich mußte etwas von meinen Vorräten anderen Häusern zum Verkauf übergeben, wobei mich auch die Erwägung mitbestimmte, daß meine Vorschüsse auf Konsignationen alle mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel überstiegen, weshalb ich einen Teil des Verdienstes anderen zu gute kommen ließ, um nur einen Teil meiner Vorschüsse wiederzuerlangen. Es kostete mich große Überwindung, nicht wegen des mir entgehenden Verdienstes, sondern weil ich nur schwer mich davon überzeugte, daß ich meine Kräfte nicht richtig taxiert hatte. Die Last war eben eine zu große, wie folgende Zusammenstellung meiner Verbindlichkeiten zeigt:

1. Konsignationen in Höhe von 5 Millionen Mark Banko = 400 000 £
2. Wechselbestand . . . . . 100 000 „
3. Ausstände in der Stadt . . . . . 80 000 „
4. Notleidende Tratten auf meine Bankiers . . . . . 75 000 „
5. Geldwechsel auf andere Häuser, welche nicht erneuert werden konnten . . . . . 50 000 „

Das waren zusammen über 700 000 £ oder fast 8 Millionen Mark Banko, gegenüber einem eigenen Kapital von etwas über einer halben Million Mark. Es gehörte in der Tat einiges Geschick dazu, um diesem Unwetter zu widerstehen.

Eigentliche Liebesdienste zu erwarten, wie Parish sie seinen Nachbarn in solchen Notlagen manchmal erwies, kam ihm damals nicht in den Sinn; die Bresche war zu groß, um durch derartige Mittel ausgefüllt werden zu können. Doch teilt er in seinen Erinnerungen nicht ohne Bewegung mit, daß er in dieser Krisis unter den Hamburgern wenigstens einen völlig uneigennützigen Freund gefunden habe: ein Mann, mit dem er in keiner Verbindung stand, stellte aus freiem Antriebe, bedingungslos und ohne Sicherheit, 30 000 Mark Banko zu seiner Verfügung. Anderseits kündigte keiner seiner Schuldscheingläubiger ein Guthaben, außer einer Witwe, der er ihre Forderung von 10 000 Mark sofort, ohne den Ablauf der sechswöchentlichen Kündigungsfrist abzuwarten, zurückzahlte.

Die Schlußeindrücke und Lehren der Krisis leitet Parish wieder ein mit einer Fülle seiner beliebten nautischen Bilder:

Ich mußte mir sagen: „John, du hättest die Ladefähigkeit deines Fahrzeuges besser kennen sollen; dieses Mal hast du es überladen." In der Tat lag es seit einiger Zeit ganz auf der Seite, mußte durch Auswerfen eines Teiles der Ladung aufgerichtet und sein zerfetztes Takelwerk mußte gespleißt werden. Dann wendete ich das Schiff wieder nach dem Winde und ließ es windwärts segeln; es kam vorwärts, und gegen Jahresschluß sahen wir „Land voraus"; ich ließ beidrehen und ein Boot aussetzen, worauf ich langsam folgte, indem ich das Senkblei laufen ließ,

da ich noch Korallenriffe in meinem Kurse befürchtete; doch ich entging ihnen; endlich, am 31. Dezember, lief ich in den Hafen ein, vollständig vom Lande eingeschlossen. Ich ließ den Anker fallen, ging in die Kajüte und dankte dem Allmächtigen, der meine Barke so wunderbar beschützt hatte, inmitten aller der Untiefen, auf denen sie im Laufe dieser Jahresreise wiederholt fast gescheitert wäre. Die Küste aber nannte ich „Fortuna-Strand" (Point fortunate). Ich gab meinen Leuten einen Feiertag und verteilte an sie Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die wertvollen Dienste, welche sie mir geleistet haben. Dann setzte ich mich nieder zum Rechnen! Ich berechnete die Reisekosten und die Abnutzung des Schiffes, schätzte die Havereien, deren Tragweite ich noch nicht genau ermessen konnte, und fand schließlich, daß, obwohl ich 20000 £ Fracht eingenommen hatte, ich davon doch nicht mehr als 4000 £ als verdient betrachten durfte, und selbst das nur, um sagen zu können, daß ich nicht in meinen Verhältnissen zurückgekommen war auf dieser gefährlichen, mühseligen Reise. Meinen Nachfolgern aber möchte ich empfehlen, einen so verzweifelten Kurs ganz zu vermeiden.

Die eigentliche Selbstkritik liefert Parish wieder in der Form eines Zwiegespräches mit seiner Tochter Henny. Nur ein Auszug daraus kann hier gegeben werden:

Sicherlich — so beginnt die Tochter ihn zu katechisieren — sicherlich, alter Herr, müßt Ihr jetzt irgend etwas zu Eurer Verteidigung sagen und nicht immer nur, als eigentliche Ursache solcher schlimmen Dinge, Eure wunderbare Fähigkeit, allen möglichen Gefahren zu entgehen, ausposaunen.

Eindringlich führt sie ihm dann zu Gemüte, ein wie ansehnliches Vermögen er doch schon vor der Krisis besessen, und wie es ihm freigestanden hätte, sich auf weitem Gebiete die besten Geschäfte auszusuchen, die gefährlicheren zurückzuweisen; daß er kurz zuvor erst den Klauen des Todes entronnen sei und noch am Ende des Jahres 1792 unter den Nachwirkungen der Krankheit zu leiden gehabt, daß er überdies bei seinen fünfzig Jahren bereits, ebenso wie seine Familie, das Bedürfnis empfunden hätte, Körper und Geist auszuruhen; „was veranlaßte Euch also, so extravagante Unternehmungen anzufassen?"

Dies alles — antwortet der Vater kleinlaut — ist sehr wahr; ich sehe es jetzt und ich fühlte es noch stärker in den kritischen Märztagen des Jahres 1793; ich weiß auch jetzt nur zu sagen, daß Ehrgeiz die einzige Ursache war, der Wunsch, ein Millionär zu werden, mein Haus ein Stockwerk höher zu bauen als meine Nachbarn! Dies zwang mich, die gebahnten Wege zu verlassen, die mir zu eng erschienen für den gewaltigen Flug, den ich vorhatte! Es war die Erkundung eines neuen Gestades, ganz verschieden von bisherigen, weit größer als alles, was unter Hamburger Flagge versucht worden war. — Mein Kredit war groß; ich hatte das Vertrauen unserer Geldleute gewonnen; unter unseren Geldjuden galt ich als „ein Paragon". Ich selbst hielt mich für fähig, solche Unternehmungen auszuführen. Aber ich hatte meinen Kredit überschätzt und entdeckte das erst, als es zu spät war. Darin lag ein Mangel an Urteilsfähigkeit, die Hauptursache aller Schwierigkeiten. die den Menschen auf ihren Lebenswegen begegnen.

Dieser geistige Defekt kommt uns nur durch Erfahrung zum Bewußtsein. Gut ist es nur, wenn er nicht mit Eigensinn gepaart ist. Glücklicherweise brauchte ich mich dessen wenigstens nicht anzuklagen. Niemand erkennt leichter seinen Irrtum; aber niemand ist auch mehr der Gefahr ausgesetzt, das nächste Mal wieder in die gleiche Grube zu fallen.

Wir dürfen hinzufügen; Niemand war besser geeignet als John Parish, aus solchen schlimmen Lagen einen rettenden Ausweg zu entdecken! Und diese außerordentliche Fähigkeit wurde an der Hamburger Börse allgemein bewundert. Noch lange sprach man dort von den Ereignissen des Jahres 1793. Parish selbst aber dachte an sie nur mit einer Empfindung zurück, die gemischt war aus Schrecken und Dank gegenüber der Vorsehung, die ihn aus diesem Irrgarten gerettet hatte. Als er sich einige Jahre später vom Geschäfte zurückzog, betrachtete er die Krisis von 1793 als die letzte seines Lebens:

Mein Fahrzeug liegt ja jetzt auf dem Lande. Wenn die Jahreszahl „drei" wieder erscheint und ich dann noch lebe, wird sie auf mich persönlich wohl nur geringen Einfluß ausüben können.

Noch eine kurze Betrachtung über die Krisis von 1793, vom Standpunkte der Gegenwart aus angestellt, aber anknüpfend an einige Bemerkungen Parish's: er hebt die raschen Umsätze des Hamburger Platzes hervor, den kurzen Kredit, den man dort den Käufern nur einräumte, gegenüber der langen Frist bis zum Verfall der Tratten, welche seine Auftraggeber auf ihn zogen, die Größe des ihm zur Verfügung stehenden Kapitals und die noch weit bedeutenderen Hilfsmittel, die er durch seine auswärtigen Geschäftsfreunde im Notfalle zu erlangen hoffen durfte. Alles dies, so meint er, mußte ihn bestärken in dem Glauben, es gäbe nichts, was das Haus Parish nicht unternehmen könne. Dies klingt sehr plausibel, und wenn er heutzutage lebte, so würde er sich auch schwerlich darin getäuscht haben; aber zu *jener* Zeit war eben noch

1. nicht nur, wie wir schon wissen, der Hamburger Wechselmarkt, sondern auch der Hamburger *Warenmarkt* zu klein für derartige Unternehmungen, und

2. gab es dort noch keine eigentliche Organisation für die rasche Erlangung großer *Bankkredite*; denn die berühmte „Hamburger Bank" war keine Kredit-, sondern nur eine Zahlungsbank, und sonstige Banken gab es nicht; das Bankgeschäft lag noch, ebenso wie der Verkehr in ausländischen Wechseln, zum großen Teil in den Händen der Juden. Das änderte sich erst in den folgenden Jahren.

VIII.

Das Jahr 1794 brachte einen glänzenden Aufschwung des Geschäfts ohne gefährliche Zwischenfälle. Der Gewinn des Jahres war enorm: er belief sich auf nicht weniger als 582 000 Mark Banko:

Diesen ganzen Betrag auf die Kapitalkonten zu nehmen, erschien mir gefährlich; dadurch wären leicht Schwindelgedanken (giddy ideas) entstanden. Ich hatte derartiges nie erlebt und befürchtete daher, mir den Magen zu überladen, Verdauungsbeschwerden zu veranlassen. So nahm ich denn nur 300 000 Mark auf die Kapitalkonten von Möller und mir, während ich den Rest von 282 000 Mark unserem „Reservekorps, Madame Delcredere", hinzufügte. Als die Bücher abgeschlossen wurden, ergab sich ein Geschäftskapital von 827 000 Mark Banko. Soli Deo gloria.

Aus der Tätigkeit dieses gewinnreichen Jahres 1794 greift Parish nur *ein* Geschäft als besonders denkwürdig heraus, jene schon erwähnte Übermittlung englischer Subsidien an Preußen gemäß dem Haager Vertrage

vom 19. April 1794. Parish stand den Ereignissen, welche auf diesen Vertrag folgten, so nahe, daß sein Bericht wohl auch für die Geschichtschreibung von Wert ist[1]).

Die zum Kriege gegen die französische Revolution geschlossene Koalition von 1792 befand sich zu Anfang des Jahres 1794 bereits in der Auflösung, weil Preußen, schwerer finanzieller Bedrängnis wegen, sich außer stande sah, den Kampf fortzusetzen. Die Unentbehrlichkeit des preußischen Heeres veranlaßte die Seemächte, Preußen für die Mobilisierung von 62 400 Mann 300 000 £ als einmalige Zahlung, sowie monatlich weitere 50 000 £ als Subsidie und 100 000 £ als Verpflegungszuschuß zu versprechen, wogegen die preußischen Heere, nach einem militärischen Einverständnisse mit den Seemächten, dort verwendet werden sollten, wo es in deren Interessen am angemessensten erschien. Dieser für Preußen wenig rühmliche Vertrag hatte einen noch unrühmlicheren Ausgang: Auf beiden Seiten waren von Anfang an noch Mißtrauen und Unlust stark vertreten. Die Auszahlung der Subsidien verzögerte sich eine Zeitlang, aus Gründen, auf die zurückzukommen ist. Die Preußen, von polnischen Sorgen bedrängt, verloren bald die Lust, den Vertrag auszuführen. Sie ließen sich zwar über eine Million Pfund Sterling auszahlen, stellten aber nicht die vertragsmäßig zugesicherte Truppenzahl und weigerten sich, nach dem Verlangen der Seemächte die Niederlande zu besetzen; vielmehr blieben sie untätig am Mittelrhein stehen, während die Franzosen Belgien eroberten und schließlich sogar den Rhein überschritten. Darauf stellten die Engländer ihre Subsidienzahlungen ein, was Preußen den erwünschten Anlaß gab, einen Sonderfrieden mit Frankreich abzuschließen. Die unmittelbare Folge war, daß auch Holland an die Franzosen verloren ging.

So viel von den politischen Ereignissen. Für uns hier sind die Subsidien-Zahlungen selbst und die sie begleitenden wirtschaftlichen Umstände von größerer Bedeutung. Wenn man Parish's Angaben mit den allerdings zum Teil unklaren Mitteilungen nationalökonomischer Schriftsteller und mit sonstigen Materialien kombiniert, so ergibt sich folgendes[2]):

Im Haager Vertrage wurde abgemacht, daß die Subsidien in Berlin und zwar in Gold zum Kurse von 6 Reichstalern für 1 Pfund Sterling bezahlt werden sollten. Dieser Zahlungsmodus war für England sehr ungünstig. Parish sagt darüber:

Hier lag ein großer Mangel an kaufmännischer Einsicht vor bei unserem Freunde Pitt. Der vereinbarte Wechselkurs war zu hoch, und daß Gold gezahlt werden mußte, erhöhte den Schaden; denn Gold war damals in England sehr knapp, Silber dagegen reichlich vorhanden. In Preußen war Silber allgemeines

[1]) Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Bd. I. — Oncken, Zeitalter der Revolution. Bd. I. — Diaries of James Harris, Earl of Malmesbury. Bd. III. — The Fortescue Papers. Bd. II.

[2]) Vgl. Büschs Schriften (Wiener Ausgabe). Bd. VII, S. 158 ff., 247 ff., 333 ff.; Bd. VIII, S. 427 ff. — Macleod, Theory and practice of banking, 4th ed. I, 518 ff. Daneben benutzte ich namentlich noch Akten des Königl. Geheimen Staatsarchives Berlin. R. XI. 73 Conv. 163—165.

Zahlungsmittel. Hätte man Zahlung in diesem Metalle stipuliert, so würde England 3½—4 % gewonnen haben, während es jetzt tatsächlich ganz bedeutende Verluste erleiden mußte. Die Subsidien, die größten, welche je einer fremden Macht gewährt worden sind, mußten sogar durch unsere Kriegsschiffe nach Hamburg gesandt und von dort auf Kosten Englands nach Berlin geschafft werden, was überdies noch eine doppelte Provision in London und Hamburg erforderte. Wie englische Minister sich in solchem Grade von dem preußischen Finanzminister Struensee, der sich den Zahlungsmodus ausgedacht hatte, übervorteilen lassen konnten, ist mir unbegreiflich. Hätte England den Betrag in London zur Verfügung der preußischen Regierung gestellt, würde diese „Nein" gesagt haben? Gewiß nicht. Preußen hätte auf London trassieren oder dort Rimessen beschaffen können, ohne großen Verlust zu erleiden. Statt dessen gelang es dem schlauen Fuchs im preußischen Finanzministerium, England enormen Schaden zuzufügen, und hätte ich ihn nicht vor Auszahlung des Geldes dazu gebracht, ein festes Verhältnis zwischen Gold und Silber anzunehmen, so wäre der Verlust noch viel größer geworden.

Hier tut Parish dem Minister Struensee zu viel Ehre an: auf die Art der Stipulation im Haager Vertrage hatte er vermutlich gar keinen Einfluß, und jedenfalls wurde die Art der Zahlung ohne sein Zutun in London bestimmt; er wünschte sogar anfangs einen anderen Zahlungsmodus und suchte zu dem Zwecke, unter Ausschluß aller Vermittler, direkt mit der englischen Finanzverwaltung anzuknüpfen. Diese hatte aber schon die Übermittlung der Subsidien dem großen Hause Harman, Hoare & Co. in London übertragen, und dasselbe hatte Parish beauftragt, in Hamburg dies Geschäft zu besorgen. Bald erkannte Struensee freilich, daß der in London gewählte Zahlungsmodus für Preußen sehr günstig war. Aber warum hatte man ihn in London gewählt? Das läßt sich aus den überlieferten Tatsachen nur mutmaßen. Fest steht folgendes:

In England herrschte Knappheit an Gold, dem allgemeinen Zahlungsmittel. Es waren gerade große Zahlungen an das Ausland zu leisten, namentlich für eine Kriegsanleihe, die Kaiser Leopold II. bei Boyd, Benfield & Co. in London unter Garantie der englischen Regierung aufnahm, — ein damals in England völlig unerhörtes Ereignis. Dazu kamen nun die preußischen Subsidien. Die öffentliche Meinung war teilweise sehr gegen solche „Vergeudung britischen Goldes an das Ausland" eingenommen; Fox donnerte dagegen im Parlament. Der Wechselkurs fiel schon, als das Schatzamt nur 40 000 £ Wechsel auf das Ausland kaufte, um 2 % und im ganzen während des Maimonats um 5 %, was die öffentliche Meinung noch mehr erregte. Daher wußte man im Schatzamt wochenlang nicht, was beginnen, und Preußen wurde schließlich sehr ungeduldig.

Silber hatte man in England im Überfluß, namentlich spanische Piaster. So lag es denn nahe, diese in natura nach Deutschland zu schicken; wenigstens wurde dadurch ein weiterer Rückgang des Wechselkurses vermindert, und tatsächlich erholte er sich unmittelbar nach Abgang der ersten Silbersendung.

Am 7. Juni gingen endlich die beiden Fregatten „Syren" und „Active" mit 467 Fässern voll Silber im Werte von 60 000 £ nach Hamburg, wo sie am 15. Juni eintrafen. Parish überlieferte sie dem mit der Empfangnahme

beauftragten preußischen Major von Goechhausen, der einen Teil durch das Hamburger Haus Ohmann & Co. bei der Hamburger Bank deponieren ließ, während der Rest unter militärischer Eskorte in zwei Elbjachten nach Berlin abging und dort Mitte Juli eintraf. Es ist recht gut, daß man sich in einem solchen Falle einmal klar macht, wie groß die Schwierigkeiten derartiger Geldsendungen von Land zu Land noch um diese Zeit waren. Weitere bedeutende Schwierigkeiten und Kosten entstanden dann noch bei Verwertung der gesandten spanischen Piaster.

Parish berechnet, daß die englische Regierung bei den 720 000 £, welche auf solche Weise über Hamburg versandt wurden, volle 3 % oder etwa 126 000 Taler verlor. Dagegen ergab sich bei 50 000 £, welche in Hamburg auf London trassiert und deren Wert in Friedrichsdor zum vertragsmäßig festgesetzten Kurse nach Berlin remittiert wurde, nur ein ganz geringer Verlust. Und bei denjenigen Piastern, welche Parish an die Hamburger Bank verkaufte, und deren Wert er dann gleichfalls in goldenen Friedrichsdor nach Berlin sandte, stellte sich sogar ein ansehnlicher Gewinn heraus, weil in Hamburg damals das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber für ersteres Metall weit ungünstiger stand als in England. Er berechnet, daß, wenn man durchweg so verfahren wäre, die englische Regierung nicht weniger als 30 000 £ gespart haben würde. Parish schließt daran eine längere, gründliche Belehrung über die in Preußen, Hamburg und England damals herrschenden Währungssysteme, eine Belehrung, die hier nicht wiedergegeben werden kann. Er war offenbar wesentlich besser unterrichtet als Regierung und Handelswelt in England, deren mangelhafte Kenntnisse auf diesem Gebiete auch Büsch einige Jahre später scharf kritisierte.

IX.

Im Jahre 1795 begannen die letzten großen Unternehmungen John Parish's, Unternehmungen von eigenartiger Bedeutung, welche wieder mit den Weltereignissen im Zusammenhange standen.

Der Winter von 1794 auf 1795 war der härteste, den Europa seit langer Zeit erlebt hatte. Um Weihnachten war das Eis der Unterelbe schon tragfähig. Bald darauf hörte der Schiffsverkehr und damit auch der Postverkehr zwischen England und dem ganzen Festlande auf, eine Stockung, welche volle sieben Wochen dauerte. Dieser unerhörte Frost hatte weittragende politische Folgen.

Nach dem Rückzuge der Preußen vom Rheine blieb der Schutz Hollands gegen die Franzosen in erster Linie, wie seit alters, dem Wasser überlassen, während die englischen und kaiserlichen Truppen sich auf die Bewachung der Übergänge beschränkten. Aber als der Frost zunahm, drangen die Franzosen unter Pichegru plötzlich über das Eis bis Amsterdam vor, wurden von der ihnen günstig gesinnten „Patriotenpartei" mit offenen Armen aufgenommen und machten sich zu Herren des Landes.

Die englischen und hannoverschen Truppen mußten sich eilig ins Hannoversche zurückziehen, wobei sie alle ihre Magazine, ihre Hospitäler und

den größten Teil ihrer Artillerie im Stich ließen und durch Kälte und Hunger schreckliche Verluste erlitten. Endlich langten sie in der Gegend von Osnabrück an, wo das Hauptquartier bis zum Schlusse der Eissperre blieb. Der englische Generalintendant verfügte dort über keine Mittel zur Verpflegung der Truppen und war von seinem Amsterdamer Bankier, dem er bedeutende Wechsel auf das Schatzamt verkauft hatte, abgeschnitten. Er knüpfte daher mit Hamburg an, das ja damals überhaupt die Erbschaft Amsterdams antrat, und zwar ließ er den englischen Konsul in Hamburg Hanbury fragen, ob dieser ihm Wechsel auf London abnehmen könne. Als Hanbury das bejahte, erhielt er 50 000 £ solcher Wechsel und die Mitteilung, daß wöchentlich wenigstens weitere 35 000 £ folgen würden; zunächst sei ein sofortiger Goldtransport abzufertigen.

Der Generalintendant wußte nicht, daß Hanburys Kräfte für ein Geschäft von solchem Umfange bei weitem nicht ausreichten. Man hielt England für verloren und die Wechsel für wertlos. Niemand wollte sie nehmen. Hanbury bot sie unter dem Tageskurse aus, was die Lage noch verschlimmerte. Nach Verlauf von vierzehn Tagen wandte er sich endlich an Parish und bot diesem an, das Geschäft gemeinsam durchzuführen. Da die Provision 1 % betrug, also für beide ausreichte, nahm Parish das Anerbieten an und zahlte sofort 50 000 Louisdor, mit denen Hanbury persönlich nach Osnabrück reiste, während Parish den Wechselverkauf und die Goldbeschaffung organisierte. Bis zum Ende der Eissperre hatte er bereits über 50 000 £ Tratten auf das Schatzamt verkauft, — für damalige Zeit ein ganz ungeheurer Betrag, welcher deutlich erweist, wie sehr die Aufnahmefähigkeit des hamburgischen Wechselmarktes sich um jene Zeit besserte. Parish hatte aber auch allen Anlaß, sich selbst einen bedeutenden Teil des Verdienstes an dem Erfolge zuzuschreiben:

Es war ein großer Beweis von Vertrauen auf seiten unserer Börse, nicht so sehr in meine Zahlungsfähigkeit — denn welches Vermögen hätte für ein solches Engagement ausgereicht? — als vielmehr in meine Urteilsfähigkeit! Dieselben Wechsel, über die man einige Wochen vorher die Nase gerümpft hatte, wurden jetzt bar bezahlt, weil ich auf ihre Rückseite meinen Namen gesetzt hatte.

Die Geldbedürfnisse der englischen Truppen wuchsen immer mehr an; so kaufte Parish alle in Hamburg lagernden kaiserlichen Mehl- und Kornvorräte für 120 000 £, wobei 2 % Provision verdient wurde. Es kam häufig vor, daß er an einem einzigen Tage 100 000 £ Tratten auf das englische Schatzamt anbrachte, ganz abgesehen von seinen sonstigen Umsätzen, die auch nicht gerade klein waren.

Am Jahresschluß ergab sich, daß Parish's Gesamtverkäufe von Wechseln auf das Schatzamt die unerhörte Höhe von 2 300 000 £ erreicht hatten, also fast 50 Millionen Mark heutiger Reichswährung, ohne Berücksichtigung der seitdem eingetretenen bedeutenden Verringerung des Geldwertes.

Parish und Hanbury verdienten dabei zusammen das runde Sümmchen von 23 000 £. Für Hanbury bedeutete dies den Erwerb eines Vermögens und großen Kredits: „Ich hoffe," sagt Parish, „er wird seine Position behaupten, in welchem Falle ich den Anteil, der ihm an diesem glänzenden Geschäfte zu-

gefallen ist, nicht bedauern werde." Für Parish aber hatten die bewegten Vorgänge des Jahres 1795 noch ein langes Nachspiel: seine Truppentransportgeschäfte und die Streitigkeiten, die aus ihnen hervorgingen.

Die Eissperre des Winters 1794/95 nahm um die Mitte des März schließlich ein Ende. Auf einmal kamen dreizehn englische Posten an. Allein Parish's Teil daran füllte einen großen Sack, und es erforderte drei volle Tage, diese Menge Briefe zu lesen; zum ersten Male in seinem Leben, so gesteht er, verlor er fast den Kopf ob der Sturzwellen von Geschäften, die ihn so plötzlich überschwemmten; doch auch das ging vorüber, und das Geschäft hatte gerade sein gewohntes Aussehen wieder gewonnen. Da schlug ihm Kapitän Popham, ein nach dem Festlande gesandter Beamter der englischen Regierung, vor, den Transport der noch auf dem Festlande befindlichen britischen Kavallerie nach Irland zu übernehmen.

Damit war ein hohes Risiko verknüpft; denn sobald die zu dem Zwecke von Parish gecharterten Schiffe unter den Befehl britischer Offiziere gestellt waren, hatten diese über ihre Bestimmung zu entscheiden, und Parish glaubte zuerst fest, die Truppen sollten nicht nach Irland geschafft, sondern an der französischen Küste gelandet werden, was auch tatsächlich eine Zeitlang beabsichtigt gewesen zu sein scheint. Dann hätte Parish den Schiffseigentümern für den Wert der Schiffe aufkommen müssen. Er vertraute aber, daß ihn die Regierung seines Heimatlandes in diesem Falle schadlos halten würde:

Wurde ich dabei geleitet vom Patriotismus oder vom Selbstinteresse, liebe Henny? Ich vermute, es war eine Mischung von beidem. Meine Dienste wurden in Anspruch genommen in einem Zeitpunkte, als niemand sonst zur Stelle war, der solche Geschäfte hätte übernehmen können oder wollen. Als ich dies einmal getan hatte, wurde es für mich Ehrensache, den Zweck zu erreichen, und ich begann sehr bald, mich ausschließlich als Vertreter der Regierung zu fühlen. Der Amtseifer (the enthusiasm of office) drängte die geschäftliche Vorsicht etwas beiseite, und ich war bestrebt, das Unternehmen mehr nach den Zwecken der Regierung als gemäß den Vorteilen, welche die Natur des Geschäfts mir selbst in sichere Aussicht stellte, zu dirigieren. Das Unternehmen schmeichelte eben meiner Eitelkeit, die „des Alten Kopf" fast verdrehte.

Ich bezweifle, ob je eine so feine Beobachtung der Wirksamkeit kollidierender geschäftlicher und ungeschäftlicher Motive angestellt worden ist. Übrigens erwiesen sich Parish's heimliche Sorgen als unbegründet: die Truppen wurden tatsächlich nach Irland geschafft, und zwar mit 27 Schiffen von zusammen 5346 Last Tragfähigkeit, die Parish zu dem Zweck charterte; er verdiente dabei etwa 15 000 £.

Die erfolgreiche Durchführung dieses Unternehmens erzeugte den weiteren Vorschlag, Parish möge monatsweise Transportschiffe mieten, um die fremden Hilfstruppen in englischen Diensten nebst den erforderlichen Vorräten u. s. w. nach Westindien zu schaffen. Parish versuchte, zu dem Zwecke Schiffe in Hamburg oder auswärts zu chartern, doch vergebens. Deshalb sah er sich, in

Anbetracht der günstigen Bedingungen, veranlaßt, Schiffe zu kaufen und sie an die englische Regierung zu vermieten. Er hoffte, dies würde den ängstlichen Schiffseigentümern Mut machen, ihm die dann noch nötigen Fahrzeuge mietweise zu überlassen. Schiffsraum war damals so knapp, daß die englische Regierung den eigenen Untertanen 30 sh. Fracht p. ton anbieten mußte, um sie zur Teilnahme an dem Transportgeschäfte anzureizen. Parish erhielt für jede Last monatlich 36 sh.; auch wurde ihm Beschäftigung auf sechs Monate garantiert und für vier gleich im voraus Zahlung geleistet.

Parish hatte gerade mit seinen Schiffskäufen angefangen, als ihm der hamburgische Senat mitteilte, seine Schiffe würden keine Pässe erhalten, somit auch nicht berechtigt sein, die hamburgische Flagge zu führen, und zugleich die Befürchtung äußerte, das Unternehmen könnte vielleicht die Neutralität der Stadt gefährden. Doch Parish ließ sich dadurch nicht beirren. Binnen einem Monate lag eine Flotte von 16 starken Schiffen und 3780 Last zum Auslaufen bereit. Er hatte dafür 960000 Mark Banko aufgewendet. Seine Kalkulation war die folgende:

Er erwartete pro Last und Monat 36 sh. (englisch) Frachteinnahme, nebst 15 % Kapplaken[1]), was zusammen 7879 £ Einnahme monatlich ausmachte. Dagegen erforderte die Bemannung im gleichen Zeitraume (16 Kapitäne zu je 10 ½ £, 16 Maate zu 5 £, 34 Offiziere zu 4 £, 300 Matrosen zu 3 £) 1304 £, die Verpflegung dieser 366 Mann zu 1 sh. täglich 449 £, Kapplaken für den Kapitän 340 £, Versicherung (1⅓ % monatlich von 50400 £) 672 £, so daß die gesamten Monatskosten auf 2765 £ und der Reinertrag auf 5114 £ veranschlagt werden konnte. Parish rechnete auf acht Monate Beschäftigung für seine Schiffe und erhoffte, unter Berücksichtigung von Abnutzung der Schiffe, einen Reinertrag von 27000 £ im ganzen.

Zunächst ging seine Erwartung in Erfüllung, daß sein Vorgehen die Schiffseigentümer zur Nachfolge ermutigen werde: der Transportagent verfügte schließlich über 70 Schiffe von 15142 Last, deren Flaggen alle Farben des Regenbogens aufwiesen, und auf welche die Anzahlung für vier Monate über 100000 £ betrug.

Die Einschiffung der Truppen und Vorräte fand teils in Stade statt, teils bei Nienstedten. An letzterem Orte wurde namentlich das Regiment Löwenstein, 900 Mann stark, in fünf von Parish's besten Schiffen aufgenommen:

Es war ein neuer Anblick für diesen Teil der Welt. Sollte sich Ähnliches wiederholen, so müßte man die Einschiffung durch Kriegsfahrzeuge überwachen lassen. Deren Fehlen hätte fast ernsthafte Folgen, vielleicht den Verlust des ganzen Korps nach sich gezogen. Unter den Leuten brach eine Meuterei aus. Sie zwangen alle meine Kapitäne nebst dem Transportagenten zur Flucht, und erst Kapitän Popham gelang es, sie zu beruhigen. Glücklicherweise war am folgenden Tage der Wind günstig, so daß sie sich bald mit der übrigen Flotte vereinigen konnten. Im September segelte diese unter Convoi mehrerer Fregatten ab, kam aber nur bis Glückstadt, wo sie durch konträre Winde neun Wochen aufgehalten wurde.

---

[1]) Eigentlich nur der Gewinnanteil des Kapitäns, hier ein dem Reeder größtenteils zu gute kommender Zuschlag zur Fracht.

Dann segelte die Flotte ab und langte ohne weitere Zwischenfälle in Westindien an. Damit hatte Parish seine Aufgabe gelöst, der „Transport-Board“ dagegen, die englische Behörde, welche ihm Zahlung zu leisten hatte, tat das nur teilweise; das Übrige wurde einbehalten. Ehe wir aber diese leidige Sache, die Parish noch viel zu schaffen machen sollte, weiterverfolgen, sei zunächst das Ergebnis des Jahres 1795 mitgeteilt.

Es war das glänzendste Jahr, welches Parish je erlebt hatte. Der ganze Reinertrag betrug nicht weniger als 1 365 317 Mark Banko, derjenige aus den Truppentransporten allein 408 207 Mark; da dieser letztere aber noch nicht vor allen Zwischenfällen geborgen war, so wurde er nicht verteilt, sondern als Reservefonds beiseitegesetzt und auch von dem übrigen Gewinne ein Teil als Delcrederefonds, zur Deckung etwaiger Verluste aus laufenden Verbindlichkeiten. Es ist amüsant, wie Parish diese Maßnahmen begründet, wobei vorauszuschicken ist, daß er damals schon mitten in der Ausführung seiner Absicht begriffen war, sich vom Geschäft zurückzuziehen:

Das „Reservekorps“ sollte meinen Rückzug gegen etwaige schwere Angriffe decken; denn selten findet ein Rückzug statt ohne solche Verluste durch wachsame Feinde. Aber auch den Rest wagte ich nicht ganz zu verteilen. In einem Winkel stand meine geliebte Madame Delcredere; ich schaute sie an; sie lächelte zwar, dennoch dachte ich, sie möchte wohl etwas mehr Zuschuß brauchen für den harten Kampf des folgenden Jahres. Sie hielt mir ihre Börse hin und fragte mich: „Wird dies genügen, um Euch über den Berg zu helfen?“ — „Was ist darin?“ fragte ich zurück. — „Meine Ersparnisse, lieber Herr, seit der Zeit, daß ich in Euren Diensten bin, nämlich . . . . . Bco.ℳ 331 687
Ich erwiderte: „Herrlich! Aber es ist noch immer nicht genug; du mußt noch etwas runder werden;“ so schenkte ich ihr denn zu Weihnachten weitere . . . . . = 168 313
und beglückt zog Madame Delcredere mit . . . . . Bco.ℳ 500 000
von dannen. Während sie sich entfernte, schaute ich ihr wehmütig nach und rief ihr noch zu: „Halte dich tapfer, liebe Freundin, halte mich frei von allen Übeln, die ‚Miß Fortune‘ mir vielleicht noch zudenkt! Dann sollst du eine Robe haben, besetzt mit dem schönsten Zobelpelz, der im Lande zu haben ist, um dich im Winter warm zu halten.“ Sie lächelte aufs neue holdselig und verließ mich.

Nach Abzug dieser großen Reserven stellte sich das Kapital von John Parish auf 1 355 850 Mark (gegen 800 000 im Jahre 1794), dasjenige seines Partners Möller auf 230 713 Mark.

Parish's Söhne Richard und John waren damals bereits seit einiger Zeit im Geschäfte tätig, wenn auch noch nicht als Teilhaber. Richard (geb. 1776) versah das Amt eines Kassierers:

Es gab reichlich Beschäftigung. Ich wage zu behaupten, daß mehr Geld durch seine Hände ging als durch diejenigen von fünf Kassierern der größten kontinentalen Handelshäuser dieser Zeit zusammen. Er handhabte diesen gewaltigen Umsatz mit der größten Genauigkeit zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Überhaupt hat er mir — was ein Vater wohl selten von einem Sohne sagen kann — seit seiner Geburt nicht den geringsten Anlaß zur Sorge gegeben, vielmehr nur Unterstützung und Befriedigung. Gott segne meinen Richard!

Die Geschäftsräumlichkeiten wurden zu eng. Für die Truppentransporte und die damit zusammenhängenden Lieferungen mußte eine neue Abteilung

gebildet werden, aus acht Angestellten bestehend, die der älteste Sohn John (geb. 1774) leitete. Der Geschäftszweig brachte eine Masse von Einzelheiten mit sich, hinsichtlich deren keine Erfahrungen vorlagen. John entwickelte dabei außerordentliche Tatkraft und erwarb sich große Verdienste um den günstigen Ausgang: „Wie stolz bin ich auf meine Jungen! Und wie glücklich macht es mich, wenn ich Gelegenheit habe, von ihnen zu sprechen!"

Der Vater selbst behielt sich die Oberleitung vor, nebst allen Gelddispositionen, und er hatte damit reichlich zu schaffen. Aber er war entschlossen, sich vom Geschäfte zurückzuziehen. Die Motive, welche diesen Entschluß zeitigten, führt er uns selbst vor Augen:

Ich überschaute das Werk meines Lebens. Es lächelte mir zu und schien zu sagen: Vorwärts, John, du bist auf dem rechten Wege; verfolge ihn weiter! Wie hoch kannst du dann noch steigen! 100000 £ Verdienst in einem Jahre; wie wird sich das in einigen weiteren Jahren vervielfachen! Dein bisheriges Ziel ist zwar erreicht: dein Haus überragt die deiner Nachbarn; aber du kannst noch weit mehr erreichen; nichts steht dir im Wege. Der ganze Handel des Kontinents konzentriert sich jetzt in Hamburg; die besseren Geschäfte werden dir zuströmen; du brauchst nur dein Kontor offen zu halten.

Diese Ideen waren sehr verlockend; aber — so fragte ich mich — worin besteht der innere Wert des Reichtums? Nur in dem Vergnügen, ihn anzuhäufen? Oder in seiner Fähigkeit, weise Genüsse, Komfort zu schaffen? Ersteres war für mich nie eine besondere Wonne, vielmehr nur, soweit es dem letzteren Zwecke diente. Bin ich noch in der Vollkraft des Lebens und im stande, dessen Freuden zu genießen, oder habe ich den Meridian schon überschritten? Wird irgend ein Teil davon mir folgen, und welches sind die Aussichten, mich ihrer noch lange zu erfreuen?

Die Antworten auf alle solche Fragen wirkten jenem anspornenden Einflusse des Ehrgeizes entgegen, und nach reiflicher Erwägung bemerkte ich, daß selbst diese scheinbar unersättliche Leidenschaft vollkommen befriedigt war. Ich sagte mir: „John, du hast genug erworben. Nun beginne, deinen Reichtum vernünftig zu verwenden. Sorge für die Erhaltung deines Kapitals; aber die ganzen Zinsen gib aus; lasse jeden Gedanken an weitere Kapitalanhäufung fahren; das wird auch allen spekulativen Vorschlägen, die dich wieder ärmer machen könnten, entgegenwirken."

So faßte Parish denn den endgültigen Vorsatz, sich möglichst schnell aus den Geschäften loszumachen; aber der Ausführung dieses Entschlusses standen noch manche gewichtigen Schwierigkeiten im Wege.

X.

Vor allem machten Parish die außerordentlich großen Verpflichtungen Sorge, in welche ihn das befreundete Welthaus Boyd, Benfield & Co. in London verstrickte, um große und verlustreiche Fondsspekulationen durchführen zu können. Der Kredit dieses Hauses in London war im Niedergange begriffen; die Bank von England nahm seine Wechsel nicht mehr. Wiederholt wurde Parish von anderen englischen Freunden gewarnt und bedeutet, er möge sich zurückziehen; aber sie wußten wenig davon, wie tief er schon in die Boydschen Geschäfte verwickelt und wie groß die Gefahr eines Rückzugs für ihn war. Zeit gewinnen und ganz allmählich die Engagements einschränken

war alles, was er tun konnte, ohne den Kredit beider Häuser zu gefährden. Er war sogar noch immer genötigt, Boyd & Co. Entgegenkommen zu beweisen.

So mußte er auch bei der Anleihe verfahren, welche Boyd & Co. 1795 in London für Kaiser Leopold II. emittierten. Bei Übermittlung der Anleihegelder an den Kaiser waren dessen Bankiers in Hamburg, die Häuser Schuback und Dörner, hauptsächlich beteiligt. Ein Drittel des Geschäfts wurde Parish angeboten, was er nicht ablehnen konnte. Dabei lag auf seiten von Boyd & Co. eine doppelte Absicht zu Grunde: erstens sollte er bei Übermittlung der Anleihegelder und zweitens sollte er dabei helfen, Boyd & Co. die Benutzung dieser großen Kapitalien noch auf einige Zeit für ihre Spekulationen zu ermöglichen. Zu dem Zwecke sollten die Hamburger Häuser an Boyd & Co. umfangreiche „Blankokredite" (ungedeckte Kredite) gewähren.

Schuback lehnte dies höflich ab: die Grundsätze seines Hauses, so erklärte er, schlössen Blankokredite aus. Anders Dörner:

„Seien Sie willkommen, meine Herren," sagte der kleine Bürgermeister mit einem bezeichnenden Lächeln; „meine Börse, mein Kredit ist zu Ihrer Verfügung!" Er hielt sein Versprechen getreu. Aber während ich dies schreibe (am 19. April 1798), liegt seine Leiche auf der Bahre. Möchten seine Erben sein Entgegenkommen nicht zu bereuen haben! Augenblicklich beläuft sich ihr Blanko-Engagement bei Boyd & Co. auf 150000 £."

Daraus entstanden in der Tat große Schwierigkeiten, über welche Büsch folgendermaßen berichtet[1]):

Martin Dörner, einer der Bürgermeister der Stadt, war durch seinen Handel als Banker nicht allein mit England, sondern mit allen den ersten Bankern Europas in Verbindung. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er noch eine halbe Million Mark, die aus Italien auf ihn gezogen worden, acceptiert, für welche Summen die Rimessen vor Verfall nicht gefehlt haben. Auf seinem Bankfolio hatte er mehr als eine Million stehen, was ebensoviel sagen will, als wenn er es in seiner Cassa bar liegen gehabt hätte. Aber sein Taschenbuch enthielt eine noch viel größere Summe in an ihn indossierten Wechseln. Unglücklicherweise war dieser würdige Mann gewohnt, alles selbst zu tun, da er keinen Associé besaß, der neue Wechsel auf seine Schuldner oder auf die hätte ziehen können, die wegen ihrer langen und soliden Verbindung mit ihm nie deren Annahme verweigert haben würden.

Es entstand eine ganz kurze Zahlungsstockung, welche aber durch zwei außerordentliche Maßregeln beendet wurde: Erstens bevollmächtigte der hamburgische Senat „die vorzüglichsten Diener des Kontors" zur allmählichen Abwicklung der Dörnerschen Geschäfte, indem er sie zugleich eidlich zur getreuen Wahrnehmung des Interesses der minderjährigen Erben verpflichtete; zweitens bildeten einige der ersten Kaufleute Hamburgs einen Vorschußfonds zur Bezahlung der fälligen Accepte. So wurden nicht nur alle Verpflichtungen erfüllt, sondern es blieb auch noch ein ansehnliches Vermögen übrig.

Wie verhielt sich nun Parish, der Dritte im Bunde, gegenüber Boyds Zumutungen? Dieser kannte längst seine Absicht, sich vom Geschäfte zurück-

[1]) Schriften (Wiener Ausgabe). Bd. VIII, S. 449 ff.

zuziehen, hatte er doch bereits allen seinen Geschäftsfreunden die ihnen eingeräumten Blankokredite auf den 1. Januar 1796 gekündigt. Nur bei Boyd & Co. mußte er eine Ausnahme machen, da sonst die gefährlichsten Verwicklungen zu erwarten waren. Es scheint sogar, daß ihr Blankokredit bei Parish im Laufe des Jahres 1795 noch beträchtlich zunahm; jedenfalls gewährte er ihnen Frist für die Beschaffung von Deckung bis zum 1. Juli 1796; das aber bezeichnete er als letzten Termin.

Im Mai 1796 erinnerte er sie nochmals daran, daß sein Name nunmehr bald auf ihren Wechseln verschwinden müsse. Sie merkten jetzt, daß es Ernst wurde, und die Korrespondenz zwischen den beiden großen Häusern wurde immer steifer und frostiger; die üblichen Privatzeilen von Boyd am Schlusse der Geschäftsbriefe blieben fort; ein Kampf zwischen den Handelsherren bereitete sich vor.

Zunächst entsandte Boyd zwar seinen Sohn nach Hamburg, um Parish umzustimmen, aber dieser lehnte das so entschieden ab, daß Boyd sogleich zu anderen Maßregeln überging. Er eröffnete den Kampf durch die an Parish gerichtete Aufforderung, 60000 £ zu bezahlen, für welche er sich dem englischen Transport Board wegen Parish verbürgt hatte. Diese Bürgschaft war dadurch entstanden, daß der Transport Board die von Parish auf ihn wegen seiner uns schon bekannten Restforderung gezogenen Tratten nur unter der Bedingung acceptiert hatte, daß Boyd sich für den Zeitraum von sechs Monaten verpflichtete, die Beträge, welche der Transport Board etwa Parish von seiner Forderung abziehen sollte, seinerseits für den letzteren zu bezahlen. Von dieser Bedingung aber hatte Boyd eigentümlicherweise Parish noch keine Mitteilung gemacht. Vielmehr forderte er ihn erst im Mai 1796, als die Sechsmonatsfrist gerade ablief, und zugleich der Streit mit Parish sich zuzuspitzen begann, peremptorisch auf, entweder die 60000 £ zu bezahlen oder die Verpflichtung zur Rückzahlung etwaiger Abzüge des Transport Board durch seine Namensunterschrift zu genehmigen.

Offenbar hatte Boyd mit jener Verpflichtung seine Befugnisse überschritten; aber Parish befand sich damals, wegen der Größe seiner Engagements bei Boyd, in dessen Hand, und nach Beratung mit seinem Schwiegersohne, dem „Laird of Rossie", einem gründlichen Kenner aller in Betracht kommenden Verhältnisse, entschloß er sich, die Verlängerung der Bürgschaft bis zum 24. November 1796 nachträglich zu sanktionieren.

So hatte er jetzt zwei schwere Ketten am Bein, die ihn hinderten, sich rasch aus dem Geschäft zurückzuziehen: die Engagements bei Boyd und den Streit mit dem Transport Board. Bei dem letzteren Streite handelte es sich um fast 100000 £, welche Parish von seiner Forderung abgezogen werden sollten. Die Befürchtung vor einem Verluste von solcher Höhe oder doch vor einem langen Rechtsstreite über ein Geschäft, dessen Einzelheiten durch Juristen schwer zu beurteilen waren, wirkte lähmend auf Parish ein. Aber glücklicherweise konnte er sich auf den „Laird" verlassen, der es mit großer Umsicht zu erreichen wußte, daß die englische Regierung die Entscheidung einem zu dem Zwecke eingesetzten Kollegium von Schiedsrichtern anheimstellte.

Mittlerweile gelang es Parish, sich der lästigen Mitwirkung Boyds bei diesem Streite ganz zu entledigen. Parish's Ersuchen um eine weitere Verlängerung der Bürgschaft Boyds hatte dieser mit hohen und harten Worten abgelehnt, worauf der Laird seinen Freund, den hochangesehenen, der Regierung nahestehenden Handelsherrn Scott, veranlaßte, mit ihm zusammen die Bürgschaft zu übernehmen:

Boyds Bürgschaftsschein wurde ihm sofort zurückgesandt, damit er ihn noch in derselben Nacht unter sein Kopfkissen legen konnte. Was habe ich nicht für diesen Mann getan, und wie bin ich dafür belohnt worden!

Der Streit mit dem Transport Board unterlag jetzt der Entscheidung der Schiedsrichter. Der Transport Board hatte unter anderem einen eigenen Agenten nach Hamburg gesandt, um Material gegen Parish zu sammeln. Aber nachdem alles fast ein Jahr lang sehr gründlich geprüft worden war, fiel der Spruch durchaus zu Gunsten Parish's aus. Die Ansprüche des Transport Board wurden als unbegründet und dagegen Parish's Restforderungen als begründet erachtet; es wurden ihm sogar noch 1500 £ mehr zugebilligt, als er gefordert hatte.

Parish zog aus den Erfahrungen, welche er bei dem Transportgeschäft gesammelt hatte, wieder in gewohnter Weise seine Lehren:

Ein Kaufmann kann nicht umsichtig genug sein bei Geschäften mit einer Regierung; denn seine Lage ist zu ungleich derjenigen seines Gegenkontrahenten. Hier hatte ich mir das Geld im voraus auszahlen lassen, und trotzdem wäre ich, infolge des leichtsinnigen Verfahrens meiner Londoner Freunde, fast geopfert worden. Gewiß können Geschäftshäuser durch solche Umsätze Ansehen gewinnen; aber meist haben sie ihre Kühnheit zu bereuen. Und so vorteilhaft in diesem Falle der schließliche Ausgang war — würde mir ein solches Geschäft aufs neue vorgeschlagen, ich würde — das erkläre ich auf Ehre — nicht einen Augenblick zögern, es zurückzuweisen[1]).

Für einen Minister hat es nicht viel zu bedeuten, ob er ein Geschäftshaus mehr oder weniger opfert. So lange ihr Kredit für den Finanzbedarf des Staates von Bedeutung ist, werden die Geschäftsleute geehrt und umschmeichelt; aber sobald das aufhört, hüllt sich der Staatsmann wieder in seine Würde, und der Kaufmann ist vergessen. Der Geschäftsverkehr mit seinesgleichen beruht für diesen auf der Grundlage gegenseitiger Billigkeit; handelt er unrecht, so läßt sich das wieder ausgleichen; aber im anderen Falle ist es schon Herablassung, wenn man seine Beschwerden *anhört*, geschweige denn sie berücksichtigt. Nicht demokratische Gesinnung spricht aus mir, sondern geschäftliche Erfahrung, von der ich wünsche, daß meine Nachfolger in der Geschäftsleitung sie beherzigen möchten.

Das wurde geschrieben am Ende des 18. Jahrhunderts, als das Rechtsgefühl, namentlich in solchen Verhältnissen, noch relativ schwach entwickelt war. Aber Parish's Betrachtungen haben auch für die Gegenwart noch viel Bedeutung. Noch immer ist es das Wesen des „öffentlichen Kredits", daß der Schuldner in der Regel nicht zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gezwungen werden kann, und auch sonst hat der Geschäftsverkehr des Fiskus

[1]) An dieser Stelle der Memoiren hat ein halbes Jahrhundert später ein Enkel John Parish's die Frage eingeschoben: „Ist es möglich?"

mit privaten Geschäftsleuten auf beiden Seiten viel von jenen unerfreulichen Eigentümlichkeiten sich bewahrt, welche John Parish an ihm bemerkte.

Ein weiteres schweres Hindernis bei Ausführung seines Rückzugs aus dem Geschäftsleben bildeten für Parish seine früher erwähnten Beziehungen zu dem Marquis de Walkiers, dem er für große Kornspekulationen einen bedeutenden ungedeckten Kredit gewährt hatte. Die Getreidepreise begannen zu fallen, und Parish erklärte Walkiers, er sei tatsächlich schon bankerott; Walkiers geriet zuerst außer sich, mußte jedoch Parish bald recht geben und übergab ihm als Sicherheit 2000 Last Getreide. Aber bald erwies sich diese Sicherheit, infolge eines starken weiteren Preisrückganges, als unzureichend, Walkiers entzog sich allen Verpflichtungen durch die Flucht, und Parish verlor bei ihm schließlich 330 000 Mark Banko.

Schlimmer noch erging es ihm mit seinen Engagements in Liverpool. In der Krisis von 1793 hatte er die dortige Firma Richard & Matthießen im eigenen Interesse stützen müssen, aber der damals vermiedene Verlust erfolgte schließlich dennoch: die Londoner Bankiers der eben genannten Firma stellten ihre Zahlungen ein und rissen letztere, sowie noch ein zweites Liverpooler Haus, an welches Parish eine Forderung hatte, mit sich fort. Parish hatte es gerade vorher erreicht, daß jene Bankfirma ihm für die Schuld von Richard & Matthießen ihr Accept gab, da erfolgte die Katastrophe, welche einen Kapitalverlust von weiteren 370 000 Mark Banko für Parish zur Folge hatte. Dies war aber der letzte Unglücksfall seiner geschäftlichen Laufbahn.

Während der Ausgang aller dieser Verwicklungen und namentlich der Streit mit dem Transport Board noch unsicher war, sprach Parish's Compagnon Möller den Wunsch aus, jener möchte die schwebenden Forderungen und Verpflichtungen allein übernehmen und ihn hierdurch von seinen Sorgen um den Ausgang befreien. In Anerkennung der großen Dienste, welche Möller ihm in schwerer Zeit geleistet hatte, erklärte Parish sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen: 280 000 Mark Banko wurden Möller, als Anteil am Ertrage der sechs Jahre seiner Teilhaberschaft, am 31. Dezember 1796 ausbezahlt.

Auch seine Söhne John und Richard, welche das Geschäft unter der alten Firma fortsetzen sollten, belastete Vater Parish nicht mit irgend einem Anteil an den noch schwebenden Engagements, sondern übernahm diese allein und bezahlte jedem der Söhne 50 000 Mark Banko auf Grund seines zu erwartenden Erbteils, sowie 300 000 Mark als verzinsliches Darlehn. Jeder der beiden Söhne sollte ein Drittel Anteil an dem neuen Geschäfte haben; die Übertragung des letzten Drittels an einen der jüngeren Söhne behielt der Vater sich einstweilen noch vor.

Das Jahr 1796, das letzte Geschäftsjahr John Parish's, ergab einen Gewinn von 527 699 Mark Banko, wovon er wieder einen Teil den Reservefonds zuteilte, die sich danach auf volle 1 246 046 Mark beliefen; dieser Betrag wurde einstweilen als nicht vorhanden betrachtet. Das dann noch übrigbleibende sichere Geschäftskapital Parish's bezifferte sich auf 1 626 399 Mark Banko. Die Gesamtumsätze der letzten vier Jahre hatten rund 352 Millionen Mark Banko oder 25 Millionen Pfund Sterling betragen.

Im Jahre 1797 ergab sich, daß ein großer Teil jener Reserven nicht verloren war. Die Verluste auf schlechte Schulden betrugen allerdings etwa eine Million Mark Banko, aber das Transportgeschäft, dessen Ausgang Parish Ende 1796 noch nicht hatte überschauen können, nahm die Reserven schließlich nicht in Anspruch, und ebenso günstig gestaltete sich das Schicksal des Delcrederefonds:

Eines Morgens öffnete sich die Tür meines Schlafzimmers, und der Diener meldete: „Madame Delcredere!" Ein gewinnendes Lächeln lag auf ihren Lippen; ihr ganzer Ausdruck war Güte. Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Frühstückstisch zu erreichen, da zog sie schon aus ihrer Tasche einen Fächer, kühlte sich damit und sagte: „Es war eine schwere Bürde; Gott sei Dank, jetzt bin ich von ihr befreit! Hoffentlich wird es Euch so gut tun, wie Ihr erwartet habt. Hier sind in gutem Bankgeld 534 596 Mark." — „Vielen, vielen Dank!" antwortete ich. „Die versprochene Belohnung soll nicht ausbleiben; und da du mir eine so gute Freundin gewesen bist, so hoffe ich, meine Nachfolger werden dir einen schönen Raum im ersten Stock ihres neuen Hauses nicht versagen." — Sie erwiderte: „Bitte, gebt mir eine Zeile für sie mit." — Ihr Wunsch wurde erfüllt, und nach einem guten Frühstück mit Marmelade und Honig zog sie sich zurück, wobei sie mir einen ihrer schönsten Knixe machte.

Nach Austeilung überaus reichlicher Gratifikationen ergab sich, daß das Kapital, welches John Parish am 31. Dezember 1797 sein eigen nennen konnte, über zwei Millionen Mark Banko betrug. Dieses Kapital hatte er sich in vierzigjähriger Arbeit erworben.

Das Kontor in der Deichstraße hatte er schon mit Ende des Jahres 1796 verlassen. Die geliebte Tochter Henny war mit ihrem Gemahl nach Hamburg gekommen und wohnte dem Abschiede des Vaters von der Stätte seiner Lebensarbeit bei:

Der Vorhang fiel. Der Vater stand auf der Bühne, von den jungen Leuten zurückgehalten, die jetzt auf ihr agieren sollten. Sie hatten ihn durch ein wohlangelegtes Manöver umringt und hingen an ihm als wollten sie ihm ein letztes Lebewohl sagen! Wir alle fühlten, was wir nicht aussprechen konnten! Die Beschreibung des Bildes blieb einem Engel vorbehalten, der den glücklichen Augenblick erfaßte und ihn zur Freude der Mutter des abwesenden Gatten festzuhalten wußte. Ich hoffe, Henny, du wirst eine Kopie davon diesen Blättern beifügen[1]), um das Werk zu verschönen, das jetzt sich seinem Ende nähert. Die Uhr schlug zwölf; es ist Mitternacht! Der Geschäftsmann hat aufgehört, zu sein!!! Gute Nacht, liebste Henny! Laßt uns alle schlafen gehen!

(Ein dritter und letzter Artikel folgt.)

[1]) Ist nicht geschehen.

Am Hofe der Sforza.

Von

D. von Gerstfeldt.

Die Gemäldesammlung der Ambrosiana in Mailand besitzt ein Bild, dessen intimer Liebreiz unwiderstehlich den Beschauer fesseln muß. Es ist das jugendliche Profil einer Frau, welches sich in edlen Linien vom dunklen Hintergrunde abhebt und lange für ein Werk Leonardo da Vincis gegolten hat, bis es von Morelli dessen Schüler Ambrogio da Predis oder, wie er meist genannt wird, Ambrogio Preda zugeschrieben wurde. Die Farben sind schwer, das Bild ist vielfach restauriert und übermalt, aber Jugend und Anmut machen sich hier trotz aller materiellen Mängel sieghaft geltend und sprechen die beredte Sprache alles Schönen. Der Ausdruck des Gesichts ist der einer fast kindlichen Unschuld und Heiterkeit; keine Wolke trübt die reine Stirn, und nur Frohes hat dies große, dunkle Auge geschaut. Glatt gescheitelt liegt das braune Haar tief über die Ohren herab am reizenden Köpfchen an; eine Strähne geht unter dem Kinn hindurch, gleichsam wie eine leichte Fessel, die Amor mutwillig um dasselbe geschlungen hätte. Ein geknüpftes Goldhäubchen birgt hinten das Haar; es ist von einer Perlenreihe eingefaßt und von einem Bande gehalten, welches, mit Juwelen besetzt, als ferronière[1]) die Stirne krönt; eine Perlenschnur um den Hals, Juwelen an Brust und Schulter vollenden den reichen Schmuck, der völlig unbewußt getragen wird. Wer ist dieses liebliche Geschöpf, dessen Anblick so zu bezaubern vermag? Mancherlei sind die Vermutungen, welche sich an dieses Bildnis knüpften; lange glaubte man Beatrice d' Este darin zu erkennen, und heute noch wird das Bild so genannt; allein, ein Blick auf die authentischen Porträts der jungen Gattin Lodovico Sforzas genügt, um diese Hypothese zu verwerfen; auch fehlt hier die charakteristische Haartracht von Beatrice, der in Stoff und Bänder eingeflochtene, lang herabfallende Zopf. Man glaubte die Lösung gefunden, als Bianca Maria Sforza genannt wurde; denn es war bekannt, daß Ambrogio Preda ihr Bild im Auftrage Kaiser Maximilians gemalt hatte, als dieser die Züge der Braut zu sehen verlangte, um welche

[1]) Schmuck, der auf der Stirn getragen wurde.

er im Begriffe stand zu werben. Doch die Geschichte weiß uns zu erzählen, welch herbe Enttäuschung dem Kaiser in seiner zweiten Frau beschieden war, wie ihr träges Wesen, ihr unbedeutender, von keinen Interessen belebter Verstand Maximilian unerträglich wurden, so daß er bald ihre Nähe mied und sie der Einsamkeit ihres Tiroler Schlosses überließ. Wäre es denkbar, in dem Geist und Seele atmenden Porträt der Ambrosiana eine solche Frau zu vermuten? Diese Frage kann nunmehr verneint werden, seit mehrere Bildnisse, die Ambrogio Preda von Bianca Maria malte, als authentisch erwiesen sind. Das eine derselben gehört der Privatsammlung Arconati-Visconti in Paris an, das andere — ebenfalls in Privatbesitz — ist in Berlin. Beide Bilder zeigen die gleichen Züge, den mürrischen Ausdruck der aufgeworfenen Oberlippe und das geistlose Auge, wie auch die Medaillen der jungen Kaiserin und ihre Bronzestatue in der Schloßkirche in Innsbruck. Auf dem Berliner Bilde erscheint die junge Frau in schwere Brokatstoffe gekleidet und mit den herrlichsten Juwelen geradezu beladen; Perlenschnüre sind um ihren Zopf gewunden, und ein prachtvolles Edelsteingehänge schmückt oberhalb des linken Ohres ihr Kopfnetz. Hier liest man die Devise der Sforza: „Merito et Tempore“ [1]). Eine Zeichnung in der Akademie zu Venedig zeigt genau denselben Perlenschmuck wie das Bild in Paris, und dieser wiederholt sich abermals auf einer getönten Zeichnung des Berliner Kupferstichkabinetts. In diesen beiden Handzeichnungen trägt Bianca Maria einen seltsam geformten Hut mit Schleifenornament, der sich auf keinem der beiden Bilder wiederfindet [2]). Auf allen diesen Darstellungen hält sich Ambrogio Preda an die Profilansicht des nach links gekehrten Kopfes; so hat er auch Kaiser Maximilian in dem prächtigen Porträt der Ambraser Sammlung in Wien dargestellt.

Doch wir fragen noch einmal: Wer ist jene liebreizende Frau, deren Bildnis, im Gegensatz zur jungen Kaiserin, eine so herzbezwingende Anmut atmet?

Es ist Bianca Sforza, die natürliche Tochter von Lodovico il Moro, die während ihres kurzen Lebens sich die Herzen aller gewann [3]). Im Frühjahr 1496 fand ihre Hochzeit mit Galeazzo Sanseverino, dem ritterlichen und vielgefeierten Günstling des Moro, statt, mit dem sie schon als Kind 1489 verlobt worden war. Glänzende Feste und Turniere wurden zu Ehren des jungen Paares veranstaltet und beide mit fürstlichen Geschenken überhäuft. Aber noch

---

[1]) Vgl. W. Bode, Ein Bildnis der zweiten Gemahlin Kaiser Maximilians, Bianca Maria Sforza, im Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen. Bd. X, S. 71. 1889.

[2]) Die Handzeichnung der Akademie von Venedig schreibt Eugène Müntz — ohne weitere Begründung — dem Goldschmied und Medailleur Gian Marco Cavalli zu. (Léonard de Vinci, S. 134, Anm. 1.)

[3]) „Das weibliche Profilbildnis in der Ambrosiana ist höchstwahrscheinlich mit dem 1491 bestellten Bildnis der natürlichen Tochter Lodovico Sforzas, der ‚Madama Bianca‘, identisch.“ (Cicerone, Bd. II[3], S. 738 a.) Dasselbe wiederholt mit mehr Nachdruck Müller-Walde, „Beiträge zur Kenntnis des Leonardo da Vinci“, im Jahrbuch der Königl. preußischen Kunstsammlungen, Bd. XVIII, S. 110. 1897.

im selben Jahre ereilte ein plötzlicher Tod die blühende, junge Frau, die im November in Vigevano starb, von ihrem Gemahl und ihren Angehörigen aufs tiefste betrauert. Ein Brief der Herzogin Beatrice, in welchem sie die Trauerkunde ihrer Schwester Isabella d' Este nach Mantua sendet, beweist, mit welcher Liebe auch sie an dem reizenden jungen Kinde ihres Gatten hing.

Vergleicht man nun Bianca Sforzas jugendliche Züge mit dem hoheitsvollen Antlitz des Herzogs Lodovico, so ist es fast, als wollte man den wetterfesten, knorrigen Eichbaum mit einer zarten Frühlingsblume vergleichen, die sich eben dem ersten Sonnenblick erschließt. Und doch ist es nicht ohne Rührung, daß man in dem lieblichen, kindlich gerundeten Gesicht der Tochter die feinen Linien wiederfindet, welche des Vaters klassisch strenge Züge kennzeichnen[1]).

Aber das Bild hat uns noch mehr zu sagen. Wir finden in einem Detail desselben eine Fährte, die hinüberführt in die große Werkstätte Leonardos, hinein in die formengestaltende Welt der Renaissance. An der Schulter der jungen Frau sehen wir ein Ornament von zarten, sich verschlingenden Goldschnüren, welches in doppelten Arabesken den Ärmel einfaßt und in einem großen Juwel seinen Abschluß findet. Dieses und ähnliche verschlungene Muster, fantasia dei vinci genannt, sind am Sforza-Hof im letzten Dezennium des 15. Jahrhunderts so beliebt gewesen, daß es ein Wettstreit der Künstler war, mit immer neuen Motiven einer den anderen zu überbieten. Wir hören, daß der talentvolle Niccolò da Correggio, der ebenso schön zu dichten als zur Laute zu singen verstand und als Typus eines vollendeten Kavaliers von allen Fürstinnen, denen er diente, gepriesen wurde, für Isabella d' Este ein solches Ornament zeichnete. In einem Brief vom 12. November 1493 wendet sich die Herzogin Beatrice an ihre Schwester mit der Frage, ob sie jenes Muster schon verwendet habe, und bittet sie, falls es noch nicht der Fall sei, ihr dasselbe unverzüglich zu schicken. „Ich denke daran," fährt sie fort, „diese Invention des Messèr Niccolò in massivem Golde auf purpurnem Samt ausführen zu lassen, welches Gewand ich zur Hochzeit von Madonna Bianca Maria zu tragen gedenke." Am 29. Dezember schreibt wiederum Beatrice an Isabella nach Mantua, um ihr eine eingehende Schilderung der Hochzeitsfeier zu geben, bei welcher ein Luxus ohnegleichen entfaltet worden war, obgleich Kaiser Maximilian nicht selbst erschien, sondern von zwei Abgesandten vertreten wurde. Sie beschreibt eingehend die Prachtgewänder der Braut und der anderen Fürstinnen und sagt in Bezug auf ihr eigenes: „Ich trug meine purpurfarbene ‚Camora' mit dem verschlungenen Ringornament, welches, in massivem Golde und grün und weißer Email ungefähr 5 Zoll hoch ausgeführt, vorne, hinten und an beiden Ärmeln mein Kleid schmückte"[2]).

---

[1]) In einem männlichen Brustbild der Ambrosiana, welches neben dem Bilde Bianca Sforzas hängt, vermuten mehrere Forscher das Porträt ihres Gemahls, Galeazzo da Sanseverino. Es stellt einen etwa dreißigjährigen Mann dar in pelzverbrämtem Rock und roter Kappe, dessen edelgeschnittene Züge von langen Locken umrahmt werden; die Augen sind dunkel und melancholisch.

[2]) Vgl. Julia Cartrights schönes Buch: Beatrice d'Este, a study of the Renaissance.

Was ist nun diese fantasia dei vinci, die am üppigen Hofe der Sforza so sehr die Mode wurde, und mit welcher der große Leonardo, wie wir hören, zu spielen liebte? Woher ihr Name?

Das Wort „vinci“ (oder vincoli) bedeutet Fesseln, Ketten, Bänder und wird in diesem Sinne schon von Dante gebraucht. Wenn also Leonardo Schnüre oder Bänder in den mannigfaltigsten Kombinationen zeichnete, seine überreiche Phantasie mit geometrischer Genauigkeit paarend, so konnte er sie „fantasia dei vinci“ nennen und damit zugleich auf seinen eigenen Namen anspielen. Seine Erfindung waren solche Ornamente nicht; er brauchte nur das goldschimmernde Ciborium von Sant' Ambrogio in Mailand zu betrachten, um ein ähnliches, prächtig verschlungenes Muster zu sehen; er konnte in jedem Missale Arabesken dieser Art in den Miniatureinfassungen oder in den Verzierungen der Buchstaben finden. Aber er war es, der diese Motive mit einem neuen Geist durchdrang, ihnen einen neuen Reiz und Wert verlieh. So konnte er diese reich ausgestalteten Ornamente als Impreſe (ein als Wappen geführtes Emblem) für sich und seine Werkstätte betrachten, sie als Siegel benutzen, vielleicht als Exlibris verwenden. Hier denkt man vor allem an jene eigenartigen Stiche, die in der Mitte die Aufschrift „Achademia Leonardi Vici“ tragen, und zu der oft geäußerten und oft verworfenen Vermutung führten, der große Florentiner habe in Mailand eine Akademie gegründet und geleitet. Diese Kupferstiche[1]), welche nach Zeichnungen von Leonardo da Vinci gestochen wurden, sind von Dürer in Holzschnitt kopiert worden und galten lange für seine Erfindung. Die Entwicklung dieser äußerst komplizierten Arabesken kann man in kleineren Bänderverschlingungen beobachten, welche Leonardo als flüchtige Skizzen hingeworfen hat und in welchen man gleichsam seine tastenden Gedanken verfolgen kann[2]). Wiederholt klagt Vasari darüber, daß sich der große Künstler so leicht im Detail verloren und daher kaum ein Werk zu einem glücklichen Abschluß geführt hätte[3]). Vorwurfsvoll erzählt er, Leonardo habe auch damit seine Zeit vergeudet, „gruppi di cordei“ mit so viel Genauigkeit zu zeichnen, daß die Linie, ohne Unterbrechung, von einem Ende durch ungezählte Verschlingungen hindurch bis zum Ausgangspunkt zurückkehrend, eine ganze Figur ausfülle. In den erwähnten Stichen findet sich allerdings dieses Urteil bestätigt.

In ihrer weiteren Ausgestaltung kamen die vinci-Ornamente, die dem Geschmack der Sforza besonders entsprochen zu haben scheinen, zu immer

---

[1]) Es sind deren vier in der Ambrosiana in Mailand erhalten, ferner zwei im Kupferstichkabinett der Bibliothèque Nationale in Paris und einer mit der verkürzten Aufschrift: Acha : Le : Vi : im British Museum in London.

[2]) Solche Zeichnungen sieht man im Codice Atlantico in der Ambrosiana, in verschiedenen Handschriften der Bibliothèque de l'Institut in Paris u. a. m.

[3]) Matteo Bandello, der Verfasser der berühmten Novellen, der in seiner Jugend Leonardo, am Abendmahl arbeitend, beobachtet hat, erzählt auch von seiner geringen Stetigkeit bei der Arbeit, wie ihn stets gleichzeitig mehrere Aufgaben in Anspruch nahmen und er gern von der einen zur anderen hinübersprang. (Vgl. A. Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte Bd. I, S. 311.)

größerer Verwendung[1]). Nicht nur ließen schöne Frauen ihre Gewänder mit kunstvoll verschlungenen Goldschnüren in mannigfachen Inventionen sticken; nicht nur wurden kostbare Einbände damit geschmückt — auch auf damaszinierten Waffen, auf Kästen und Möbeln fanden sie Verwendung. Auch die dekorative Kunst bemächtigte sich ihrer und zauberte an Decken und Gewölbe wahre Labyrinthe rhythmisch sich kreuzender Linien hin. In solcher Weise war der Cortile einer jetzt zerstörten Villa bei der Porta Orientale in Mailand ausgemalt, so auch der Hof des Palazzo Ponti, wo üppig wuchernde Efeuranken, mit Bandornamenten phantastisch durcheinander und ineinander verschlungen, noch den überreichen Schmuck desselben bilden. Weit maßvoller und darum harmonischer wirkend ist das Stichkappengewölbe der Sakristei von Santa Maria delle Grazie mit der fantasia dei vinci ausgemalt. Den blauen Grund hat die Zeit zu derselben unvergleichlichen Farbe herabgetönt, welche im Appartamento Borgia des Vatikans das Auge beglückt; von ihm heben sich die goldenen Linien in wunderbar feinen Arabesken ab, welche wie mit einem leichten Netz die architektonischen Formen bekleiden. Ob sie Leonardo selbst entworfen hat? Es liegt nahe, es zu glauben. Er, der Jahr um Jahr im Kloster an der Arbeit war, kann auch für diesen Raum die Zeichnungen komponiert und die Ausführung der Malereien überwacht haben.

In jener Zeit war Lodovico Sforza unermüdlich bestrebt, Santa Maria delle Grazie in jeder Weise durch Schenkungen und Kunstwerke zu bereichern. An keine Kirche Mailands, außer dem Dom, wendete er so viele Mittel und Gedanken wie an diese, in welcher er mit den Seinen einmal begraben zu werden hoffte. Die erste, die er hier bestatten ließ, war seine Tochter Bianca, die so plötzlich in der Blüte ihrer Jugend starb. Kaum sechs Wochen später stand er, ein gebrochener Mann, an der Bahre seiner geliebten Gattin. In den ersten Tagen des Januar 1497 lag Beatrice, in kostbare Goldgewänder gehüllt, in Santa Maria delle Grazie unter Bramantes herrlicher Kuppel, und Tausende von flackernden Wachskerzen zeigten der tieferschütterten Menge die Züge ihrer jungen Fürstin, die wie ein flüchtiger Sonnenstrahl dahingehuscht war über die Erde. Mit ihr ging alles Licht zu Grabe. Schlag auf Schlag brach das Unglück über den Moro herein, und Macht und Ruhm glitten unwiederbringlich aus seiner Hand. Das neue Jahrhundert sah ihn als Gefangenen im fremden Lande schmachten und die Erlösung des Todes herbeisehnen. Aber erst 1508 starb dieser Mann, der wie kaum ein anderer von den Höhen des Lebens in das tiefste Elend und Dunkel gestürzt worden war. Man mag den Charakter des Moro beurteilen wie man will, ihn für seine Fehler und Sünden verdammen oder im Lichte seiner Eigenschaften und jenes großen Zuges zur Kunst und zum Schönen, der ihn verklärte, ihn zu entschuldigen streben. Doch kann niemand ein tiefes Mitleid dem einsamen, im Kerker ergrauenden Manne versagen, der auf die Mauern seiner Zelle mit unbeholfener Hand Waffen und Helme zeichnete und in die Arabesken immer wieder das Motto schrieb: „Infelix sum."

[1]) Vgl. Paul Errera, L'accademia di Leonardo da Vinci, Rassegna d'Arte, A. I, No. 6.

Noch im Jahre 1497 war Beatrices Grabdenkmal, von Cristoforo Solari ausgeführt, in Santa Maria delle Grazie aufgestellt worden. In der unsäglichen Trauer seines Verlustes war es der Trost des Herzogs gewesen, dieses Denkmal dem Andenken der Frau zu weihen, welche ihm „die eifrigste Gefährtin, nicht weniger in ernsten als in fröhlichen Dingen gewesen war“ [1]); und da er einst an ihrer Seite zu ruhen hoffte, ließ er neben ihrer schlummernden Gestalt auch die seine darstellen. So liegen sie noch heute friedlich vereint, nicht wie einst in der Mailänder Kirche, sondern seit 1564 in der Certosa di Pavia, der stattliche Mann mit dem vom Schmerz gezeichneten und gefurchten Antlitz und neben ihm die kleine Gestalt Beatrices mit dem runden Kindergesicht, in den reichen, bandgeschmückten Gewändern, die sie so sehr geliebt hat. Eine Ruhe ohnegleichen liegt auf den beiden, ein Schweigen, das nicht gestört sein will. Doch nicht die Majestät des Todes allein, auch der tiefe Ernst des Lebens ergreift an dieser Stätte den Beschauer, des Lebens mit seinen dunklen Schicksalswegen, seiner Unrast und Unbeständigkeit und den ewig alten Rätseln von Sein und Nichtsein.

Die beiden herrlichen Grabfiguren der Certosa sind nicht die einzigen Bildnisse, welche Lodovicos und Beatrices Züge der Nachwelt erhalten haben. Zumal dem Charakterkopf des Moro begegnet man sowohl gemalt als gemeißelt so oft, daß er sich unauslöschlich dem Gedächtnis einprägt. Vielleicht sind überhaupt von keiner Herrscherdynastie Italiens so viele authentische Porträts bis auf unsere Zeit gekommen wie von den beiden berühmten Häusern der Visconti und Sforza. In der Certosa finden wir fast alle Mitglieder derselben wieder. In prunkvollem Grabe ruht Gian Galeazzo Visconti, der Gründer der Kirche und des Klosters, dessen merkwürdiges Gesicht mit dem spitzen Doppelbart sich noch einmal in einem der Medaillonreliefs wiederfindet, welche den Schmuck zweier in den Chor führenden Türen bilden. Hier erkennen wir unter den kraftvollen Männerköpfen Lodovicos Profil, hier auch die weichen Züge seiner Gemahlin und ihren traditionellen langen Zopf, der sie von den anderen Herzoginnen unterscheidet. Wir sehen denselben auch auf dem großen Tafelbilde der Brera, welches dort dem Zenale zugeschrieben wird und aus Sant' Ambrogio in Nemo stammt [2]). Es stellt Lodovico, Beatrice und ihre beiden Söhne Maximilian und Francesco dar, welche, von den vier Kirchenvätern empfohlen, vor der Madonna knieen. Wohl keine Darstellung gibt ein lebensvolleres Bild von den beiden; trotz der Edelsteine und Ketten, der Bänder und Perlen, mit denen sie sich geschmückt haben, knieen die

[1]) Fr. Guicciardini, La Storia d' Italia. 1745. Bd. I, p. 193.

[2]) Die Meinungen über dieses vielumstrittene Bild gehen weit auseinander. W. v. Seidlitz (Repertorium für Kunstwissenschaft, Bd. XXIII, Nr. 6) und Charles Loeser (Rassegna d' Arte, T. I, No. 5) schreiben es beide dem Ambrogio Preda zu; Morelli bezeichnet es als ein Werk des Bernardino de' Conti (Die Galerien Borghese und Doria Pamphili in Rom, S. 248), der Cicerone dagegen als ein Werk des Miniaturmalers Antonio da Monza (Cicerone. Vierte Aufl. Bd. II^3, S. 709). Malaguzzi-Valeri verwirft Zenale in seinem trefflichen Buch über lombardische Maler (Pittori lombardi del quattrocento, p. 19, 61 u. 69), ohne das Bild einem anderen Künstler zuzuweisen. Vielleicht erklären sich die divergierenden Meinungen am einfachsten dadurch, daß zwei Hände an dem Gemälde gearbeitet haben.

beiden Gestalten schlicht und andachtsvoll einander gegenüber, sich vertraulich in die Augen blickend. Wie anders tritt uns die Persönlichkeit des Moro im Profilbilde von Boltraffio der Trivulzio-Sammlung entgegen! Mit kaltem Herrscherblick ist das Auge ins Weite gerichtet, und ein harter, strenger Ausdruck liegt auf dem stolzen Antlitz. Die Mütze schmückt ein großes, gesticktes M, von einem Juwel mit Quaste gehalten. Interessant vor allem ist aber der reiche Stoff der Kleidung, welcher ausschließlich aus Wappen und Impresen besteht. Von letzteren erkennt man den Caduceus, das Mehlsieb (il buratto)[1]), die Bürste (la scopetta), sodann die Wappen der Visconti und der Este, die weiße Taube der Bona von Savoyen u. a. m.; um diese Felder aber ist wiederum die fantasia dei vinci in kunstvollen Ornamenten geschlungen.

Die Sammlung des Castello in Mailand ist neuerdings durch eine Reihe von vierzehn Sforza-Bildnissen bereichert worden. Sie stammt aus dem Hause der Grafen Cigala, welches im Anfang des Cinquecento den Atellani (oder della Tela) gehörte, einer der Sforza ergebenen Familie, welche auch deren Exil und Entbehrungen teilte und erst 1516 amnestiert nach Mailand zurückkehren durfte. Es scheint jedoch, daß die beiden Brüder Scipione und Carlo della Tela von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machten, sondern erst 1522 im Gefolge von Francesco II. Sforza, Lodovicos jüngstem Sohn, nach Mailand heimkehrten. In den folgenden vier Jahren von Francescos Regierung werden die betreffenden Fresken ausgeführt worden sein, in welchen die beiden Brüder della Tela in ihrem Hause der Sforza-Familie ein ehrenvolles Denkmal setzen wollten. So entstanden die von Bernardino Luini in Lünetten gemalten Profilbilder, welche von Attendolo Sforza an bis auf Francesco II. die Herzöge und ihre Gemahlinnen darstellen und jetzt einen neuen Schmuck des Castello bilden[2]). Allerdings sind sie nicht alle treue Wiedergaben der individuellen Persönlichkeit, und ganz besonders in Lodovico und Beatrice vermißt man die Ähnlichkeit mit den uns vertraut gewordenen Bildern. Der Typus des Moro ist speziell ein so prägnanter, daß man über Luinis Wiedergabe staunen muß. Denn unverkennbar sehen wir Lodovicos Züge überall sich wiederholen, außer in den oben angeführten Bildnissen auch in mehreren Marmorreliefs des Castello, in einem Medaillonrelief aus der Schule des Bambaja in der Sakristei von Santa Maria delle Grazie, in Antonio da Monzas Miniatur des Sforza-Manuskripts im Britisch Museum, welches Lodovicos und Beatrices Ehekontrakt ist, im Libro del Jesus der Trivulziana u. a. m.[3]).

---

[1]) Die Erklärung dieser merkwürdigen Imprese findet man in der 10. Novelle, Bd. IV, von Bandello. Das damit verbundene Motto, ein Mailänder Sprichwort, lautete: „Avvenga tale a te quale a me".

[2]) Vgl. Luca Beltrami, La serie atellana degli Sforza, in Rassegna d'Arte, A. III, No. 1.

[3]) So z. B. auch auf einer Handzeichnung in Christchurch-College in Oxford, welche Leonardo da Vinci zugeschrieben wird. (Vgl. G. Uzielli, Ricerche intorno a Leon. da Vinci. Zweite Auflage. Bd. I, p. 262.) E. Müntz leugnet entschieden, daß diese Zeichnung ein Porträt des Moro sei. (Vgl. Eugène Müntz, Leónard de Vinci, p. 529.) Dagegen glaubt er

Von Beatrice sind die auf uns gekommenen Porträts weniger zahlreich, und ihre Züge scheinen sich während ihres kurzen Lebens merklich verändert zu haben. Das früheste Bildnis, die Büste des Gian Cristoforo Romano, jetzt im Louvre, welche Beatrice vor ihrer Verheiratung im Alter von etwa fünfzehn Jahren darstellt, zeigt sie mit auffallend rundem Gesicht, unschönen, fast groben Zügen und aufgeworfener Unterlippe; das Haar ist über der sehr hohen und breiten Stirn glatt gescheitelt und schon hier in einen dicken, bänderumwundenen Zopf geflochten. Diese interessante Büste ist der Gegenstand vieler Hypothesen und Controversen gewesen. So hielt sie z. B. Courajod für ein eigenhändiges Werk Leonardos und suchte einen Beweis dafür auch in der fantasia dei vinci, welche auf der linken Schulter die Schärpe einfaßt. Auf der Brust sieht man den Ring mit dem dreieckigen Diamanten und einer Blume — die berühmte Impreſe der Este — und in demselben zwei Hände mit dem „buratto", dem Sieb, aus welchem Mehl herabfällt, jener schon erwähnten Impreſe Lodovico Sforzas, mit welchem Beatrice damals verlobt war. Diese schwer zu deutenden Embleme haben die verschiedenartigsten, oft unglaublichsten Erklärungen erfahren [1]). Die Feinheit, mit welcher die Ornamente an Brust und Schulter ausgeführt sind, kontrastiert mit der einfachen und befangenen Behandlung des ausdruckslosen Gesichts und zeigt den Weg an, auf welchem sich Cristoforo Romano weiter zu entwickeln bestimmt war. Schon nach wenig Jahren scheinen sich Beatrices Züge verfeinert und verschönt zu haben, obgleich sich die Herzogin von Mailand niemals mit der Schönheit ihrer vielgefeierten Schwester Isabella messen konnte. Ihr Profil, wie wir es in Zenales Bilde sahen, wie es in dem allerdings minderwertigen Porträt der Galerie Pitti oder in Antonio da Monzas Miniatur im British Museum erscheint [2]), läßt nur wenig von der Hold-

Lodovico und Beatrice in einer getönten Zeichnung zu erkennen, welche aus der Kollektion Emile Galichon an Suermont verkauft wurde. (Ebenda S. 523.) Ein schönes Porträt des Moro ist auch in Caradossos Medaille auf uns gekommen. Eine Miniatur Antonio da Monzas in dem dem Herzog gewidmeten Exemplar vom „Trattato della Divina Proportione" des Luca Pacioli, welches jetzt, sehr beschädigt, der Bibliothek in Genf gehört, zeigt Lodovico, der das Buch vom Autor in Empfang nimmt. Eine andere Miniatur, gegenwärtig im Besitz des Marchese G. d' Adda in Mailand, zeigt wiederum den Moro, der den Prioren von Santa Maria delle Grazie eine Schenkungsurkunde überreicht, und ist durch die Impreſen, die sie schmücken, von besonderem Interesse. (E. Müntz a. a. O., S. 182 u. 221.)

[1]) Ravaisson Mollien schrieb eine lange und gelehrte Abhandlung (Gazette des beaux-arts, 1877, No. 16, p. 344—354), um zu beweisen, daß Leonardo die verschiedenen Geschlechter der Blumen kannte und daher die Blüte, auf welche Staub herabfällt, als ein geheimnisvolles Symbol der Ehe dargestellt hätte. Courajod sagt (a. a. O., S. 343) im selben Sinne: „Ce petit ornement en apparence insignifiant contient à l'état de rébus la constatation d'une des grandes découvertes des sciences naturelles, qui, vaguement connue de l'antiquité et consignée par elle dans les écrits d' Aristote, avait en quelque sorte sommeillé jusqu'à la Renaissance. Celui qui a tracé ce symbole savait théoriquement, au XVe siècle, que les fleurs ont des sexes et connaissait les lois qui président à leur reproduction."

[2]) Eine Handzeichnung in den Uffizien, welche ein Porträt von Beatrice sein soll und eine junge, elegante Frau mit einer „ferronière" darstellt, wird Leonardo zugeschrieben, ebenso ein Blatt in Windsor, das gleichfalls für ihr Bildnis gilt. (Vgl. G. Uzielli, Ricerche intorno a Leon. da Vinci. Zweite Auflage. Bd. I, p. 262.)

seligkeit ahnen, welche das Entzücken ihrer Zeitgenossen war. Nur in der Grabfigur der Certosa entdecken wir einen rührenden Abglanz von Beatrice d' Estes jugendlicher und herzgewinnender Anmut.

* * *

Erst im letzten Jahrzehnt ist die Wiederherstellung der Sforzaburg in Mailand in Angriff genommen worden, und es ist das Verdienst tüchtiger Männer, wenn man sich heute ein Bild des Kastells machen kann, wie es einst gewesen ist. Allerdings muß die Phantasie manches Verlorene ergänzen, denn die Gegenwart bleibt hier doch nur ein Fragment der Vergangenheit. Trotzdem gibt es nur wenige Stätten in Italien, die anregender auf den Besucher wirken könnten als diese Räume, in denen die Schatten toter Geschlechter noch umherzugleiten scheinen. Es liegt wie suggestive Ahnung in der Luft, als lebte hier noch etwas fort von jenen heiteren, großen Menschen, als sei ihr Atem noch nicht ganz verweht, als gebe ein Echo den Widerhall ihrer frohen Stimmen leise zurück.

Eine Pracht ohnegleichen ist hier in den Tagen von Lodovico Sforzas Ruhm und Glanz entfaltet worden. Schätze von kostbarsten Silbergeräten füllten die Schränke; in der Sala del Tesoro[1]) lagen in Truhen aufgehäuft die Dukaten, die sich auf 1½ Millionen beliefen; Edelsteine von unermeßlichem Wert, Geschmeide und Juwelen aller Art waren hier zu sehen, darunter auch jener berühmte ährenförmige Rubin, „el spigo" genannt, der Beatrices Lieblingsschmuck war und von ihr meist im Sammetbarett getragen wurde[2]). Wenn fremde Gesandte am Sforza-Hof weilten, wurde ihnen als besondere Vergünstigung vom Herzog selbst die Schatzkammer gezeigt, und geblendet von seinen Reichtümern berichteten sie dann ihren Fürsten nicht ohne Neid, was sie in Mailand gesehen. Nicht minder glänzend waren die Trachten. Wir sind es gewohnt, den raschen Wechsel und die tyrannische Macht der Mode als ein Merkmal unserer Zeit anzusehen, allein schon in jenen Jahrhunderten ließen sich die Menschen von deren Willkür knechten. Ein beredtes Zeugnis dafür finden wir in einer Aufzeichnung von Leonardo selbst. Er schreibt:

Ich erinnere mich, zu meiner Knabenzeit gesehen zu haben, wie alle Leute, groß und klein, an sämtlichen Rändern ausgezackte Kleider trugen, oben, unten und zur Seite. Und das dünkte damals eine so schöne Erfindung, daß sie die Zacken nochmals auszackten. So trugen sie die Kapuzen und so die Schuhe, und die vielfarbigen ausgezackten Hahnenkämme guckten aus allen Hauptnähten der

---

[1]) Die Sala del Tesoro liegt im westlichen Turm des Castello, in der sog. Rocchetta, und entspricht der Sala delle Asse im Nordturm, welche früher, vor Lodovico Sforza, die Schatzkammer gewesen war. In der Sala del Tesoro wurden von Dr. P. Müller-Walde Freskenreste entdeckt und freigelegt; unter anderem ein Merkur, welchen er Leonardo zuschreibt, während die gemalte Architektur, welche den Raum schmückt, von ihm als ein Werk Bramantes bezeichnet wird. (Vgl. „Beiträge zur Kenntnis des Leonardo da Vinci" im Jahrbuch der Königlich preußischen Kunstsammlungen. Bd. XVIII, S. 151. 1897.) Ein Vergleich mit den neuerdings der Brera-Galerie einverleibten Fresken der „maestri d' arme" von Bramante beseitigt jeden Zweifel, daß auch der Merkur von diesem letzteren gemalt wurde.

[2]) Lodovico Sforza besaß unter anderem auch den berühmten Diamanten Karls des Kühnen, „le Sansy" genannt.

Kleider heraus . . . Dann kam wieder eine andere Zeit und es fingen die Ärmel an zu wachsen, und sie wurden so lang, daß jeder allein länger war als der ganze Rock. Nachher begannen sie die Röcke um den Hals her so hoch zu machen, daß sie zuletzt den Kopf damit bedeckten, und dann wieder schnitten sie die Kleider so tief aus, daß diese auf den Schultern nicht halten konnten. Später wurden die Röcke so lang, daß die Leute immer beide Arme voll Tuch trugen, um nicht mit den Füßen darauf zu treten, und endlich verfielen sie in das andere Ende und zogen Kleider an, die ihnen nur bis an die Hüfte und Ellenbogen gingen, und so eng waren, daß sie die größte Pein litten und viele darin platzten[1]).

Der verschwenderische Luxus des Sforza-Hofes äußerte sich auch in dieser Richtung mit besonderem Nachdruck[2]). Lodovico selbst mit dem schönen Herrschergesicht und den üppigen, in Wellen herabhängenden Haaren, welche damals einen besonderen Stolz der Männer bildeten, war stets in kostbare Stoffe und Pelze gekleidet und mit Ketten und Edelsteinen geschmückt, während Beatrices Gewänder die reichsten und herrlichsten waren, die man sehen konnte. Ihrer Liebhaberei der flatternden Bänder, der tausendfach verschlungenen Arabesken, der Gold- und Perlenstickereien wurde ausgiebig Rechnung getragen. Sie liebte es, selbst neue Moden zu ersinnen und einzuführen. In den Annalen des Muralti, wo ihr Tod und ihr Begräbnis geschildert sind, wird sie die Erfinderin neuer Gewänder genannt[3]). Auch ihre Hofdamen waren aufs reichste ausgestattet, und die Zahl der von ihnen um Hals und Brust getragenen Perlenschnüre wird öfters von Chronisten erwähnt.

Diese festliche Menge belebte also die Räume, die, mit Fresken und Teppichen ausgestattet, durch Tausende von Wachskerzen erleuchtet, von Tanz und Liedern erfüllt, alles in sich faßten, was Jugend und Glück, Kunst und Reichtum zu geben vermögen. Mitten in dem fürstlichen Gepränge aber bewegten sich die größten Künstler, Dichter und Denker der Zeit und gaben ihm Inhalt und Bedeutung. Der gefeiertste unter ihnen blieb auch hier Leonardo, der, in der Vollkraft seiner besten Mannesjahre stehend, ebenso unwiderstehlich durch sein hoheitsvolles Wesen, wie durch den Zauber seines Geistes wirkte. Manchesmal nahm er wohl auch die silberne, selbstgefertigte Laute zur Hand und begleitete sich darauf zu einer seiner berühmten Improvisationen, und lauschend drängte sich dann um ihn die Schar der schönen, reichgeschmückten Frauen.

Wie anders ist es heute in diesen Räumen, in welchen einst des rauschenden Lebens Hochflut wogte! Mit leisen Schritten geht man zwischen

---

[1]) Im „Trattato della Pittura"; vgl. Anton Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bd. I, S. 319.

[2]) Der Chronist Corio schreibt, indem er den Ruhm der Sforza preist: „Der Hof unserer Fürsten war ein glänzender, voll von neuen Moden, neuen Trachten und Ergötzungen". (Vgl. Eugène Müntz, Léonard de Vinci, p. 92.)

[3]) Der Passus lautet: „Quae erat in iuvenili aetate, formosa ac nigri coloris, novarum vestium inventrix, die noctuque stans in choreis ac deliciis." — Nach Beatrices Tode wurde und blieb zeitlebens Isabella d' Este tonangebend für die Moden in Italien. Ihr verdankte man zahlreiche neue „Inventionen". So führte sie z. B. um 1509 die sog. „capigliara" ein, eine aus gelockten Bändern bestehende Perrücke, welche große Verbreitung fand. (Vgl. Al. Luzio, Isabella d' Este e la Corte Sforzesca, p. 27.)

ernsten Marmorbildern umher und blickt auf die verblaßten Wappen, welche Wände und Decken schmücken; nur draußen vor den weiten Bogenfenstern strahlt die Sonne in demselben goldenen Glanz auf Bäume und Büsche nieder, und in tiefem Blau — jetzt wie einst und wie immer — wölbt sich der leuchtende Himmel darüber.

Eine bedeutende Anzahl von Kunstschätzen ist in den Sälen des Castello untergebracht worden, im Untergeschoß hauptsächlich Werke lombardischer Plastik, im oberen Stock Majoliken, Waffen und eine kleine, aber kostbare Sammlung alter Bilder. Die Restauration des Ganzen, welche noch lange nicht beendet ist, schreitet stet fort, und Saal um Saal wird dem Publikum geöffnet. Erst seit dem Frühjahr 1902 ist der herrlichste Raum von allen, die Sala delle Asse, zugänglich, obgleich noch nicht vollendet. Im großen Nordturm gelegen, bildet er den Abschluß der unteren Reihe von Gemächern, die mehr als alle anderen den Charakter ihrer Zeit bewahrt haben. So die reizende Sala delle Colombine, deren Wände mit dem Wappen der Herzogin Bona von Savoyen — der von Strahlen umgebenen weißen Taube mit dem Motto „à bon droit“ — auf rotem Grunde geschmückt sind; so auch die Sala dei Ducali, deren schöngewölbte Decke Wappen und Devisen des Galeazzo Maria Sforza auf blauem Grunde in vierfacher Wiederholung zeigt. Aus diesem Zimmer tritt man in die überraschend geräumige hochwölbige Sala delle Asse ein, so benannt nach der Holztäfelung, welche ihre Wände einst in beträchtlicher Höhe bekleidete und ebenfalls erneuert werden soll. Staunend blickt man zur Decke empor: herrliche, dichte Bäume schließen sich hier zu einer gewaltigen Laube zusammen, deren Äste und Zweige allenthalben von goldenen Schnüren durchwoben und umschlungen sind. Ein Stück Märchenland, ein verwunschener, in goldene Fesseln geschlagener Wald ist hierher gezaubert, und das Sonnenlicht scheint in den Blättern zu spielen und in tausend Reflexen zu glühen. Leonardo! Der Name drängt sich von selbst auf die Lippen. Wer anders konnte so die Natur in feste Formen drängen, wer den lebenden Baum in die hemmenden Schranken festumgrenzter Gesetze zwingen? Das muß so recht nach des Meisters Herz gewesen sein, mit den beiden Problemen zu spielen — Leben und Form, Natur und Theorie. Wie wird sein grüblerischer Geist mit diesen Faktoren gerungen haben, bis er sie in solcher Vollendung miteinander paarte! Hier also hat die fantasia dei vinci, das Muster der Fesseln, ihr letztes Wort gesprochen, ihre höchste Vollkommenheit erreicht. In immer neuen Verschlingungen, in Knoten und Arabesken aller Art ziehen sich die Goldschnüre durch das vielverzweigte Geäst hindurch, und erst dem lange forschenden Blick offenbart sich die absolute Symmetrie der Muster. Allenthalben schimmert der blaue Himmel hindurch, und im Scheitelpunkt der Decke öffnet sich die Laube, wie um Luft und Licht hereinströmen zu lassen. In dieser runden Öffnung aber, dieselbe fast ausfüllend, erscheint das bunte Doppelwappen der Sforza und Este; und an jeder Seite sind auf halber Höhe mitten im Laubwerk große Targen (Wappenschilder) mit Inschriften angebracht. Obgleich für die Einheitlichkeit des Ganzen störend, sind sie doch von hohem historischem Interesse. Es ist das Verdienst des

Architekten Luca Beltrami, den Inhalt dieser Inschriften neu entdeckt zu haben[1]). Nur eine war zum Teil erhalten; von den anderen waren nur einzelne Wortfragmente noch zu entziffern. In den Diari des Marino Sanuto fand er den Text derselben wieder[2]). Drei Inschriften verherrlichen Lodovico Sforza: die eine die Heirat seiner Nichte Bianca Maria mit Kaiser Maximilian; die andere die Verleihung des Titels Herzog von Mailand an den Moro durch Maximilian, beide aus d. J. 1493; die dritte v. J. 1496 erinnert an die Reise Lodovicos und Beatrices nach Deutschland und den Bund mit Maximilian. Eine Dissonanz, wie man sie sich greller nicht denken kann, ist der Inhalt der vierten Inschrift vom Jahre 1499, in welcher die Flucht Lodovicos über die Alpen und die Einnahme von Mailand durch die Franzosen unter Ludwig XII. verzeichnet wird. Daß diese Inschrift eine frühere, ebenfalls die Sforza feiernde verdrängt hat, ist zweifellos. Sie klingt gleichsam wie ein Urteilsspruch des Schicksals über menschliche Lose; das Fazit eines großen Lebens wird gezogen, und die Summe ist — nil.

Die Malerei der Sala delle Asse ist das Werk eines wegen tüchtiger Restaurationen bekannten Künstlers, Ernesto Rusca. Seine Aufgabe war die denkbar schwierigste; er hat sie glänzend gelöst. Von Leonardos ursprünglicher Decke war außer wenigen, verblaßten Spuren nur ein einziges größeres Fragment, übrig, und nach diesem galt es, den ganzen komplizierten Entwurf wieder herzustellen und bis in seine kleinsten Einzelheiten stilgemäß durchzuführen. Es galt, eine Fläche von 400 Quadratmetern mit dem Laubwerk üppiger Steineichen zu bedecken; die Verzweigungen und Verästelungen der Bäume den Architekturlinien anzupassen; die phantastischen Goldknoten richtig zu schürzen; die Schnüre in immer neuen Kombinationen um die Äste zu schlingen; endlich auch in den Farben die richtigen Abstufungen, das Spiel von Licht und Schatten zu treffen. Dies alles ist dem Künstler in dem Zeitraum eines Jahres gelungen und somit der Nachwelt ein einzigartiges Werk erhalten worden. — Nach Beltramis letzten Forschungen soll auch Bramante hier ein Wort mitgesprochen haben, der im letzten Dezennium des Quattrocento ebenfalls im Castello tätig war. Schon Lomazzo stellt fest, daß auch er eingehende Studien über Bäume und deren Verzweigungen gemacht hat, und man weiß, daß er im Kloster von Sant' Ambrogio ein ähnliches Motiv architektonisch verwertete. Allein, Leonardos Geist und dessen stets in das Detail strebende Tendenz treten in der Sala delle Asse zu deutlich ans Licht, als daß nicht ihm von allen die Ehre dieses Werkes gebühren sollte[3]). Hier

---

[1]) Vgl. Luca Beltrami, La sala delle Asse nel Castello di Milano, Rassegna d'Arte, A. II, No. 5 u. 6.

[2]) Sie sind daselbst bezeichnet als: „Certi epigrammi quali sono nel Castello di Milano, in una sala di habitatione del Signor Lodovico, messi in lettere d' oro."

[3]) Briefe von Gualtero an Lodovico Sforza gerichtet, von Dr. Müller-Walde im Königl. Staatsarchiv gefunden und publiziert, beseitigen jeden Zweifel. Darin heißt es (21. April 1498): „Montag wird man die camera delle asse abrüsten. Meister Leonardo verspricht, sie bis zum September zu vollenden." Worauf am 23. die Meldung folgt: „Die Sala delle Asse ist abgerüstet." (Vgl. P. Müller-Walde, Beiträge zur Kenntnis des Leonardo da Vinci, im Jahrbuch der Königl. preußischen Kunstsammlungen. Bd. XVIII, S. 116. 1897.)

legte er das Resultat jahrelanger botanischer Studien nieder und bekannte vor anderen und vor sich selbst, was er an Erfahrung und Kenntnissen gesammelt hatte. Man weiß, mit welcher Sorgfalt und Treue er Blumen zu malen pflegte. Das Blatt in der Akademie zu Venedig, welches ganz mit Veilchen und zarten Heckenrosen bedeckt ist, jene anderen Zeichnungen in Windsor, wo Brombeerranken mit Blättern, Blüten und Früchten, Erdbeerpflanzen, Eichenblätter, Ginster und Akeleien in so feiner und genauer Wiedergabe erscheinen, als seien sie von einem Botaniker gezeichnet — sie alle beweisen, wie sich Leonardo auch in dieses Studium vertiefte. Ja, man hat ihm eine besondere Vorliebe für manche Blumen zugeschrieben, so für Zyklamen und Jasmin. Auch für Bäume hatte dieser allseitige Geist ein liebevolles Verständnis, und man findet dieselben oft erwähnt, wenn er in seinen Aufzeichnungen Gegenden mit kurzen Worten beschreibt [1]). Bekanntlich handelt das sechste Buch seines Traktates über die Malerei ausschließlich von Bäumen und deren Verzweigungen. Ist es nicht, als sei die herrliche Decke der Sala delle Asse gleichsam die gewaltige Illustration zu seinen gelehrten Abhandlungen? Als habe er hier den grünen Baum des Lebens der grauen Theorie an die Seite stellen wollen? Und diesem grünen Lebensbaum hat er noch den Schimmer der goldenen Fesseln gegeben und damit ein fröhliches Stimmungsbild geschaffen und seinen unsterblichen Namen mit eingeflochten in die heiteren Motive der „fantasia dei vinci!“

[1]) G. Uzielli, Leonardo da Vinci e le Alpi, im Bolletino del Club Alpino Italiano. Vol. XXIII, No. 56. In Windsor sind einige prächtige Zeichnungen von Bäumen; so Nr. 187 eine Federzeichnung auf blauem Papier, Nr. 131 ein Baum mit Wurzeln, Nr. 99 zwei Bäume, ebenfalls mit ihren Wurzeln, u. a. m.

Die jüdische und die babylonische Schöpfungsgeschichte.

Von

Hermann Gunkel.

Unter allen auf uns gekommenen Kosmogonien des Altertums, die an Stoff und Form so überaus mannigfaltig sind, widerspiegelnd die verschiedenen Völker, Klimata, Kulturen und Religionen, aus denen sie entstanden, sind dem modernen Forscher zwei Kosmogonien besonders wichtig, die jüdische und die babylonische; die erste seit jeher bekannt und uns allen wohl vertraut, das erste Blatt der Bibel, eine Grundlage unserer Religion; die zweite erst vor dreißig Jahren wieder aufgefunden unter den Trümmern der Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal zu Ninive, und doch, wie wir schon jetzt sagen können, von einer ähnlich umfassenden Bedeutung für eine frühere Menschheit wie die jüdische für die gegenwärtige; beide in ihrer Art himmelhoch ragende Denkmäler, ehrwürdige Erzeugnisse antiker Geschichte, vergleichbar nur den größten Bauten der Menschheit, den ägyptischen Pyramiden oder den Tempeltürmen Babyloniens; beide Typen ihres Volkes und ihrer Religion, und eben darum getrennt voneinander durch eine ganze Welt! Und dennoch, soweit sie auch untereinander verschieden sind, so werden wir doch, wie durch eine innere Notwendigkeit, gezwungen, sie nebeneinander zu schauen und zu vergleichen. Wie die Riesen des Hochgebirges weithin über Berg und Tal einander grüßen, so treten diese beiden Kosmogonien für unsere Anschauung zusammen: diese beiden großen welthistorischen Erzählungen, die der antike Orient hervorgebracht hat, gehören ihrer Art nach zusammen. Dies aber umsomehr, als sie auch in einer literaturgeschichtlichen Verwandtschaft stehen: die jüdische Kosmogonie ist eine Tochterrezension der babylonischen. Umsomehr lohnt es sich, beide zu vergleichen, an den gemeinsamen Zügen ihre Verwandtschaft zu erkennen und an den unterscheidenden ihre große Verschiedenheit. Wer diese Arbeit unternimmt, schreibt damit ein gutes Stück der Geschichte des alten Orients; denn wenn alle literarischen Denkmäler jener Epoche zu

Grunde gingen und nur diese beiden erhalten blieben, so würde man doch allein aus ihnen den wesentlichen Verlauf der Religionsgeschichte des Orients erkennen.

Zunächst die biblische Schöpfungsgeschichte (1. Mose 1). Es ist sicherlich ein dankbares Geschäft des Erklärers, dies Kapitel dem modernen Verständnis näher zu bringen, und dem gegenwärtigen Geschlecht, das diese Erzählung von Kindesbeinen an kennt und eben deshalb so wenig beachtet, zu zeigen, welchen Schatz es daran hat. Andererseits ist die Aufgabe, ein solches antikes Stück zu erklären, schwieriger, als ein der Religionsgeschichte nicht Kundiger vielleicht glaubt. Denn die Religionsgeschichte, die historische Theologie, ist die jüngste unter den historischen Wissenschaften; und so groß und zuverlässig auch manche der Resultate sind, zu denen sie es seit der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens gebracht hat, so ist doch die religionsgeschichtliche Betrachtungsweise noch lange nicht in Fleisch und Blut aller Gebildeten, ja noch nicht einmal aller Gelehrten übergegangen. Noch immer sind die meisten, Fromme und Weltkinder, gewohnt, in eine Erzählung wie 1. Mose 1 einzulesen, was sie von Gott und Welt zu sagen wissen. Die wissenschaftliche Erklärung aber hat eine strengere Aufgabe. Sie soll nicht allerlei sagen, was sich an solchen Text vielleicht anschließen läßt und was dem modernen Menschen erbaulich oder geistreich klingen mag. Sondern sie soll mit allen Mitteln danach streben, denjenigen Sinn zu finden, den die Antike selbst mit dem Text verbunden hat: die wissenschaftliche Erklärung soll eine streng geschichtliche sein. Dieser antike Sinn ist aber wahrlich nicht ganz leicht zu erkennen; ist doch ein Text wie 1. Mose 1 um Jahrtausende von uns entfernt, und mischt sich doch in unsere Deutung, bewußt oder unbewußt, gar leicht die Erklärung ein, die wir selbst als Kinder zusammen mit diesem Text gehört haben, eine Erklärung, die vielleicht tief und fromm ist, die aber doch aus Zeiten stammt, die selber weit entfernt von jenem alten Texte sind und die den wissenschaftlichen Mann keineswegs binden darf. Wollen wir also ein solches Stück wirklich verstehen, so müssen wir die geistige Kraft haben, allen modernen Gedanken, und wenn sie uns noch so lieb wären, zu entsagen und in die Ideen und Stimmungen einer so weit entfernten Vorzeit einzugehen. Frühere Geschlechter haben diese Aufgabe nicht gekannt und die geistige Kraft des geschichtlichen Verständnisses der Vorzeit nicht besessen. In dem nunmehr abgelaufenen Jahrhundert aber ist durch die großen Denker und Dichter, die unser Volk erlebt hat, und durch die gehäufte Arbeit mehrerer gelehrter Generationen die Kraft erwachsen, die Gedanken der Vorzeit nachfühlend zu erfassen. So betrachtet die Religionsgeschichte es als ihre Aufgabe, ein Kapitel wie 1. Mose 1 aus seiner Zeit zu verstehen, indem sie dabei ganz absieht von allen kirchlichen oder synagogalen Erklärungen, die sich im Laufe der Geschichte daran geschlossen haben.

Die fünf Bücher des Gesetzes stammen, wie wir mit voller Sicherheit sagen können, nicht von Mose und sind überhaupt keine ursprüngliche literarische Einheit, sondern sind im Laufe einer langen Geschichte, die wir ziemlich genau übersehen, aus einer ganzen Reihe von Quellenschriften, die

ihrerseits wieder aus verschiedenen Epochen der Geschichte Israels stammen, zu einem Werke zusammengewachsen. Die biblische Schöpfungsgeschichte, das erste Kapitel des ganzen Werkes, ist, wie Sprachgebrauch und Gedankeninhalt beweisen, ursprünglich das erste Stück des von uns sogenannten „Priesterkodex", der, nach der Annahme fast aller gegenwärtigen Forscher, im babylonischen Exil von den Priestern des vormaligen Tempels von Jerusalem verfaßt worden ist (um 500 v. Chr.). Damals ist es nach gewaltigen Katastrophen, die Israel zertrümmert und Juda bis in die tiefsten Tiefen erschüttert hatten, unter der Leitung der alten Priestergeschlechter Jerusalems zu einer großen Restauration gekommen, aus der das „Judentum" hervorgegangen ist. Ein Denkmal dieser großen Reformationsbewegung, der es wirklich gelang, die zerstreuten Reste des Volkes zu einer religiösen Gemeinde zusammenzuschließen, ist der „Priesterkodex"; und der Geist des „Judentums" ist es also, der aus 1. Mose 1 zu uns spricht. — Andererseits sind Kosmogonien im Altertum nie frei gedichtet worden, sondern dergleichen Erzählungen ruhen stets auf alter und meistens uralter Tradition, die die Späteren umgebildet haben mögen. So haben wir auch in dieser Schöpfungsgeschichte auf zwei verschiedene Momente zu achten, auf den Geist des Schriftstellers und auf den Stoff, den er vorgefunden hat.

Mit einfachen, gewaltigen Worten[1]) setzt die Erzählung ein: „Im Anfang hat Gott Himmel und Erde geschaffen." Mit diesen Worten stellt der Erzähler zunächst das religiöse Dogma fest, daß Gott die Welt geschaffen hat; alles folgende hat dann den Zweck, diesen Satz zu illustrieren; es behandelt die Frage, wie Gott die Welt geschaffen hat[2]). — Das hebräische Wort, das dem deutschen „Schaffen" entspricht, ist ebenso wie der deutsche Ausdruck für die „Schöpfungs"-Geschichte charakteristisch; wie denn für gewisse uralte Erzählungen gewisse Ausdrücke charakteristisch zu sein pflegen. Das Wort wird im Hebräischen nur für ein Handeln Gottes gebraucht; ursprünglich bedeutet es das eigentümliche Tun der Gottheit, die Wunderbares, Unerhörtes, Neues hervorzubringen vermag; hier ist das Wort mit tiefstem Inhalt gefüllt und zum Ausdruck des Supernaturalismus, wie ihn das „Judentum" erreicht hatte, gestempelt. Der Gottesbegriff, der diesem Worte hier zu Grunde liegt, ist dieser: Gott und Welt sind voneinander geschieden, und Gott steht über der Welt als ihr allmächtiger Herrscher: er bringt sie hervor. Dieser Gottesbegriff stellt unter den Religionen des Orients eine bewunderungswürdige Höhe dar; kein Wort gibt es anderswo in der Antike, was diesem ersten Worte der Bibel von ferne gleichkäme.

---

[1]) Eine ausführlichere Erklärung des Textes findet der Leser in meinem Kommentar zur „Genesis". Zweite Auflage. Göttingen 1902.

[2]) Neben dieser Auffassung des Satzes gibt es noch eine andere, vielfach erwogene: „Am Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf" —; das folgende: „Die Erde war wüste und leer u. s. w.", ist dann eine Parenthese, und der Hauptsatz fährt in den Worten fort: „Da sprach Gott: es werde Licht!" Diese Auffassung ist aber nur grammatisch, nicht dem Inhalt nach von der anderen verschieden.

Eigentümlich sticht von diesem Anfang die Fortsetzung ab; denn während man nach diesem ersten Satze erwarten sollte, daß die Welt nur durch Gott, allein aus seinem Willen entstanden wäre, schildert der zweite einen Urzustand der Welt, der Gottes „Schöpfung" vorausging: „Die Erde war wüste und leer, und Finsternis lag auf dem Urmeer, und Gottes Geist brütete auf den Wassern." Man hat seit lange versucht, diesen Widerspruch zu heben, etwa durch die Annahme, daß Gott die Welt zuerst in diesem chaotischen Zustand geschaffen und erst dann zum Organismus umgebildet habe; das aber ist eine unmögliche Deutung; vielmehr ist die Welt, die Gott geschaffen hat, wie der erste Satz sagt, „Himmel und Erde", d. h. die gegenwärtige, organisierte Welt. Oder man hat angenommen, daß die Welt nach der Schöpfung ein Chaos geworden und dann von Gott aufs neue umgeschaffen sei; aber auch davon sagt der Text nichts. Vielmehr muß man zugeben, daß hier wirklich ein innerer Widerspruch vorliegt, der aber geschichtlich zu verstehen ist: der uralte Erzählungsstoff berichtete ebenso wie die Schöpfungserzählungen anderer Völker von einem dem Eingreifen des Schöpfergottes vorhergehenden Chaos; das Judentum, das diesen Stoff übernahm, hat ihm seinen supernaturalistischen Gottesbegriff nachträglich aufgeprägt und im ersten Worte festgestellt, hat aber die uralte Idee des Chaos, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, stehen lassen. — So wird es uns nicht verwundern, wenn wir auch für die Einzelheiten der Schilderung des Chaos manche fremden Parallelen kennen. „Die Erde war wüste und leer," wörtlich eine Leere und Öde; das entspricht ganz dem griechischen „Chaos" (Kluft) oder dem „Abgrund" der Gnostiker. Eine andere Anschauung vom Weltenanfang steht daneben, wonach die Welt ursprünglich Wasser und Finsternis gewesen ist; daß beide Theorien sich hier ganz gut vertragen, kommt daher, daß die ganze Schilderung in düsteres, unheimliches Geheimnis gehüllt ist. — Die Vorstellung vom „Urmeer" findet sich auch bei den Babyloniern, Ägyptern und sonst; besonders interessant ist, daß das betreffende hebräische Wort tehôm ursprünglich dasselbe wie das entsprechende babylonische tihâmat ist. — Zusammen mit dem Urmeer steht die Finsternis, wie auch im Babylonischen beide zusammengehören. Die Lehre, daß die Welt aus Finsternis entstanden ist, finden wir auch sonst vielfach; sie liegt offenbar dem antiken Denken sehr nahe: die Nacht ist das Ursprüngliche, das Licht der Anfang der gegenwärtigen Welt. — „Der Geist aber brütete auf dem Wasser": der Geist Gottes — der Ausdruck kommt in diesem Sinne nur hier vor — ist zu denken als ein halbpersönliches, halbunpersönliches, geheimnisvolles, göttliches Wesen; ein wunderbares, dunkles Weben und Wehen, so hören wir auch in der phönizischen Kosmogonie, regte sich über dem trüben und finsteren Chaos: so war das uranfängliche göttliche Wesen beschaffen, das der Welt Leben gab. Der Ausdruck, der für diese Art seines Waltens gebraucht wird, das Wort „Brüten", läßt eine ganze Geschichte ahnen; in diesem Bilde wird eigentlich die Welt mit einem Ei verglichen, das die Gottheit bebrütet hat; diesem Bilde entspricht es auch, daß das Wort „Geist" im Hebräischen ein Femininum ist. Wir finden die Spekulation

vom Weltei, die sicherlich ursprünglich von der Eiform des Himmels ausgegangen ist, und wonach man sich das Werden der organisierten Welt aus dem ursprünglichen Wasser nach Analogie der Entstehung des jungen Vogels aus der Flüssigkeit des Eis vorgestellt hat, auch bei anderen Völkern; im Heidentum wird, so dürfen wir annehmen, die Gottheit, die die Welt bildet, als ein ungeheurer, brütender weiblicher Vogel vorgestellt; in der biblischen Geschichte ist an die Stelle dieser allzu krassen mythologischen Figur ein Abstraktum, der Geist, getreten, wie denn überhaupt die Ersetzung von mythologischen Gestalten durch Abstraktionen in der Religionsgeschichte eine große Rolle spielt.

Während wir in dieser Schilderung des Chaos einen nur wenig umgemodelten alten Stoff sehen dürfen, sind wir plötzlich wieder auf eigentlich jüdischem Gebiete, wenn die Erzählung fortfährt: „Da sprach Gott: es werde Licht. Und es ward Licht." Diese Worte in ihrer einfachen, lapidaren Größe sind der klassische Ausdruck des Supernaturalismus: Gott spricht, und es geschieht. Kein Eingehen Gottes in die Welt, kein Widerstand der Welt. Gott wirkt auf die Welt allein durch seinen Willen oder, wie der Text noch mit einem Hauche mythologischer Färbung sagt, durch sein Wort! Solche Sätze sind es, die unserer Erzählung einen unvergänglichen Wert geben. Wie anders dieser klare Gedanke vom persönlichen Schöpfergott als die uralte, dunkle Anschauung vom brütenden Gottesgeist! Hier stehen verschiedene Zeitalter in zwei Sätzen nebeneinander, das Zeitalter der Mythologie und das der geisteskaren jüdischen Religion. So wäre ganz unverständlich, wie es zu solchem Nebeneinander gekommen ist, wenn wir uns nicht eine ältere Form der Erzählung vorstellen, durch deren Umbildung unser Text entstanden ist. Diese ältere Erzählung dürfen wir uns auf heidnischem Boden so vorstellen, daß der brütende Gottesgeist das erste war, und daß aus seinem Brüten die Götter entstanden sind, bis der Schöpfergott auftrat und die Welt bildete. Von der Theogonie reden die Völker ringsumher an solcher Stelle; daß aber das Judentum mit seiner monotheistischen, antimythologischen Haltung sie nicht ertragen konnte und aus dem Texte warf, ist begreiflich genug.

Das Licht gilt hier als erste Schöpfung: Das Chaos hatte kein Licht; ohne Licht kein Leben, keine Ordnung, keine Welt. So finden wir diesen Gedanken von der Erstentstehung des Lichtes auch sonst sehr häufig. — Früher hat man vielfach daran Anstoß genommen, daß das Licht hier lange vor den Lichtkörpern, den Gestirnen entsteht, bis man gesehen hat, daß dies ganz den antiken Anschauungen entspricht, wonach das Licht ein selbständiges Wesen, ein feiner Stoff ist, der z. B. Gewicht hat, wenn ihn freilich auch Menschen nicht wägen können. — „Und Gott sah, daß das Licht gut war": ein solches Wort findet sich am Ende jeder einzelnen Schöpfung. Dem Künstler gleich, der, wenn der Rausch des Schaffens verflogen ist, sein Werk kritisch mustert, so beschaut sich Gott seine Schöpfungen und findet sie „gut", d. h. gelungen; er kann sich seiner Werke freuen. Darin spricht sich das Urteil des Erzählers selbst über die Welt aus; sie ist „gut": im Jubelhymnus feiert Israel des

Weltenschöpfers Weisheit, Macht und Güte. — „Dann schied Gott Licht und Finsternis", d. h. er gab jedem von beiden eine besondere Stätte: eine naive Kosmologie. — Sodann setzt Gott die Namen fest: das Licht soll fortan „Tag", die Finsternis „Nacht" heißen. Uns Moderne mag es verwundern, zu hören, daß nicht nur die Dinge dieser Welt, sondern auch ihre Namen durch Gott entstanden sind; aber der Antike denkt über Namen anders als wir; er hält sie nicht für Schall und Rauch, sondern sie sind ihm, der nur eine Sprache kennt und diese als selbstverständlich voraussetzt, mit den Dingen gegeben: erst dann haben die Dinge eine befestigte Existenz, wenn man ihren Namen nennen kann. So fragt auch unter uns das Kind zuerst nach dem Namen; den Namen zu wissen, ist ihm Anfang aller Erkenntnis. Die naive Voraussetzung ist hier natürlich die, daß Gott die hebräischen Namen ausgesprochen habe. — „So ward Abend und Morgen" — in dieser Reihenfolge rechnet das Judentum mit vielen anderen Völkern die Tageszeiten, — „der erste Tag." Man hat früher versucht, um dies Kapitel mit Ergebnissen moderner Naturwissenschaft in Einklang zu bringen, diese „Tage" in Weltperioden umzudeuten; das aber sind Deutungen, die der Religionshistoriker kaum ernsthaft nehmen kann, betrachtet er es doch von vornherein als selbstverständlich, daß diese biblische Schöpfungsgeschichte, so weit sie naturwissenschaftlichen Stoff enthält, — und das tut sie in weitem Umfange — dabei die antike Weltanschauung voraussetzt, und ferner, daß die antike Anschauung von der Welt und von ihrer Entstehung und die moderne Naturwissenschaft nicht miteinander übereinstimmen. Hier sind alle Vermittlungsversuche im Prinzip verkehrt. So sind auch die „Tage" Tage und nichts anderes: das zeigt zum Überfluß die Einsetzung des Sabbats, des siebenten Tages, als Tages der Ruhe am Schluß der Erzählung.

Der jüdische Erzähler hat bei dieser Schilderung des ersten Tages eine bestimmte Reihenfolge in den Einzelheiten der Erzählung befolgt; dieselbe Reihenfolge hält er auch in den folgenden Tagewerken inne. Solche Befolgung eines bestimmten Schemas, die wir auch in anderen Stücken desselben Schriftstellers und dort z. T. noch deutlicher gewahren, charakterisiert den Geist des Mannes: es ist der Geist pünktlicher Ordnungsliebe, der so redet, vielleicht nicht ohne einen Stich ins Pedantische; wir begreifen diese schriftstellerische Art, wenn wir bedenken, daß der Verfasser ein Priester und darum zugleich ein Jurist ist, gewohnt, rechtliche Festsetzungen stets nach demselben Schema niederzuschreiben.

Die folgenden Tagewerke bieten weniger archaistischen Stoff. Das zweite erzählt, wie Gott zwischen den Wassern einer „Veste", den Himmel, bildete und so das Wasser unter und über dem Himmel schied. Auch hier antike Naturanschauung, wonach der Himmel nicht etwa eine optische Täuschung, sondern eine wirklich vorhandene, merkwürdige Schöpfung Gottes ist, und wonach sich über dem Himmel ein großes Meer befindet: dieses himmlische Meer ist ursprünglich vielleicht der Himmel selbst, den sich naive Anschauung als ein spiegelklares, dort oben wunderbar hängendes Gewässer vorgestellt haben mag; später redete man von einem Gewässer über dem Himmel, aus dem

der Regen kommt, wenn Gott seine Schleusen öffnet. Demnach ist die Welt nach dieser Erzählung so entstanden, daß Gott das Urwasser in zwei Teile geschieden hat, das Wasser hier auf Erden und das Wasser droben im Himmel.

Am dritten Tage muß sich das Wasser unter dem Himmel an einem Ort sammeln: so entsteht das Weltmeer, wie es gegenwärtig existiert; und der trockene Kern der Erde, der bisher von den Fluten bedeckt war, steigt an das Tageslicht. Und noch ein anderes Werk entsteht am selben Tage: die Erde bedeckt sich auf Gottes Befehl mit jungem Grün, mit Kräutern und Bäumen. — Es fällt auf, daß an diesem Tage zwei Werke entstehen; dasselbe am fünften Tage, wo zugleich Fische und Vögel, und am sechsten, wo die Landtiere und der Mensch geschaffen werden. Man darf wohl annehmen, daß die Disposition nach sieben Tagen nicht von Anfang an zum Stoff gehört, sondern ihm erst nachträglich übergeworfen ist, wobei es dann ohne Gewaltsamkeit nicht abgegangen ist. — Für die Art, wie der Verfasser hier und im folgenden die Schöpfung erzählt, ist bezeichnend, daß er sich begnügt, das Schema, das er sich vorgezeichnet hat, wiederzugeben, ohne es mit konkretem Stoff auszufüllen. Welche Gelegenheit aber hätte er gehabt, die bunte Fülle des mannigfaltigen Lebens zu beschreiben; was hätte sich über Land und Meer, über Pflanzen und Tiere sagen lassen! Und wie haben es hebräische Dichter[1]) verstanden, diesen Aufgaben gerecht zu werden! Alles dies läßt der Erzähler beiseite: er ist offenbar kein Dichter. Und doch ist diese Beschränkung in der Stoffauswahl für den Eindruck des Ganzen nicht ohne weiteres ungünstig; gerade, daß hier nur Hauptsachen, nur Umrisse gegeben werden, erweckt in uns den Eindruck der Größe: der Schriftsteller redet, indem er schweigt. — Was der Erzähler aber noch über das Schema hinaus außer dem Mitgeteilten gibt, das sind, wiederum bezeichnend genug, Definitionen und Klassifikationen: so teilt er die Pflanzen ein in Kräuter und Bäume und definiert beide, je nach der Art ihrer Fortpflanzung: Kräuter zeugen nackten Samen, Bäume aber tragen Früchte, in denen der Samen eingehüllt ist; als ältester Anfang der Botanik sicherlich beachtenswert. Solche Klassifikationen und Definitionen gibt der Verfasser im ganzen Stück noch eine ganze Reihe, ja er legt sie selbst Gott in den Mund. Dies zeigt uns die Art der Naturbetrachtung dieses Erzählers: hier haben wir nicht den Geist der ältesten Zeit, die im brausenden Jubelhymnus von der Herrlichkeit der Welt redet, oder die gar vor der Welt steht als vor einem unendlich wunderbaren, göttlichen Geheimnis; das sind Tage der Jugend, die damals längst vorüber waren; vielmehr ist die Welt damals ins Mannesalter getreten: der Mann, nicht überschwenglich begeistert wie der Jüngling, sondern nüchtern und ernsthaft, schaut mit kritischen Blicken um sich: er will in das Wesen der Dinge eindringen, er sondert die Fülle der Erscheinungen nach Klassen und denkt über ihre Merkmale nach: die Klassen erkennt er als das Ewige in der Natur, sie sind von Gott selber festgesetzt. — Ebendenselben Geist atmet der Aufbau der ganzen Erzählung; ästhetisch betrachtet mag derselbe dürftig erscheinen,

[1]) Z. B. Psalm 104.

denn die Disposition nach den sieben Tagen ist doch ziemlich äußerlich; aber als ein wissenschaftlicher Versuch, die Schöpfungen anzuordnen, verdient er sicherlich allen Respekt. Der Weg der Weltentstehung geht von der Unordnung zur Ordnung, von den Elementen zu den Einzelwesen, vom Niederen zum Höheren. Zugleich versteht es der Erzähler, indem er immer wieder auf Gesagtes zurückgreift und es weiterführt, den Eindruck der Geschlossenheit des Ganzen hervorzurufen. Also alles in allem, mag uns die Naturbetrachtung jener Antike noch so kindlich erscheinen, so sehen wir hier doch einen echt wissenschaftlichen Geist, und dieser wissenschaftliche Sinn ist — und das ist kein Zufall — auf dem Boden des Supernaturalismus entstanden. Sehr töricht würde also derjenige sein, der vom Standpunkt unserer Naturwissenschaft mit dem Hochmut des Modernen diese alte Erzählung verspottete, vielmehr sollte er sie als einen Uranfang seiner Wissenschaft verehren.

Diese Beobachtungen bestätigen sich aufs neue bei der Schöpfung des vierten Tages, den Gestirnen. Die Art, wie der Erzähler die Gestirne naturwissenschaftlich betrachtet, ist sehr begreiflicherweise die antike, geozentrische. Aber seine religiöse Beurteilung der Gestirne zeigt die ganze Höhe der jüdischen Religion; denn während die Völker ringsumher die Sterne als Götter verehren, — ein Glaube, der auch zu Zeiten das alte Israel beeinflußt hat, — hat hier der Jahveglaube über die Gestirnreligion gesiegt; diesem jüdischen Verfasser sind die Gestirne nicht mehr furchtbare Wesen, vor denen der Mensch in den Staub sinkt, sondern sie sind ihm Dinge, bestimmt, dem Menschen zu dienen! Wiederum mag uns hier die Nüchternheit auffallen, mit der der Erzähler von den Sternen redet; sein Herz — das muß man offen anerkennen — empfindet ersichtlich recht wenig von der niederschmetternden und begeisternden Größe der himmlischen Welt; aber mit klarem Geiste vermag er die Gestirne zu betrachten und nach ihrem Zweck zu fragen; und welches ist ihr Zweck? Sie dienen dem Kalender, sie sollen Zeichen und Zeiten kund tun, Tage und Jahre. Allerdings, auffallend nüchtern. — Reste älterer mythologischer Betrachtung fließen dabei ein, wenn die Gestirne als „Leuchten", Lampen definiert werden — so hat sich älteste Anschauung die Sterne vorgestellt, — oder wenn Sonne und Mond zur „Herrschaft" über Tag und Nacht bestimmt sind: einst hatte man die Gestirne als göttliche Herrscher, als Götterkönige gefeiert. — Merkwürdig ist, daß die Entstehung der Gestirne erst an dieser Stelle erfolgt, nach der Schöpfung der Pflanzen: nach modernen Begriffen ein auffallender Verstoß, für den wir schwerlich einen rechten Grund anzugeben wissen.

Am fünften Tage entstehen zunächst die Wesen des Wassers: sie werden eingeteilt in die großen „Drachen", — das sind eigentlich die mythologischen Ungeheuer des Meeres, von denen die alten Geschichten erzählen, — und die kleineren „Fische". Ferner die Vögel, die der pünktliche Erzähler als „Flugtiere mit Fittichen" definiert. Am Schluß dieses Tages wird beiden Arten von Wesen durch einen göttlichen Segensspruch die Fortpflanzung zugesprochen; über solchen Segen denkt die Antike anders als wir; sie glaubt an die Wunderwirksamkeit gesprochener göttlicher Worte und sie ist überzeugt,

daß das Wunder der Fortpflanzung der Tiere sich eben aus der Wirkung eines solchen Gotteswortes erkläre.

Am sechsten Tage die Entstehung der Landtiere, klassifiziert als Vieh, d. h. zahme Tiere, Gewürm, d. h. kriechendes Getier und Wild des Feldes.

Dann zum Schluß, mit besonderer Ausführlichkeit, die Schöpfung des Menschen. Es ist begreiflich, daß diese Stelle, die erste der Bibel, die vom Menschen redet, sehr häufig behandelt worden ist und sich von ältester Zeit her bis auf die jüngste viele Umdeutungen hat gefallen lassen müssen. Der Erzähler ist bemüht gewesen, die hohe Stellung des Menschen deutlich hervorzuheben: er ist Gottes letzte, höchste Schöpfung; Gott selbst hat ihn gemacht, während die anderen Lebewesen nur von den Elementen, in denen sie leben, nach Gottes Befehl hervorgebracht sind; der Mensch ist geschaffen nach dem eigenen Bilde der Gottheit; die Herrschaft über die Tiere ist ihm gegeben. Einige dieser Worte klingen hochpathetisch, ja haben rhythmischen Tonfall:

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde,
nach der Gottheit Bilde schuf er ihn."

Das liest sich wie ein wenn auch schwacher Nachhall eines Hymnus auf des Menschen Herrlichkeit.

So wird es uns nicht wundern, wenn wir in diesem Zusammenhang wiederum allerlei archaistische Reste vorfinden. Das ist zunächst der vielgedeutete Plural in dem Satze: „Lasset uns Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnis!" Wie viel Mühe hat man daran gesetzt, diesen Plural aus der Welt zu schaffen; denn die jüdische Religion mit ihrer Lehre von dem einen Gott kann doch, so sagt man, einen solchen Plural göttlicher Wesen schlechterdings nicht vertragen. Die religionsgeschichtliche Betrachtung aber löst diese Frage aufs einfachste, indem sie diesen Plural als Nachwirkung einer polytheistischen Urrezension dieser Erzählung betrachtet. Zwar hat das alte Israel von jeher eine starke Tendenz zum Monotheismus gehabt, die sich in seiner klassischen Zeit voll ausgewirkt hat. Aber trotzdem ist Israel zu verschiedenen Zeiten seiner Geschichte kräftig von dem es rings umgebenden Polytheismus beeinflußt worden; so reden auch in Israel besonders die volkstümlichen Kreise und die archaisierenden Dichter von niederen göttlichen oder halbgöttlichen Wesen, denselben, die man später „Engel" genannt hat, die aber dem Nationalgott Jahve untergeordnet sind und ihm dienen müssen. Solche Gottwesen bilden, das ist eine sehr geläufige Vorstellung, einen himmlischen „Rat", mit dem der Höchste die Sachen seines Reiches berät. An diesen himmlischen „Rat" wendet sich Gott hier; das höchste der Geschöpfe soll aus einer gemeinsamen Tätigkeit des ganzen Kreises hervorgehen, und die Gestalt des Menschen soll genommen werden von der Gestalt der „Gottheit" selber! Also nicht das ist der Gedanke, daß der Mensch nach dem Bilde des höchsten Gottes, Jahve, erschaffen sei, sondern nach „unserem" Bilde, d. h. nach dem der Gottwesen überhaupt; der Mensch ist, wie die jüdische Tradition in ihrer Sprache ganz richtig erklärt, nach dem Bilde der „Engel" gestaltet. Damit ist

schon gesagt, worin die Gottähnlichkeit eigentlich besteht: es ist ursprünglich sicherlich die Ähnlichkeit in der Gestalt, wie denn die althebräische Überlieferung nicht anders als die der anderen Völker ganz unbefangen von der Gestalt Gottes oder der Götter geredet hat: der Gedanke der Unkörperlichkeit Gottes erfordert eine Abstraktionskraft, wie sie dem alten Israel schlechthin unerschwinglich gewesen wäre, und wie sie erst von der griechischen Philosophie erreicht worden ist. Diese Lehre, daß der Mensch die Gestalt der Gottheit an sich trägt, ist uns auch sonst aus der Antike bekannt und hier ein Rest alter Betrachtungsweise, den die Späteren, wie es ihr gutes Recht war, ins Geistige umgedeutet haben. — Durch einen Segen wird dem ersten Paare die Fortpflanzung verliehen und die Herrschaft über die Tiere zugesprochen.

Zugleich wird Menschen und Tieren die Nahrung angewiesen, die in Kräutern und Bäumen bestehen soll. Auch hier bleibt der jüdische Schriftsteller nüchtern: er gibt ein trockenes Speisegebot, wie es ihn als Priester interessieren mochte, und er gibt es in der exakten Form der gesetzlichen Bestimmung. In wie anderem Tone aber hätte sich dieser Stoff geben lassen! Ist er doch im Grunde nichts anderes als die uns aus griechisch-römischer wie aus persischer Überlieferung wohlbekannte Sage von dem Frieden der Urzeit, da der Wolf bei dem Lamme weilte und der Löwe Stroh fraß wie ein Ochs (Jesaias 11). Aus dieser wundervollen Sage, diesem schönen Traum sehnsüchtiger Herzen, hat der priesterliche Verfasser, in dessen Religion Speisegebote und -Verbote eine so große Rolle spielten, nichts anderes gezogen als eine gesetzliche Satzung der ältesten Zeit! Beide Erzählungen, von der Schöpfung und vom Frieden der Urzeit, werden schon seit lange zusammen erzählt worden sein.

Der Ton der Erzählung ist bei den letzten Schöpfungstagen immer feierlicher geworden, wie denn das Ganze von einer gewissen monotonen Würde getragen ist. Feierlich erklingen die Segnungen über Tiere und Menschen, und würdig und gemessen tönt die Erzählung aus mit dem Bericht von Gottes Ruhe nach der Arbeit. So aber — und dies ist die Pointe des Berichtes über den siebenten Tag — hat Gott den Sabbat eingesetzt. Name und Einrichtung des Sabbats sind, wie wir, wenn auch nicht mit voller, so doch mit annähernder Sicherheit sagen können, babylonischen Ursprungs, wenngleich die Berechnung dieses Tages in Israel von der babylonischen ein wenig differiert, und wenn auch, wie es bei der Verschiedenheit beider Religionen selbstverständlich ist, die Art der Feier des Tages in beiden Ländern sehr verschieden ist. In Israel hat man den Sabbat durch Enthaltung von der Werktagsarbeit begangen. Der eigentliche, religionsgeschichtliche Grund solcher Feier war, wie es bei dergleichen uralten Kultussitten ganz gewöhnlich ist, schon dem ältesten Israel undeutlich. Darum tritt — auch dies ein sehr häufiger Vorgang — die „ätiologische" Sage hilfreich in die Lücke; da die Prosa versagt, hilft die Poesie aus; und ihre Antwort ist, daß wir den Sabbat feiern müssen, weil Gott selbst bei seinem großen Werk der Schöpfung diesen Ruhetag gehalten und ihn so „gesegnet und geheiligt" habe. Zu Grunde liegt eine nicht geringe Vermenschlichung Gottes, der wie ein Mensch nach der

Arbeit der Ruhe pflegt; auch diesen Zug wird der jüdische Schriftsteller bereits in seiner Vorlage vorgefunden haben.

So steht die biblische Schöpfungsgeschichte vor uns, in schlichter Hoheit, voll von altertümlich-poetischen, ja ursprünglich-mythologischen Zügen, die aber stark gedämpft sind und den Grundgedanken, der dem Stoffe aufgeprägt ist, nicht verdunkeln können: am Anfang hat Gott Himmel und Erde geschaffen. Noch deutlicher erkennen wir die geistige Art der Erzählung, wenn wir sie mit dem anderen großen Literaturdenkmal vergleichen.

Die babylonische Schöpfungserzählung ist uns aus griechischer Tradition durch Damascius und Berosus[1]) und seit der Entdeckung durch George Smith 1873 aus einheimisch-babylonischer Tradition bekannt. Der babylonische Schöpfungsmythus, von den Babyloniern selbst nach seinen Anfangsworten Enuma eliš genannt, wird von den Assyriologen in dieser Form etwa um das Jahr 2000 v. Chr. angesetzt; er ist also anderthalb Jahrtausende älter als die biblische Schöpfungserzählung und von dieser zeitlich so weit entfernt, wie wir etwa von der Völkerwanderung! Der Mythus, ursprünglich auf sieben Tafeln geschrieben, ist immer noch nicht ganz vollständig bekannt — noch im vergangenen Jahre sind neue wichtige Stücke durch King hinzugekommen; doch läßt sich der Zusammenhang des Ganzen bereits deutlich erkennen[2]).

Die erste Tafel enthält zunächst eine Schilderung des Uranfangs. Es gab eine Zeit, als Himmel und Erde noch keinen Namen trugen, da nur Wasser vorhanden war, da der Urvater Apsû und die Urmutter Tiâmat (d. i. nach Jensen Süß- und Salzwasser) ihre Wasser zusammenmischten, als von den Göttern noch keiner entstanden war, kein Name genannt, kein Schicksal bestimmt war, da sind zuerst die Götter geworden; genannt werden Laḫmu und Laḫamu, Anšar und Kišar, und als dritte Generation Anu, (Illil-Bêl) und Ea. — Es kommt nun zu einem Zerwürfnis zwischen Tiâmat, der Mutter der Götter, und der neu entstandenen Götterwelt. In einer ersten Phase dieses Zwistes, wo sich Apsû, sein „Bote", Mummu (Apsûs Sohn?) und Tiâmat verbündet haben, gelingt es Ea, Apsû und Mummu unschädlich zu machen. Jetzt aber erhebt sich Tiâmat, Rache für Apsû und Mummu zu nehmen und rüstet sich zum Götterkampf. Einen Teil der Götter bringt sie auf ihre Seite. Ungeheure Wesen, Riesenschlangen, Drachen, Molche, Skorpionmenschen, Fischmenschen u. a. erschafft sie als ihre Helfer. Aus der Zahl der Götter erhebt sie

[1]) Die griechischen Texte nebst Übersetzungen bei Zimmern in Zimmerns und Winckler Werke „Die Keilinschriften und das Alte Testament". Dritte Auflage. Berlin 1902.

[2]) Die letzte vollständigste Veröffentlichung des Textes bietet King, The Seven Tablets of Creation. London 1902. — Vgl. ferner Zimmerns Übersetzung in meinem Werke „Schöpfung und Chaos", S. 401 ff. Göttingen 1895. — Delitzsch, Das babylonische Weltschöpfungsepos (Text, Übersetzung, Kommentar). Leipzig 1896. — Jensen (Text, Übersetzung und Kommentar) in der „Keilinschriftlichen Bibliothek". Bd. VI, S. 1 ff., 302 ff. Berlin 1900. 1901. — Zimmern (kurzes Referat nebst Erläuterungen) in „Keilinschriften und das Alte Testament", S. 491 ff., 584 ff. Die folgende Schilderung des babylonischen Mythus im wesentlichen nach Zimmern.

Kingu zu ihrem Buhlen und zum Befehlshaber des Heeres. Als Zeichen seines Ranges erhält er die „Schicksalstafeln“: „Dein Befehl werde nicht geändert; feststehe deines Mundes Spruch!“

Die zweite Tafel erzählt, wie sich so zwischen Tiâmat und den Göttern der Krieg entspinnt. Anšar, der auf der Seite der Götter das Kommando führt, hört durch Ea von Tiâmats Aufruhr und sendet zuerst Anu aus; der aber kehrt unverrichteter Sache zurück. Ebenso Nudimmut (= Illil-Bêl). Endlich wendet sich Anšar an Marduk, Eas Sohn. Marduk ist bereit, Tiâmat zu bekämpfen; aber nur dann will er der „Rächer“ der Götter werden, wenn sie ihm in einer Götterversammlung für den Fall seines Sieges die Oberherrschaft über die Götter und das Recht, „die Schicksale zu bestimmen“, zuerkennen.

Die dritte Tafel erzählt, wie es zu dieser Götterversammlung kam. Anšar schickt seinen Boten Gaga zu den Urgöttern Laḫmu und Laḫamu und läßt ihnen den Verlauf des Ganzen und Marduks Anerbieten berichten: wie es in den homerischen Gedichten üblich ist, so wird auch hier das Vorgefallene noch einmal mit denselben Worten wiederholt. An diesen Bericht schließt Anšar die Aufforderung, Marduks Willen zu erfüllen, damit er hingehe und dem gewaltigen Feinde begegne. So kommen die Götter zusammen; zuerst wird ein Mahl veranstaltet, bei dem sich — offenbar nach herkömmlicher Sitte — die Götter berauschen; dann schicken sie sich an, Marduks Schicksal zu bestimmen.

Davon erzählt dann die vierte Tafel: ohnegleichen soll seine Macht sein; Erhöhen und Erniedrigen soll in seiner Hand liegen, keiner der Götter soll seine Grenze überschreiten! „Marduk, da du unser Rächer sein willst, verleihen wir dir die Herrschaft über das ganze All.“ „O Herr, wer dir vertraut, dessen Leben schone; doch ein Gott, der Böses ergriff, dessen Leben gieße aus!“ Sein Wort soll Wunderkraft haben und die Dinge ins Dasein rufen und verschwinden lassen können. Zum Beweise dafür, daß er diese Kraft wirklich empfangen hat, läßt Marduk ein Kleid vor den Göttern verschwinden und wiederkehren. Als die Götter, seine Väter, das sahen, freuten sie sich und huldigten: Marduk ist König! Sie schenkten ihm die königlichen Insignien und ließen ihn einen Glückspfad einschlagen.

Sodann wird erzählt, wie sich Marduk zum Kampfe rüstet. Seine Waffen sind Bogen, Pfeil und Köcher; eine „Gotteswaffe“ hat er von den Göttern zum Geschenk erhalten; ferner hat er einen „Blitz“ und ein Netz, womit er Tiâmat umschließen will. Eine Reihe von Winden begleitet ihn. Seine Hauptwaffe aber ist der abûbu, nach Jensen die „Lichtflut“: Marduks Kampf gegen Tiâmat ist der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Dann tritt Marduk auf seinen mit vier furchtbaren Kriegsrossen bespannten Wagen und macht sich auf den Weg: im Munde hält er ein Amulett und auch in der Hand trägt er ein Zauberkraut.

Kingu und die übrigen Götter erschrecken, als er herannaht. Tiâmat aber hält stand und wendet ihren Nacken nicht. Ein gegenseitiges Schelten geht wie bei den homerischen Kämpfen dem Gefecht vorher; Tiâmat fordert Marduk heraus, und Marduk hält ihr ihre frevelhafte Empörung vor: „stelle dich, ich

und du, wir wollen kämpfen". Als Tiâmat solches vernahm, ward sie wie wahnsinnig, verlor den Verstand; trotzdem tritt sie Marduk zum Kampf entgegen. Marduk aber umschloß sie mit seinem Netz, ließ einen Orkan in ihren geöffneten Rachen hineinfahren und schoß einen Pfeil in ihren Leib; so machte er ihr den Garaus. Dann warf er ihren Leichnam hin und stellte sich darauf. Nunmehr wendet er sich gegen die Götter, ihre Helfer; sie werden gefangen und ins Netz geworfen: sie sitzen im Garn und füllen die Welt mit ihrem Geheul. Auch die wunderbaren Wesen, die Tiâmat gebildet hatte, werden mit Stricken gebunden. Dem Kingu entreißt er die „Schicksalstafeln" und legt sie sich selber an die Brust. Dann kehrt der Gott zu Tiâmat zurück, zerschlägt ihr den Schädel und läßt ihr Blut vom Nordwind weithin entführen. Als das aber seine Väter sahen, freuten sie sich, jauchzten und ließen ihm Geschenke bringen.

Nun kommt die eigentliche Schöpfungserzählung: der Gott besieht sich prüfend den Leichnam und schafft kunstreiche Werke. Er zerschlägt den Leib in zwei Teile; die eine Hälfte stellt er auf und macht sie zur Decke, zum Himmel; er schob einen Riegel vor, stellte Wächter hin; ihre Wasser (d. h. die an den Himmel gestellten Wasser des Urmeeres) nicht herauszulassen, befahl er ihnen. Das folgende ist nicht ganz klar; es scheint aber die Schöpfung der Erde enthalten zu haben. So berichtet auch die griechisch-babylonische Rezension des Berosus, daß Bêl das Weib des Urmeeres mitten entzwei gespalten und aus der einen Hälfte die Erde, aus der anderen den Himmel gemacht habe.

Die fünfte Tafel erzählt von der Schöpfung der Himmelskörper: die Schilderung, jetzt stark verstümmelt, ist einst besonders ausführlich gewesen, gemäß dem besonders hervorragenden astronomischen Wissen, das die babylonische Kultur seit Urzeit besessen hat und worin sie Lehrmeisterin der ganzen Welt geworden ist.

Diese Tafel muß jedenfalls noch die Erschaffung der Tiere enthalten haben; vielleicht auch die der Pflanzen.

Von der sechsten Tafel ist neuerdings die Menschenschöpfung bekannt geworden, die auch im Babylonischen den Höhepunkt der Schöpfertätigkeit Marduks gebildet hat. Der Mensch ist geschaffen, wie Berosus erzählt, aus Erde und Götterblut. Am Schluß der Tafel sind die Götter wieder im „Schicksalsgemache" versammelt, um Marduk zu preisen. Diesen Lobpreis enthält die siebente Tafel.

Außer diesem Mythus haben wir noch eine ganze Reihe von Erzählungen, die ähnliche Motive variieren; auch Abbildungen sind nicht wenige vorhanden, die in mancherlei Variationen das Wesen des Chaos allein oder im Kampfe mit dem Gott des Lichtes u. s. w. vorstellen, darunter besonders die herrliche Reliefdarstellung aus dem Palast Assurnazirpals in Nimrud-Kelach[1]), die freilich nicht gerade Marduks Kampf gegen Tiâmat, sondern irgend eine ähnliche Szene darstellt.

[1]) Auch bei Delitzsch (Erster Vortrag. Zweite Auflage. S. 36) veröffentlicht. Die Abbildungen bei Delitzsch sind leider sehr klein. Man darf sich wundern, daß sich das Publikum bei einem so vielgelesenen Buche so kleine Abbildungen gefallen läßt.

Dies kurze Referat über das babylonische Epos kann nur eine schwache Vorstellung von seiner ästhetischen Wirkung geben; es ist ein urgewaltiges Gedicht, voll von Leidenschaften und bunten Farben, nach unserem Schönheitsempfinden, das von den Griechen herkommt, zwar zu grell und grotesk, aber doch auch für uns von hinreißender Wirkung.

Der Mythus stellt größte Begebenheiten aus dem Leben der Natur dar und ist aus den Jahreszeiten der babylonischen Landschaft zu verstehen. Alle Schöpfungsmythen denken sich die erste Entstehung der Welt in derselben Art, wie noch jetzt in jedem neuen Jahre die Welt entsteht. So wird auch hier die Zeit vor der Weltschöpfung als der schrecklichste Winter dargestellt, den die Welt je erlebt hat: da strömt der Regen vom Himmel herab und überschwemmt das wasserreiche Land, und mit dem Wasser zusammen herrscht die Finsternis; so hat einst Tiâmat, das Urmeer, und (nach Berosus) die Finsternis, das Regiment gehabt. Den schauervollen Eindruck, den das Chaos macht, verdeutlicht man sich in mythologischer Weise, indem man sich das Urmeer von schrecklichen Wesen wimmelnd vorstellt. Den Beginn des Frühjahres, da Licht und Finsternis noch miteinander ringen, stellt man als einen noch nicht entschiedenen Kampf der oberen Götter gegen Tiâmat dar, bis schließlich Marduk, der Gott der Frühlingssonne, ersteht und den Sieg davonträgt. Dann beginnt Marduks Herrschaft und die Schöpfung der Welt. Die Welt aber — dies ist die Pointe des Mythus, die auch Berosus erhalten hat, — wird so geschaffen, daß Marduk Tiâmat in zwei Teile spaltet; daher wohl die eigentümliche Art, wie er das Wesen überwindet, daß er ihr das Maul aufreißen läßt und sie so ins Herz trifft. Auch dies Stück des Mythus ist aus dem babylonischen Klima zu verstehen: wenn die Frühlingssonne durchbricht, scheidet sich das Wasser in zwei Teile: die Wolken tragen es zum Himmel, die Flüsse führen es ins Meer.

Der Mythus schreibt in seiner erhaltenen Gestalt die Weltschöpfung dem Gott Marduk zu und verkündet es im Jubellied, daß diesem Gott, weil er die Welt geschaffen habe, darum auch die Herrschaft über die Welt gehöre. Marduk ist der Gott der Stadt Babel; der Mythus feiert und erklärt also zugleich die Weltherrschaft Babels: Babels Gott hat die Welt geschaffen, darum herrscht Babels König mit Recht über alle Welt! Die Stadt Babel hat innerhalb des ganzen Kulturkreises erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit, seit Hammurabi (um 2200), die Herrschaft bekommen; demnach kann die Stellung Marduks in diesem Zusammenhang nicht uralt sein; auch vermögen wir noch zu sagen, daß man in älterer Überlieferung dem Bêl von Nippur den Sieg über Tiâmat zugeschrieben hat.

Dieser babylonische Mythus muß einst in der alten Welt eine überragende Bedeutung gehabt haben; er muß, so dürfen wir vermuten, damals die meist erzählte und bekannte Erzählung gewesen sein, ebenso wie es jetzt, so darf man wohl sagen, 1. Mose 1 ist; verkündete der Mardukmythus doch die Herrlichkeit des Gottes derjenigen Stadt, die von Hammurabis Zeit an die Herrschaft über den Orient in allen Dingen der Kultur besessen hat. Wie groß der Einfluß dieses Mythus ist, erkennt man am deutlichsten an den mancherlei

Variationen, in denen er im Alten, ja sogar im Neuen Testament wiederkehrt[1]).

1. Mose 1 ist nicht die einzige Erzählung von der Entstehung der Welt, die wir im Alten Testament besitzen; vielmehr muß das alte Israel eine ganze Reihe besessen haben, von denen einige vollständig oder in Resten auf uns gekommen sind. Die wichtigste dieser Erzählungen ist die in 1. Mose unmittelbar folgende (2, 4 ff.), die einen bei weitem naiveren Ton einschlägt als die Erzählung von Kapitel 1, und die, wie auch von den Forschern allgemein anerkannt wird, in der überlieferten Form einer bei weitem älteren Zeit angehört. Anspielungen an andere, noch archaistischere Schöpfungserzählungen sind uns bei den Dichtern und in den poetischen Stücken der Propheten überliefert; kein Wunder: pflegt doch die Poesie in der ganzen Welt das Altertümliche zu lieben. In solchen dichterischen Anspielungen wird nun nicht selten vorausgesetzt, daß der Bildung der Welt ein Kampf Gottes gegen das Ungetüm des Urmeeres vorausgegangen ist.

So heißt es Psalm 89, 10 ff.:

Du bleibst Herr, wenn das Meer sich empört;
Wenn seine Wogen tosen, du bringst sie zur Ruhe.
Du hast Rahab wie ein Aas geschändet,
Mit starkem Arm deine Feinde zerstreut.
Dein ist der Himmel dein die Erde,
Die Welt und was sie füllt, du hast sie gegründet.
Nord und Süd, du hast sie erschaffen,
Tabor und Hermon jubeln deinem Namen!

Dieser Hymnus verherrlicht Jahve als den Schöpfer und Herrn der Welt: die Welt gehört ihm, weil er „Rahab geschändet" hat, und er hält sein Weltregiment aufrecht, indem er das übermütig gegen das Land herantosende Meer im Zaume hält. Danach sind die Überwindung Rahabs in der Vergangenheit und die Bändigung des Meeres in der Gegenwart die beiden großen Taten des Schöpfergottes. Also muß Rahab das Ungetüm des Urmeeres sein, das Jahve vor der Schöpfung die Herrschaft über das All streitig machte, und dessen „Schändung" ihn zum Herrn der Welt erhob.

Ganz ähnlich ist Jesaias 51, 9 f.:

Empor, empor, wappne dich mit Kraft,
Jahves Arm!
Empor wie in den Tagen der Vorzeit,
Den Geschlechtern der Urzeit!
Warst du's nicht, der Rahab zerschmettert,
Den Drachen geschändet hat?
Warst du's nicht, der das Meer ausdörrte,
Die Wasser der Urflut[2]).

[1]) Über diese Tochterrezensionen des babylonischen Mythus wie über sein Verhältnis zu 1. Mose 1 hat der Verfasser ausführlich in seinem Werke „Schöpfung und Chaos" gehandelt.

[2]) Der Text geht weiter:

Der Meerestiefen zum Wege machte,
Daß hindurchzogen die Erlösten!

Das ist eine Anspielung an den Durchzug durchs Rote Meer. Darnach hat der Prophet (wenn dieser Vers nicht Zusatz ist) den Chaosmythus verwandt, um jenes geschichtliche Ereignis poetisch darzustellen.

Das grandiose Lied erinnert an ein Ereignis aus der „Urzeit"; damals hat Jahve das „Urmeer" trockengelegt; der hier gebrauchte Ausdruck ist derselbe, den auch 1. Mose 1 verwendet (tehôm). Das große Werk Jahves, an das der Dichter erinnert, wonach Jahve die Wasser der Urflut trocken legte, ist das Werk der Schöpfung, da Gott aus den Wassern die Erde erscheinen ließ. Die Tat Jahves, die dem hier parallel steht, die Zerschmetterung und „Schändung" des „Drachen" Rahab ist demnach die Bezwingung des Chaostieres. Das Wort „Schändung" scheint zu bedeuten, daß Jahve mit dem Leichnam des besiegten Tieres noch etwas Schreckliches getan hat; aus den übrigen Schöpfungserzählungen dürfen wir vermuten, was es gewesen ist: Jahve hat das Ungetüm in zwei Teile zerschnitten.

Diese Geschichte von Rahabs Bändigung kehrt noch manchmal wieder; Hiob 26, 12 f.:

Mit seiner Kraft hat er das Meer beruhigt,
Mit seiner Klugheit Rahab zerschmettert.

Hiob 9, 13:

Gott nimmt seinen Zorn nicht zurück;
Unter ihm beugten sich Rahabs Helfer.

An diesen Stellen hören wir also genau wie im Babylonischen von der „Klugheit" des Gottes und von den „Helfern" des Feindes, die ihm zu Füßen gelegen haben.

Anderswo wird das Chaoswesen Leviathan genannt, d. h. etymologisch wohl das „Kranztier": der Weltenozean umgibt die Erde wie ein Kranz.

Ps. 74, 12 ff.:

Jahve ist mein König von jeher,
Der Heilstaten tut mitten auf Erden.
Du hast machtvoll das Meer gespalten;
Hast die Häupter der Drachen im Wasser zerbrochen.
Du hast Leviathans Häupter zerschlagen,
Gabst ihn zur Speise, zum Fraß den Schakalen.
Du hast gespalten Quelle und Bach,
Du hast vertrocknet ewige Ströme.
Dein ist der Tag, dein die Nacht,
Du hast befestigt Leuchte und Sonne.
Du hast bestimmt die Grenzen der Erde;
Sommer und Winter, du hast sie gebildet.

Auch hier ist die Bezwingung Leviathans diejenige Tat, die der Schöpfung vorausgeht, und kraft deren Jahve der Herr der Welt ist; und Leviathan ist ein Wassertier; seine Besiegung und die „Spaltung" des Meeres stehen zusammen.

Neben solchen Schilderungen vom Kampfe Jahves gegen das Ungeheuer des Chaos stehen nun andere, weniger mythologische, in denen zwar die Personifikation des Urmeeres als Ungetüm fortgefallen, aber noch immer von einem Streite Jahves wider die wilden Wasser der Urzeit gesprochen wird.

So heißt es Ps. 104, 5 ff.:

Einst hielt das Urmeer[1]) die Erde wie ein Gewand bedeckt,
Selbst auf Bergen standen Wasser.
Vor deinem Schelten flohen sie,
Von deinem Donnerhall verscheucht;
Da stiegen Berge, sanken Täler
An den Ort, den du ihnen verordnet.
Eine Grenze hast du gesetzt, die sie nicht überschreiten,
Daß sie nicht nochmals die Erde bedecken.

Danach hat also einst das Urmeer das feste Land im Besitz gehalten; bis Jahve aufstand, mit seiner Donnerstimme die übermütigen Wasser verscheuchte und ihnen die ewige Grenze wies!

Oder im apokryphen Gebet Manassas V. 2 f.

Der Himmel und Erde geschaffen
Samt all ihrem Heer,
Der das Meer gefesselt hat
Mit seinem gebietenden Wort,
Der den Abgrund verschlossen und versiegelt
Mit seinem furchtbaren Namen!

Nun haben wir in den Büchern der Propheten eine ganze Fülle von Stellen, wo dieser Mythus von der Besiegung des Chaosungetüms und der Vertreibung der Fluten in eschatologischer Wendung wiederkehrt. Einst, so lautet die Tradition in dieser Wandlung, wird Jahve das Untier aufs neue zerschmettern und die wilden Wasser noch einmal verscheuchen. Danach stellt man sich also das Ende der Welt so vor, wie einst der Anfang gewesen ist: es kommt ein neues Chaos und dann eine neue Schöpfung, ein neuer Himmel und eine neue Erde. Welche Umstände zu dieser merkwürdigen Übertragung der Mythen aus der Urzeit in die Endzeit geführt haben, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden. Genug, daß sie vorhanden ist, und daß wir also in den Schilderungen vom Ende der Welt, wie sie sich bei den Propheten und bei den späteren „Apokalyptikern", selbst noch im Buche Daniel[2]) und in der Offenbarung Johannis finden, eine Menge Varianten für den Chaosmythus besitzen.

Dereinst soll, so heißt es bei den Propheten, ein brausendes Meer gegen Jahves Stadt heranfluten; aber Jahve greift ein, „ehe der Morgen naht"; furchtbar donnert er die wilden Wasser an und gründet dann sein neues Reich (Jesaias 17, 12—14; Psalm 46). Namentlich der Zug, daß die Verjagung der Wasser zugleich mit dem Erscheinen des Lichtes geschieht, zeigt uns, daß diese Zukunftsschilderung auf den Chaosmythus zurückgeht. Die Propheten haben diese tosenden Wasser allegorisch auf heranziehende wilde Völkerheere gedeutet.

Viel wichtiger aber sind diejenigen prophetischen und apokalyptischen Stücke, in denen der so eschatologisch umgedeutete Chaosmythus die ursprüng-

[1]) Tehôm.

[2]) Dies Buch stammt nach allgemeiner Annahme aus griechischer Zeit.

lichere Gestalt besser bewahrt hat, und in denen das Chaosungetüm selbst auftritt. Solcher Stellen, die von dem zukünftigen Kampfe Jahves gegen den „Drachen" handeln, gibt es sehr viele. Gewöhnlich wird dabei diese Drachenfigur allegorisch aufgefaßt und als diejenige große Weltmacht gedeutet, die zur Zeit der Deutung Israel unterdrückte. Und so ist dieser uralte Mythus von einem Geschlecht zum anderen gegangen, immer wieder umgedeutet und doch im ganzen rein erhalten. So hat schon Jesaias (vor 700) Ägypten „Rahab" genannt[1]), so hat Ezechiel (um 586) die Besiegung Pharaos durch die Chaldäer als den Fang des großen Wasserdrachen besungen[2]); im Buche Daniel wird das furchtbare Wesen der letzten Zeit als das Reich der Griechen gedeutet[3]); später war es Pompejus[4]). Am reinsten aber ist der uralte Mythus in gewissen, ursprünglich jüdischen Stücken[5]) der Offenbarung Johannis erhalten, wo der Drache und das Tier, die durch den jungen Sonnengott besiegt werden, den Teufel und das römische Reich darstellen, die Christus stürzt.

Eine ungeheure Geschichte ist es, die sich uns hier auftut; wir sehen einen Mythus ein Jahrtausend hindurch in Israel wirksam! Und dies, obwohl die Geistesart Israels den Mythen durchaus feindlich gesinnt war; so können wir auch in der Geschichte dieser Erzählung verfolgen, wie die israelitische Religion versucht hat, sich des Mythologischen zu erwehren und daher zu Umdeutungen gegriffen hat; namentlich in der älteren Zeit, in der klassischen Zeit der Propheten, hat man diese Mythen nur als *Bilder* gebraucht und also aus der eigentlichen Religion vertrieben.

Welchen *Ursprung* hat dieser israelitische Mythus? Daß er in Israel nicht einheimisch, sondern dorthin aus der Fremde gekommen, ist ohne weiteres plausibel; Israel hat, soweit wir wissen, überhaupt keine Mythen erzeugt. Nun ist von vornherein, schon aus der Mannigfaltigkeit der Namen des Chaoswesens und den mancherlei Variationen der Erzählung wahrscheinlich, daß hier nicht nur die Mythologie *eines* Volkes vorliegt, sondern daß mehrere Völker mit eingewirkt haben, so besonders die Ägypter, in zweiter Linie etwa die Phönicier, später vielleicht auch die Perser; trotzdem ist nicht zu bestreiten, daß der Grundstock des Mythus und eine Menge von Einzelheiten in frappanter Weise mit dem babylonischen Tiâmatmythus übereinstimmen; ist doch auch in Babylonien das Wesen des Urmeeres als ein Ungetüm, als eine „große Schlange" dargestellt worden[6]). Die Geschichte dieses Mythus in Israel illustriert also den Siegeszug des babylonischen Chaosmythus durch alle Welt.

---

[1]) Jesaias 30, 7. — [2]) Ezechiel 29. 32. — [3]) Daniel 7. — [4]) „Psalmen Salomos" 2. — [5]) Offenbarung 12. 13. 17.

[6]) *Zimmern*, Keilinschriften und das Alte Testament, S. 502 ff. — *Jensen*, auf Berosus gestützt, der das babylonische Urwesen ein „Weib" nennt, bestreitet, daß Tiâmat als Ungetüm vorgestellt werde; aber mit Unrecht: denn Tiâmat „gebiert" Riesenschlangen (Bd. III. S. 24, vgl. *Delitzsch*. Erster Vortrag. Zweite Auflage S. 65), gegen Marduk öffnet sie den Rachen, offenbar um ihn zu verschlingen; der Gott schießt ihr den Pfeil ins Herz, durch den Rachen hindurch, doch wohl, weil sie von außen unverwundbar, also etwa mit Schuppen bedeckt ist.

Auch zwischen 1. Mose 1 und dem babylonischen Mythus findet eine Verwandtschaft statt. Freilich, wer beide Erzählungen vergleicht, wird zunächst nur ihre Verschiedenheit sehen, und zwar eine Verschiedenheit, die fast unermeßlich ist! Bietet doch 1. Mose 1 für den ganzen ersten Hauptteil des babylonischen Mythus, für die Erzählung vom Götterkriege, überhaupt keine Parallele! Trotzdem haben beide Erzählungen in der Art, wie sie sich die Entstehung der Welt denken, eine Reihe von Berührungen; die wichtigste und charakteristischste darunter ist diese, daß in beiden die Welt durch die Zerteilung des Urmeeres in zwei Teile, die oberen und unteren Wasser, entsteht. Diese Übereinstimmung ist um so bedeutsamer, als sich dieser Punkt, soweit dem Verfasser bekannt ist, unter allen höchst verschiedenen Kosmogonien nur hier und sonst nirgends findet. So ist also mit großer Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß die Erzählung von 1. Mose 1 letztlich mit der babylonischen verwandt ist.

Wie ist diese Verwandtschaft aufzufassen? Sicherlich hat die babylonische Tradition die Priorität; das ist ein Satz, der sich bei dem unvordenklichen Alter der babylonischen Kultur und auch der babylonischen Chaostradition von selber versteht. Israel ist gegenüber Babylonien ein junges Volk, dazu von der babylonischen Kultur abhängig etwa wie die modernen Völker von der griechisch-römischen; wie sollte da eine solche Traditionsverwandtschaft anders als durch die Übernahme eines babylonischen Stoffes durch Israel zu erklären sein? Das beweisen auch in unzweideutiger Weise die vorliegenden Tatsachen: der Schöpfungsmythus entspricht, wie wir gesehen haben, dem Klima Babyloniens, aber keineswegs dem des trocknen Kanaans, wo des Wassers niemals genug sein kann, und wo das Wasser nicht der Feind, sondern die heißbegehrte Gottesgabe, der herrlichste Segen ist.

Diese Behauptung wird nun in wünschenswertester Weise durch die Fülle von Parallelrezensionen bestätigt, die wir aufgewiesen haben, und die die Verbindungsglieder zwischen dem Tiâmatmythus und 1. Mose 1 darstellen. Hier können wir die Geschichte dieses Mythus in Israel beobachten, wie er in verschiedenen Phasen seiner mythologischen Färbung entkleidet worden ist, bis er die klassische Gestalt von 1. Mose 1 angenommen hat.

Denn freilich die Annahme, der Delitzsch zu huldigen scheint[1]), als ob der Verfasser von 1. Mose 1 den babylonischen Mythus mit Bewußtsein umgestaltet und des Mythologischen möglichst entkleidet habe, ist, wie jedem Folkloristen einleuchten wird, viel zu äußerlich und sicherlich verkehrt. Vielmehr haben wir uns vorzustellen, daß der babylonische Chaosmythus in mündlicher Tradition eine lange Geschichte in Israel gehabt hat, eine Geschichte, auf die wir im obigen schon allein aus 1. Mose 1 geschlossen haben, eine Geschichte, in der auch andere nicht-babylonische Stoffe mit hinzugetreten sind — z. B. die Vorstellung vom Bebrüten des Welteis u. a. m., und in der die Erzählung immer mehr israelitisiert worden ist.

---

[1]) Erster Vortrag. Zweite Auflage. S. 34.

Wenn wir so die Herkunft von 1. Mose 1 aus der babylonischen Tradition für höchst wahrscheinlich halten, so dürfen wir anderseits die große, unüberbietbar große Verschiedenheit beider Erzählungen nicht übersehen. Diese innere Verschiedenheit hat Delitzsch nicht ausdrücklich festgestellt; er hat mit dieser Unterlassung einen Fehler begangen, der viel schwerer wiegt als ein grober Verstoß gegen die Tatsachen. Denn wenn ein Forscher die Herkunft eines Stoffes festgestellt hat, so hat er, wenn er eine wissenschaftliche, d. h. umfassende und gerechte Darstellung geben will, die unabweisliche Verpflichtung, hinzuzufügen, was aus diesem Stoffe in der neuen Gestalt geworden sei.

Die babylonische Schöpfungserzählung atmet den krassen Polytheismus der altbabylonischen Zeit, die israelitische setzt den Monotheismus voraus; dort die vielen, die in wildem Streit gegeneinander entbrannt sind, hier der eine; dort die Götter, zeugend und gezeugt, hier der Gott, der lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit; dort Marduk, der die Göttermutter in zwei Teile zerschneidet, hier der Höchste, der spricht, und es geschieht; dort die Götter, mannigfaltig an die Natur gebunden: Tiâmat zugleich das Urmeer, hier der Gott, der außerhalb der Welt und über ihr steht; dort bunte und groteske Mythologie, hier strenger und nüchterner Geist; hier zwar auch noch gewisse Reste vormaliger Mythologie, aber nur noch Archaismen und ganz unbeträchtlich gegenüber der üppigen Blüte phantastischer Mythologie im Babylonischen; mit einem Worte dort die polytheistische Naturreligion, hier der monotheistische Supernaturalismus. Wahrlich, kein größerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen dem Geiste dieser beiden Erzählungen!

Die israelitische Religion hat, indem sie diesen Mythus umbildete, ihr Meisterstück vollbracht; sie hat das Fremdartigste und Widerstrebendste in ihre Dienste gezwungen und zu ihrem Eigentum gestempelt.

Beide Erzählungen sind Typen ihrer Religionen; wie unendlich hoch über der babylonischen steht die israelitische! Die babylonische ist längst vergangen und hat uns nichts mehr zu sagen, die israelitische Religion ist das Fundament der unsrigen. Die babylonische Schöpfungsgeschichte hat die alte Welt beherrscht; aber jetzt ist sie uns nur noch ein interessantes Stück Altertum. Die israelitische Schöpfungserzählung aber beherrscht die neue Welt nun schon zwei Jahrtausende. Mag nun auch an dieser Schöpfungserzählung der naturwissenschaftliche Stoff längst veraltet sein, mag auch der jüdische Supernaturalismus unserer religiösen Reflexion letztlich nicht genügen, so bleibt 1. Mose doch das Dokument des Sieges des Monotheismus und der Religion des Geistes über die Vielgötterei und die Naturreligion.

Die Berliner Theater.

Berlin, 4. April 1903.

Berlin, das eine Weile so stolz darauf war, die erste deutsche Theaterstadt zu sein, durch die Fülle seiner Bühnen und die Mannigfaltigkeit seiner Darbietungen Wien zu überflügeln und mit Paris zu wetteifern, empfindet jetzt ein leises Gruseln über seinen Ruhm. Die Zahl seiner Theater hat in bedenklicher Weise zugenommen: die übermütige und leichtfertige Erfindung Ernst von Wolzogens, das Überbrettl, hat sich in kaum zwei Jahren in seinem Wesen wie in der Teilnahme des Publikums überlebt; alle diese leicht aufgeschlagenen Thespiskarren mit ihren Vortragsdichtern und leichtgeschürzten Musen haben sich in stehende Theater verwandelt: das Kleine Theater, das Bunte Theater, das Trianon-Theater sind zu den früheren Theatern getreten und erheben an die Dichter, die Schauspieler und die Zuschauer dieselben Ansprüche wie jene. Und wäre es noch bei der Vermehrung der Theater geblieben! Aber noch höher ist die Flut der Darstellungen gestiegen. Zu den Abend- und den Nachmittagsvorstellungen an den Sonntagen haben sich beinahe an allen Theatern die Matineen gesellt, in denen unter den verschiedenartigsten Vorwänden alte und neue Stücke aufgeführt werden. Zu ihnen gesellen sich die Theatervereine für Volksunterhaltung, Bühnenreform und Unterstützung der vom Mißgeschick verfolgten Dichter, die ihre Schöpfungen auf den größeren Bühnen nicht zur Aufführung bringen können. Die Folgen dieser Überflutung durch Theatervorstellungen zeigen sich immer deutlicher in der wachsenden Teilnahmlosigkeit des Publikums, in der beinahe einstimmigen Absage der Kritik, in diesem grausamen Spiel weiter mitzuwirken, und in der Steigerung der französischen Einfuhr. Das Bedürfnis hat die französische Theaterschriftstellerei, die eine Weile bei unseren modernen Kritikern zu Gunsten der Russen und Norweger in tiefe Mißachtung gefallen war, schnell wieder in die Mode gebracht, französische Komödien und Possen herrschen wieder in unserem Repertoire, Maeterlincks „Monna Vanna“ hat dieselben Erfolge errungen wie vor wenigen Jahren Rostands „Cyrano von Bergerac“, und selbst eins von Renans philosophischen Schauspielen: „Die Äbtissin von Jouarre“, die in dem Gefängnis der Revolution aus Liebe zu einem Mitgefangenen ihr Gelübde bricht, ist in einer Wohltätigkeitsvorstellung aufgeführt worden. Auch die Zensur, die sich wieder unliebsam bemerklich machte, und die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichtes, die ihr in zwei Fällen, gegen den Schwank aus der Zopfzeit „Das Tal des Lebens“ von Max Dreyer und gegen das Trauerspiel von Paul Heyse „Maria von Magdala“, recht gaben, führten nur zur Darstellung und Vorlesung der verbotenen Werke in geschlossenen Kreisen. Das Unhaltbare des gegenwärtigen Zustandes — in dem Theater zu Bremen ist Heyses Drama unter allgemeiner Zustimmung aufgeführt worden, denn diejenigen, deren Gefühl sich gegen die theatralische Vorführung religiöser Stoffe sträubt, bleiben eben solchen Darstellungen fern — wurde dadurch von neuem bewiesen; gegen ihre eigentliche Absicht macht

die Zensur Reklame für die verbotenen Theaterstücke und verschafft ihnen, da es in Deutschland in dieser Hinsicht kein einheitliches Recht gibt, an den Orten, wo sie aufgeführt werden, von vornherein eine günstige Stimmung. Diese Überflutung mit theatralischen Genüssen ist eins der Zeichen, unter denen die diesmalige Spielzeit von dem September 1902 bis zum April 1903 stand: gleich der erste Herbstmonat brachte nicht weniger als sieben Neuigkeiten, der Oktober neun, und in diesem sich langsam, aber unaufhaltsam steigernden Verhältnis ging es weiter. Rechnet man dazu die Neueinstudierungen klassischer Dramen und das Gastspiel der Frau Sarah Bernhardt vom 26. Oktober bis zum 2. November 1902 im Königlichen Schauspielhause und Opernhause, die mit einer minderwertigen Gesellschaft neben ihren beliebtesten modernen Rollen: Fedora — Tosca — die Kameliendame und Froufrou auch Hamlet und Phädra spielte, so kann man sich ungefähr vorstellen, welche Aufnahmefähigkeit von dem Berliner Publikum verlangt wird. Ohne den Zustrom der Fremden, die Berlin gerade im Winter wegen der Tagung des Landtags, des Reichstags und der Hoffestlichkeiten aufsuchen, wäre eine so hoch gesteigerte Tätigkeit der Theater überhaupt nicht möglich, aber den Kern der Zuschauer muß doch schließlich die Bevölkerung der Stadt hergeben, und man wird ohne Widerspruch sagen dürfen, daß Berlin seinen Ruf als Theaterstadt reichlich mit Opfern an Geld und Zeit bezahlt.

Eine ganz andere Frage ist es, ob diese Fülle der Genüsse der dramatischen Dichtung, der schauspielerischen Kunst, der Bildung des Geschmacks in weiteren Kreisen Nutzen bringt. Hier stellt sich bei näherer Betrachtung nur zu unabweislich der Zweifel ein. Gewiß hat die deutsche dramatische Dichtung mit der Gründung des Deutschen, des Berliner und des Lessingtheaters einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Die Gründung des Schillertheaters, das in dieser Spielzeit in dem alten Operettentheater in der Chausseestraße, im Norden der Stadt, eine Schwesterbühne eröffnet hat, ist von wohltätigstem Einfluß für die Unterhaltung, Freude und Erbauung weiter Volksschichten gewesen. Einigen hervorragenden schauspielerischen Talenten haben die neuen Theater, besonders in ihren Anfängen, Gelegenheit zu bedeutsamer Entwicklung gegeben — es braucht nur an Agnes Sorma und Josef Kainz erinnert zu werden — und auch der Regiekunst neue Aufgaben gestellt. Die Aufführungen klassischer Dramen im Deutschen Theater während der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die Cäsar-Aufführungen Ludwig Barnays im Berliner Theater haben das Vorbild und Beispiel der Meininger für die deutschen Bühnen, wenn nicht lebendig, doch populär gemacht. Alle Berliner Bühnen wetteifern seitdem in der charakteristischen Einrichtung und Durchführung einer jeden Neuigkeit, mag es sich um ein Trauerspiel bei kleinen Leuten, im Nachtasyl, um ein Märchenspiel oder ein historisches Schauspiel handeln. Aber diesen vortrefflichen Wirkungen fängt die Überfülle der Theater, der gesteigerte Konkurrenzkampf, die erhöhte Zahl der Vorstellungen an immer größeren Abbruch zu tun. Die Notwendigkeit, wo möglich in jeder Woche mit einer Neuigkeit hervorzutreten, zwingt die Theater, auch zu unbedeutenden Sachen zu greifen, und erweckt eine unablässige Hast und Ausdehnung der Produktion. So viel erfolgreiche Stücke, wie verlangt, so viele Meisterwerke, wie herbeigesehnt werden, stehen eben nicht bereit, und da jeden Abend in zwanzig Theatern gespielt werden muß, sind die Pforten der Mittelmäßigkeit weit geöffnet. Mit den Schauspielern verhält es sich wie mit den Stücken: das Personal ist so zahlreich, daß auch schwächere Kräfte Beschäftigung finden und Begabungen, die noch vor wenigen Jahren bescheiden im Hintergrund standen, jetzt als Sterne erster Ordnung glänzen. Mit dem naturalistischen Schauspiel sollte auch eine naturalistische Schauspielkunst sich entwickeln; Dichter, Direktoren und Regisseure bemühten sich erfolgreich, den Schauspielern die tragische Gebärde und das Pathos der Leidenschaft abzugewöhnen. Der Keller des Fuhrmanns Henschel und das Asyl für Obdachlose waren die richtige Umgebung für den modernen Schauspieler. Nur schade, daß sie dabei verlernten, Verse zu

sprechen und Helden darzustellen. Jetzt, wo das Märchenspiel und die Welt der Renaissance plötzlich wieder die Herrschaft auf der Bühne erobert haben, befinden sie sich in der übelsten Lage, und die Darstellungen leiden auf allen Berliner Bühnen an einer traurigen Stillosigkeit; geblieben ist die natürliche Alltäglichkeit, aber der Schmelz der Kunst ist verflogen. Eine künstlerische Erziehung des Publikums kann von diesem bunten Wechsel der Darbietungen, der einzig die Unterhaltung beabsichtigt, von dem ganzen gegenwärtigen Bühnenbetrieb, dessen oberstes Gesetz der Erfolg ist, nicht erwartet werden: die Fülle wirkt nur verwirrend. Selbst das Deutsche Theater hat es aufgeben müssen, uns für die Kunst Ibsens zu erziehen. Die letzten Schöpfungen des norwegischen Dichters: „Baumeister Solneß" — „Klein Eyolf" — „John Gabriel Borkmann" — „Wenn wir Toten erwachen", sind sang- und klanglos nach wenigen Aufführungen von der Bühne verschwunden, und die Anregungen, die früher von ihm ausgegangen sind, gleichviel, ob zum Guten oder zum Schlimmen der deutschen Kunst, verlieren sich immer mehr. Von dem gewaltigen Ansturm der naturalistischen Kunst auf die Bühne ist lebendig nur eine gewisse Vergröberung und Herabsetzung der schauspielerischen Darstellung und, um Sudermanns Wort zu gebrauchen, die Verrohung der Kritik geblieben.

Hermann Sudermann hat den Mut gehabt, mit einer Reihe von Artikeln, die im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht wurden, in ein Wespennest zu greifen. Die Roheiten, die gemeine Deutlichkeit der Dinge, die sich auf der Bühne so behaglich breit auslebten und eine Weile als neue Kunst ausgerufen wurden, haben eine Kritik erzeugt, die ihre Stärke in persönlichen Ausfällen und Verunglimpfungen sucht. In ihren Augen ist jeder Theaterschriftsteller eine Art Verbrecher, um so gefährlicher, je mehr Erfolg er hat; der Neid auf den Erfolg und die Ohnmacht, selber etwas schaffen zu können, wäre es auch nur die ruhige und sachliche Analyse eines Schauspiels, geben ihr die gereizten, bitteren und boshaften Worte ein. Die Kritik verwandelt sich in die Satire und die Karikatur und hält sich für um so gelungener, je gehässiger sie ist. An einer überwältigenden Fülle von Beispielen hat Sudermann das Verfahren dieser Kritik an den Pranger gestellt, und alle Erwiderungen, welche die Angegriffenen versucht haben, sind nicht imstande gewesen, sie in der Meinung der Unbeteiligten zu rechtfertigen. Man begreift den Unwillen Sudermanns gegen diese Falschmünzer der öffentlichen Meinung, die zu Harpyen werden und den Erfolg besudeln, da sie ihn nicht töten können; ich fühle ihm den Zorn des Talents nach, das sich mit einem Keulenschlag von dem Insektengeschmeiß befreien will, aber ich frage mich doch, ob er die Sache nicht gar zu tragisch nimmt. Solange es eine Kritik gibt, auf künstlerischem und wissenschaftlichem, auf politischem wie auf sozialem Gebiet, ist sie stets der Gefahr ausgesetzt, in das Persönliche und damit in die Verrohung zu fallen. Der Hohn ist die letzte Waffe des Kritikers, der nichts mehr zu sagen weiß. Wie reichlich hat ihn Aristophanes schon gegen Kleon, Euripides und Sokrates angewandt, wie ungezogen, ja nichtswürdig ist Heine mit Platen umgesprungen! Je schwerer es dem Kritiker wird, Gründe, die auch einen ruhigen Mann überzeugen könnten, gegen ein Werk, das ihm mißfällt, vorzubringen, um so ausgiebiger wird er mit Verspottungen, Verdächtigungen und Verleumdungen der Person des Gegners arbeiten. Nur daß ihm hier das Maß bald überläuft und der anfängliche Jubel eines nach dem Skandal lüsternen Publikums sich schnell in Verachtung wandelt. In einem Teil der Berliner Kritik hatte in der letzten Zeit der persönlich gehässige Ton und das leichtfertige Absprechen einer kaum flügge gewordenen Jugend überhandgenommen, und der Geißelschlag, den ihr Sudermann gab, war wohlverdient. Eine Besserung freilich wird die Zurechtweisung nicht herbeiführen. Wo das Theater im öffentlichen Leben einen so breiten Raum einnimmt wie jetzt in Berlin, so viele Personen beschäftigt, die allgemeine Aufmerksamkeit so mächtig auf sich zieht, wird es nie an boshaften Zungen fehlen, die dem Dichter wie dem Künstler seinen Triumph zu vergällen suchen.

Betrachtet man die vielen Neuigkeiten, die zur Aufführung kamen, auf ihre literarische Bedeutung hin, so ragen fünf vor allen hervor, sowohl nach ihrem inneren Wert wie nach der Anziehungskraft, die sie auf das Publikum ausübten: „Monna Vanna" von Maurice Maeterlinck — „König Laurin" von Ernst von Wildenbruch — „Der arme Heinrich" von Gerhart Hauptmann — „Der Schleier der Beatrice" von Arthur Schnitzler und „Timandra" von Adolf Wilbrandt. Ihr Erfolg beweist den Umschwung, der sich in der Geschmacksrichtung der Theaterbesucher vollzogen hat. Plötzlich ist die Romantik Trumpf geworden, die Sehnsucht nach der großen Kunst hat mit einem Schlage alle Augenblicksbilder der Wirklichkeit verdrängt, die kleinen Leute müssen den Platz wieder den Helden und Heldinnen einräumen, die Leidenschaft und das tragische Schicksal fordern wieder ihr unveräußerliches Recht, Geschichte und Sage, die Renaissance und die Antike sind auf der Bühne wieder erwacht.

„Monna Vanna", ein Schauspiel in drei Aufzügen von Maeterlinck, wurde in einer wohlgelungenen Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, die im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erschienen ist, zum ersten Male am Mittwoch, den 8. Oktober 1902, im Deutschen Theater aufgeführt. In Paris, wo das Drama mit der Gattin des Dichters, Frau Georgette Leblanc in der Rolle der Monna Vanna, am 17. Mai in einer Theatergesellschaft gespielt worden war, hatte es nur geringen Anklang gefunden. Um so stärker war die Wirkung, die es in Berlin ausübte. Bei dem Publikum wie bei der Kritik. Bis heute hat es sich in einer langen Reihe von Vorstellungen auf dem Repertoire erhalten; einige Kritiker bewundern es als ein Meisterstück. Es empfiehlt sich zunächst durch die Klarheit, Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Handlung — Vorzüge, die Maeterlincks bisherige dramatische Schattenspiele nur zu sehr vermissen ließen. Es ist ein Schauspiel aus der italienischen Renaissance, wenigstens in allen Äußerlichkeiten aus dem Vollen geschöpft, wie d' Annunzios Francesca von Rimini, im Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts. Pisa wird hart bedrängt von dem Heere der florentinischen Republik. Schon ist in die Mauer eine Bresche gelegt, und das Gespenst des Hungers schreitet durch die Straßen. Angstvoll erwartet die Bürgerschaft den Erfolg einer Botschaft, die der Feldhauptmann der Besatzung, Guido Colonna, in das Lager der Feinde gesandt hat. Colonna hat seinen alten Vater Marco beauftragt, mit dem Feldherrn der Florentiner, Prinzivalli, dem der Ruf der Unbesiegbarkeit und der Grausamkeit vorangeht, über das Schicksal Pisas zu verhandeln. Endlich — es geht schon gegen Abend — kehrt Marco aus dem Lager der Feinde zurück. Er hat nach seinen Reden in Prinzivalli einen edlen, gebildeten Mann gefunden, aber je mehr Guido in ihn dringt, die Bedingungen, die der Feind der Stadt stellt, mitzuteilen, desto weitschweifiger wird der Alte: er getraut sich offenbar nicht, die Forderungen Prinzivallis zu verkünden. Mühsam muß sie ihm der Sohn entreißen. Prinzivalli will einen schwer und reich mit Lebensmitteln und Kriegsmunition beladenen Wagenzug in die Stadt senden, wenn die Gattin Guido Colonnas, Madonna Giovanna, nur mit einem Mantel bekleidet, in der Nacht in sein Zelt kommt. Guido glaubt zuerst die Forderung als wahnwitzig abweisen zu können, aber zu seinem Schrecken erfährt er, daß sein Vater sie schon den Bürgern auf dem Platze vor dem Palaste und seiner Schwiegertochter mitgeteilt hat. Denn dem Alten erscheint die Rettung der Stadt vor Erstürmung und Plünderung, die Bewahrung so vieler Menschen vor einem schrecklichen Tode mit dem Opfer, das Giovanna bringen soll, nicht zu teuer bezahlt. Und auch Giovanna ist dieser Meinung: „Mein Vater," sagt sie, in den Saal tretend, „ich werde heute abend gehen." Erstarrt, fassungslos schaut Guido auf beide; sein Vater wie seine Gattin sind ihm zu Rätseln geworden. Der zweite Akt spielt im Zelte Prinzivallis. Der Abend ist hereingebrochen, und der Wagenzug steht bereit. Prinzivalli weiß, daß ihm die Signoria von Florenz nicht mehr traut und in dem siegreichen Söldnerhauptmann den Verräter wittert, noch ehe er den Verrat begangen hat. Sie hat,

ihn zu überwachen, einen Kommissar Trivulzio in das Lager geschickt, dessen Briefe an die Signoria Prinzivalli aufgefangen hat. So kommt es zwischen ihm und Trivulzio zu einer heftigen Auseinandersetzung: Trivulzio greift zum Dolche und verwundet Prinzivalli im Gesicht, der ihn von der Wache festnehmen und fortführen läßt. Kurz darauf fällt ein Schuß, und Giovanna tritt, in einem langen Mantel, ein; sie ist leicht an der Schulter verwundet. „Soll ich einen Verband anlegen lassen?" fragt er. „Nein!" erwidert sie. Auf der Schwelle des Zeltes stehend sehen beide den Wagenzug sich in Bewegung setzen. „Genügt Euch das?" fragt er. „Ja," antwortet sie, und er schließt die Vorhänge des Zeltes. Dann beginnt er eine wunderliche Liebesbeichte. Er ist der Sohn eines Goldschmiedes und hat als zwölfjähriger Knabe Giovanna zum ersten Male in einem Garten in Venedig gesehen. An einem Junisonntag, als sein Vater ihrer Mutter ein Halsband von Perlen brachte. Seitdem liebt er sie. Er ist mit seinem Vater nach Afrika gegangen und weit umher verschlagen worden. Als er wieder nach Venedig zurückgekehrt war, fand er keine Spur von Giovanna mehr. Aber er erfuhr durch das Gerücht, daß sie bald den reichsten und mächtigsten Mann in Pisa heiraten würde. „Ich hatte Euch nur das unbehauste Elend eines herd- und heimatlosen Abenteurers zu bieten; das Schicksal selbst schien von meiner Liebe dies Opfer zu fordern. Oft bin ich um diese Stadt umhergeirrt, habe mich an ihre Mauern angeklammert, mich an den Ketten ihrer Tore festgehalten, um der Sehnsucht nach Eurem Anblick nicht zu unterliegen, um Euer Glück und Eure Liebe nicht zu stören." Jetzt will er nichts von ihr. Daß er sie wiedergesehen, daß er ihr seine Liebe gestanden, befriedigt und beruhigt seine Leidenschaft. Da stürzt sein Vertrauter ins Zelt: „Du bist verloren, wenn du nicht auf der Stelle entfliehst." Messer Maladura, der zweite Kommissar der Signoria, ist mit sechshundert Mann im Lager angekommen, um sich Prinzivallis zu bemächtigen. „Komm mit mir nach Pisa," ruft Giovanna. „Dort in der von dir geretteten Stadt bist du sicher. Hörst du die Glocken, die da klingen, wie am Hochzeitstag? Ach, ich bin überglücklich, zwiefach überglücklich ob des Glückes, das ich dem danke, der mich über alles liebt." Der dritte Akt versetzt uns wieder nach Pisa. Der Umschlag aus der Sphäre idealischer Empfindungen und platonischer Liebesbeteuerungen in die Wirklichkeit erfolgt. Vom Jubel des Volkes umrauscht, zieht Giovanna in die Stadt ein, an ihrer Seite Prinzivalli. Aber niemand, am wenigsten ihr Gatte, will ihrer Versicherung glauben, daß Prinzivalli sie nicht berührt habe. Er triumphiert, daß sie den Räuber ihrer Ehre selber herbeiführt, ihn der gerechten Rache auszuliefern. Schaudernd erkennt Giovanna die Kluft, welche die niedrige Gesinnung ihres Gatten von den hohen und reinen Gefühlen Prinzivallis trennt. Von diesem Augenblicke an liebt sie ihn. Um ihn der Rache ihres Gatten zu entreißen, der ihn der Folter unterwerfen will, ruft sie aus: „Ich habe gelogen. Feig und schmählich hat er mich besessen. Er gehört mir. Hinweg von ihm, ihr andern, hinweg von dem, was mein ist!" Sie verlangt, daß Prinzivalli in ein Gefängnis geführt wird, dessen Schlüssel sie allein besitzt, dessen Wächter ihr Schwiegervater Marco sein soll. Dieser hat sie durchschaut: „Ich verstehe deine Lüge, Vanna," sagt er leise. „Du hast das Unmögliche vollbracht. Es ist gerecht und höchst ungerecht, wie alles, was wir tun. Und das Leben behält recht. Komm zu dir, Vanna. Du mußt noch lügen, da man uns nicht glaubt." Und Giovanna beschließt das Schauspiel mit den doppeldeutigen Worten: „Es war ein böser Traum: der schöne fängt jetzt an," den sich die Zuschauer je nach Temperament und Phantasie als Flucht mit dem Geliebten oder gemeinsamen Tod nach einer Stunde voll Liebesglück auslegen mögen.

Unsere moderne Kritik ist nur zu leicht geneigt, jede neue, originelle Schöpfung der Weltliteratur einzureihen. Wie mit Georg Rodenbachs Roman „Das Tote Brügge" ist es auch mit Maeterlincks erstem Schauspiel „Prinzessin Maleine" so gegangen. Ein neuer Shakespeare sollte auferstanden sein. Aber für die ruhige

Betrachtung haben weder die ersten Schatten- und Marionettendramen Maeterlincks noch sein jüngstes Werk einen Shakespeareschen Zug und Hauch. Es sind lyrische Stimmungen, in die dramatische Form gebracht. Gern soll zugegeben werden, daß „Monna Vanna" gegenüber den früheren Schauspielen einen großen Fortschritt nicht nur zum Theatralischen, sondern auch zur Natürlichkeit und Wahrheit bedeutet. Der Vorgang kann sich so, wie ihn der Dichter darstellt, in der italienischen Renaissance zugetragen haben, er besitzt sogar ein gewisses Lokalkolorit, während die Dramen „Prinzessin Maleine", „Die Blinden", „Pelleas und Melisande", „Alladine und Palomides" in einer Nebelwelt spielen. Die vier Hauptfiguren: Giovanna und Prinzivalli, der alte und der junge Colonna, besitzen nicht nur die Umrisse und die Gesichtszüge von Menschen, sondern sind auch in ihrem Tun, Reden und Empfinden Menschen. Die früheren Helden und Heldinnen Maeterlincks standen im Banne der Todesfurcht; es war im Grunde das einzige Gefühl, das sie bewegte, die einzige Stimmung, über die der Dichter verfügte. Jetzt zeigt er, daß er auch andere Töne anzuschlagen weiß. Tiefe Gegensätze bewegen die einheitliche, in lebendiger Steigerung durchgeführte Handlung. Die Gespräche entbehren der dramatischen Schärfe und Kürze und schweifen noch zu oft in das Rhetorische ab, aber die Hauptsache kommt doch zum klaren und ergreifenden Ausdruck. Nach Inhalt und Form ist „Monna Vanna" ein spannendes Schauspiel, zu einer großen Dichtung jedoch fehlt ihr die Leidenschaft und die Erfindung. Die Roheit des Judith-Stoffes ist in eine ätherische, halb sentimentalische Spitzfindigkeit umgedichtet, mit einem starken Stich in das Frivole: der Brutalität, aber Gesundheit der Renaissance wird der Reiz blasierter Lüsternheit und poetischer Verzückung angekränkelt. Ein italienischer Söldnerhauptmann, der plötzlich zu einem schwärmenden Verliebten wird und in der Frau, die auf sein Geheiß nur mit einem Mantel bekleidet in sein Zelt kommt, eine Himmelserscheinung verehrt und ihr in törichter Verblendung in das Haus ihres Gatten folgt, fällt ebenso aus der Rolle wie die Frau, die durch seine ideale Liebe gerührt wird und die ihr durch jene Forderung angetane Schmach gar nicht empfindet. Sie sind beide unwahr, und daß ihnen niemand glauben will, entspringt nicht aus der gemeinen Gesinnung der anderen, sondern aus ihrer eigenen Unnatur.

Tiefer in das Wesen der Geschichte und in die Geheimnisse der Menschenseele als Maeterlincks Schauspiel dringt Ernst von Wildenbruchs Tragödie „König Laurin", die zum ersten Male am Dienstag, den 11. November 1902, im Königlichen Schauspielhause aufgeführt wurde. Hier geben die historischen Momente nicht nur das äußere farbige Gewand für die Dichtung her, sondern bilden ihren Kern und Urgrund. Der Gegensatz der Byzantiner und der Ostgoten wird geschildert, er bereitet die Verwicklung des Trauerspiels vor, aus ihm gestalten sich die Charaktere der Amalasunta und des Amalrich auf der einen, Justinians und der Theodora auf der anderen Seite, er führt den tragischen Ausgang herbei. In breiten Zügen tritt uns die urwüchsige, noch ungebrochene Kraft des Gotentums, die Halbbarbarei des Volkes, der Haß seiner Edlen gegen die Ränke und Listen der Byzantiner, ihre Ablehnung der antiken Kultur, die ihnen als Entartung männlicher Tugend erscheint, im ersten Akt entgegen, im Königspalast zu Ravenna. Die Edlen, die gekommen sind, das Andenken ihres Heldenkönigs Theodorich in einem Festgelage zu feiern, toben gegen seine Tochter, ihre Königin Amalasunta: sie werfen ihr die Verachtung der heimischen Sitten, die Überschätzung der Wissenschaft und der Künste, ihre Hinneigung zu Byzanz und seinem Kaiser vor. Nicht mit Unrecht, denn Amalasunta trägt sich mit dem Gedanken, Italien zu verlassen, nach Byzanz zu gehen und sich dort mit dem Kaiser Justinian zu vermählen; als Morgengabe will sie ihm das Gotenreich darbringen. Ihren Vetter Theodahad hat sie als Unterhändler nach Byzanz geschickt, und die Schilderung, die er nach seiner Rückkehr von dem Kaiser und der Pracht und Herrlichkeit seiner Stadt macht, bestärkt sie noch mehr in ihrer Absicht. Sie hat

sich nach ihrem Begriff von dem Wesen eines Herrschers ein Bild von Justinian entworfen, dessen Hoheit nicht getrübt wird, auch als ihr Theodahad von der Geliebten des Kaisers, von Theodora, erzählt. Wo sie nur Glanz und Größe sieht, erblickt der junge Amalrich Bosheit und Heimtücke: er singt den Goten das Lied von dem Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten, dem tückischen Feinde der Helden; Byzanz ist der Rosengarten, Justinian der König der Zwerge, der das Verderben der Goten sinnt. Aber eine weiße Frau wird über ihn kommen und ihn vernichten. Diese Frau ist dem verzückten Jüngling die Königin Amalasunta, Göttin, Zauberin und Weib zugleich. Auch Amalasunta bleibt von seiner schwärmerischen Leidenschaft nicht ungerührt. Sie gebietet ihm, das Schiff, das sie nach Byzanz führen soll, zur Abfahrt bereit zu halten; er selbst aber müsse zurückbleiben, sonst würde er ihren Zauber zerstören. „Sieh mir nicht nach," sagt sie scheidend von ihm, „daß wenn ein Mensch dich fragt nach dieser Stunde, du sagen kannst, ich weiß nichts mehr von ihr, denn ich war blind und taub." Wie der erste Akt die Goten, führt uns der zweite Akt den byzantinischen Hof vor. Ein Aufstand ist ausgebrochen; vor der Volkswut fliehend hat Theodora den kaiserlichen Palast verkleidet verlassen. Ihre Frauen, Justinian suchen sie vergebens. Noch lärmt die wütende Menge durch die Straßen, und Justinian malt sich halb in Entsetzen, halb in wollüstigem Schauer der Grausamkeit die Qualen aus, die Theodora, wenn man sie ergriffe, würde leiden müssen; er sehnt sich nach der Geliebten und haßt und verachtet sie als Buhlerin. Da tritt der Kappadozier Johannes, der Präfekt der Stadt, mit der Meldung ein, daß die Volksmassen auf die Meldung, der Kaiser habe Theodora weggeschickt, sich ruhig verlaufen. Er ist ein Gegner Theodoras und möchte den Kaiser gern mit Amalasunta vermählen, deren Bote Theodahad wieder in Byzanz eingetroffen ist. Amalasuntas Schiff, das ihm folgte, ist gescheitert, die Mannschaft gerettet worden; die Königin befindet sich in Heraklea. Justinian befiehlt, ihr Schiffe hinüberzusenden, die sie entweder nach Ravenna zurückbringen oder zu ihm führen sollen, „als Gast bei ihm zu wohnen". In richtiger Selbsterkenntnis sagt er zu sich selbst: „Nun kenn' ich einen, — mess' ich dies Weib nach ihm, so kommt sie nicht; sie aber, sie wird kommen — ahnend sagt Gefühl mir, daß die Seele dieses Weibes die Seelenlast nicht kennt, die Fürchten heißt." Damit ist der Gegensatz beider Figuren und das Verhängnis Amalasuntas bezeichnet. Die erste Begegnung zwischen Justinian und der Königin im dritten Akt bestärkt nach dem schwachen Versuch einer Annäherung die Unvereinbarkeit beider Charaktere. Um sie noch mehr zu trennen, wird unter den jungen Goten, welche die Königin begleitet haben, Amalrich entdeckt. Wider den Befehl Amalasuntas hat er, im Kielraum versteckt, die Reise mitgemacht. Jetzt wird er von den Griechen als derjenige erkannt, der einen ihrer Gesandten ohne weitere Verhandlung ins Meer geworfen hat. Belisar fordert seine Bestrafung. Amalasunta, zu Tode über Amalrichs Anwesenheit erschrocken, in Gefahr, ihre Liebe zu verraten, faßt sich mit heroischer Entschlossenheit: „Dich kann ich im Leben nicht mehr halten, will nicht — will es doch — Nein — Ja. Im Mund die Zunge bäumt sich mir. Mein Wille hebt sich wider meinen Willen." Sie fordert ihm sein Schwert ab, und die Leibwächter des Kaisers folgen dem Abgehenden. „Nicht töten!" schreit Amalasunta selbstvergessen auf. „Nein," erwidert Justinian mit kaltem Lächeln, „man liebt bei uns kein Blut, nur, daß er uns nicht mehr Gesandte töte." Er ist durch Amalasuntas Erscheinung und Wesen verwirrt, bestürzt und erkältet; nicht Liebe — Grauen flößt sie ihm ein. Für die Ratschläge des Präfekten, aus politischen Gründen den angetragenen Ehebund einzugehen, wie für das Lob, das dieser der königlichen Würde und Entsagung Amalasuntas erteilt, hat er nur Spott und Hohn und den Ausdruck des körperlichen wie des seelischen Unbehagens. Seine Lossagung von der Gotenkönigin wird durch das unerwartete Erscheinen Theodoras vollendet. In der Verkleidung eines Knaben ist sie in den Palast zurückgekehrt und leuchtet dem Kaiser zu seinem Schlafgemach. An ihrer Stimme erkennt er sie. Eine leiden-

schaftliche Aussprache zwischen beiden enthüllt uns ihr und sein Innerstes, die Notwendigkeit der Zusammengehörigkeit zwischen diesem Weibe und diesem Manne, die ganze Verschlagenheit, Heimtücke, Rachsucht und geistige Überlegenheit Theodoras, die blinde und wilde Sinnlichkeit, die Abhängigkeit Justinians von dem Reiz und der Klugheit des dämonischen Weibes. Diese Schlußszene des vierten Aktes ist ein Gipfel der dramatischen Kunst Wildenbruchs; die Schärfe und Wahrheit der Charakterschilderung ist von gleicher Bedeutung wie der kunstvoll gegliederte, von Satz zu Satz sich steigernde Verlauf des leidenschaftlichen Gesprächs. Was er auch der Schilderung verdanken mag, die der Geschichtschreiber Procopius von Cäsarea, ein Zeitgenosse und Gefährte Belisars, von der Kaiserin gegeben hat, diese Theodora ist sein eigenstes Geschöpf, lebendig und phantastisch zugleich; die niederen Triebe des Weibes und die Herrschaft, die sie gerade dadurch über den Mann ausübt, mit einer Kraft, in einem Farbenglanz verkörpernd, die etwas Berauschendes haben. Auf ihrem Throne sitzend, im kaiserlichen Ornate, neben Justinian feiert am nächsten Morgen Theodora in der Versammlung der Großen des Reiches, als rechtmäßige Gemahlin des Kaisers, ihren Triumph über Amalasunta. Ahnungslos betritt diese mit ihrem gotischen Gefolge die Versammlung; nun erst erfährt sie, daß Justinian sich mit Theodora vermählt und ihr Vetter Theodahad in einem Vertrage, den ihm die griechischen Unterhändler abgelistet haben, das Königreich Italien ohne jede Bedingung an Justinian abgetreten habe. Sie selbst könne ungehindert mit ihrem Gefolge Byzanz verlassen. Auf ihre Frage nach Amalrich wird dieser herbeigeführt, die Augen mit einem dunklen Tuche verbunden. Er ist geblendet worden, und als Amalasunta über so viel Tücke, Niedertracht und Schmach in gerechtem Zorne ihm das Schwert in die Hand drückt, um Justinian zu töten, werden beide von den Byzantinern erdolcht. „Gehst du mit mir?" fragt sterbend Amalrich. „Und bringst mir die Welt, die einst du mir verspracheſt?" — „Ich bringe dir die Welt der Frau, die Liebe," erwidert, sich im Tode über ihn neigend, Amalasunta, die Nichtigkeit all ihrer politischen Pläne und Bestrebungen eingestehend.

Von allen Darbietungen dieser Spielzeit hat Wildenbruchs Tragödie „König Laurin" den stärksten tragischen Gehalt und den weitesten geschichtlichen Hintergrund. Weder Maeterlinck noch Gerhart Hauptmann wissen die Grundlagen ihrer Dichtungen so charakteristisch und anschaulich, so malerisch hervorzuheben wie Wildenbruch. Der Zusammenstoß der Hauptgestalten ergibt sich ebenso aus ihrer besonderen Natur wie aus ihrem Volkstum. Das schwierige Problem der Bewegung großer Massen löst Wildenbruch in dem ersten und fünften Akte wieder mit außerordentlichem Glück und Geschick; auch die Gegner seiner Kunst müssen ihm zugestehen, daß er in dieser Hinsicht der geborene Nachfolger Schillers ist. Aus diesen gruppenreichen Gemälden historischer Vorgänge treten uns die Helden und Heldinnen in plastischer Ausgestaltung menschlich näher. Amalasunta und Theodora, Justinian und Amalrich führen inmitten der volkstümlichen Bewegung, die sie trägt, ihr eigenes Leben; ihre Schicksale sind zugleich typisch für sie wie für ihr Volk. Eine gewisse Unklarheit kommt in die Dichtung durch die Anknüpfung des Stoffes an die Sage von dem Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten. Denn wir können uns den Kaiser Justinian nicht gut als den Zwergkönig Laurin, der durch seinen Zaubergürtel die Kraft von zwölf Männern besitzt, und seine Stadt mit dem Schloß der sieben Türme als Rosengarten in der Bergwildnis vorstellen. Auch findet das entscheidende Motiv der dramatischen Handlung, der Gegensatz der beiden Frauen Amalasunta und Theodora, keine Andeutung oder Ähnlichkeit in der Sage. Der Gesang Amalrichs im ersten Akt erweckt denn auch kein Echo, das durch das ganze Drama widerklingt. Erst von den Sterbenden, Amalrich und Amalasunta, wird der Name Laurin wieder aufgenommen. Der Schleier, aus Dichtung und Wahrheit gewebt, den Wildenbruch dadurch um seine Gestalten breiten wollte, dient mehr dazu, sie zu verhüllen, als sie zu verklären. Das Gewicht der

historischen Wirklichkeit und der historischen Persönlichkeiten, die darzustellen sein eigentlicher Zweck ist, erweist sich zu schwer für den Gehalt der mittelalterlichen Sage. „König Laurin" ist eine geschichtliche, eine Volkstragödie in großem Stil, in deren Gefüge die Sage nur einen leichten Einschlag zu bilden vermag.

Ganz erfüllt von dem Hauch und Duft der Sage ist dagegen Gerhart Hauptmanns Schauspiel „Der arme Heinrich", das am Sonnabend, den 6. Dezember 1902, zum ersten Male auf der Bühne des Deutschen Theaters erschien. Mit Recht nennt er es eine deutsche Sage in fünf Akten. Die eigentümliche Proteusnatur des Dichters und seine rasche Verwandlungsfähigkeit offenbaren sich hier wieder einmal. Nichts erinnert hier an die Schauspiele von dem Fuhrmann Henschel, Michael Kramer und dem roten Hahn. Aus der Welt und der Not der kleinen Leute, die um uns leben, werden wir in das deutsche Mittelalter, in den Ton und die Vorstellungen der Legende versetzt. Die Grundlage des Dramas bildet das bekannte Gedicht Hartmanns von der Aue von dem an Aussatz erkrankten Ritter, der durch die freiwillige Opferbereitschaft eines jungen Mädchens von seiner Krankheit geheilt wird. Im Gedicht wie im Schauspiel handelt es sich im wesentlichen um die Darstellung und Entwicklung der Charaktere des Helden und der Heldin. Vier Akte schildern uns das Nahen, den Ausbruch der Krankheit, ihren Höhepunkt, das Zusammenbrechen des grausam Leidenden, der sich endlich entschließt, das so lange zurückgewiesene Anerbieten des Mädchens anzunehmen, ja, in seiner Not und Verzweiflung sie fast zu ihrer Selbstaufopferung zwingen möchte, um von seinen Qualen erlöst zu werden. Der reiche Graf Heinrich von Aue, der Freund Kaiser Friedrichs, ein Ausbund aller ritterlichen Tugenden und ritterlicher Vornehmheit, der mit dem Kaiser das Kreuz genommen hat und nach dem heiligen Grab gezogen ist, hat sich plötzlich aus seiner glänzenden Hofhaltung auf das einsame Bauerngut des Meiers Gottfried in der Waldwildnis zurückgezogen. Er fühlt die unheimliche Krankheit schon in den Gliedern, und sein Knappe Ottacker, der es merkt und die Ansteckung fürchtet, reitet davon. Der Meier, seine Frau und seine Tochter Ottegebe suchen nach bestem Bemühen die wachsende Schwermut des Herrn durch ihre Dienstfertigkeit zu trösten; Ottegebe lebt sich immer tiefer, zwischen himmlischer Verzückung und irdischer Liebe zu dem Grafen, der sie vor Jahren, als sie noch ein Kind war, sein klein Gemahl scherzend genannt hat, in den Gedanken des Opfertodes ein: der Knappe hat ihr einmal von einem klugen Arzte zu Salerno erzählt, der durch das freiwillig dargebotene Herzblut einer reinen Jungfrau einen Aussätzigen heilen könne. Aber all ihre Hingabe vermag den Grafen nicht zu halten. Nachdem er seinem Dienstmann Hartmann von der Aue seine Pergamente und Vollmachten und die Wacht des festen Schlosses übergeben hat, verläßt er bei Nacht und Nebel den Hof und flüchtet in die Wildnis. Mit dem Fortschreiten der Krankheit steigert sich die Not seiner Seele, der Trotz gegen die Gottheit, die ihn so hart heimsucht, der Ekel vor sich selbst, der Haß gegen die Menschen. Wiederholt hat er die fromme Liebe Ottegebes, bald in rohem Zorn, bald mit zynischem Hohn, zurückgewiesen, wenn sie ihm nachgeschlichen ist und Hilfe und Linderung darbietet. Endlich aber regt sich in dem körperlich und seelisch zerrütteten Mann mit der höchsten Verzweiflung der Aufschrei des Lebens. Er sucht das Mädchen auf, damit sie ihr Leben zu seiner Genesung opfere, und findet sie in der Klause und Kapelle eines frommen Einsiedlers Benedikt. Sie tritt ihm entgegen wie eine überirdische Erscheinung und verschmilzt für ihn mit dem Bilde der Himmelskönigin. „Wo willst du hin?" fragt sie Benedikt erschrocken. „Gehn, meinen himmlischen Geburtstag feiern," erwidert sie. „Jungfrau, wohl, so folg' ich dir," ruft der arme Heinrich aus; „führ' mich ins Leben, führ' mich in den Tod! Ich will jedweden Henkers lachen, dir zur Seite, wie du und deines Worts Blutzeuge sein." Der fünfte Akt schildert die Rückkehr Heinrichs und Ottegebes nach dem Schlosse zu Aue und ihre Vermählung. Von der Fahrt nach Salerno, von dem Wunder, das sich dort vollzogen, als Ottegebe nackt auf dem

Seziertisch des Arztes lag, bereit, ihr Herzblut für den armen Heinrich hinzugeben, hören wir nur durch eine lange Erzählung Heinrichs, in der das Ereignis, wie es sich zutrug, vor seinen Betrachtungen und der Ausmalung seiner Gefühle zurücktritt. „Der arme Heinrich" ist ein lyrisches Drama; die Empfindung, nicht die Handlung beherrscht das Ganze. Den einzig dramatischen Moment der Sage unterschlägt uns der Dichter. Parallel laufen die beiden Entwicklungen der inneren und äußeren Krankheit Heinrichs und der zum Tode bereiten Hingabe Ottegebes. Sie wird im Verlauf des Stückes immer ätherischer — „in der seltsamen Beleuchtung der Kapelle erscheint sie fast unkörperlich und wie von einer Glorie umstrahlt" — und er immer bestialischer. Sie ist die Heilige der Legende und hat zugleich den einen und den anderen Zug von dem Käthchen von Heilbronn; in ihm ist der Stolz, die Empörung gegen Gott, der Menschenhaß und die Verzweiflung, die das Gedicht des Mittelalters nur mit einer gewissen Scheu, wie mit verhaltenem Atem anzudeuten wagte, in breiter Ausführlichkeit dargelegt und im vierten Akt zu einem herzzerreißenden Jammerschrei der Kreatur verdichtet, der alle bisherigen Lazarusklagen furchtbar übertönt. Aber die Handlung selbst, ihr Fortschritt, die Spannung des Zuschauers wie des Lesers leidet unter dieser lyrischen Überwucherung. Ich habe den Eindruck, als ob ein ganzer Akt ohne Schaden fehlen könnte. Trotz mancher Schönheiten im einzelnen entbehrt das Schauspiel zu empfindlich der dramatischen Bewegung und der originalen Erfindung. Überall merkt man, daß man es mit einer Nachdichtung zu tun hat, daß unter den neuen Schriftzügen die alten hindurchschimmern; bei aller Feinheit hat die Kopie den naiven Reiz und den frischen Schmelz des Originals nicht zu bewahren vermocht. Die Eigenschaften aber, durch die der moderne Dichter dem mittelalterlichen überlegen ist, der Besitz der dramatischen Form und die vertiefte Herzenskenntnis, sind von ihm nicht genügend ausgenutzt worden. Im Vergleich zu der trockenen und langweiligen Tragikomödie „Der rote Hahn" ist freilich die neue Schöpfung Gerhart Hauptmanns ein Kunstwerk, eine erfreuliche Rückkehr des Dichters zur Kunst und zur Schönheit.

Eine ähnliche Redseligkeit des Dichters und ein gleiches Bedürfnis der lyrischen Stimmung, sich um jeden Preis auszuleben, beeinträchtigt auch in Arthur Schnitzlers Schauspiel in fünf Akten „Der Schleier der Beatrice", das zum ersten Male am Sonnabend, den 7. März, im Deutschen Theater aufgeführt wurde, den dramatischen Kern der Dichtung. Statt die Handlung straff und fest zu spannen, zerfasert der Dichter sie in einzelne Bilder und langatmige Gespräche. Ihm schwebte der Gedanke vor, den geistigen Inhalt und das bewegte Leben der italienischen Renaissance, ihre Schrecken und ihre bacchantischen Feste, ihre Abenteuer und ihre Künste, in ein Drama zu drängen. Im engsten Raum, in einer kurzen Spanne Zeit. Sein Stück beginnt an dem Spätnachmittag eines Sommertags und endet in der Frühe des nächsten Morgens. Dicht vor den Toren Bolognas steht Cesare Borgia mit seinem Heer, bereit, sich der Stadt zu bemächtigen. Unerwartet kehrt der Herzog von Bologna, Lionardo Bentivoglio, von einer langen Reise heim und rüstet sich zur Abwehr. Unbekümmert um alle diese Dinge, erwartet der berühmteste Dichter der Stadt, Filippo Loschi, in seinem prächtigen Haus und Garten sein Liebchen Beatrice und sucht seine beiden Freunde, einen Bildhauer und einen Musiker, die zur Unzeit bei ihm vorsprachen, loszuwerden. Er denkt nur an seine Beatrice, die Tochter eines Wappenschneiders, des tollen Nardi, der wegen des leichtfertigen Lebenswandels seiner Frau verrückt geworden ist, und befiehlt seinem Diener, ihm Pferde zu schaffen, um beim Anbruch der Nacht mit der Geliebten die bedrohte Stadt verlassen zu können. Beatrice ist gern bereit, ihm zu folgen; sie ist noch voll von einem wunderlichen Traum, den sie in der Mittagshitze gehabt: der Herzog war an dem Hause ihres Vaters vorübergeritten und hatte sie flüchtig angesehen; nun hat sie geträumt, sie sei seine Gattin geworden, — „grüne Kerzen brannten in einer Ampel ob dem Bett, ich sah des Herzogs Augen leuchten über mir und fühlte seine Lippen nah den meinen, noch

spürt' ich ihren Hauch, — und so erwacht' ich." Die Erzählung dieses Traumes erfüllt Filippo Loschi zugleich mit wilder Eifersucht und Widerwillen gegen Beatrice; „Grauen vor dir hat mich erfaßt," sagt er zu ihr; „lieber als dich würd' ich ein Gespenst umarmen," und schickt sie fort. Beatrice ist nach Hause geschlichen und da ihr Bruder Francesco, ein ehrliebender und leidenschaftlicher Jüngling, der die Waffen ergriffen hat, die Vaterstadt zu verteidigen, in sie dringt, den wackeren Gesellen ihres Vaters, Vittorino, der sie längst mit heimlicher Liebe begehrt, zu heiraten und aus Bologna zu fliehen, ehe der Borgia die Mauern stürmt, willigt sie ohne Zögern ein und macht sich zum Kirchgang fertig. Auf der Schwelle des Hauses aber wird sie von dem Herzog, der mit seinem Gefolge daherkommt, begrüßt. Statt ihrem Verlobten zu folgen, bleibt sie stehen und hört die Werbung des Herzogs an, der ihr Schätze und Kostbarkeiten, darunter „einen Schleier von so wunderbarer Schönheit wie keiner, den ein Mädchen dieses Landes und niemals eine Herzogin getragen", anbietet, wenn sie ihm die Nacht schenken wollte. „Behaltet alles, Herr; es nützt mir nichts," entgegnet Beatrice, „aber nehmt mich zur Gattin." Der Herzog besinnt sich auch keinen Augenblick, in ihren Wunsch zu willigen; er befiehlt, die Kirche zur Trauung und das Schloß zum Feste zu schmücken und alle Schönen und Jungen dazu einzuladen. Nachts ein Bacchanal, am Morgen die Schlacht. An der Leiche des unglücklichen Vittorino vorbei, der sich den Dolch ins Herz gestoßen hat, geht Beatrice zur Kirche des heiligen Petronius. Dort wird sie getraut, um sich nach dem Festmahl von der Seite des Herzogs unbemerkt wegzustehlen und, in ihren Schleier gehüllt, zu Filippo Loschi zu eilen. Sie will ihn noch einmal sehen, umarmen und dann sterben. Als er ihr aber sagt, aus dem Glase, das sie eben geleert, habe sie den Tod getrunken, bricht sie in Klagen und Jammern aus: „Nie glaubt' ich, daß du tückisch bist und feig — jetzt haff' ich dich!" Höhnisch lacht er auf: „Mach, daß du fortkommst! Es war kein Quentchen Tod in diesem Wein, mit einer guten Lüge kehre heim." Und da sie sich nun wieder auf das Schmeicheln und Verlocken legt und nicht gehen will, leert er mit raschem Trunk den Giftbecher und bricht sterbend zusammen. Ungefährdet ist Beatrice in das Schloß zurückgekehrt, allein ihre Aussage, sie habe in der Kirche für das Wohl des Herzogs und der Stadt gebetet, wird bald als Lüge erkannt und sie zum Tode verurteilt, da sie nicht sagen will, wo ihr Schleier geblieben ist. Sie hat ihn in Loschis Hause liegen lassen. In der Todesangst schreit sie auf: sie wolle den Schleier holen. „Ich will leben, Herr, ich will nicht sterben! Nehmt meine Hand und geht mit mir." So führt sie den Herzog nach Loschis Hause. Die Vorhänge aufhebend erblickt der Herzog die Leiche des Dichters. Von seinem Gefolge, das ihm trotz seines Verbotes nachgegangen ist, erfährt er, daß der Tote der auch von ihm verehrte und bewunderte Dichter Loschi ist. „Der starb um dich, und den verrietest du?" sagt er zwischen Staunen und Entsetzen zu Beatrice. „Und mich um ihn? Und wiederum ihn um mich? Was bist du für ein Wesen, Beatrice? Und all dies Ungeheure mußte sein, daß ich Filippo Loschi sehen durfte, — ein einzig Mal und so!" Er denkt nicht daran, Beatrice zu strafen. „Wir nannten dein Tun Betrug und Frevel, und du warst ein Kind; laß alles Fürchten sein!" Aber Francesco, der Bruder, denkt einfältiger und ehrenvoller: er sticht der verlorenen Schwester den Dolch in die Brust. Dann erklingen alle Glocken, und der Herzog bricht zur Schlacht auf.

Diese Haupthandlung ist von Arabesken und Episoden nach allen Seiten hin überwuchert und verliert dadurch noch mehr an Klarheit und Einheitlichkeit. Das Ganze gemahnt an das Alpdrücken eines wunderlich verworrenen Traumes. Mir ist wiederholt das Bild Makarts eingefallen, das erste, das seinen Ruhm begründete, und das bald „Die Pest von Florenz", bald „Die sieben Todsünden" genannt wurde. Auch hier sind alle Lüste und alle Laster ineinander gemischt. Eine abenteuerliche Phantasie schwelgt in dem buntesten Wirrwarr der Erfindungen, die ohnmächtige Leidenschaft berauscht sich an dem Wohl- und Vollklang ihrer tönenden

Worte, wie an einer unendlichen Melodie. Einzelnes ist fein, sinnreich und poetisch ersonnen und ausgedrückt, aber den drei Hauptfiguren, dem Dichter, dem Herzog und Beatricen, fehlt das erste Erfordernis eines dramatischen Helden, das Rückgrat des Willens. Beatrice geht von dem einen zum anderen, wie ein Schatten; jeder von ihnen begehrt sie, und keiner hat sie; ihr Herz wird weder von der Liebe des treuen Vittorino gerührt, der sich ihretwegen den Tod gibt, noch von ihrer Erhebung zur Herzogin mit stolzer Freude erfüllt. Filippo gilt allen als großer Dichter und vollkommener Edelmann; er ist verlobt mit einem vornehmen Fräulein, der er leidenschaftliche Gedichte widmet, und verläßt sie, weil sie seine rohe Zudringlichkeit am Krankenbett ihrer Mutter mit entsetztem Blick abweist, und findet vor den Toren auf der Wiese, wo das Volk tanzt, Beatrice. Nach drei Tagen will er ihres Traumes wegen nichts mehr von ihr wissen und heißt sie gehen. Unter den mahnenden und strafenden Worten des Freundes scheint sich sein Gewissen zu regen und seine Mannhaftigkeit wieder zu erwachen. Er will ihm zum Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes folgen; da hört er in dem Gange vor seinem Gemache Beatrice seinen Namen rufen, vergißt alle seine heroischen Entschlüsse und treibt den Freund hinaus. Als sie dann aber zu ihm eintritt, gibt es keine wilde Liebesszene zwischen beiden, sondern ein Gespräch über den Tod. Der Herzog einer Stadt endlich, vor deren Mauern sich der Borgia zum Sturm rüstet, hätte, sollte man meinen, in der letzten Nacht Wichtigeres zu tun, als Hochzeit zu feiern und Feste zu veranstalten. Ist er jedoch in der Liebesraserei, wird er dann die eben angetraute Frau von seiner Seite lassen, damit sie zu ihrem Geliebten laufen kann? In dem Farbenrausch seiner Verse hat Schnitzler das Gefühl für das Wirkliche und Wahrscheinliche verloren. Er sieht immer nur die einzelne Szene, ich möchte sagen: den besonderen Farbenfleck, und vergißt darüber das Ganze. Für keine seiner Figuren weiß er uns eine tiefere Teilnahme einzuflößen, über das Schicksal des Herzogs und der Stadt bleiben wir völlig im unklaren, — und wenn wir uns an die Geschichte wenden, ist die Tatsache, daß weder dem Bentivoglio noch der Stadt Bologna von dem Borgia ein Haar gekrümmt wurde, nur geeignet, die Erregung, in der sich alle Gestalten Schnitzlers gebärden, als ob der Weltuntergang bevorstände, als die Ausgeburt einer blöden Furcht erscheinen zu lassen. Die bunte Fülle der wechselnden Bilder hat etwas Blendendes, der Schwung der Sprache zuweilen etwas Fortreißendes, der starke Hang und Drang Schnitzlers zu dem phantastisch Theatralischen, der sich schon in den beiden Schauspielen in einem Akt „Die Frau mit dem Dolche“ und „Der grüne Kakadu“ offenbarte, ergeht sich hier in schrankenloser Freiheit; aber dieser Mangel an Selbstbeschränkung, an innerer Geschlossenheit und Wahrheit der Handlung beeinträchtigt den künstlerischen Wert und die Wirkung des Dramas.

Das Gastspiel der Frau Agnes Sorma im Berliner Theater machte uns mit einem neuen Trauerspiele Adolf Wilbrandts, „Timandra“, das am Sonnabend, den 21. März, zum erstenmal auf der Szene erschien, bekannt. Den Mittelpunkt des Stückes bildet der Prozeß und die Verurteilung des Sokrates. Aber er ist mehr der leidende als der handelnde Held des Dramas. Eine Frau spielt darin die entscheidende Rolle. Timandra hat ihren Gatten und ihre Kinder auf der Insel Chios verlassen und ist nach Athen, der Stadt der Denker und Dichter, geeilt, um ein freies Leben zu führen, inmitten aller Kunst und Weisheit. Die vaterländischen Sitten, welche die Frau auf den engen Kreis des Hauses beschränken, gelten ihr als ein unwürdiger Zwang, als eine Sklaverei, die sie brechen will. Sich auszuleben, erscheint ihr als ein unveräußerliches Recht der Frau. Eine heftige Leidenschaft hat sie zu Platon, dem Bruder ihres Gatten und dem Lieblingsschüler des Sokrates, erfaßt, und sie hofft, bei dem Philosophen, der die alten Vorurteile bekämpft, Zustimmung und Unterstützung zu finden. Um so grausamer wird sie enttäuscht, als Sokrates seinem Schüler das Verwerfliche seiner Liebe zu Timandra vorhält und ihn auffordert, das Verhältnis mit ihr aufzulösen.

Platons Liebe zu der Frau, die ihm in Männerkleidern zu einem Trinkgelage in das Haus eines Gastfreundes gefolgt war, ist nicht stark genug, den Mahnungen und Warnungen des verehrten Lehrers Trotz zu bieten. Leichten Herzens gibt er sie auf. In Zorn und Schmerz über diese Trennung wirft sich Timandra dem Philosophen zu Füßen und bittet ihn, ihr den Geliebten zurückzuführen. Als Sokrates ihre Bitte ablehnt, hat sie nur noch einen Gedanken; sich zu rächen. Dem Dichter Meletos, der längst mit Sokrates verfeindet ist und ihm Böses sinnt, verspricht sie, sich ihm hinzugeben, wenn er die Anklage gegen den Philosophen erheben und seine Verurteilung zum Tode durchsetzen würde. Zu spät, als das Volksgericht das Urteil über Sokrates gesprochen hat, erkennt sie ihr Unrecht; reuevoll eilt sie in den Kerker des Sokrates und setzt, da sie ihn nicht zur Flucht überreden kann, zuerst den Becher mit dem Schierlingstrank an ihre Lippen. Die Figur der Timandra, ihr Wesen und Wollen, ihr Empfinden und Handeln ist so durchaus aus modernen Anschauungen und Ansichten erwachsen, daß sie in die griechische Umgebung nicht passen will. Sokrates' Verurteilung von der Rache einer liebestollen Frau abhängig zu machen, widerspricht nicht nur den geschichtlichen Tatsachen, sondern auch dem natürlichen Gefühl, das den großen Philosophen nicht in solche Privathändel verstrickt sehen will. In der Erfindung wie in der Darstellung Wilbrandts erscheint Sokrates, in dem die Mehrzahl seiner Mitbürger einen gefährlichen Verführer der Jugend, einen Verächter der Götter und einen Feind der Demokratie erblickte, zu flach und zu unbedeutend, um unser tragisches Mitleid zu erwecken. Den Kampf seines Lebens gegen die Vorurteile des Volkes, die Überhebung des Sophistentums und die Pöbelherrschaft auf die Verhinderung eines Liebesverhältnisses zwischen seinem Schüler und einer Frau, die ihrem Mann weggelaufen ist, herabzusetzen, erniedrigt die Gestalt des Weisen und sein Schicksal zur Alltäglichkeit.

Im Vergleich zu diesen fünf hervorragenden Dichtungen, deren literarischer Wert der Spielzeit der Berliner Theater vom September 1902 bis zum April 1903 den besonderen Stempel aufgedrückt hat, konnten die Lustspiele, Schwänke und Possen, die Schilderungen aus dem Nachtleben der großen Städte wie aus der Welt des Dorfes, so zahlreich sie auftraten, sich nur in zweiter Linie behaupten. Auch hinsichtlich der Zahl der Aufführungen. Mit seiner hundertsten Vorstellung hat Maeterlincks Drama „Monna Vanna" alle anderen theatralischen Darbietungen überholt. Als die beiden erfolgreichsten Komödien erwiesen sich das Lustspiel in drei Akten „Im bunten Rock" von Franz von Schönthan und Freiherrn von Schlicht, das am Freitag, den 3. Oktober 1902, im Schauspielhause zum ersten Male in Szene ging, und das Lustspiel in vier Akten „Der blinde Passagier" von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, das seit dem 25. Dezember 1902 der Magnet des Lessing-Theaters ist. Die Komödie „Im bunten Rock" ist eine militärische, in der sich eine schneidige junge und reiche amerikanische Witwe und ein schneidiger deutscher Offizier nach den üblichen Irrungen und Wirrungen der Verliebten zusammenfinden; das Lustspiel „Der blinde Passagier" schildert die drolligen und anmutigen Verwicklungen, die Gott Amor, der blinde Passagier, und der noch allmächtigere Zufall an Bord der „Viktoria Luise" während einer Fahrt nach dem Nordkap anrichten. In gleicher Weise trugen die Wahl der glücklichen Stoffe, die gute Laune und das theoretische Geschick der Verfasser zu dem Erfolg der beiden harmlosen Scherzspiele bei.

Kein so günstiges Los haben Ludwig Fulda mit seinem Lustspiel in drei Akten „Kaltwasser", das am Sonnabend, den 4. Oktober 1902 im Lessing-Theater aufgeführt wurde, und Adolph L'Arronge mit seinem Volksstück in vier Akten „Sanatorium Siebenberg", das am Sonnabend, den 4. Februar, im Berliner Theater in Szene ging, gezogen: nach wenigen Vorstellungen verschwanden beide Stücke wieder vom Repertoire. Fulda wie L'Arronge hatten denselben Stoff gewählt, den Gegensatz zwischen der

mit allen Mitteln der Reklame betriebenen Kurpfuscherei und der Arbeit und Kunst des gebildeten, redlichen Arztes. L'Arronge mit starker Betonung der Tendenz, Fulda mit breiterer Schilderung des Treibens in einem Sanatorium. Bei L'Arronge bildeten der Doktor Hübner und der Kurpfuscher Siebenberg, ihre Feindschaft, ihr Streit und die Liebe ihrer Kinder hinter dem Rücken der Väter das Gewebe der Handlung. Bei Fulda stand ein ewig aufgeregter und ewig verliebter Kapellmeister, der in dem Sanatorium nach und nebeneinander eine Geliebte, eine ehemalige Schülerin, eine französische Gesellschafterin und seine Frau findet, in dem Mittelpunkt der Fabel. Beiden gemeinsam war die Erfindung, daß der Kurpfuscher bei dem geringgeschätzten wissenschaftlichen Arzt in einem lebensgefährlichen Falle Hilfe suchen muß. Ludwig Fuldas Komödie hat einen lustigen ersten Akt, der gefällig einsetzt, aber die Fortsetzung hält nicht, was der Anfang versprochen. Die Don Juan-Streiche des Kapellmeisters Pilgram entbehren zu sehr der Originalität und schaden einander durch ihre Häufigkeit; der witzige Einfall, daß er am Ende mit seiner Frau, die er seit Jahren verlassen hat, heimlich aus dem Sanatorium flüchtet, um seinen drei anderen Liebhaberinnen zu entgehen, wird mehr gewaltsam herbeigeführt als fein entwickelt. Auf die Frage Elvinens, der Frau des Arztes, die auch zu den von Pilgram Betörten gezählt hat: „Was ist Liebe? was ist die Ehe?“ antwortet der Mann: „Die Liebe, wie ihr Frauen sie versteht, ist überhaupt nichts anderes als eine akute Nervenkrankheit und die Ehe eine milde Kaltwasserkur.“ Wenn der Dichter in diesem Satze sein Thema zusammenfassen wollte, hätte er seine Fabel wie seine Figuren vertiefen müssen, zu der herben Wahrheit will der dürftige Schwank, der sich vor uns abspielt, nicht recht passen. L'Arronge hat in seinem Volksstück den Grundgedanken, auf dem es sich aufbaut, mit zu vielen Nebendingen verknüpft — einem Duell, einem Offizier, der seiner Spielschulden wegen den Abschied nehmen und nun einen anderen Lebensberuf suchen muß —, um eine nachhaltigere Wirkung erzielen zu können: die Satire gegen das Sanatorium tritt vor den melodramatischen und sentimentalen Zusätzen zu sehr in den Hintergrund zurück. Auch das Schauspielhaus hatte mit seinen Komödien, der romantischen von Robert Misch „Krieg im Haus“ am Sonnabend, den 3. Januar und der antiken von Hermann Katsch „Die Siegesfeier“ am Freitag, den 13. März kein Glück. Robert Misch, der im vergangenen Jahre mit dem Lustspiel „Das Ewigweibliche“ bei dem Publikum wie bei der Kritik Zustimmung gefunden hatte, wußte diesmal weder das eine noch die andere zu erwärmen. Das Motiv seiner Komödie ist Halms „Wildfeuer“ bewußt oder unbewußt entlehnt: ein Mädchen wird in den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges als Knabe erzogen, um sie vor Gefahren zu schützen. Wie sie ihr Herz entdeckt und ihre Weiblichkeit erkennt, wird in dem Stück mehr mit breitem Behagen, als mit romantischer Ironie geschildert. Hermann Katschs Lustspiel „Die Siegesfeier“ versetzte die Zuschauer nach dem republikanischen Rom. Unmittelbar nach der Zerstörung Karthagos. Scipio will seinen Sieg durch die Aufführung eines Trauerspiels von Pacuvius feiern. Marcus Pacuvius ist Maler und Dichter zugleich, ohne Glück und Stern. Seine Gläubiger verfolgen ihn und der Schauspieler, der in dem Stück die Heldin darstellt, ist ein unverbesserlicher Trunkenbold. Pacuvius hat eine für die römische Bühne wichtige Erfindung gemacht, die Versenkung, und diese spielt denn auch in der Komödie eine wichtige Rolle. Dem Ganzen fehlt die künstlerische Einheit, auf dem altrömischen Hintergrund bewegt sich die Handlung im modernen Schwankstil und erhebt sich nirgends zu echt komischer oder humoristischer Wirkung. Ganz auf die Satire und die Karikatur richtet sich Otto Ernsts Komödie in fünf Akten „Die Gerechtigkeit“, die am Freitag, den 20. Februar zum ersten Male im Schauspielhause zur Aufführung kam. Wie die Komödie „Flachsmann als Erzieher“ gegen die Mängel und Auswüchse im Volksschulwesen zu Felde zieht, greift die neue Komödie die schlechten und gefährlichen Seiten des modernen Preßwesens an. „Die Gerechtigkeit“ ist, wie uns der Theaterzettel an-

kündigt, ein „Revolverblatt“ in einer großen deutschen Stadt, das mit einer besonderen Gehässigkeit den Komponisten und Musikschriftsteller Felix Franck heimsucht. Der Chefredakteur Memling fühlt sich von ihm beleidigt, weil Franck seiner Frau die Mitwirkung in einem Konzert verweigert hat, und der Musikreferent Struppmann gehört zu jenen bissigen und neidischen Naturen, die jedem aufstrebenden Talente mit Übelwollen begegnen. Eine hämische Notiz, die Struppmann über ein Konzert Francks veröffentlicht, bringt diesen so in Zorn, daß er eine Erwiderung darauf drucken läßt und dadurch seinen Gegnern die willkommene Gelegenheit bietet, den Streit weiter auszuspinnen, in der Absicht, seine Oper, deren Aufführung bevorsteht, zu Fall zu bringen. Eine Weile scheint das Publikum den Verleumdungen und Bosheiten Gehör zu schenken, aber die Schönheit der Oper bringt es rasch wieder auf die Seite des Komponisten. Die Oper hat einen außerordentlichen Erfolg und das Revolverblatt erfährt den Spott und die Verachtung, die es verdient. Dieser dünne Faden, der nicht den leisesten Ansatz einer dramatischen Verknotung zeigt, spinnt sich langsam und ermüdend ab. Weder die Fabel noch die Figuren flößen ein tieferes Interesse ein. Die Fabel entbehrt der Spannung, und den Figuren fehlt es an plastischer Gestaltung. Der ewig durstige Knebel, der nach dem Genuß einiger Gläser Kognak zum „genialischen“ Schriftsteller wird, hat einen Anflug von Individualität, die anderen sind flach und farblos. Die Übertreibungen würde ich von dem Satiriker gern hinnehmen, wenn sie witziger oder schneidiger wären. Aber die Komödie hat nicht entfernt den leidenschaftlichen Zug und den Aufsturm des empörten Gefühls, wie Sudermanns Aufsätze über die Verrohung der Theaterkritik. Wenn die „Revolverblätter“ alle so leicht der Käuflichkeit und Unehrenhaftigkeit überführt werden könnten, wie „Die Gerechtigkeit“, wenn der Neid und der Geifer gegen das künstlerische Talent nie von einem gefährlicheren Manne verspritzt würde als von diesem plumpen Struppmann, der eine „vernichtende“ Kritik der Franckschen Oper, noch ehe sie aufgeführt worden ist, veröffentlicht — wie unschädlich wären sie dann!

Eine neue Erscheinung auf unserer Bühne war der russische Schriftsteller Maxim Gorki. Seine novellistischen Schilderungen aus dem russischen Volksleben haben bei uns in kurzer Zeit einen großen Leserkreis gewonnen. Zweifellos wegen der Kraft und Anschaulichkeit, mit der sie dargestellt, wegen der Tiefe und Schärfe der Beobachtung, mit der sie erfaßt sind, aber ebenso wegen der Fremdartigkeit ihres Stoffes. Dasselbe gilt von den dramatischen Szenen Gorkis, — Schauspiele möchte ich sie nicht nennen, da sie einer eigentlichen Handlung und einer Entwicklung der Charaktere im dramatischen Sinne des Wortes entbehren. „Die Kleinbürger“, Szenen aus dem Hause Bessjemenows, kamen im Lessing-Theater am Sonnabend, den 6. September 1902 über einen gewissen Achtungserfolg nicht hinaus. Um so lebhafteren Zuspruch fanden und finden die „Szenen aus der Tiefe“ in vier Akten „Nachtasyl“, die im Kleinen Theater am Freitag, den 23. Januar, zum erstenmal aufgeführt wurden. Die Verdrießlichkeit, Langweile und geistige Öde, die über dem Hause eines wohlhabenden Kleinbürgers in einer russischen Provinzialstadt herzbeklemmend ruht, aus der die beiden Kinder, die Tochter, eine Lehrerin, der Sohn, ein Student, sich sehnen, der unausbleibliche Konflikt zwischen den Alten und den Jungen, hatte trotz der Wahrheit der Schilderung nichts Ergreifendes; die Verkommenheit, das Elend, die Gemeinheit der von der Gesellschaft Ausgestoßenen, die sich in dem „Nachtasyl“, einem dumpfigen Keller mit einigen Pritschen und Betten hinter Verschlägen, zusammenfinden, erschütterten und fesselten um so stärker. Das moderne Gewissen besitzt eine außerordentliche Empfindlichkeit, sowie die soziale Frage berührt wird, und die Darstellung des Elends und der Roheit in naturalistischer Deutlichkeit übt gerade auf die gebildete Gesellschaft eine Art Hypnose aus. Man hat Gorkis „Nachtasyl“ gegenüber die Empfindung, daß diese Dinge, Vorgänge und Menschen aus dem Vollen und Echten geschöpft sind, daß sie die Wirklichkeit widerspiegeln und ein Hauch, eine Erinnerung des Selbsterlebten sie um-

wittert. Ein verlotterter Baron, der jetzt einem Hökerweib die Körbe auf den Markt tragen muß; ein dem Trunke verfallener Schauspieler, der sein Gedächtnis verloren hat; ein ehemaliger Zuchthäusler, der die großen Worte liebt und gern über Welt und Menschen pessimistisch philosophiert; ein Schlosser, dessen schwindsüchtige, verprügelte Frau im Sterben liegt; ein schmucker, gewandter Bursche, der den Weibern die Köpfe verdreht und vom Diebstahl lebt, haben bei einem Ehepaar Kostylew — der Mann ist ein Wucherer, die Frau ein üppiges, leichtfertiges Weib — das Nachtasyl gefunden. Ein Pilger erscheint plötzlich unter ihnen, man weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er entschwindet, dessen immer bereite werktätige Liebe und trostreiche Rede wie ein Sonnenstrahl in der Dämmerung des Kellers und in der Verrohung der Gemüter aufleuchtet. Ein Drama der Leidenschaft spielt sich in kurzen Szenen ab. Kostylews Frau, die ein ehebrecherisches Verhältnis mit Pepel, dem Taschendieb, hat, möchte ihn zum Morde ihres Gatten verleiten, um frei zu werden und den Geliebten, der ihrer satt geworden ist, zu verderben. Pepel hat ein Auge auf ihre Schwester geworfen und denkt mit ihr die Stadt zu verlassen. In wütender Eifersucht schlägt Wassilissa die hilflose Schwester auf das unbarmherzigste, und in der Prügelei, die darüber entsteht, tötet Pepel mit einem Faustschlage den alten Kostylew. Kurz vorher ist die Frau des Schlossers gestorben; bald nachher erhängt sich der Schauspieler. Nach einer genaueren Begründung der Vorgänge, nach einer künstlerischen Abrundung darf man nicht fragen. Maxim Gorki ist ein dramatischer Impressionist. Auf die Geschlossenheit und Vollendung des Bildes kommt es ihm nicht an; er will durch die einzelne Szene, die einzelne Figur wirken; sein Können wie sein Wollen bleiben in der Skizze stecken. Seine Schilderung des menschlichen Elends, der menschlichen Verkommenheit besitzt keinen Zug verbrecherischer Größe oder dämonischer Leidenschaft — alles darin ist alltäglich, jämmerlich und erbärmlich, diese Menschen wie ihre Schicksale sind schon unzählige Male dagewesen und werden sich noch unzählige Male erneuern, sie erschüttern uns nicht tragisch, sondern legen sich wie ein Alpdruck auf unser Gemüt und unsere Phantasie.

Neben Maxim Gorki hat von ausländischen Schriftstellern in dieser Spielzeit der Franzose Alfred Capus den größten Erfolg gehabt. Selbstverständlich keinen so lauten und rauschenden wie der Russe. Denn seine feine und anmutige Kunst richtet sich an die Wenigen. Seine beiden Komödien „Die beiden Schulen", aufgeführt am Dienstag, den 23. Dezember 1902, im Residenztheater und „Die Schloßherrin", aufgeführt am 1. April 1903 im Königlichen Schauspielhause, haben etwas von dem Geist und der sentimentalen Stimmung der Feuilletschen Komödien, überraschen und fesseln die Zuschauer sowohl durch die Verwicklung der Fabel wie durch die Charakteristik der Figuren und beweisen ihre These ebenso scharfsinnig und folgerichtig, wenn auch nicht so herbe, wie Dumas die Seinigen. Das erste Stück sucht die Frage, wie die Frau die Untreue des Mannes ertragen soll, im Sinne der Nachsicht und Versöhnlichkeit zu lösen; in dem zweiten handelt es sich um die Liebe eines reichen Industriellen zu einer unglücklichen Frau aus der vornehmen Gesellschaft, deren einziges Besitztum ein malerisches, halb verfallenes Schloß an der Loire ist. Ihr Mann, mit dem sie in Scheidung liegt, hat ihr Vermögen durchgebracht und sie schmählich betrogen. Sie ist gezwungen, das Schloß zu verkaufen, und erfährt zu ihrem Schrecken, daß es mit Hypotheken überlastet ist. Zur rechten Zeit stellt sich der rechte Mann ein: André Jossan ist nicht nur bereit, das Schloß weit über den Wert zu bezahlen, um der geliebten Frau einen Dienst zu erweisen, sondern bringt auch ihren Mann, der anfänglich die Scheidung verweigert, durch eine Abfindungssumme dazu, in die Trennung einzuwilligen. Die Flachheit und das Altmodische der Fabel wird durch den prickelnden, dramatisch lebendigen Dialog und die sympathische Figur des Helden gefällig verhüllt.

Björnson erschien mit zwei Stücken auf der Bühne: mit einem älteren politischen Schauspiel in drei Akten „Paul Lange und Tora Parsberg"

im Berliner Theater am Montag, den 8. Dezember 1902, und mit seiner jüngsten Schöpfung, dem Drama „Auf Storhove", im Deutschen Theater am Donnerstag, den 2. April 1903; beide Male blieb die tiefere Wirkung aus, denn die Frauengestalten, die in beiden Dichtungen die Bewegerinnen der Handlung sind, befremden in ihrer Absonderlichkeit und ihrer mehr erkünstelten als natürlichen Eigenart das Gefühl des Zuschauers; die verbrecherische Maria, in dem Drama „Auf Storhove", die zugleich eine liebreizende, betörende Zauberin ist, die der Familie, in die sie hineingeheiratet hat, zum Verderben wird, indem sie die Brüder entzweit, das Geheimnis der Fabrik verrät und zweimal Feuer anlegt, wächst sogar über Menschliches und Wahrscheinliches hinaus. In beiden Schauspielen wird der große einheitliche Zug vermißt, der die beiden Teile des Dramas „Über unsere Kraft" beseelt.

Das Repertoire der großen Theater hat in dieser Spielzeit keine entscheidende Wandlung erfahren. Wie viel Neuigkeiten das Schauspielhaus auch aufführte, nach wie vor bildeten die klassischen Dramen den Kern seines Spielplans. Von Shakespeares Königsdramen erschienen in neuer Einrichtung die beiden Teile von Heinrich IV. und Heinrich V., zu den Hebbelschen Schauspielen, die auf dieser Bühne heimisch sind, wurde am Sonnabend, den 17. Januar das Trauerspiel „Gyges und sein Ring" gefügt. Ein Ereignis für die königlichen Bühnen war der Rücktritt des Grafen von Hochberg, der seit dem Oktober 1886 das Amt eines Generalintendanten verwaltet hat. Mit größerer Neigung, Empfindung und Kenntnis für die Oper als für das Schauspiel. An seine Stelle ist, zunächst provisorisch, der bisherige Intendant des Wiesbadener Theaters, Georg von Hülsen, getreten: ein Theaterkind, möchte man sagen, er ist der jüngere Sohn Bothos von Hülsen, der fünfunddreißig Jahre die Berliner königlichen Theater mit Energie, Verständnis und Erfolg geleitet hat. Die Festspiele, die Georg von Hülsen seit einer Reihe von Jahren während des Maimonats in Wiesbaden veranstaltet, Opern wie Dramen, haben ihm den Ruf eines glücklichen und geschickten, von künstlerischen Ideen erfüllten Bühnenleiters eingetragen. Hier in Berlin findet seine Befähigung ein ungleich größeres, aber auch schwierigeres Feld zu ihrer Entfaltung. Liegt auch die Hauptaufgabe einer Hofbühne in der Pflege, Erhaltung und Ausbildung des klassischen Repertoires, so kann sie doch, wenn sie ihr Publikum nicht immer mehr einschränken will, auf die neue Kunst nicht völlig verzichten. Trifft das Feingefühl des neuen Intendanten in dieser Hinsicht das Richtige, so wird sich die so wünschenswerte Belebung des Repertoires des Schauspielhauses und damit auch die Erhöhung seines Einflusses auf den Geschmack der Hauptstadt vollziehen. Wie bisher ist das Deutsche Theater auch diesmal die Burg der Modernen geblieben. Maeterlinck, Hauptmann, Sudermann mit seinem Drama „Es lebe das Leben", dessen starke theatralische Zugkraft noch nicht erschöpft scheint, standen in vorderster Reihe, Schnitzler, Björnson, Max Bernstein mit einem bürgerlichen Schauspiel auf Münchener Hintergrunde „D' Mali" folgten in zweiter. Fast ganz verschwunden ist von dieser Bühne das klassische Drama, das hier, als L'Arronge an der Spitze des Theaters stand, dem Schauspielhause eine so gefährliche Konkurrenz bereitete. Mit dem Rücktritt des Direktors Otto Brahm von der Leitung des Deutschen Theaters am 1. September dieses Jahres und der Übernahme desselben durch Paul Lindau schließt eine bedeutsame Epoche in der Geschichte der modernen deutschen Schauspieldichtung ab. Es ist das unbestrittene Verdienst Otto Brahms, der neuen Richtung Licht und Luft verschafft und ihre Entwicklung entscheidend gefördert zu haben. Man braucht seine Kunstanschauungen nicht zu teilen und kann doch unbefangen den Mut rühmen, mit dem er sein Theater der modernen Kunst öffnete, und die Energie anerkennen, die sich trotz mancher Niederlage nicht von dem betretenen Wege abbringen ließ. Der reformatorische Zug, der sie beseelte, wird der Theaterleitung Otto Brahms nicht vergessen werden. Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Der Besuch, den der deutsche Kaiser dem König Christian VII. in Kopenhagen abgestattet, bezeichnet einen bedeutsamen Markstein für die Beziehungen Dänemarks zu Deutschland. So mannigfach sind die Interessen der beiden Nationen miteinander verknüpft, daß es mit voller Genugtuung begrüßt werden muß, wenn nicht bloß die Fürstenhäuser sich durch Bande wechselseitiger Sympathie inniger vereint fühlen, sondern auch die beiden Völker die trennenden Momente hinter den gemeinsamen Bestrebungen, die auf ihre Wohlfahrt abzielen, zurückstehen lassen. Der herzliche Empfang, der dem Kaiser Wilhelm II. wie von seiten des dänischen Königshauses auch durch die Bevölkerung Kopenhagens bereitet worden ist, konnte nicht verfehlen, in Deutschland den günstigsten Eindruck zu machen. Daß die Königin von England und die Kaiserin-Witwe von Rußland, Töchter des dänischen Königspaares, während des Besuches des deutschen Kaisers ebenfalls in Kopenhagen verweilten, durfte gleichsam als ein Symbol der friedlichen Weltlage angesehen werden, wie denn überhaupt durch die Fürstenbesuche in diesen Wochen auch auf die allgemeine Politik charakteristische Streiflichter fallen.

Die bevorstehende Reise des deutschen Kaisers nach Italien, insbesondere nach Rom, wird diesseits wie jenseits der Alpen keineswegs nur als ein Höflichkeitsakt, als die Erwiderung des vom König Viktor Emanuel III. am Berliner Hofe abgestatteten Besuches angesehen. Vielmehr gelangt darin auch das innige Gefühl der Solidarität der beiden Nationen zum Ausdrucke, deren geschichtliche Entwicklung mannigfache Berührungspunkte aufweist. In gleichem Sinne darf auch die Reise des Königs von England aufgefaßt werden. König Eduard VII. hat sich bei seiner südlichen Fahrt zunächst nach Lissabon begeben. Auf die Interessengemeinschaft Großbritanniens und Portugals ist in den zwischen den beiden Monarchen am 7. April beim Abschiede ausgebrachten Trinksprüchen hingewiesen worden. „Mein Land, wie das Ihrige, das ist meine sichere Empfindung," sagte der König von England, „hegt nur den einen Wunsch, nämlich die Ehre unserer Fahne aufrechtzuhalten und die Kolonien, die wir besitzen, zu bewahren, ohne die Besitzungen anderer zu schmälern." Diese Erklärung ist um so wichtiger, als sie das in jüngster Zeit wieder aufgetauchte Gerücht beseitigt, Portugal beabsichtige, seines Kolonialbesitzes in Afrika sich zu Gunsten Großbritanniens zu entäußern. Auch insofern ist diese Rede bezeichnend, weil durch sie von neuem erhärtet wird, daß, wie Frankreich in Spanien gleichsam seine Interessensphäre erblickt, England mit Portugal sich innig verbunden weiß.

Zugleich mit Italien ein gutes Verhältnis aufrechtzuerhalten, entspricht durchaus der englischen Politik. Diese Bemühungen beziehen sich insbesondere auf das Mittelländische Meer, und daran wird im wesentlichen auch nichts durch das zwischen Italien und Frankreich über gewisse Fragen erzielte Einvernehmen geändert

werden. Insbesondere steht die Lösung der tripolitanischen Angelegenheit, an der Italien vor allem interessiert ist, noch so sehr in weitem Felde, daß die italienische Regierung begründeten Anlaß hat, andere bedeutsame Fragen, die sich, wie die marokkanische, auf das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere beziehen, nicht aus den Augen zu verlieren. Das gute Verhältnis zu Großbritannien ist daher für Italien eine Lebensfrage und wird durch den Besuch bestätigt werden, den König Eduard VII. in Rom abstattet, um hierauf in Paris mit dem Präsidenten der französischen Republik zusammenzutreffen.

In Marokko sind neue Verwicklungen dadurch entstanden, daß im Gebiete der Riffkabylen unweit der spanischen Besitzung Melilla die Truppen des Sultans von Aufständischen erfolgreich angegriffen worden sind. Der Zusammenhang zwischen diesen Vorgängen und dem Vorgehen des Thronprätendenten ist noch nicht klargestellt; immerhin wird die Lage des Sultans dadurch erschwert, daß das Riff von Fez, dem legalen Sitze der marokkanischen Regierung, durch natürliche Hindernisse getrennt ist. Sollte andererseits der Sultan die Absicht hegen, bei Melilla Truppen zu landen, so könnte immerhin Spanien in eine Aktion hineingezogen werden, die bisher mit Recht nur als eine innere marokkanische Angelegenheit angesehen werden durfte. Das Kabinett Silvela wird sicherlich bemüht sein, einer solchen Eventualität nach Kräften vorzubeugen.

Herr Loubet, der seine Aufgaben als Haupt der französischen Republik in vollem Maße zu würdigen weiß, wird auch bei seiner Reise nach Algerien und Tunesien sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß das moderne Staatsleben neue Anforderungen an die Regierungskunst stellt und gerade auf dem Gebiete der Kolonialpolitik ein Zusammenwirken aller Kulturvölker den Fortschritten der Zivilisation am besten dient. In Ostasien hat sich dies bereits in unwiderlegbarer Weise gezeigt. Auch in Afrika müssen die dort zum Wettbewerb aufgerufenen Nationen bei aller Wahrung ihrer besonderen Interessen der Solidarität der Kulturvölker Rechnung tragen. Hervorgehoben zu werden verdient, daß gerade in Algerien und in Tunesien die dort sehr zahlreichen Italiener in hervorragender Weise den Ackerbau und die Industrie fördern. So bewährt sich auch in solchem Sinne das Prinzip der „offenen Tür", das auf dem Gebiete der Kolonialpolitik vor allem vorbildlich bleiben muß.

Das von den Regierungen Rußlands und Österreich-Ungarns entworfene, vom Sultan im ganzen Umfange angenommene Reformprogramm für Mazedonien erweist dadurch seinen maßvollen Charakter, daß es den mazedonischen Komitees, in denen bulgarische Großmannssucht sich in bedenklicher Weise geltend macht, als durchaus ungenügend, den türkischen Albanesen dagegen als viel zu weitgehend erscheint. So erklären sich die unablässigen Bemühungen aller die Unabhängigkeit Mazedoniens anstrebenden tumultuarischen Elemente auf der Balkanhalbinsel, während der mörderische Anfall, den die Albanesen gegen den russischen Konsul in Mitrowitza, Schtscherbina, unternommen haben, deutlich zeigt, daß die ottomanische Pforte zugleich mit der entgegengesetzten Strömung rechnen muß. Leider ist der russische Konsul, ein Opfer seiner Pflichttreue, den Folgen der Verwundung erlegen. Die in jeder Hinsicht friedliche Natur der russischen Orientpolitik wird auch dadurch erhärtet, daß die Verwundung des russischen Konsuls in Mitrowitza durch eine Arnautenkugel in den maßgebenden Kreisen Rußlands nicht als casus belli angesehen worden ist. Die Türkei wird ihrerseits nicht unterlassen, ausreichende Genugtuung zu gewähren, so daß das Reformwerk in Mazedonien seinen ungestörten Fortgang nehmen kann. An die Putschversuche, sowie die blutigen Zusammenstöße in Mazedonien, die für diesen Frühling besonders zuversichtlich angekündigt wurden, ist Europa von früher her gewöhnt. Das Zusammengehen Rußlands und Österreich-Ungarns bietet jedoch eine Friedensbürgschaft, die in dem völlig übereinstimmenden Verhalten Deutschlands eine weitere Stütze findet. So erklärte der Reichskanzler bei einer Unterredung, die er in Sorrent einem französischen Journalisten gewährte:

„Die Lage in Europa ist vortrefflich. Unzweifelhaft besteht die Balkanfrage. Diese ist nicht gerade ein Sturm in einem Glase Wasser — denn in Wahrheit ist dieses Glas zu groß — aber die Kanzleien sind einig, diese gefährliche Zone zu begrenzen und die Ausbreitung des Übels zu verhindern. Das Einvernehmen über diesen Punkt ist vollkommen. Wir hegen die feste Hoffnung, daß diese Ruhestörungen den europäischen Frieden nicht gefährden, und wir hegen auch den entsprechenden festen Willen."

Das vor einiger Zeit im russischen „Regierungsboten" veröffentlichte Communiqué ließ für Bulgarien an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Zar ist eben fest entschlossen, das ihm an erster Stelle zu verdankende Reformwerk in Mazedonien nicht durch kriegerische Anwandlungen der kleinen Balkanstaaten stören zu lassen. Das friedliche Verhalten Griechenlands, Rumäniens und Montenegros steht außer Zweifel, und das offizielle Bulgarien hat durch den Ausgang der jüngsten Ministerkrisis, aus der der Russenfreund Danew als Sieger hervorging, während der frühere Kriegsminister Paprikow in der Versenkung blieb, zur Evidenz bewiesen, daß die von russischer Seite erteilte Lektion in Sofia verstanden worden ist. Immerhin gilt es, in Mazedonien selbst Frieden zu halten.

Von diesem Gesichtspunkte aus erhält der Warnungsruf, den die „Nowoje Wremja" unlängst vernehmen ließ, seine Bedeutung. Im Hinblick auf die russischen Preßverhältnisse spiegelt sich in dieser Kundgebung wohl die Auffassung gewisser immerhin beachtenswerter Kreise wider. Das russische Blatt erblickte die Gründe für die Fortdauer der Ruhestörungen in Mazedonien auch nach der Durchführung der Reformen zunächst darin, daß die Führer der Bewegung und einzelne bulgarische Staatsmänner immer noch hoffen, Rußland werde, sobald slavisches Blut auf der Balkanhalbinsel fließe, unverzüglich wieder zu den Waffen greifen, um seinen Stammesgenossen die Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Auffassung gegenüber wird nun als Rußlands Grundprinzip die Wahrung des allgemeinen Friedens bezeichnet, und dieses Prinzip soll auch in Bezug auf die Balkanhalbinsel nicht aufgegeben werden. Rußland hat deshalb zur Entscheidung der akuten mazedonischen Frage den friedlichen Weg gewählt und wird, wie nachdrücklich betont wird, von diesem nicht abweichen. Besonderes Interesse erregen mußte, daß in der „Nowoje Wremja", abgesehen von den inneren Ursachen für die Fortdauer der Unruhe in Mazedonien, auf die im Auslande bestehenden Ursachen, insbesondere auf das Verhalten eines Teils der Presse, namentlich in England und Frankreich, hingewiesen wurde.

Im Hinblick auf das Bündnis mit der befreundeten französischen Republik konnte es auffallend erscheinen, daß nicht bloß auf einzelne Blätter, wie den Pariser „Temps", exemplifiziert, sondern der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, unmittelbar aufs Korn genommen und der „seltsame Versuch Frankreichs, als Beschützer der Balkanstaaten aufzutreten", abgewiesen wurde.

Nur darf auf der Grundlage zuverlässiger Informationen versichert werden, daß der Zweibund selbst durch die russischen Ausführungen keineswegs in Frage gestellt werden soll. Vorauszusehen aber war, daß von französischer Seite auf die russischen Anschuldigungen eine Antwort erteilt werden würde. Das „Journal des Débats" hat sich dieser Aufgabe in einem Artikel: „La France, la Russie et les affaires d'Orient" unterzogen. Zugestanden werden mußte, daß der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, sich im Parlament gegen den Vorwurf der Untätigkeit schützen wollte, wenn er im „Gelbbuche" die diplomatischen Schritte aufführte, die Frankreich getan hatte, um auf Reformen in Mazedonien hinzuwirken. Sicherlich wäre es Herrn Delcassé übel vermerkt worden, wenn Frankreich eben nur in der Gefolgschaft Rußlands und Österreich-Ungarns erschienen wäre. Zugleich wird im „Journal des Débats" nicht in Abrede gestellt, daß in einem Teile der französischen Presse den friedlichen Absichten Rußlands entgegengearbeitet worden sei. Da die „Nowoje Wremja" den Pariser „Temps" offen genannt hat, darf festgestellt werden, daß einer der Hauptführer bei dem vor einiger Zeit in Paris

veranstalteten Protestmeeting Herr de Pressensé, Auslandsredakteur des „Temps“, ist. Da dieser Publizist zugleich ein hervorragendes Mitglied der sozialistischen Partei in der Deputiertenkammer ist, wird man die auswärtige Politik des Herrn Delcassé in der Tat nicht ohne weiteres für alle Kundgebungen des „Temps“ in der mazedonischen Frage verantwortlich machen können. Nicht ausgeschlossen erscheint, daß gewisse persönliche Empfindlichkeiten gegen Herrn Delcassé in den Artikeln der „Nowoje Wremja“ zum Ausdrucke gelangten. In Deutschland ist die friedliche Gesinnung des gegenwärtigen französischen Ministers des Auswärtigen stets anerkannt worden. Die hauptsächliche Bedeutung der russischen Darlegung muß deshalb darin erblickt werden, daß nunmehr in unwiderlegbarer Weise der feste Wille des Zaren offenbart worden ist, einer Friedensstörung auf der Balkanhalbinsel, gleichviel von welcher Seite sie ausgehen möge, in keiner Weise Vorschub zu leisten.

Durchaus befriedigend waren auch die Erklärungen, die der englische Premierminister Balfour in der Sitzung des Unterhauses vom 7. April auf eine von dem konservativen Abgeordneten Gibson Bowles gestellte Anfrage erteilte, die dahin lautete: welche Mitteilungen zwischen dem englischen Kabinett und auswärtigen Regierungen in Bezug auf die deutsch-anatolische oder Bagdad-Eisenbahn und ihre Verlängerung bis nach Koweit am persischen Meerbusen gewechselt worden seien? In anerkennenswert korrekter Weise hob Balfour zunächst hervor, daß diese Eisenbahn keineswegs ein ausschließlich deutsches Unternehmen sei. Staatssekretär Lansdowne habe denn auch in zwei Unterredungen, von denen er die eine mit dem deutschen, die andere mit dem französischen Botschafter pflog, ausgeführt, man sollte dem Unternehmen nicht unfreundlich gegenüberstehen, vorausgesetzt, daß englischem Kapital und englischen Interessen mindestens die gleichen Rechte eingeräumt würden wie denen einer anderen Macht.

Mit englischen Kapitalisten hat dann ein Austausch von Mitteilungen stattgefunden, der auch jetzt noch fortgesetzt wird. Aus dieser Erklärung ergab sich bereits deutlich, daß die Bagdadbahn in der Tat nicht ein ausschließlich deutsch-französisches Unternehmen sein soll. Vielmehr würde wie den englischen auch den russischen Kapitalisten freigestellt bleiben, sich an diesem Unternehmen zu beteiligen. Balfour führte nun weiter aus, daß die englische Regierung schließlich sich darüber zu entscheiden haben werde, ob es nicht wünschenswert sei, daß, wenn diese Bahn zustande komme, durch welche die Operationsbasen des Mittelländischen Meeres mit dem Persischen Golf verbunden werden, englisches Kapital und englische Interessen dabei in ebenso hohem Maße vertreten sein sollen wie Kapital und Interessen irgend einer anderen Macht. Für die Auffassung der englischen Regierung kommt auch die Frage in Betracht, ob es erwünscht sei, daß der zukünftige kürzeste Weg nach Indien sich gänzlich in den Händen deutscher und französischer Kapitalisten befinde, und ob es ferner erwünscht sei, daß die Erschließung des Handels im Persischen Golf im Gebiete eines Scheiks erfolge, der unter besonderem englischem Schutze stehe, oder in einem Teile des Persischen Golfes, in dem Großbritannien keine derartigen Vorzugsrechte besitzt. Es entspricht der praktischen, weitausschauenden Politik des Ministeriums Balfour, daß der Premierminister der Überzeugung Ausdruck lieh, die englische Politik hinsichtlich jener minder zivilisierten Weltteile gehe dahin, nicht allein zu handeln, sondern auch eine oder mehrere andere Nationen dort tätig zu sehen. Im Hinblick auf die Bagdadbahn erachtet die englische Regierung es deshalb für besser, daß drei Mächte beteiligt sind, als daß nur eine oder zwei in Betracht kämen. Diese ebenso maßvollen wie besonnenen Ausführungen Balfours, der ausdrücklich auf das Zusammenwirken Großbritanniens, Deutschlands und Frankreichs exemplifizierte, sind in hohem Grade bemerkenswert. Da es auch den russischen Kapitalisten freistehen würde, sich an dem Unternehmen zu beteiligen, kann durch die im Unterhause gemachten Mitteilungen des englischen Premierministers nur eine erfreuliche Klärung der Lage herbeigeführt werden.

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Roosevelt, hat bei seiner jüngsten Rundreise nach dem Westen auch über die Monroe-Doktrin sich wieder vernehmen lassen. Gegenüber den allzu weitgehenden Auslegungen dieser Doktrin hält Präsident Roosevelt daran fest, daß die europäischen Mächte wohl berechtigt sind, legitime Ansprüche gegenüber den südamerikanischen Staaten auch unter Anwendung kriegerischer Machtmittel durchzusetzen, insofern sie sich nur der dauernden Besitzergreifung amerikanischen Gebietes enthalten. Der Präsident der Union erkannte rückhaltlos die Korrektheit an, mit der Deutschland gegen Venezuela vorgegangen ist. Vorher bereits hatte Präsident Roosevelt Veranlassung genommen, das chauvinistische Verhalten des Admirals Dewey zu rektifizieren, der recht unbesonnene Äußerungen bei Gelegenheit einer Parallele zwischen der Marine der Vereinigten Staaten und den anderen Flotten getan hatte. Diese prahlerische Kundgebung war auch im amerikanischen Interesse um so bedenklicher, als die Bestrebungen Roosevelts gerade darauf gerichtet sind, die Marine zu reorganisieren. Er betonte daher in seinen jüngsten Reden die Notwendigkeit, die Republik mit einer Flotte ersten Ranges auszustatten, weil nur auf diese Weise im Ernstfalle der Monroe-Doktrin Anerkennung verschafft werden könne. Admiral Dewey hat also durch seine Ruhmredigkeit nicht bloß sich eine Taktlosigkeit gegenüber dem Auslande zu schulden kommen lassen, sondern sich auch in Gegensatz zu den Anschauungen und Absichten des Präsidenten Roosevelt gebracht.

Die Ausstandsbewegungen in den Niederlanden und in Italien waren von vornherein aussichtslos für die Veranstalter. Der in den Niederlanden geplante Generalstreik sollte die Annahme der Strafgesetznovelle verhindern, die von der Regierung eingebracht worden ist, um einem neuen Streik der Eisenbahnarbeiter vorzubeugen. Inzwischen hat die zweite Kammer am 9. April mit 81 gegen 14 Stimmen die Regierungsvorlage angenommen. Ebenso genehmigte die Kammer die Schaffung einer militärischen Eisenbahnbrigade, die den Verkehrsdienst im Falle eines Ausstandes aufrechterhalten soll.

In Rom gestalteten sich die Verhältnisse minder ernst als in den Niederlanden, wo der gesamte Verkehr zum Stocken gebracht werden sollte. In Italien handelte es sich vielmehr um lokale Differenzen zwischen den Druckereibesitzern und ihren Arbeitern, die eine Beschränkung der Arbeitszeit und Lohnerhöhung forderten. Da die Angestellten der Straßenbahnen und der Omnibus mit den Ausständigen gemeinsame Sache machten, mußte der gesamte Fremdenverkehr, der um die Osterzeit in Rom am lebhaftesten ist, ernsten Schaden erleiden. Viele Fremde zogen denn auch vor, sich nach Neapel zu begeben. Wie in Holland mußte in Rom die bewaffnete Macht aufgeboten werden, und da Bäcker und Schlächter an dem Streik teilnahmen, mußten die Militärbäckereien und die Konservenvorräte des Kriegsdepartements aushelfen. In Frankreich und in Belgien hat sich bei den großen Ausständen der Kohlengrubenarbeiter zu wiederholten Malen gezeigt, daß der Generalstreik als sozialistische Utopie angesehen werden muß. In den Niederlanden und in Rom ist jetzt dieselbe Erfahrung gemacht worden, ohne daß im Interesse der Arbeiter selbst die Hoffnung gehegt werden darf, daß sie in Zukunft auf solche Utopien Verzicht leisten werden.

Literarische Rundschau.

August Weismanns wissenschaftliches Testament.

Vorträge über Deszendenztheorie. Gehalten an der Universität Freiburg im Breisgau von August Weismann. Mit 3 farbigen Tafeln und 131 Textfiguren. Zwei Bände. Jena, Gustav Fischer. 1902.

„Wenn ein arbeitsfreudiges Leben sich seinem Ende zuneigt, so regt sich wohl der Wunsch, die Hauptergebnisse desselben zu einem abgerundeten und in sich harmonischen Bild zusammenzufassen und gewissermaßen als ein Vermächtnis den nach uns Kommenden zu hinterlassen. — Das ist der Hauptgrund, der mich zur Veröffentlichung dieser Vorträge veranlaßte." Ein Werk, das diese Sätze an der Spitze trägt, legt eine besondere Verpflichtung auf. Es verlangt, daß man auf eine Lebensarbeit zurückschaut, in erster Linie historisch und erst in zweiter Linie kritisch.

Es gibt heute Leute genug, die dem ganzen Darwinismus schon diese „Heiligsprechung des Historischwerdens" zugestehen möchten, mit dem behaglichen Gefühl dabei, daß damit stillschweigend auch eine gewisse klassische Antiquierung, eine Absetzung von der Tagesordnung vollzogen sei. Das Weismannsche Buch ist eine der hübschesten Widerlegungen dieses frommen Wunsches. Es fixiert, historisch und aktuell, eine Schattierung innerhalb des Darwinismus, die spezifische Weismann-Lehre, die ebensoviel Anrecht auf einen Personennamen hat wie die Gesamtschule auf den des Charles Darwin. Vor kurzem hat der Amsterdamer Botaniker Hugo de Vries in einer noch umfangreicheren Arbeit ein anderes Schattierungsfeld scharf abgegrenzt durch seine sogenannte Mutationstheorie. Beide Bücher halte ich für die beiden bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiet der Entwicklungslehre, die wir in den letzten Jahren erhalten haben. Eine Lehre aber ist, wenigstens nach meiner Auffassung, in der Vollblüte ihrer Leistungsfähigkeit als Geistesquelle, wenn sie Raum hat für so viele, jederseits für sich geistvoll-eigenartige Schattierungen. Wobei es dem Spitzfindigen wirklich ruhig überlassen bleiben mag, ob er bei dem guten Wettstreit dieser Schattierungen von Kämpfen im Darwinismus oder um den Darwinismus reden will. Ich selbst erachte es als eine Pflicht historischer Anständigkeit, der Gesamtbewegung zu einer wissenschaftlichen Deszendenztheorie, wie sie eine ungeheure, fort und fort wachsende Literatur heute vertritt, den Namen „Darwinismus" zu lassen; im übrigen aber wünsche ich dem Kampf der Meinungen innerhalb dieser Theorie Tür und Tor geöffnet, so weit es geht. Wir reden ja auch, und reden ganz gewiß mit Recht von einem kopernikanischen Weltsystem, obwohl Kopernikus noch keine Keplerschen Gesetze und kein Newtonsches Gravitationsgesetz kannte, obwohl wir heute genau wissen, daß auch die Sonne nicht still steht und dadurch die ganze Figur des Systems beständig verschoben wird, und obwohl

Kopernikus noch an eine Drehung des Achsenwinkels der Erde bei jedem Jahresumlauf dachte, die in dieser Form völliger Irrtum war. Wollen wir jeden Zwist um ein engeres Deszendenzgesetz als Entscheidungskampf um Wohl und Wehe des Darwinismus fassen, so wird nur eine Verwechslung in die Laienwelt getragen: als wenn nämlich der Gedanke der Entwicklung im Gebiet der modernsten Biologie selbst wieder bedroht oder gar wieder in den Hintergrund gedrängt sei, — eine Behauptung, der kein ehrlicher Mensch, der die Dinge verfolgt, Verbreitung wünschen kann, da sie den nacktesten Tatsachen widerspricht.

Weismanns eigene Anschauungen haben innerhalb der dreiundvierzig Jahre Darwinismus, die wir heute genau zählen, schon ihre besondere Geschichte. Sie sind zu ihrer Zeit als unvollkommener Keim sichtbar geworden, sind in vielfältigem Hader gewachsen und sind heute, soweit Weismann als Person in Betracht kommt, ausgewachsen. Ganz ausgewachsen im ideellen Sinne sind sie natürlich noch so wenig wie irgend ein menschlicher Gedanke, der in die vorläufig unserem Blick einmal „ewige" Menschheit gesäet worden. Mit Bedauern lesen wir, daß August Weismann durch ein Augenleiden mehr und mehr im praktischen Forschen gehemmt wird, wobei wir jedoch von seinem theoretischen Denken uns noch reiche Frucht versprechen, trotz seines „Testaments". Inzwischen stellen wir vor diesem — und ich denke, hier wird Freund wie Feind des Darwinismus und aller seiner Schattierungen mir anstandslos recht geben — fest, daß im ganzen Darwinismus nächst Darwin selbst kein zweiter so sittlich vornehm, so liebenswürdig, ja, ich möchte sagen: so graziös zu hadern verstanden hat wie er. Und das auf einem Gebiete, wo gelegentlich unverkennbar mit Dreschflegeln und verwandten, nicht völlig einwandfreien Instrumenten in Sachen der Weltanschauung operiert wurde.

Neben diesem Charakter ist zur Sache zu sagen, daß Weismann zwar nicht im Sinne eines Kampfschlusses objektiv gesiegt hat, — wer hat denn in diesen vier Jahrzehnten irgendwo „gesiegt", vor Problemen, die mindestens der Beobachtungskontrolle von Jahrtausenden bedürften! Aber er hat seine „Schattierung" klar herausgearbeitet. Zu diesem Buche feiert das seinen Triumph. Es ist ein Werk von solcher stilistischen Klarheit, wie der Darwinismus höchstens noch zwei oder drei besitzt unter seinen allerbesten. Es ist alles so abgeschliffen und ausgeklärt, jedes Beispiel genau blankgewischt und an seinen Fleck gestellt, wie bei Schauobjekten einer am Schnürchen laufenden Schuldemonstration. Sehen muß hier jeder, was gemeint ist, — mag er das Begriffene danach schelten. Der Anfang holt ein bißchen breit aus, mehr, als sollte es eine Geschichte des Darwinismus oder gar der modernen Biologie überhaupt werden, wozu dann doch wieder das Material zu lückenhaft und gelegentlich auch etwas oberflächlich ist. Aber als sein eigener Historiker ist Weismann tadellos. Und schließlich füllt das doch den größten Teil der zwei Bände von beinahe sechzig Bogen Umfang.

Von keiner Linie des Darwinismus wird heute mit mehr Eifer behauptet, daß sie falsch sei, wie von der Zuchtwahl-Theorie. Nun denn: Weismann ist zurzeit der extremste Vertreter gerade dieser Zuchtwahl-Theorie. Das bestimmt eben seine Eigenart. Man muß, um seine Stellung andeutend zu fixieren, auf den alten Gegensatz zurückgehen zwischen Lamarck und Darwin, einen Gegensatz, der überhaupt mit den Jahren wieder immer interessanter geworden ist. Als Darwin sich an den Entwicklungsgedanken wagte, schien es ihm vor allem nötig, ihn aus dem Schutt herauszuarbeiten, in den er mit Lamarck geraten war. Heute haben wir umgekehrt wieder eine feste Schule von Neo-Lamarckisten, die ungefähr etwas Ähnliches von Darwin sagen. Umgekehrt ist aber auch aus dem immer noch vorsichtigen Darwinschen Vorstoß contra Lamarck eine Lehre erwachsen, die dann erst mit Stumpf und Stiel den letzten Lamarckrest austreiben möchte. Und das ist die Farbe Weismann im Bilde.

Lamarck hatte eines deutlich erfaßt, und das ist übriggeblieben in allen späteren Meinungen. In der Entwicklung der Tier- und Pflanzenarten sind zwei

Faktoren zu beachten. Ein äußerer und ein innerer. Außen wechseln die Bedingungen des Lebens auf Erden. Sie ziehen vorbei wie ein großes Wandelpanorama. Innen, in den Lebewesen selbst, reagiert aber etwas darauf. Sie passen sich diesen Bedingungen an. Wie aber ist nun das wahre Verhältnis von drüben und hier? Wir suchen in der Natur Kausalzusammenhänge. Wo sind sie? Lamarck sagte: Außen wirkt auf innen. Die äußeren Bedingungen treten nach innen auf als Forderungen. Und diese Forderungen finden Gehör bei einer Eigenschaft des Innern. Sie rufen „Übung" hervor. Der Arm, der zum Schlagen gefordert wird, stählt sich, der Hals, der hoch reichen soll, streckt sich. Das Resultat dieser Übung aber wird auf die Nachkommen vererbt. Ihr Arm wächst sogleich muskelstärker, ihr Hals gleich in der nötigen Länge. So fixiert sich die Übung hier bereits als angeborene Anpassung. Und so fort.

Nun Darwin. Das langt nicht. Durch Übung wird kein Laubfrosch grün, kein Blattschmetterling seinem Blatte ähnlich. Und doch haben wir auch solcher Anpassungen die Fülle. Es muß noch ein besonderes Wechselverhältnis geben zwischen dem Außen und irgend einer anderen Eigenschaft des Innen, die auch hier entgegenkommt. Und Darwin fand es in der Zuchtwahl, der Selektion. Neben der Übung gehört zu den entgegenkommenden Möglichkeiten die Variation. Ein beständiges Spiel waltet da von allerhand Hervorbringungen, die unabhängig von der Übung herausgeworfen werden. Diese Variation macht z. B. einen Frosch, der sonst braun war, auch einmal grün. Und jetzt darauf reagiert das Äußere nicht erzieherisch, wie bei der Übung, sondern gewaltsam. Der grüne Frosch wird als zweckmäßige Anpassung auf Grün erhalten, weitergezüchtet, während alle nicht grünen Formen eingehen müssen. Das ist die berühmte Auslese der Passendsten. Ein sinnvoller Gedanke, der zunächst durch seine Einfachheit fortriß. Aber man sieht: er wirft Lamarck nicht um. Er ergänzt ihn nur für die unzähligen Fälle, vor denen die Anpassung durch Übung als Erklärungsgrund versagt.

Aber nun wieder ein Spatenstich tiefer. Was steckte hinter dieser Variation? Was war ihr Geheimniß, ihr Gesetz? Mit dieser Frage sind wir mitten in den Kämpfen der Schule Darwins. Eine Linie beschäftigte sich bloß mit der Schrittweite, dem Maß dieser Variation. Ob schon winzige, gesetzmäßige Gleichgewichtsschwankungen zur Artbildung führten oder bloß kräftige, das Innerste erschütternde Stöße? Hier setzt heute de Vries ein, der experimentell festgestellt zu haben glaubt, daß stets ein wirklicher Stoß, ein Ruck oder Sprung nötig sei, eine Mutation, wie er das nennt. Doch der Darwinsche Grundgedanke bleibt in dieser Linie unangetastet. Über Darwin muß dagegen in irgend einer Weise hinausführen jede Meinung über die tieferen Ursachen der artbildenden Variation. Die eine Richtung grub ausschließlich nach innen, ins Innerste des Innern hinein weiter. Gab es nicht doch ein festes inneres Hausgesetz der Variation, das schon der ersten Urzelle eingeprägt war? Hier wurde Nägeli bedeutend. Er verknüpfte die Frage mit einem älteren, vordarwinistischen Gedanken. Er suchte ein „Entwicklungsgesetz" schon in der Variation. Aber er ließ es teleologisch arbeiten. Es drängte selber schon, in einem allerdings schwer definierbaren „Hellsehen", auf nützliche Anpassungsvarianten, wie sie außen gefordert wurden, direkt hin. Damit wurde die Selektion überflüssig. Und so führte Nägeli allerdings folgerichtig wieder aus Darwin heraus, ohne zu Lamarck zurückzukehren, — in ein Drittes hinein.

Aber das hatte man ja gerade an Darwin geschätzt, daß er keine teleologische Grundveranlagung brauchte, sondern das Zweckmäßige erst vor unseren Augen entstehen ließ. Die ganze Hauptmasse der Schule schwenkte also hier nicht mit. Aber wo lag dann das Gesetz der Variation? Im „Zufall?" Das ist oft als Hilfs- und Notwort gesagt worden. Jeder wußte aber, daß Zufall einen eigentlichen Sinn in einem Spiel von Kausalzusammenhängen, wo alle Karten aufgedeckt sind, gar nicht besitzt. Und nach solchem Spiel suchte man doch. So sah man sich unhemmbar wieder ins „Außen" gedrängt. Steckten die Anstöße zur Variation

nicht doch irgendwie im Druck der Verhältnisse, im Milieu selbst, — also außen? Hier lag eine unverkennbare Möglichkeit, in äußerster Schwenkung doch noch wieder auf einen vertieften Lamarck zu kommen. Darwin hat in späteren Jahren selbst etwas paktiert mit dieser Richtung. Die Neo-Lamarckisten haben sie offen proklamiert.

Hier jetzt ist die Stelle, wo Weismann vor Jahren zuerst in die Debatte mit einem wahren Blitzschlage eingegriffen hat. Er versuchte, den ganzen Lamarckismus nachträglich in Grund und Boden zu schlagen durch die Behauptung, daß die Ergebnisse dieser ganzen direkten Einflüsse von außen auf innen, wie Übungsstärkung u. s. w., also alle vom Individuum „erworbenen" Eigenschaften, nicht vererbt werden könnten. War das richtig, so konnte auf dem Lamarckswege niemals eine neue Art entstanden sein, denn jeder Anlauf zu einer Anpassung blieb individuell und starb mit dem Tode des Individuums wieder aus, ohne in die Unsterblichkeit der Generationenfolge durch Kinder und Enkel einzutreten. Mochte das bestritten werden — und wie ist es bestritten worden bis auf diesen Tag nicht bloß von Lamarckisten, sondern auch von engeren Darwinisten und auch von ganz indifferenten Physiologen und Vererbungstheoretikern —: für Weismann war damit seine weitere Bahn endgültig gegeben. Ihm galt es, den Darwinismus vom letzten Rest Lamarckismus reinzuputzen. Da er kein drittes Prinzip im Sinne Nägelis hatte, blieb schlechterdings nichts übrig, als die natürliche Zuchtwahl auch in allen Fällen, da Darwin noch Lamarck Raum gelassen, für die absolute Macht zu erklären. Es wurde die „Allmacht der Naturzüchtung" proklamiert.

Das für sich vollzogen, wurde aber nun wieder etwas hoch interessant. Nämlich: wie endlich Weismann ohne Nägeli und auch ganz ohne Lamarck den geheimen Mechanismus der Variation für sich deuten werde. Abermals wird hier eine neue, zunächst unabhängige Linie der Darwinschen Schule wichtig: der Ideengang von Wilhelm Roux. Roux faßte den Gedanken — einen der genialsten nach Darwin —, daß es nicht bloß eine äußerliche Zuchtwahl geben müsse, sondern auch eine im Innern. Eine Zuchtwahl nicht bloß des Milieus gegenüber den Individuen, sondern auch eine Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein der Teile im Individuum selbst. Wir wissen ja, daß jedes Individuum, jedes echte Einzeltier, jede echte Einzelpflanze, aus Teilen besteht, die mehr oder minder jeder für sich etwas Selbständiges in ihm darstellen. Das einfachste Beispiel in allen etwas entwickelteren Lebensformen sind die Organe. Goethe stand schon tief bewegt vor diesem Geheimnis. In dem ersten seiner morphologischen Hefte sagt er: „Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind teils ursprünglich schon verbunden, teils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Produktion auf alle Weise und nach allen Seiten." Einundzwanzig Jahre, nachdem diese Stelle gedruckt, einunddreißig, nachdem sie geschrieben war, wurde in der „Zelle" ein noch viel fundamentaleres Bauelement der Lebewesen entdeckt. Seit Schleiden, Schwann und vor allem seit Virchows bahnbrechenden Arbeiten wissen wir, daß alle höheren Pflanzen wie Tiere ungeheure Komplexe, Genossenschaften, Staaten solcher Zellen sind. Erst tief an der Wurzel alles Lebendigen fällt Zelle und Individuum zusammen. Aber selbst vor der Zelle macht die Auflösung noch nicht Halt. Selbst sie noch erscheint als ein verwickeltes Sozialgebilde aus einer ungeheuren Masse noch einfacherer Lebensträger. Nun denn: auch diese Teile und Teilchen bis ins Winzigste, Unsichtbare hinein, sie müssen in einem unausgesetzten Konkurrenzkampfe stehen. Besser gelagerte, besser genährte überwinden die minderwertigen. Bestimmte Gruppen siegen und unterliegen; eine große Zuchtwahl waltet. So weit im Kern der Ideengang Roux'. Nun darüber hinaus wieder Weismann.

Dieser Kampf der Teilchen mit seiner inneren Auslese findet auch in dem Allergeheimnisvollsten statt, was die lebenden Wesen besitzen, in ihrem körperlichen „Unsterblichkeitsteil": nämlich dem sogenannten Keimplasma, dem Kraftreservoir, das bei der Fortpflanzung mitgegeben wird. Und sein Resultat ist die Variation der neu entstehenden Gesamtindividuen, die natürlich erblich sein muß, da es sich ja um Resultate sozusagen im Herzen aller Vererbung, im ewigen Keimplasma, handelt. Bei den Ergebnissen dieser Variation mag dann die Zuchtwahl höheren Grades, die Darwin zunächst nur gesehen hatte, sie, die feste Arten mit zweckmäßigen Anpassungen bildet, einsetzen.

Erst in diesem „Testament" kommt Weismanns Gedankengebäude zum ersten Mal völlig klar heraus. Erst jetzt wird deutlich, was der Satz von der Allmacht der Zuchtwahl schließlich doch für Wahrscheinlichkeiten selbst wieder öffnet. Wohl: außen ist jetzt Zuchtwahl, innen Zuchtwahl, Zuchtwahl überall. Doch gerade dabei zeigt sich plötzlich erst recht eine feine, aber sichere Brücke von „außen" nach „innen". Das Milieu, das außen die Individuen auslieft, wirkt doch auch in ihnen als Ernährung mit. Wenn dieser Einfluß lange Zeit ein gleichartiger ist, so muß er im inneren Kampf der Teile bis in das entscheidende Keimplasma hinein schließlich auch schon eine ganz bestimmte Auslese, einen bestimmten Sieg, eine bestimmte Richtung der Variation dort bewirken. Und damit ist die endgültige „Möglichkeit" wenigstens geschaffen, daß der äußeren Zuchtwahl bestimmte nützliche Varianten schon in die Hände arbeiten. Äußere und innere Zuchtwahl, im letzten Ende vom Gleichen bewegt, können aufeinander losarbeiten wie in einem Ansatz wenigstens zu einer „prästabilierten Harmonie". Man sieht, was das bedeutet. Es ist der beste Kern des Nägelischen Gedankens gerettet, ohne daß doch ein unklares teleologisches Entwicklungsgesetz nötig würde, und auch ohne daß die Zuchtwahl überflüssig würde; die äußere Zuchtwahl wird nur in etwas entlastet durch die innere. Zugleich aber ist trotz aller Allgewalt des Zuchtwahlprinzips doch auch wiederhergestellt und anerkannt der wichtigste Kerngedanke des Lamarckismus, daß nämlich zuletzt der Druck der äußeren Verhältnisse die Anpassung schafft. In dieser Form umfaßt der Weismannismus alle kräftigen Triebe, die das Deszendenzprinzip bisher hervorgebracht hat, und genügt damit formal zweifellos den Anforderungen an eine Schlußhypothese. Weismann selber muß das genügen; er darf mit Befriedigung auf eine Bahn blicken, die für sein Teil konsequent durchlaufen ist. Den Fortgang mögen andere suchen, meinetwegen auch den Rückgang. Die Geschichte der Wissenschaft hat etwas von Penelope, die in der Nacht trennt, was sie am Tage gewebt hat. Darum kann einer doch den Ruhm eines guten Webers behalten.

Was ich hier angedeutet habe, ist nur der größte Gerüstbalken des Buches, roh wie die Tragbalken in der Goldelfenbeinmasse des olympischen Zeus. Die Lektüre des Werkes selbst wirkt so ungemein fesselnd, weil es sich breiter und breiter vor dem Leser aufbaut. Man fühlt mit, wie Weismann sich allmählich die ganze Deszendenzlehre neu aufzimmern, mit ihrem gesamten Apparat neu ordnen mußte. Dann aber kam er wirklich an die Grenze, wo es eine individuelle Biologie zu schaffen galt und schließlich eine ganze Weltanschauung mit der spezifischen Weismann-Farbe. Das letzte Kapitel verrät davon wenigstens noch einiges. Ein Gedanke sehr allgemeiner Art taucht dabei auf, der mir wert scheint, daß man ihn bespricht, vielleicht auch, daß man ihm widerspricht.

Weismann empfindet, was jeder vor jedem ganz tief gefaßten Problem zuletzt empfinden muß: man kommt auf die Urfragen. Hinter außen und innen, Vererbung und Zuchtwahl erwachsen die großen Türhüter des ganz Rätselhaften. Was ist Leben, was Materie, Geist, Zweck, Zeit, Kausalität? Und er meint, wir müssen da ewig resignieren. Muß es nicht so sein? fragt er. Auch wir sind Anpassungsprodukte jener großen Lebensmühle, angepaßt an ganz bestimmte Forderungen des Lebens. Zu diesen Forderungen gehört aber nicht, daß unser Verstand etwas ergrübelt über jene letzten Fragen. Lassen wir also den Versuch, über uns selbst

hinausgreifen zu wollen; bescheiden wir uns. Ich kann diesem letzten Schluß Weismanns nicht ohne weiteres zustimmen. Seit drei Jahrtausenden mindestens besteht eine ganz bestimmte Beziehung zwischen dem Glück gerade der edelsten, denkenden, voranschreitenden Menschen und diesem innigen Ringen um die Grundfragen der Philosophie, diesem immer erneuten Ringen um das „du segnest mich denn" an dieser Stelle. Das Glück der Menschheit verlangt nicht mehr bloß nach Anpassung an die äußeren Bedingungen der Welt im Sinne einer immer mehr vervollkommneten Technik — fester und fester verspinnt es sich mit jenen Fragen nach Sinn und Wesen der Welt, mit der einfachen Frage der Philosophie. Es gibt sich nicht mit der Resignation allein zufrieden. In ihr muß der Mensch hungern, wie nur je ein schlecht angepaßtes Tier gehungert hat. Aber gerade in Weismanns Buch wird so hinreißend deutlich gemacht, wie der Hunger, das Bedürfnis das Ideal, die vollkommnere Anpassung selbst herausgezogen hat, wie einen Fisch im magischen Netz - damals, bei den Pflanzen und Tieren, so tief da unten. Und oben bei uns soll das nicht mehr so gehen? Bei unserem Geisteshunger ... .?

Wilhelm Bölsche.

Ein Werk über Herzog Karl Eugen von Württemberg.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. Erstes Heft. (Komplett in 14 Heften.) Stuttgart, Paul Neffs Verlag (Carl Büchle). 1903.

Ein Jahr, nachdem ich in der „Deutschen Rundschau" eine Episode aus dem Leben Karl Eugens von Württemberg behandelt habe, bin ich in der angenehmen Lage, auf die Inauguration einer großen Karl Eugen-Publikation hinweisen zu können. Der ständische Ausschuß hat „das gute, alte Recht" der Württemberger gegen ihren Herzog verteidigt. Ein ständischer Ausschuß gleichsam schreibt jetzt seine Geschichte. Achtundzwanzig Mitarbeiter und fünf mitwirkende Künstler zählt der Prospekt auf. Bis auf den Drucker und Papierlieferanten lauter gute schwäbische Namen. Kein Gelehrter „aus dem Reiche", kein Eingewanderter ist zu diesem historischen Volksgericht hinzugezogen worden. Karl Eugen soll nur seinen Stammesgenossen Rede stehen. Als Repräsentant des aufgeklärten Despotismus und als Individualität wollen sie ihn würdigen. Nicht mehr zur Anklage, sondern zur Feststellung des Tatbestandes haben sie sich zusammengetan. In Wort und Bild soll eine denkwürdige Periode geschildert werden, zu der Stälins treffliche württembergische Geschichte nicht vorgedrungen ist.

Es wäre verfrüht, das ganze Werk nach der vorliegenden Probe beurteilen zu wollen, obwohl schon das erste Heft die beiden Seiten des württembergischen Volkscharakters in charakteristischer Weise repräsentiert: in der Einleitung über „das 18. Jahrhundert" des Generalmajors a. D. A. v. Pfister den Schwung und eine nicht immer gezügelte Phantasie; in dem ersten Kapitel über „Herzog Karls Erziehung, Jugend und Persönlichkeit" aus der Feder des Archivrats Schneider die etwas nüchterne Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Schwaben. Man muß abwarten, was Pfister, Schneider und ihre sechsundzwanzig Mitarbeiter über „des Herzogs Häuslichkeit, seinen Hof und sein Hauswesen, Regierung, Landeshoheit und Landstände, das wirtschaftliche, geistige und religiöse Leben des Volkes, die bildenden Künste, Theater, Musik, schöne Literatur, die Wissenschaften und den Unterricht, die geistlichen und weltlichen Nachbarn und die Reichsstädte", was sie

endlich über den „Umschwung auf allen Gebieten und die Nachwirkungen" zu sagen haben, ehe sich übersehen läßt, ob in den vorliegenden Abschnitten alles am richtigen Flecke steht. Einstweilen ist der herzliche Wunsch besten Gelingens einer so schön durchdachten Aufgabe mehr am Platz als die Kritik. Nur dem Verleger gegenüber möchte ich mir in dieser vorläufigen Anzeige erlauben, ein wenig hineinzureden. Der Bilderschmuck des ersten Heftes ist seinem Inhalt entsprechend nicht sehr bedeutend, aber unter den Porträts des Herzogs und seiner Eltern vermißt man Angaben über die Maler, obwohl ein späteres Kapitel doch auch ein Wort von den Hofmalern, ihrer Nationalität und Eigenart sagen wird. Bilder ohne solche Angaben mögen gedankenlose Leser zerstreuen, erfüllen aber nicht ihren Zweck. Erst die folgenden Lieferungen werden ein Bild des württembergischen Rokoko geben, und da kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß man auf Wiedergabe großer Veduten prinzipiell Verzicht leiste, um in Details die Reize des Rokoko zur vollen Geltung zu bringen. Ich habe im „Hohenzollern-Jahrbuch" für 1902 die Kunstrichtung Wilhelmines von Bayreuth durch große Detailbilder, wie ein Stück Wand oder einen Kaminaufbau, zu veranschaulichen gesucht und bin durch die feine Herausarbeitung des kleinsten Details für den Verzicht auf die Veranschaulichung ganzer Interieurs, die immer verschwommen erscheinen, reichlich belohnt worden. Namentlich von den Abbildungen der hervorragend schönen Erzeugnisse der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur verspreche ich mir bei verständiger Anwendung des Detailprinzips außerordentlich viel. Ein einziges Schäferpaar in der Größe des Originals sagt uns mehr als ein halbes Dutzend, en miniature auf einem Blatte vereinigt.

Richard Fester.

εσ. **Cornelia,** die Schwester Goethes. Von Georg Witkowski. Mit ihren zum Teil ungedruckten Briefen und Tagebuchblättern, einem Bildnis und einem Faksimile. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1903.

Cornelia Goethe blickt uns aus „Dichtung und Wahrheit" trotz ein paar heiteren Kindergeschichten mit traurigen schwarzen Augen an; D. Jahns Exzerpte aus dem Tagebuch offenbarten ihren Zwiespalt im Kreise der hübschen, flotten Frankfurterinnen; daß sie, krank und vor der Ehegemeinschaft zurückscheuend, an Schlossers Seite kein Glück gefunden, war durch manche bis in die letzte Zeit hervorgezogene Urkunden beleuchtet worden. Wir wollen nicht fragen, ob diesem mit zarten Gaben des Geistes und Gemütes ausgestatteten Wesen eine selbständige Biographie und der unverkürzte Abdruck eines die Wirklichkeit nach dem Muster französischer und englischer Briefromane widerspiegelnden Journals fromme, sondern die Zuverlässigkeit und das Geschick, sowie das ruhige, phrasenlose Urteil des Darstellers dankbar anerkennen. Für den Bruder konnte sich nur wenig Neues ergeben; Referent weiß nicht, warum die von ihm selbst näher verfolgten Spuren Corneliens im „Götz" und „Erwin" hier unsichtbar sind, wo doch Lenzens Rhapsodien einen breiten Raum finden und das Buch nicht ohne Füllsel zu stande kommt. Die Individualität ist nach innen wie nach außen charakteristisch und sauber gezeichnet, das handschriftliche Material bis in alle Kleinigkeiten des inkorrekten Französisch genau wiedergegeben, dem Text und den Anmerkungen sichere Beherrschung einer weitschichtigen Literatur nachzurühmen, die aber die Darstellung nicht belastet.

εσ. **Deutsche Zwietracht.** Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859—1869. Von Albert Pfister. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Der Verfasser, Enkel eines tüchtigen Historikers, hat sich durch gründliche, besonnene, schriftstellerisch ansprechende Forschungen zur Geschichte des jungen württembergischen Königreiches aufs vorteilhafteste bekannt gemacht. Ein allerliebstes Buch aus dem Kindheitsparadiese, „Pfarrers Albert", legitimiert den Herrn General und Dr. phil. auch als Dichter von reinem Naturgefühl. Dem Idyll des Dorfes und der Blaubeurer Klosterschule folgt nun die Erziehung zum militärischen Beruf, episodisches Geschichtsstudium unter Reinhold Pauli in Tübingen, die Teilnahme am Mainfeldzug, der „Krieg im Frieden". Eine läßliche Komposition gestattet manche Abschweifung rückwärts und zur Seite, die wir nicht missen möchten, denn wie lehrreich ist etwa das über ein ausweichendes „I weiß net" des Schwabentums Gesagte! Der Exkurs über Paulis Maßregelung erscheint unorganisch, soll aber den Zwist zwischen Nord- und Süddeutschland in einem hervorstechenden Beispiel zusammenfassen und die von der Witwe als Handschrift gedruckten Lebenserinnerungen teils verbreiten, teils ergänzen. Keineswegs nur Soldaten und Politiker werden mit Gewinn und Genuß hier die militärischen Zustände vor und nach 1866 dargestellt sehen. Das Beste jedoch ist der langsam anschwellende und endlich alle schlimmen Dissonanzen siegreich übertönende Akkord der Vaterlandsliebe, die gut württembergisch und gut reichsdeutsch ist und von dem Hader nur noch gelassen als von einem „Es war einmal" spricht.

δφ. **Erinnerungen aus meinem Leben.** Von Dr. K. E. Hasse. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen des Verfassers in Heliogravüre. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Im Herbst des vorigen Jahres starb im dreiundneunzigsten Jahre seines Lebens K. E. Hasse, einstmals berühmter Kliniker an den Universitäten Leipzig, Zürich, Heidelberg und Göttingen. Die letztere Universität nannte ihn ein Vierteljahrhundert den Ihrigen; ein anderes Vierteljahrhundert verbrachte er im Ruhestande, mancherlei wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen zugewendet — wie das bei der Weise der Mediziner unserer älteren Generationen noch vorzukommen pflegte. Zu diesen Beschäftigungen des hohen Alters gehörte auch die Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen, zunächst für den engeren Kreis der Verwandten und Freunde bestimmt. Der Beifall und die Teilnahme waren aber so verbreitet, daß sich im Laufe der Jahre eine neue Auflage — ein seltener Erfolg bei derartigen Publikationen — als notwendig erwies, welche gerade fertig wurde, als das hochbetagte Leben zu Ende ging, und welche jetzt von dem Schwiegersohne herausgegeben ist. Einen Anhang bilden mehrere Aufsätze, die der Verfasser „Zeitvertreib des Achtzigjährigen" genannt hat. Sie zeigen, gleich den Lebenserinnerungen, in Form und Inhalt die Anmut eines abgeklärten Geistes und eines ruhigen Behagens am Dasein. Im Mittelpunkte stehen freilich die Erlebnisse des Universitätsberufes. Indessen, schon die eigenartige Wirksamkeit des Klinikers bringt es mit sich, daß die Beziehungen sich weit hinaus erstrecken über die Schranken dieser engeren Welt. So ist zumal, was Hasse von seiner Züricher Zeit (1844—1852) uns mitteilt, voll von merkwürdigen Einzelheiten über die besonderen Zustände dieses kleinen Staatswesens und gerade jener Jahre, über die Wendungen und Wandlungen der politischen Parteien, ihrer Herrschaft, ihres Einflusses auf die Universitätsverwaltung u. dgl. m. (So läßt das liberale Regiment Alfred Escher's einen Mann von dem Range des Anatomen Kölliker nach Würzburg gehen, ohne eine Bemühung, ihn der Züricher Hochschule zu erhalten, weil er — ohne übrigens sich um Politik zu kümmern — als Sohn des konservativen Stadtbürgertums von Zürich der liberalen Regierung unbequem ist.) — In Göttingen bringt Hasses ärztliche Tätigkeit ihn in nähere Beziehungen zur hannoverschen Königsfamilie, worüber er uns manches erzählt, das lesenswert ist. Aber das ganze Buch wird fernerhin viele dankbare Leser finden. Wahre Perlen findet man in dem „Zeitvertreib des Achtzigjährigen". Es sind kleine Kabinetts-

stücke, in denen sich ein feines Talent des Schriftstellers und Künstlers offenbart. So etwa in dem Aufsatze mit der Überschrift „Galgenhumor", der aus der Feder des neunzigjährigen Greises geflossen ist, voll erstaunlicher Liebenswürdigkeit die Leiden des fast erblindeten und des Gehörs fast beraubten Verfassers schildert und auch seine Freuden: den Triumph eines feinen, heiteren Geistes über die körperliche Welt.

wy. **Leonardo da Vinci.** Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts. Von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski. Deutsch von Carl v. Gütschow. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. 1903.

Es ist ein seltsames Zeichen der Zeit, dieses plötzliche Wiedererwachen des Interesses für den großen historischen Roman nach der realistischen Kleinmalerei des letzten Jahrzehnts. Nach dem Polen Sienkiewicz, dessen „Quo vadis" besonders in den slavischen und romanischen Ländern einen geradezu märchenhaften Erfolg errungen hat, kommt jetzt der Russe Mereschkowski. Sein „Leonardo" ist ein kühner und glänzender Versuch, uns die geheimnisvolle Gestalt des universellsten aller Künstler psychologisch zu erklären; dieses seltsamen Mannes, der bei der Aufzählung seiner Talente die Malerei und Plastik ganz nebenher erwähnt; dieses gelehrten Tüftlers, der für die Erfindung eines neuen Bratspießes so viel Scharfsinn aufwandte wie für den Kopf seines Judas; dieses Zauberers, der sich alle Elemente untertan zu machen wußte und doch den einfachsten Dingen des täglichen Lebens fast hilflos gegenüberstand; dieses Riesen, der die Seele eines Kindes besaß. Mit bewundernswertem Geschick hat der Verfasser alle Bilder und Zeichnungen, alle Tagebücher und Briefe, alle experimentellen und theoretischen Schriften und Versuche Leonardos für seine spannende Erzählung benutzt und die verschiedensten Ereignisse und Charaktere des an Widersprüchen überreichen Zeitalters hineinverwoben: Savonarola und Cesare Borgia, Machiavell und Leo X., den alten Botticelli und den trotzigen, jungen Michelangelo, die Entdeckung Amerikas, den Ablaß und die Hexenprozesse. Mag sein, daß das Bild, das so entsteht, nicht durchweg bis auf alle Einzelheiten richtig ist; jedenfalls ist es dazu angetan, den großen Künstler noch mehr lieben zu lehren und zu immer neuer Vertiefung in seine Werke anzuspornen. Die Übersetzung ist recht gut, läßt aber die Feinheiten des Originals zuweilen doch nur ahnen.

wy. **Die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Kunst von Giotto bis Rafael.** Von Johannes Guthmann. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1902.

So schlechte Kritiker den Einzelerscheinungen gegenüber die bildenden Künstler oft sind, die feinsten und tiefsten Aussprüche über Kunst rühren von ihnen her, die stärksten Anregungen sind von ihnen ausgegangen. So ist es wohl auch in erster Linie das Verdienst der Bücher Klingers und Hildebrands, daß die Aufmerksamkeit der Kunstgelehrten, die lange fast ausschließlich kulturhistorischen, stilkritischen oder psychologischen Fragen gewidmet war, sich in neuester Zeit mehr und mehr den rein künstlerischen Problemen der Form und der Raumdarstellung zugewandt hat. Auch dem vorliegenden Buche, das einen jungen Berliner Kunsthistoriker in schönster Weise einführt, merkt man es an, daß der Verfasser einen guten Teil seiner Anschauungen dem Verkehr mit einigen der besten unserer Künstler verdankt. Auf Grund einer reichen Kenntnis der Originale und der einschlägigen Literatur entrollt er uns ein fesselndes Bild von den Anfängen und der Entwicklung der mittelitalienischen Landschaftsmalerei, weniger nach den Motiven als nach den formellen Problemen der Raumgestaltung, der Linienführung und der Beleuchtung. Die Beschränkung auf die toskanische und umbrische Kunst ist nur scheinbar eng, denn von diesen beiden Schulen sind bis zur Wende des 15. Jahrhunderts alle wichtigen Neuerungen ausgegangen, und ein Eingehen auf die kleineren Schulen würde also die Darstellung der großen Entwicklungslinie unerwünscht unterbrochen haben. Auch hier stehen die kleinen Geister fast ganz zurück, schreitet die Darstellung „von Genie zu Genie". Giottos Riesengestalt tritt mächtig heraus. Masaccio wird in Übereinstimmung mit Ruskin und Schmarsow als ein ganz großer Anreger auf diesem Gebiete gefeiert, Raffael erscheint als der triumphierende Vollender des ganzen Baues. Daneben verweilt der Verfasser mit besonderer Liebe bei dem liebenswürdigen und phantasievollen Gentile da Fabriano, dessen Einfluß auf Umbrer, Sienesen, Venezianer und Florentiner er außerordentlich hoch einschätzt, bei Fra Angelico, dem seltsamen Piero della Francesca, der die Freilichtmalerei des 19. Jahrhunderts vorweggenommen hat, und natürlich bei Leonardo da Vinci. Daß manches der oft kühnen und landläufige Wertschätzungen stark modifizierenden Urteile des Verfassers angefochten werden wird, ist wohl möglich. Aber auch Irrtümer im einzelnen würden den Wert des Buches nicht wesentlich mindern, das mit so liebevollem Eifer und echtem Empfinden in die Tiefen des künstlerischen Schaffens eindringt und so reiche Anregungen bietet. Wir können es um so wärmer empfehlen, als auch die Sprache sehr sorgfältig behandelt und von jedem Schwulste frei ist.

wy. **Edouard Manet.** Von Hugo von Tschudi. Berlin, Bruno Cassirer. 1902.

Von allen modernen Künstlern hat Edouard Manet den stärksten und nachhaltigsten Einfluß auf die europäische Malerei ausgeübt. Was er bei den Spaniern an vornehmem Farbengeschmack gelernt hatte, verband er mit den Grundsätzen der Freilichtmalerei zu Werken, die trotz mancher Mängel in anderer Richtung durch die Kraft der Auffassung, die Schönheit und Wahrheit der Tongebung und die Feinheit der Lichtwirkung dem malerisch erzogenen Auge einen starken Genuß bereiten. Der Direktor der Berliner Nationalgalerie, die ja auch ein Bild von Manet besitzt, weiß diese Vorzüge in

seinen feinsinnigen Analysen überzeugend darzutun. Die beigegebenen Abbildungen unterstützen ihn darin allerdings nur bis zu einem gewissen Grade; sie sind mehr dazu angetan, die Erinnerung an die Originale aufzufrischen, als sie denen, die sie noch nicht kennen, zu ersetzen.

ρ. **Florenz.** Von Dr. P. Schubring. I. Die Gemäldegalerien der Uffizien und des Palazzo Pitti. Mit 100 Abbildungen. II. Bargello. Domopera. Akademie. Kleinere Sammlungen. Mit 134 Abbildungen. Stuttgart, „Union", Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Das reisende Publikum wird ein Unternehmen gern willkommen heißen, das ihm, unter dem generellen Titel „Moderner Cicerone", in einer Reihe von Einzelbändchen praktische Führer durch die vornehmsten Kunststätten Italiens und Deutschlands in Aussicht stellt und sehr gut mit Florenz beginnt. Wer die Mühsal kennt, mit der man sich, in einem umfänglichen Reisehandbuch hin und her blätternd, in diesen zuweilen gedrängt vollen Sälen von einem Kunstwerk zum anderen bewegt, durch Lesen und Suchen manchmal schon ermüdet, ehe man zum eigentlichen Genuß gelangt, der wird dankbar für dies hübsche Büchlein sein, das ihn weder durch sein Volumen noch durch weitläufige Beschreibungen belästigt, wohl aber rasch und sicher orientiert; das ihn anweist, nicht nur was, sondern auch wie man sehen soll, worauf es ankommt, was der Künstler gewollt und was er geleistet hat. Als vorzügliches Hilfsmittel zu diesem Zweck darf man die zahlreichen Abbildungen im Text bezeichnen, die zwar, dem handlichen Format angepaßt, in starker Verkleinerung gegeben, aber so musterhaft ausgeführt sind, daß sie ebensowohl zur Vorbereitung wie zur Erinnerung dienen können. Desgleichen werden die Grundrisse am Anfang wie am Ende des Bändchens sich als nützlich erweisen. Einen Rat, den der kundige Verfasser dem Besucher der Uffizien gibt, möchten wir auf alle Sammlungen ausdehnen: daß man nämlich an einem Morgen höchstens fünf Säle „absolviere". Wir haben es aus Böcklins eigenem Munde, daß er in Galerien nicht länger als eine Stunde Bilder ansehen konnte.

βλ. **Angelus Silesius und die christliche Mystik.** Von Dr. Richard von Kralik. 1902. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

Der Verfasser tritt an seine Aufgabe heran mit den einleitenden Worten: „Wenn ich gezwungen wäre, eine ganze Bibliothek aufzugeben mit Ausnahme von ein halb Dutzend Bänden, so dürfte unter diesen mir sicherlich nicht der ‚Cherubinische Wandersmann' des Angelus Silesius fehlen." Nicht eine willkürlich zusammengestellte Sammlung, sondern einen einheitlich angelegten und ausgeführten Zyklus zum praktischen Gebrauch dieser Gedichte als Kirchen- und Andachtslieder zu geben, ist der Zweck, den der Verfasser sich vorsetzte, indem er des Angelus Silesius Stellung zur christlichen Mystik erörtert. Die Begeisterung für Scheffler setzt die Kenntnis der Mystiker überhaupt voraus. Auch ohne eine solche jedoch wird man Aussprüche wie diesen gern in Erinnerung behalten:

Die Liebe geht zu Gott unangesagt hinein;
Verstand und hoher Witz muß lang im Vorhof sein.

ρσ. **Wunderhorn, alte deutsche Lieder.** Von A. von Arnim und C. Brentano. Neu herausgegeben von Paul Ernst. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1903.

Es ist wunderbar, zu beobachten, wie heute, nicht bloß durch literargeschichtliche Arbeit, sondern durch verwandte Geschmacks- und Kunstempfindung, die Tendenzen der produktiv schaffenden Romantiker von vor hundert Jahren wieder unter uns wirksam sind. Es scheint ein Verlangen nach den Schriften der Romantiker in weiteren Kreisen vorhanden zu sein. Nun hat gewiß kein Werk auf die nachfolgende Entwicklung der deutschen Lyrik so großen Einfluß geübt wie „Des Knaben Wunderhorn", das vor bald hundert Jahren in dem einträchtigen Zusammenarbeiten des Norddeutschen Arnim und des Süddeutschen Brentano an den Ufern des Neckar in Heidelberg zu stande kam. Wie viele Lieder, die heute als Allgemeingut des Volkes gelten, sind nicht erst durch das „Wunderhorn" eingebürgert worden. Das Werk hat leider durch die erweiternde Bearbeitung Erks und durch gelehrte Behandlung anderer Herausgeber an seiner poetischen Unmittelbarkeit Schaden gelitten. Und nun kommt ein Mann, der tätig in der heutigen Bewegung steht, betrachtet den inneren Wert des Werkes allein unter dem Gesichtspunkte des Bedürfnisses der Gegenwart, sondert behutsam aus, was etwa von den Liedern uns entbehrlich sein möchte, hält allein das Recht des Genießenden im Auge, verschmäht jedes Wort der Anmerkung oder Erklärung und stellt so einen 600seitigen stattlichen Band her, der Anspruch macht, wie moderne Poesie hingenommen und gelesen zu werden. Als Schmuck des Buches ist der Originaltitel des Werkes, das von Weinlaub und Efeu umzogene Oldenburger Trinkhorn, in dessen Wölbung das Heidelberger Schloß sichtbar wird, zierlich nachgebildet, und wenn wir die Lieder zu lesen beginnen, finden wir auch den Edelknaben wieder, der, das liederreiche Horn in der erhobenen Rechten schwingend, auf ungesatteltem Rosse dahinsprengt:

Ein Knab' auf schnellem Roß
Sprengt auf der Kais'rin Schloß,

wie das „Wunderhorn" beginnt. Diese Neuausgabe von Paul Ernst kann allen, denen es einzig auf die Poesie des „Wunderhorns" ankommt, wärmstens empfohlen werden; denn sie kann wirklich dazu helfen, daß das „Wunderhorn" wieder, nach Goethes bekanntem Ausspruche, in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ist, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verstimmung, wo man dann immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes finden würde.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Das Schloß im Moor. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Amadori-Virgilj. — L' istituto famigliare nelle società primordiali. Di Giovanni Amadori-Virgilj. Bari, Laterza & figli. 1903.

D' Annunzio. — Römische Elegien. Von Gabriele d'Annunzio. Deutsch von Eugen Guglia. Wien, C. W. Stern. 1903.

Aramethy-Racher. — Dornröschen. Roman von Rosa Aramethy-Racher. Budapest. Pester-Lloyd-Gesellschaft. 1903.

Bandel. — Schön Jutta. Ein Frauenbild aus alter Zeit. Von Ernst von Bandel. Berlin, Kahlenberg & Günther. 1903.

Bertsch. — Die Geschwister. Von Hugo Bertsch. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Björnson. — Ein Tag. — Ivar Bye. Zwei Erzählungen. Von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Marie von Borach und G. J. Klett. München, Albert Langen. 1903.

Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Mit einem Titelbild und einem Brief-Faksimile. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Boguslawski. — Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft. Herausgegeben von A. von Boguslawski. Mit zwei Porträts. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Bojanowski. — Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. Von Eleonore von Bojanowski. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Boissier. — Tacite. Par Gaston Boissier. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Bonardi. — Enrico Heine nell' opera di Giosuè Carducci. Di Carlo Bonardi. Sassari. Tipografia e Leg. Elià Scannu. 1903.

Braig. — Das Wesen des Christentums an einem Beispiel erläutert oder Adolf Harnack und die Messiasidee. Ein Vortrag von Carl Braig. Freiburg i. Br., Herder. 1903.

Brichta. — Zurechnungsfähigkeit oder Zweckmäßigkeit? Ein offenes Wort an unsere Kriminalistik. Von Moriz Brichta. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1903.

Bunsen. — Allerhand Briefe. Novellen und Skizzen. Von Marie von Bunsen. Mit Buchschmuck von der Verfasserin. Berlin, G. Grote. 1903.

Busson. — Aschermittwoch. Novelletten von Paul Busson. München, Albert Langen. 1903.

Castle. — Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke. Von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Coubertin. — La chronique de France. Publiée sous la direction de Pierre de Coubertin. Troisième année. Auxerre-Paris, Imprimerie A. Lanier. 1902.

Czechowski-Peyersfeld. — Herbstzeitlosen. Gedichte von Helene Czechowski-Peyersfeld. Graz, „Leykam". 1903.

Dahn. — Felix Dahns sämtliche Werke poetischen Inhalts. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. O. J.

Darapsky. — Altes und Neues von der Wünschelrute. Von L. Darapsky. Leipzig, F. Leineweber. 1903.

Drechsler. — Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. I. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Dressel. — Die Vulkanausbrüche auf den Antillen. Von Ludwig Dressel. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Duncker. — Lottes Glück. — Totgelacht. Zwei Novellen von Dora Duncker. München, Albert Langen. 1903.

Ego. — Die Geschichte einer Ehe. Von Felix Ego. Berlin, S. Rosenbaum. 1903.

Ernst. — Lessings Leben und Werke. Von Adolf Wilhelm Ernst. Mit einem Bildnis Lessings. Stuttgart, Carl Krabbe. 1903.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage. Reich illustriert. Bis zur siebenten Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1903.

Falkenbegg. — Was wird aus unseren Kolonien? Zeitgemäße Betrachtungen von Baron von Falkenbegg. Berlin, Boll & Pickardt. 1903.

Fornelli. — Dove si va? Appunti di psicologia politica. Di N. Fornelli. Napoli, Luigi Pierro. 1903.

Frapan-Akunian. — Arbeit. Roman von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Fuchs. — Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die babylonische Verwirrung. Von Bernhard Fuchs. Wien, Verlag der „Sammlung moderner Kampfschriften". 1903.

Fuchs-Talab. — Edelfäule. Eine Wiener Aristokratenkomödie in vier Aufzügen. Von Otto Fuchs-Talab. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Funcke. — Psychekult und Religion. Ernste Worte an denkende Leute von Rich. E. Funcke. Freiburg, Paul Waetzel. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Einundbreißigster Band: Benvenuto Cellini. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Öttingen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gohin. — Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIII. siècle. (1740—1789.) Par F. Gohin. Paris, Belin frères. 1903.

Gründorf von Zebegény. — Grazer Tourist. Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben von W. Ritter Gründorf von Zebegény. Mit zwei Übersichtskarten. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Graz, „Leykam". 1903.

Hardt. — Massinissa und Sophonisbe. Tragödie in fünf Akten. Von Carl Hardt. Hamburg, Pontt & von Döhren. 1903.

Harnack. Moderner Cicerone. Rom II. Neuere Kunst seit Beginn der Renaissance. Von Otto Harnack. Mit 159 Abbildungen. Stuttgart, Berlin und Leipzig, „Union", Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Hassall. — Mazarin. By Arthur Hassall. London, Macmillan & Co. 1903.

Hauffe. — Liebesfrühling. Gedichte von Rudolf Hauffe. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Hecker. — Die Abhärtung der Kinder. Ein Mahnwort und Wegweiser von Rudolf Hecker. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Heinemann. — Beethoven und sein Neffe. Drama in drei Aufzügen und einem Vorspiel. Von Heinrich Heinemann. Braunschweig, A. Graff. 1903.

Henze. — Der Nil, seine Hydrographie und wirtschaftliche Bedeutung. Von Hermann Henze. Mit zwei Abbildungen. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Hettner. — Das Deutschtum in Südbrasilien und Südchile. Von Alfred Hettner. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Heyse. — Ein Wintertagebuch. (Gardone 1901—1902.) Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Hildebrandt. — Afrikanische Jagdgeschichten. Erzählungen aus meiner Dienstzeit in Deutsch-Ostafrika. Von F. Hildebrandt. Mit neun Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Hillern. — Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des 13. Jahrhunderts. Von Wilhelmine von Hillern. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Hoesslin. — Figeni. Drama in vier Aufzügen von Julius Konst. von Hoesslin. Berlin, Axel Juncker. 1903.

Janson. — Der Feldzug 1814 in Frankreich. Von v. Janson. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Jerusalem. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Jourdy. — L'instruction de l'armée française de 1815 à 1902. Par le général Jourdy. Paris, Félix Alcan. 1903.

Justi. — Diego Velazquez und sein Jahrhundert. Von Carl Justi. Zweite, neubearbeitete Auflage. Zwei Bände. Bonn, Friedrich Cohen. 1903.

Kamp. — Aura, Filia und andere Studentenlieder. Von Otto Kamp. Bonn, Carl Georgi. 1903.

Keim. — Über Maltechnik. Ein Beitrag zur Beförderung rationeller Malverfahren. Auf Grund authentischen Aktenmaterials bearbeitet von Adolf Wilhelm Keim. Leipzig, A. Foerster. 1903.

Klausner. — Die Babel, die Bibel! Anmerkungen zu des Professors Delitzsch zweitem Vortrag über Babel und Bibel. Von M. A. Klausner. Berlin, S. Calvary & Co. 1903.

Kohler. — Das Eigenbild im Recht. Von J. Kohler. Berlin, J. Guttentag. 1903.

Kolmer. — Parlament und Verfassung in Österreich. Von Gustav Kolmer. Zweiter Band. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1903.

Kretzer. — Die Sphinx in Trauer. Roman von Max Kretzer. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Labrès. — Politik und Seekrieg. Von Rudolf von Labrès. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Lange. — Sinnesgenüsse und Kunstgenuß. Beiträge zu einer sensualistischen Kunstlehre. Von Carl Lange. Herausgegeben von Hans Kurella. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1903.

Lasius — Arnold Böcklin. Aus den Tagebüchern von Otto Lasius (1884—1889). Herausgegeben von Maria Lina Lasius. Mit einem Bilde Arnold Böcklins Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Lerom. — Comment à la fin du XIXe siècle on entendait gouverner. Par Charles Lerom. Deuxième fascicule. Gand, Imprimerie F. Meyer-Van Loo. 1903.

Liliencron. — Wie man im Amwald Musik macht. — Die siebente Todsünde. Zwei Novellen von Rochus Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Duncker & Humblot. 1903.

Loewenfeld. — Über die geniale Geistestätigkeit, mit besonderer Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst. Von L. Loewenfeld. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1903.

Loti. — Die Schreckenstage von Peking. Von Pierre Loti. Einzig berechtigte Übersetzung. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Marshall. — Die Tiere der Erde. Von W. Marshall. Mit mehr als 1000 Abbildungen nach dem Leben. Erste Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Möbius. — Ausgewählte Werke. Von P. J. Möbius. Erster Band: J. J. Rousseau. Mit einem Titelbild und einer Handschriftprobe. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1903.

Möbius. — Geschlecht und Entartung. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1900.

Möbius. — Geschlecht und Krankheit. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Möbius. — Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Von P. J. Möbius. Fünfte, veränderte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Möbius. — Über die Wirkungen der Kastration. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Münch. — Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Von Wilhelm Münch. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, bis zur siebenten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nestor. — Eine Marsgeschichte. Von Ernst Nestor. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Palmé-Pansen. — Ein Hochzeitstag. Roman von H. Palmé-Pansen. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Perels. — Das autonome Reichstagsrecht. Die Geschäftsordnung und die Observanz des Reichstages in systematischer Darstellung. Von Kurt Perels. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Petzet. — Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Von Christian Petzet. Fünfte (Schluß-)Lieferung. München, J. F. Lehmann. 1903.

Pflugk-Harttung. — Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance, Wellington. Von Julius von Pflugk-Harttung. Berlin, Richard Schröder. 1903.

Puchner. — Anna Rulands. Sittenbild aus dem Westen der Vereinigten Staaten. Von Rudolf Puchner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Richepin. — Cesarine. Von Jean Richepin. Übersetzt von L. Heinz. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Rüdiger. — Caroline Rudolphi. Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin. Von Otto Rüdiger. Mit einem Bildnis. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1903.

Schäfer. — Kolonialgeschichte. Von Dietrich Schäfer. Leipzig, G. J. Göschen. 1903.

Schäfer. — Unsere Schwester. Ein Wort über und für die Diakonissensache. Von Theodor Schäfer. Potsdam, Stiftungsverlag. 1903.

Schäfer. — Leitfaden der inneren Mission, zunächst für den Berufsunterricht in Diakonen- und Diakonissenanstalten von Theodor Schäfer. Vierte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1903.

Schanzer. — Cabaret und Variété. Ein Brettl-Allerlei. Von Rudolph Schanzer. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. O. J.

Scheerbart. — Der Aufgang zur Sonne. Hausmärchen. Von Paul Scheerbart. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Schlichtegroll. — Die Bestie im Weibe. Beiträge zur Geschichte menschlicher Verirrung und Grausamkeit von Carl Felix von Schlichtegroll. Mit Illustrationen. Erster Band. Dresden, H. R. Dohrn. 1903.

Schwabe. — Dienst und Kriegführung in den Kolonien und auf überseeischen Expeditionen. Dargestellt und an Beispielen aus der kolonialen Kriegsgeschichte erläutert von Kurd Schwabe. Mit 25 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Schwarz. — Das erste Schuljahr bei fremdsprachigen Kindern. Von Paul Schwarz. Lissa i. P., Friedrich Ebbecke. 1903.

Schwarz. — Unsere Schülerreisen. Von Sebald Schwarz. Blankenese, Joh. Kröger. Im Buchhandel bei J. Harder in Altona. 1903.

Seccombe-Allen. — The age of Shakespeare (1579—1631). By Thomas Seccombe and J. W. Allen. Two volumes. London, George Bell & sons. 1903.

Seillière. — Le comte de Gobineau et l'Aryanisme historique. Par Ernest Seillière. Paris, Plon. 1903

Semper. — Achilleo. Ein Drama in drei Akten. Von Max Semper. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Sewett. — Die Halbseele. Roman von Arthur Sewett. Berlin, Otto Janke. 1903.

Siegfried. — Gottfried Keller-Brevier. Von H. Siegfried. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1903.

Siewert. — Bajowo. Roman von Elisabeth Siewert. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Sombart. — Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Von Werner Sombart. Berlin, Georg Bondi. 1903.

Sophokles' ausgewählte Tragödien. — Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1903.

Souby-Bey. — Fabeln und Parabeln des Orients. Der türkischen Sammlung humajún name entnommen und ins Deutsche übertragen von Souby-Bey. Mit einem Vorwort von Nieder Pascha. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Stern. — Das Wesen des Mitleids. Von Wilhelm Stern, Berlin, Ferdinand Dümmler. 1903.

Strigl. — Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Wesen und Werden der Sprachen und die Naturgeschichte einzelner Wörter. Von Hans Strigl. Wien und Leipzig, Leopold Weiß. 1903.

Stüber. — Wiener auf Reisen und daheim. Skizzen und Erzählungen. Von Fritz Stüber (F. St. Gunther). Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt.

Sverdrup. — Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von O. Sverdrup. Erste Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Thal. — Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Von Max Thal. Breslau, S. Schottländer. 1903.

Tissot. — Les cinq nuits de la passion. Roman par Ernest Tissot. Paris, Bibliothèque Charpentier. Paris. Eugène Fasquelle. 1903.

Vanderlip. — The american commercial invasion of Europe. Von Frank A. Vanderlip. Deutsche Übersetzung. Berlin, H. S. Hermann. 1903.

Vitrus. — Kampf. Bekenntnisse eines Fünfundzwanzigjährigen. Von Emil Vitrus. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Weber. — Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Einundzwanzigste Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Alfred Baldamus. Erster Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das grüne Band.

Roman

von

Georg Hirschfeld.

IV. Jahrhundertwende.

Bei Frau Schirmer in der Fontanestraße war Weihnachten stiller vorübergegangen als in der Pension Basse. Wanda Kusmich, welche sonst die geräuschvolle Begleitung zu den leisen Stimmen des Schirmerschen Haushalts abzugeben pflegte, war verreist, nach Isenschnibbe, ihrem Heimatdorfe in der Altmark, wo ein flachshaariges Mädelchen auf dem Hühnerhofe der Großeltern herumspielte und plötzlich zu ihr „Mutter" sagen sollte. Wanda hatte sich bei aller Herzensfreude auch davor gefürchtet. Sie blieb, ohne Nachricht zu geben, acht Tage fort, und so gelangten Frau Schirmer und Walter noch inniger zueinander und zu immer tieferem Sicheinleben in das neugegründete Dasein. Helmut Baumbach, den merkwürdigen Lyriker, hatte Walter seit seinem Besuche in der Poststraße nicht wieder gesehen und wartete nun auf den Gegenbesuch, den jener ihm mit Hans Georg Richter, nach dessen Rückkehr, abstatten wollte. Andere Bekannte suchte Walter, von Arbeitsplänen bedrängt, nur wenig auf, und es waren auch meist solche, die, sofern sie ihm künstlerisch nahestanden, ihm menschlich zugleich wieder fernblieben, denn jeder lebte scheu in seiner eigenen Gedankenwelt und mochte darin nicht gestört werden. Walter aber empfand seine Rückkehr in die feierliche Winterstille des Grunewaldes immer wieder als das beste Mittel, ohne Säumen auf dem Wege fortzuschreiten, der ihm vom Schicksal bestimmt schien: auf dem Wege zur Kunst, in die sein Leben sich erlösend umsetzen sollte. Denn das Leben selber, fühlte Walter, konnte in seiner Wirrnis nur Materie sein für den einsam schaffenden Geist.

Am Morgen des Sylvestertages kam Wanda nach Hause und brachte als Präsent ihrer Eltern eine mächtige Stolle und selbstgekelterten Obstwein mit und von Rosa, ihrem kleinen Mädchen, ein eigenes Werk, eine gestrickte Geldbörse für Frau Schirmer. Wanda war noch in voller Abschiedserregung und

suchte sie vor ihrer Herrschaft gewaltsam zu verbergen, indem sie sich sofort an eine gründliche Säuberung der ganzen Wohnung machte. Die war nun eigentlich gar nicht nötig, doch wurde sie von Frau Schirmer gern geduldet, weil diese sah, was sich das Mädchen dabei alles von der Seele bürsten und scheuern konnte: dunkle Fragen, Schuld und Sehnsucht. Als Wanda im Wohnzimmer hantierte, gesellte sich Walter zu ihr und setzte sich, ihr schweigsam zusehend, aufs Sofa. Bald aber mußte er sich niederlegen, da Wandas leidenschaftlicher Besen seinen Füßen gar zu nahe kam. Das lange Stillschweigen genierte das Mädchen, und so begann sie plötzlich eine Unterhaltung, indem sie sich bückte und mit dem Besen hastig unter das Sofa fuhr:

„Nu kommt 'n neues Jahrhundert, — nich wahr, Herr Schirmer? Unser Koofmannslehrling hat mir neulich schon jefragt, ob ich auch weeß, daß 'n neues Jahrhundert kommt. ‚Da müßt ich ja so 'n Dämel sind wie Sie,' hab ich jesagt, ‚wenn ich das nich mal wißte.' Na ja, so'n oller Pflaumenfritze."

„Heute abend müssen Sie aber tüchtig kneipen, ordentlich Punsch trinken, Wanda," sagte Walter. „Solchen Sylvester wie heute erleben Sie nicht noch 'mal."

Wanda richtete sich auf und sah ihn, auf den Besen gestützt, mit nachdenklicher Miene an. „Ja, ja," sagte sie, „das is ja richtig. Daran hab ich noch jar nicht jedacht. Wie alt wird man denn? Stücker siebzig. Höchstens. Is ja wahr. Dem Bodelschwing sein Diener, was früher sein Bursche war, der wollte 'ne Flasche Punschextrakt koofen, und Fannkuchen jibt Ihre Frau Mama."

„Wie war's denn eigentlich zu Hause, Wanda? Na, Sie kriegen ja Tränen in die Augen — reden wir lieber nicht davon."

„I doch, natirlich, Herr Schirmer! Das wär ja noch scheener, wenn Ihre Frau Mama so nett is und schickt mir nach Hause, und denn red ich nich mal 'n Ton davon! — Ne ne, — zuerst, da war se ja 'n bißken komisch, de Rosa, Se können sich ja denken, ich hatte se doch zwee Jahre nich jesehn, und fünwe is der kleene Proppen erst. Janz joldne Haare hat se, wirklich, und die Augen sind die reenen Verjißmeinnich, und Ärmchens und Beenchens hat das Kind, ich sage Ihnen, wie so 'n kleener Schokladenengel. Wahrhaftig. Und zuerst, da war se ja muckscht und hat 'n Finger ins Maul jesteckt, und immer war se hinter de Hühner her und hat jeheult, wenn ich se in de Stube jerufen habe. Und nischt so in de Augen, wissen Se, Herr Schirmer, was 'n Kind is, eijen Fleisch und Blut. Und plötzlich, am ersten Feiertag, wie ihr de Jeschenke 'n bißken Spaß jemacht haben, denn heilig Abend, da hätte ich ihr de Reichsbank oder 'n Juliusturm mitbringen können, da wär se muckscht stille jeblieben, — plötzlich am andern Morjen, wie ich in den Jarten jehe, Winterkartoffeln holen, da kommt se hinter mir her jeloofen, tipp tapp, tipp tapp, und kommt und bringt mir ihre kleene Katze, Pussi, wissen Se, die is so ihr Höchstes, bringt se anjeschleppt und will se mir schenken und macht Ihnen Augen dazu — — na, da wußt ich überhaupt zum erstenmal, daß ich 'n Kind hatte. Verstehen Se, Herr Schirmer . . . Ich hab's Ihrer Frau Mama so oft jesagt, im Wohnstubenteppich sind Motten. Da fliejen

se nu. Nu haben wir de Bescherung. Ja, was ich sagen wollte, Herr Schirmer, — dem Kerl — i, dem bin ich nu jar nich mehr jram. Meinswejen soll er doch bei de Azteken sind oder bei de Kameruner. Ich hab mein Kind, und das is mir de Hauptsache. Soll se man erst jroß werden. Is auch 'n Mensch — und was for eener!"

Draußen im Korridor klingelte es jetzt, — ein willkommenes Signal für Wanda, mit glühendem Kopf und zitterndem Munde hinauszulaufen und nicht wiederzukommen. Walter sah ihr liebevoll nach — dann erhob er sich langsam vom Sofa. Als er sich der Tür näherte, kamen ihm Helmut Baumbach und Hans Georg Richter entgegen.

Nachdem sie sich kaum begrüßt hatten, fragte Helmut schon voll Eifer: „Sagen Sie, Herr Schirmer, wie heißt das Mädchen, das uns eben eingelassen hat? Das ist ja eine Persönlichkeit wie Molières Köchin! Diese Augen! Diese Züge! Diese Stimme!"

„Ganz richtig," erwiderte Walter lächelnd, „aber mit Molière hat sie wenig zu tun. Sie heißt nämlich Wanda Kusmich und stammt aus Isenschnibbe."

„Auch nicht übel," meinte Hans Georg und schneuzte sich energisch.

„Wanda — Wanda Kusmich — Isenschnibbe," murmelte Helmut, auf und ab gehend. „Diese Deutschen! In Frankreich würde sie Toinette heißen, Toinette Rivière, vielleicht aus Havre de Grâce. Es ist schrecklich."

„Das kann ich nicht finden," meinte Walter; „ich bin für Heimatkunst. Wenn ich auch selber leider wenig Heimatkunst besitze. Ich ‚wurzele' zu wenig, wie die Zeitungsschreiber sich ausdrücken."

„Was soll denn das nun wieder heißen?" fragte Hans Georg in seiner gutmütig polternden Art, die rein aus Überschuß an Jugendkraft zu opponieren pflegte. „Heimatkunst! Na, Weltkunst ist mir lieber! Und du wurzelst zu wenig? Ja zum Deibel, sag mal, wurzeln *wir* denn?"

„Das will ich doch meinen, Hans Georg. Der Sohn eines Holsteiner Reeders und der Sohn eines pommerschen Schiffskapitäns? Mein Urgroßvater hat noch als reisender Handelsmann Strumpfbänder im Posenschen verkauft. Es ist nicht leicht, meinen Stammbaum durch zwei Jahrhunderte zu verfolgen. Unsereiner tut am besten, seine Ahnentafel da anzufangen, wo Großvater nach Berlin gekommen ist und preußisches Bürgerrecht erworben hat. Die Vorzeit liegt in geheimnisvollem Dunkel. Manchmal spürt man ja Sehnsucht danach, wenn man denkt, wie weit das alles zurückreicht. Weiter wohl als jeder christliche Adel. Die Begleiter der Menschheit . . die Urbilder der Menschheit . . Tradition und versunkene Herrlichkeit eines ‚großen Volkes' . . Aber Ahasver bleibt doch der Typus . . Und so schwankt man zwischen Zion vor Jahrtausenden und Berlin — nach 1812."

Walter hatte das alles in seiner Weise ruckartig, halb träumerisch und halb seinen eigenen Worten widerstrebend, ausgesprochen und wanderte dabei umher, — jetzt blieb er plötzlich vor den Freunden stehen und sah sie mit dem eigentümlichen Lächeln an, das seinen dunklen Augen etwas gutmütig Spöttisches und zugleich auch Schmerzliches gab. Dann sagte er: „Was erzähl ich

euch da für Neuigkeiten? Pathos, Pathos! Hängt mit pathologisch zusammen. Reden wir lieber von Wanda."

Aber sie kamen nicht dazu, denn Frau Schirmer betrat soeben das Zimmer, und Helmut sowohl wie Hans Georg fuhren in ihrer ganzen, germanischen Schlankheit auf und machten ihr tiefe Verbeugungen. Frau Schirmer, die ja wenig mit Menschen zusammenkam, gab sich den Freunden ihres Sohnes übertrieben herzlich und erkundigte sich nach ihren Lebensumständen so mütterlich bewegt, daß der Dichter und der Bildhauer, jeder in seiner Weise, sich mit zärtlichem Staunen in ihre freundlichen Züge versenkten. Besonders auf Helmut machte Walters Mutter einen starken Eindruck, weil dieser jede Frau poetisch zu symbolisieren pflegte und in Frau Schirmer nicht nur eine liebe alte Dame, sondern gleich auch eine Mutter Maria sah. So mußte denn Hans Georg für den verträumten Poeten das Wort ergreifen und Walter den eigentlichen Zweck ihres Besuches auseinandersetzen. Es handelte sich um den ersten Bundesabend der Brüder und Schwestern vom grünen Bande, der heute als Feier der Jahrhundertwende in der Pension Basse stattfinden sollte. Er selber, Hans Georg, wäre schon beigetreten, wenn er auch die Leute dort nur aus Helmuts Schilderungen gekannt hätte. Man hoffte aber auch allgemein, daß Walter sich anschließen würde. Ihn dazu aufzufordern, wären sie heute hauptsächlich gekommen.

„Es handelt sich wohl um einen kleinen Verein, meine Herren?" fragte Frau Schirmer jetzt mit schüchternem Interesse.

Hans Georg und Helmut mußten lächeln. Dann ergriff aber, um die entstandene Verlegenheit fortzuschaffen, Helmut sogleich das Wort:

„Doch nicht, gnädige Frau," sagte er höflich. „Es handelt sich um eine freie Gemeinschaft junger Leute — Herren und Damen. Wir sind grundsätzlich gegen alles Vereinsmäßige, gegen alles, was Vorstand oder Statuten heißt."

Wenn auch die freie Gemeinschaft junger Leute, Herren und Damen, Frau Schirmers Ohren ein wenig verfänglich klang, so sah sie doch in Helmuts Miene den makellosen Idealisten, und irgend etwas an ihm erinnerte sie an die schwärmerische Vorstellung, die sie als junges Mädchen von Friedrich Schiller gehabt. So hörte sie ihm denn mit gläubigem Interesse zu, als er ihr und Walter die Gründung und Bestrebung des neuen Bundes auseinandersetzte, und als sie schließlich mit bittender Stimme gefragt wurde, ob sie wohl am heutigen Sylvesterabend ihren Sohn beurlauben würde, da suchte sie eifrig jeden Verdacht der Bevormundung von sich abzuwälzen und redete Walter selber zu, doch ja die schöne Einladung anzunehmen. Doch Walter verhielt sich schweigsam und blickte in nervöser Verlegenheit vor sich nieder. Als Hans Georg und Helmut nun in ihn drangen und seine Zusage hören wollten, sagte er bedenklich: „Ja, ich weiß nicht, liebe Leute; die Sache ist ja wunderschön, — aber ob ich da hineinpassen werde? . . ."

„Warum? Aber Herr Schirmer! Sie gerade! Alle warten ja auf Sie!" rief Helmut.

„Das ist wohl gleichgültig," erwiderte Walter. „Es handelt sich doch um ein Sichkennenlernen. Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Herr Baumbach.

Der Bund, dessen Gründung Sie mir erzählt haben, hat etwas Feines, ja, ich möchte sagen etwas Holdes, geradezu Berückendes. Ich sehe, noch ohne dagewesen zu sein, in ein Böcklinsches Jugendland hinein. Sie wissen schon — in den Hintergrund vom Gefilde der Seligen. Lauter junge Leute — Herren und Damen . . . Aber so viel Individualitäten, alle in demselben Zimmer in der Bülowstraße . . . Ich weiß nicht, kann das nicht zu menschlichen Zusammenstößen führen? Das Wahre und Echte an der Sache bildet sich doch nur im stillen. So, wie Sie es sich denken, heißt das nicht nur Träume lebendig machen wollen?"

„Das ist mein höchster Wunsch," erwiderte Helmut feierlich. „Träume lebendig machen, unser armes Dasein bereichern, das ist es."

„Ja, das ist es", sagte Hans Georg bekräftigend und blickte Walter mit naiver Opposition an.

Doch dieser schwieg und schüttelte langsam den Kopf. Da begann nun seine Mutter der Verlegenheit, die sie am stärksten empfand, mit sanften Worten aufzuhelfen: „So ist nun mein Sohn, Herr Baumbach. Immer nach Einsamkeit verlangt er. Wenn auch die Menschen noch so sehr nach ihm verlangen. Ja, so bist du . . ." Dabei nahm sie zärtlich Walters Hand.

„Mama," sagte jener etwas erregter, „Mamachen, so ist er nicht. Er ist noch etwas anders. Ich kenne den Herrn. Aber schließlich — — — was Schönes soll man nicht versäumen. Es ist zu selten im Leben. Herrschaften ich komme heute abend."

„Na also!" rief Hans Georg, erhob sich und schüttelte ihm die Hand.

„Wann geht die Sache los?"

„Um neun Uhr, bitte."

Die jungen Leute verabschiedeten sich und gingen, von Frau Schirmers liebevollem Blick gefolgt. Sie gefielen ihr beide außerordentlich, und besonders lobte sie Helmuts Wesen, indem sie Walter, der ihn doch eben erst gesehen hatte, seine Vorzüge ausführlich auseinandersetzte. Doch Walter sprang jetzt plötzlich vom Sofa auf und rief, mit großen Schritten zur Tür eilend: „Entschuldige, Mama! Dieser Lyriker hat vergessen, mir die Hausnummer zu sagen!" Damit verschwand er, um Helmut noch einzuholen.

Dem grauen Winternebeltage folgte ein sternklarer Abend. Als Walter ins Freie hinaustrat, um sich auf den Weg zur Pension Basse zu machen, kam ihm wirklich etwas Feierliches aus der schimmernden Kälte des Äthers entgegen. Er konnte sich jetzt ein dunkler Ahasverus dünken, der durch die Wirren des vergangenen Jahrhunderts bis an die Schwelle des neuen und unbekannten kam. Halb fühlte er Erinnerung an erlebte Größe und versäumte Schönheit am Felsen der Seele aufbranden, halb war es auch wieder Sehnsucht nach dem Kommenden, das jedem, der hinübergelangte, irgendwie Erlösung versprach. Doch Walter verweilte nicht lange bei solchen Stimmungen, die das Ungeheure allzu eitel an seine Person banden. Er sah entschlossen von sich selber fort und in die Neujahrsgedanken aller, und so fühlte er sich bald ruhiger.

Als er gegen halb zehn Uhr in der Bülowstraße die vier Treppen hinaufgestiegen war und das Porzellanschild „Basse, Pension für junge Damen des In- und Auslandes" gelesen hatte, zögerte er noch, zu klingeln, denn aus dem Innern der Wohnung hörte er leise, vertraute Klänge. Eine schöne, etwas dunkel gefärbte Frauenstimme sang den „Frühlingsglauben" von Schubert, und eben kam die Stelle: „Alles, alles muß sich wenden!" Mit Inbrunst wurde sie auf dem Klavier begleitet, und man konnte draußen auf der Treppe noch die Erregung der Musizierenden fühlen. Als dann das Lied zu Ende war und das flache Beifallsklatschen hörbar wurde, klingelte Walter. Marie, das Hausmädchen, öffnete ihm und machte eine Miene, als wollte sie sagen: „Sie sind zwar ein Fremder, aber ich weiß schon." Allzu liebenswürdig, wollte sie zu früh die Tür zum Saale öffnen, denn Walter zog sich sehr langsam den Überrock aus, weil er sich bei fremden Leuten zunächst immer im Korridor am wohlsten fühlte. Endlich gab er sich aber den nötigen Ruck und trat ein. Da sah er nun im hellerleuchteten Raume vielerlei Erscheinungen, deren Blicke alle auf ihn gerichtet waren. Die Sängerin stand, ein Notenheft in der Hand, am Flügel, während die Pianistin noch auf ihrem Platze saß und, mit kleinen Händen leise phantasierend, das dunkle Pudelköpfchen (so viel sah Walter auf den ersten Blick) zu ihm hinwandte. Mehrere junge Leute, Damen und Herren, waren sonst noch in ungezwungener Stellung, stehend, sitzend oder liegend, im Saale zu sehen. Nach kurzer Pause eilten aber Helmut und Hans Georg auf Walter zu, und Herr Basse folgte ihnen eifrig. Mit verlegener Miene absolvierte Walter rasch und unter kurzen Dienern die allgemeine Vorstellung, hatte zum Schluß natürlich keine Ahnung von den Namen, die er gehört, und zog sich, als er gar noch den Theaterkritiker Meißner in dem „Böcklinschen Jugendlande" erblickte, rasch mit Helmut Baumbach ins Nebenzimmer zurück, um sich dort erst ein wenig zurechtzufinden. Die Gelegenheit war günstig, denn Dr. Meißner begann soeben mit gequetschtem Tenor „Die böse Farbe" zu singen, und man brauchte ihm nicht unbedingt zuzuhören. Da erfuhr nun Walter von Helmut, welche von den Damen Hertha Lisko und welche Fanny Demelius wäre, und lange sah er auf Miß Willis und Agathe Torneelen, die Hand in Hand auf dem Diwan saßen, während Sascha Luffin und Hanna Rossitz seine Aufmerksamkeit weniger erregten. Von den Herren kannte er Ferdinand Friedrichowicz schon, und auch Hermann Arndt war ihm früher begegnet, doch konnte sich Walter über den leidenschaftlich singenden Theaterkritiker einer ironischen Bemerkung nicht enthalten.

„Stört er Sie?" fragte Helmut erschrocken. „Haben Sie etwas gegen Meißner?"

„O durchaus nicht. Wenn er Sie nicht stört . . . Ich kenne ihn gar nicht."

In diesem Augenblick kam Mutter Basse ins Zimmer gerauscht und bat ihn höflicher, als sie sonst zu bitten pflegte — denn sie sah in Walter noch die Berühmtheit — doch wieder in den Saal zurückzukehren, weil er dort viel besser zuhören könnte. Walter folgte ihr lächelnd, denn die lebhafte Dame gefiel ihm; doch ehe er sie ansprechen konnte, wurde er schon von Dr. Meißner

festgehalten, der sich ihm bedeutsam vorstellte und ihn alsbald in ein langes Gespräch verwickelte, das trotz Walters Abwehr sich in eine recht ergebnislose Kunstdebatte verlor. Walter beschränkte sich darauf, das Nötigste zu antworten, da Dr. Meißner offenbar am meisten daran lag, seine eigenen Ansichten zu hören.

„Kinder," sagte jetzt Hertha, indem sie sich mit übermütig-nachlässigen Schritten einer Gruppe näherte, zu welcher Helmut, Fanny, Ferdinand und Hans Georg gehörten, „ich finde unseren ersten Bundesabend bis jetzt hervorragend langstielig. Es muß doch irgend was geschehen. Jetzt ist es erst zehn — wir schlafen ja zu Neujahr, Kinder."

„Aber nicht doch," flüsterte Helmut vorwurfsvoll. „Sie haben doch so wunderschön gesungen, Fräulein Hertha."

„Na ja, es geht, aber nachher hat mir der Meißner mit seinem Geblöke die ganze Stimmung verdorben. Fanny, wie konntest du den Menschen nur begleiten!"

„Was soll ich denn machen?" fragte Fanny wehmütig. „Man kann doch nicht ungezogen sein. Ihm macht es Freude, aber den Zuhörern —" Dann plötzlich ihren Ton verändernd rief sie: „Aber den Schirmer finde ich doch riesig interessant, Kinder!"

„Ich danke," sagte Hertha; „bis jetzt habe ich noch nicht ein einziges Wort von dem großen Manne vernommen. Schöne Augen hat er. Scheint sich aber im übrigen an den anwesenden Kritiker zu halten. Na, meinetwegen."

„Pfui Hertha!" rief Fanny ärgerlich. „Du bist ja heute abscheulich! Immer was Schlechtes siehst du! Er muß doch höflich sein!"

„Ja, ja, das muß er, Dummchen, höflich sein, das ist die Hauptsache. Um Gottes willen, da reden sie schon von Goethe und Shakespeare! Und Vater Basse mittenmang! Nein, Kinder, da müssen wir zwischenfahren! Kommt mal alle mit, wir tanzen einen Ringelreigen um sie, dann fühlen sie sich vielleicht als goldne Kälber, diese trockenen Fachsimpler! Kommt!"

Und damit zog Hertha Fanny mit sich, die wiederum Ferdinands Hand nicht losließ, und Helmut, anfangs erschrocken, dann entzückt von Herthas Übermut, folgte ihr nach, indem er Hans Georg, der sich lachend wehrte, mitzog. So sprangen sie alle fünf heran und kamen gerade dazu, als Dr. Meißner, seinen langen Bart streichend, zu Walter sagte: „Ich hatte zwar leider keine Gelegenheit, Ihr Buch in meiner Zeitung zu besprechen, denn mein Ressort ist das Theater, aber es dürfte Sie interessieren, meine Meinung auch ungedruckt zu hören." Da tanzte der übermütige Reigen um die Erstaunten herum, und Hertha sang dabei mit liebenswürdiger Stimme die Verse, die Helmut eben noch improvisiert und ihr zugeflüstert hatte:

Halt! Man redet nicht vom Fach
Unter Papa Philipps Dach!
Ihr sollt singen hier und leben
Und euch selbst den andern geben!

Walter, der selber schon gern von dem unbequemen Gespräche los und zu den jungen Leuten gekommen wäre, traf Herthas Liedchen wie ein leiser Stich;

doch gefiel ihm das schelmisch lockende Gesicht, und so sagte er in seiner ruhigen Weise:

„Ich bin unschuldig, meine Herrschaften."

„Bitte sehr! Ich fühle mich auch nicht schuldig!" rief Dr. Meißner lächelnd, aber doch ein wenig pikiert. „Was stellen Sie für ein Programm auf, Fräulein Lisko? Man soll singen und leben? Na, gesungen habe ich —"

„Gott sei's geklagt," flüsterte Hertha fast unverständlich, doch so, daß Fanny und Hans Georg es hören konnten und sich nur mühsam das Lachen verbissen. Dr. Meißner war auf dem linken Ohr schwerhörig — das wußte Hertha.

„Und leben!" fuhr jener, die Hände reibend, fort. „Mein Gott! Darin sind die Ansichten wirklich verschieden! Wie heißt es doch in Ihrem Roman, Herr Schirmer? ‚Det Leben, Kinder, det is so 'ne Sache.' So 'ne Sache! Hahaha!"

Die beiden Malerinnen waren mit Friedrichowicz und Sascha Lussin inzwischen auch herangekommen, da sie sahen, daß Walter Schirmer endlich in ein allgemeines Gespräch gezogen war. Auch Hanna Rossitz näherte sich langsam, doch suchte sie, wie gewöhnlich, Deckung hinter der hohen Gestalt von Agathe Torneelen und beobachtete ganz im stillen den Mann, dessen Buch zu ihrem besten, innigsten Besitz gehörte. Walter aber wurde, von so vielen Blicken getroffen, wieder schweigsam und ließ die anderen reden. Als dann Mutter Basse erschien und mit lauter Kommandostimme zu einem „Butterbrot — gar keine Umstände!" aufforderte, da bot er Hertha Lisko den Arm, während Helmut, zu spät gekommen, an Fräulein Rossitz geriet und mit leisem Seufzer, aber doch sehr freundlich ihr Tischherr wurde. Wieder fand sich die heitere Gesellschaft, wie am Weihnachtsabend, zusammen und heute noch verstärkt durch Walter Schirmer, der allen gut gefiel, und Hans Georg, der schon als alter Bundesbruder angesehen wurde. Um elf Uhr gab es Burgunderpunsch und Pfannkuchen, und der heiße, würzige Duft ließ schon die erste Ahnung jener großen Zeitwende über die Tafel hinziehen; mancherlei Erinnerungen wurden wach, und auch die Hoffnung glomm empor, indem sie in den Knopflochbändchen der Herren und den Busenschleifchen der Damen grüne Blüten ans Licht zu zaubern schien. Es wurde ziemlich still am Tische, und Herr Basse sah schon von Zeit zu Zeit mit bedeutsamen Blicken auf die Wanduhr hinüber, die so gleichmütig tickte, als ob es ihr ganz egal wäre: 1900 oder 1901, — der große Uhrmacher hatte für den Gang des Werkes zu sorgen. Von Walter war jetzt die feierliche Erregung, die er vorher noch im Abenddämmer der Straße empfunden, gänzlich gewichen, und er mußte innerlich lächeln, wenn er Helmut ansah, in dem sie offenbar mit nahender Neujahrsstunde immer mehr sich steigerte. Er machte ein so visionäres Gesicht, als wollte er den „neuen Menschen" in seiner lichten Erhebung, die ihm das zwanzigste Jahrhundert bringen sollte, um Mitternacht leibhaftig erblicken. Er hatte am tiefsten von allen das Bewußtsein eines großen Erzeugnisses. Doch drangen dafür von der Straße schon die gewohnten, plumpen

Töne des Großstadtsylvesters herein, verfrühte „Prost Neujahr!“ Rufe, Kichern und Bierstubengesang. Jahraus, jahrein dasselbe, und hier, in dieser wunderlichen Pension, da saßen schöne, junge Menschen, denen der Augenblick gehörte, Künstler, Künstler, keine Propheten! Walter empfand jetzt den ewigen Ideenkultus Helmuts fast als etwas Aufdringliches und wandte sich um so lieber seiner Nachbarin Hertha Lisko und seinem Vis-a-vis Fanny Demelius zu, als beide Mädchen ihm, der Frauen immer so scharf und erkältend anblickte, als besonders interessante Typen erschienen. Dabei fesselte ihn Hertha mehr als Fanny, denn jene hatte das lockend Unbestimmte, Meerverwandte der Frauenseele, während diese das treuherzig Zuverlässige, gradlinig Leidenschaftliche hatte und offenbar ein ganzer Kerl war. Für Dichteraugen fesselnder pflegt ja ein Antlitz zu sein, das die Lösung seines Geheimnisses lockend verbirgt, als ein solches, das kindlich offen den Mann nach dieser Lösung befragt. Ferdinand Friedrichowicz ließ sich offenbar ganz gern befragen, und es war ihm gar nicht unbehaglich, daß Fanny, während die anderen sprachen, mit liebesbanger Miene von seiner bleichen Denkerstirne erlösende Orakel abzulesen suchte. Hertha führte das Gespräch. Die erste Verstimmung gegen Walter war jetzt in eine um so größere Liebenswürdigkeit umgeschlagen, und sie zog, von Walters prüfendem Blick getroffen, all ihre Register auf, — bald war sie ein hübscher Gamin, ein rechter Straßenjunge, bald ein verträumtes, deutsches Mädchen, bald flog sie wie ein Schmetterling und ließ sich mit wippenden Flügeln gleichsam auf die Nasenspitze ihres Nachbars nieder, bald fragte sie ihn als ringende Frau mit sehnsuchtskranken Augen: ‚Du Dichter, glaubst du, fühlst du, daß ich etwas kann? Ich frage dich als Künstler, nicht als Weib, denn ich suche ein höheres Leben.‘ Und Helmut, der alle Farbenspiele ihrer Natur schon kannte und im Herzen trug, belauschte ihr Gespräch mit Walter und beobachtete tief erregt ihre Wirkung auf den Freund, als wäre er der Hüter ihrer Seele und bäte sie, ihm Ehre zu machen. Wenn Walter sie bewundernd anlächelte, lächelte auch Helmut, und wenn sie ihn durch eine plumpere Antwort verstimmte, wurde auch Helmut verstimmt und bat mit den Augen gleichsam, ohne daß Hertha es merkte, daß sie doch rasch wieder etwas Anmutiges sagen sollte.

Nun zeigte die Wanduhr fünf Minuten vor zwölf, und Herr Basse erhob sich, was wie ein leiser elektrischer Schlag durch alle Gäste ging. Schnell füllte sich noch jeder sein Glas, und Frau Wilhelmine hatte gerade noch Zeit, ihrem aufgeregten Manne zuzurufen:

„Vater, bloß keine Minutenrede mit Auf-die-Uhr-gucken! Wozu soll man sich den Abschied vom alten Jahrhundert noch verleiden. Warten wir ruhig ab, meine Herrschaften, bis es dreizehn schlägt.“

„Wer sagt dir denn, daß ich reden möchte, liebes Minchen,“ erwiderte Herr Basse mit sanfter, aber doch energischer Zurückweisung. „Über die Bedeutung des heutigen Sylvesters sind wir uns ja alle klar; darüber hat ja unser lieber Freund Baumbach am Weihnachtsabend viel schönere Worte gesagt, als ich sie jetzt zustande bringen könnte. Aber“ — und hier erhob Herr

Basse seine aufgeregte Stimme zu höherer Kraft — „ich möchte vor Toresschluß sozusagen noch die beiden hochwillkommenen Bundesbrüder bei uns begrüßen, die neu in unserem Kreise sind und uns schon lange vertraut — Herrn Walter Schirmer, den wir als Dichter eines herrlichen Werkes verehren" — Vater Basses Rhetorstimme schnappte schon über, — „und Herrn Richter, den besten Freund unseres Freundes. Seien Sie uns beide herzlich willkommen, meine Herren, entwickeln Sie sich weiter im nächsten Jahrhundert nach unseren und nach Ihren Wünschen, — seien Sie — empfangen Sie —" Hier blieb er stecken, da er durch die Beobachtung des Uhrzeigers zerstreut war; doch zu seinem Glück begann jetzt der gemütliche Regulator Jahrhundertwende anzuschlagen. Beim zwölften Schlage, bis zu welchem Herr Basse, wie die anderen, andächtig gelauscht hatte, brausten die Neujahrsrufe durch das Zimmer, und auf der Straße draußen erklang alsbald ein vielstimmiges, immer lebhafter bekräftigendes Echo. Helmut stürzte zum Fenster und riß es auf, indem er, der gefährlichen Nachtluft nicht achtend, mit erhobenem Glase „Prosit Neujahr!" hinausrief.

„Prost Neujahr, prost Neujahr!" tönte es von mehreren Kinderstimmen wieder. „Jeben Se uns ooch 'n Glas Punsch!" Helmut überlegte sofort die Erfüllung des Wunsches mit Frau Basse, die dann das Hausmädchen mit einem Pfannkuchenteller hinunterschickte. Da sich infolgedessen aber eine bittende und johlende Horde auf der Straße ansammelte, mußte das Fenster wieder geschlossen werden. Hermann Arndt setzte sich nun ans Klavier und spielte ziemlich unvermittelt den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn, während Ferdinand Friedrichowicz mit wildem Eifer, Fanny zu Hilfe nehmend, die Tafel zusammenschob und die Stühle an die Wand stellte, so daß der Speisesaal zum Tanzsaal wurde. Da gab es denn noch ein schönes, selbstvergessenes Treiben durch einige Stunden hindurch. Die Pensionseltern saßen gemächlich, mit sinnendem Lächeln auf dem Sofa, und Walter saß neben ihnen, denn er konnte sich in einem seltsamen Widerstreit von Resignation und Jugendlust niemals zum Tanzen entschließen. Es berührte ihn aber jetzt peinlich, daß Hanna Rossitz, die natürlich auch nicht tanzte, sich neben ihm niederließ und das Sofa so die Bank der Alten und Enterbten wurde. Gehörte er denn wirklich dazu? Zu den anderen gehörte er, jawohl, und dennoch war es bis zu den lachenden Gesichtern und den wehenden Röcken, die an ihm vorüberflogen, so weit, und seine stillen Füße fühlte er wie mit Bleigewichten beladen, ein trauriger Ritter, wenn er die hüpfenden Füße der Tänzer ansah. Doch wieder mußte Walter beim Anblick Helmut Baumbachs unwillkürlich lächeln. Diese naive Begeisterung, dieses selige Schweben, und dabei doch wirklich nur ein lächerlicher Storch, ein dürrer Pegasus, der mit Flügeln schlug, die ihn nicht tragen konnten. War denn der Drang nach Schönheit und die Schönheit eins? Er hätte Hertha Lisko gern danach gefragt, die eben mit Helmut an ihm vorübertanzte und doch von ihrem Tänzer fort zu Walter hinsah.

Um drei Uhr entschloß man sich endlich zum Aufbruch, nachdem Dr. Meißner und Hermann Arndt sich schon heimlich empfohlen hatten. Nur die

beiden Malerinnen, die sich sozusagen ihre Seelen freigetanzt hatten und wie holde Hetären aussahen, wiegten sich immer noch im Walzer, ein entzückendes Bild von selbstvergessener Schönheit. Doch Mutter Basse gebot jetzt Halt, und die erhitzten Mädchen küßten sie; dann eilten sie Hand in Hand hinaus. Walter sah sie wie zwei weiße Rehe in einem Zauberwald verschwinden. Was war das doch für eine wunderbare Welt, die er noch nicht gekannt hatte? —

„Eine junge Amerikanerin und eine junge Holländerin — entzückende Geschöpfe, nicht wahr, Herr Schirmer?" Mit diesen Worten suchte Herr Basse dem Verträumten das Wunder zu erklären. Walter nickte und lächelte ernst. Dann ging er mit den anderen.

Draußen brannte die Neujahrskälte. Die heißen, jungen Punschseelen mochten aber keinerlei Fahrgelegenheit benutzen und stampften mutig durch den Schnee. Ferdinand ging mit Walter, während Hans Georg und Helmut vor ihnen hergingen. In Ferdinand wühlten die Gedanken, und von der großen Nacht, durch die sie schritten, phantastisch aufgeregt, sprach er dem schweigsamen Begleiter eine konfuse Fülle seiner wichtigsten Erlebnisse, Schmerzen und Hoffnungen vor. In diesem Jahr, das heute anhob, da müßte sich sein ganzes Leben entscheiden, sagte er. Vielleicht auch noch das Leben eines anderen Menschen. Wen er meinte, verschwieg er zwar geheimnisvoll, doch unterließ er es nicht, von der Ungenannten zu sprechen und Walter vorzuschwärmen. Dieser aber schwieg zerstreut und barg im Gehen die frierenden Hände in den Manteltaschen, während Ferdinand mit freien Armen fuchtelte. Endlich aber glaubte der letztere keiner genügenden Aufmerksamkeit bei seinem Begleiter zu begegnen und rief mit Ungeduld die vor ihm gehenden Freunde an. So trennten sich die Paare und wechselten einander, — Walter ging nun mit Helmut. Helmuts Antlitz war trotz der starken Kälte wie von innerer Hitze gerötet, und seine Augen flimmerten unstet unter dem schwarzen Zylinder, während sein grauer Mantelkragen im Winde flog. Von Husten häufig unterbrochen, begann er nach einem kurzen, aber bedeutungsvollen Schweigen plötzlich von Hertha Lisko zu sprechen.

„Was Sie über diese Dame denken — interessiert mich — am allermeisten, Herr Schirmer."

„Sie hat mich eigentlich auch am meisten interessiert," meinte Walter, sich gelassen von einem Schneeball säubernd, der offenbar dem herausfordernden Zylinder Helmuts gegolten hatte.

„Das freut mich!" rief Helmut. „O, das freut mich unsagbar! Denn Sie besitzen Augen für durchgeistigte Schönheit! Reine Körperschönheit beim Weibe begegnet uns — zu mannigfaltig, nicht wahr? Der Kultus muß ja überwunden werden. Aber Geist! Und Anmut! Hoheit! Das hat sie! Nicht? Das hat sie!"

„Ich kenne die Dame noch nicht näher, aber —"

„O, wenn Sie sie kennen würden — wie ich! Sie ist bei all' ihrer holden Leichtigkeit, die freilich — mit Herzensgüte tief zusammenhängt, ein durchaus vornehmes Wesen! So frei! So künstlerisch! So mannigfaltig.

kapriziös und stürmisch wie das Meer! Wenn Nietzsche sie gekannt hätte! Die hätte ihm sicher gefallen! O, Herr Schirmer, Sie müssen sie — singen hören! Die Carmenlieder ebenso herrlich wie das schlichteste Volkslied! Anfang März gibt sie mit Fanny Demelius ihr erstes Konzert! Saal Bechstein! Da werden die Leute — Kunst zu hören bekommen!"

„Strengt Sie das Reden bei dem kalten Wind nicht an, Herr Baumbach?" fragte Walter besorgt.

„O nein — Sie Lieber! Besser sich verschwenden als ein stummer Maulwurf bleiben! Wie schön Sie besorgt sind! Wie Ihre Mutter! Ach, überhaupt Ihre Mutter! Wir wollen uns recht nahekommen, ja? Denn ich — ich brauche einen Menschen! Mehr als je! Ich bin so furchtbar einsam, Schirmer! Mein Glaube ist krank geworden, wie meine Brust — wahrhaftig . . ."

„Baumbach —"

„Denn sehen Sie, mein lieber Freund — lieber, langersehnter Freund — ich fühle für Hertha Lisko — ich hoffe auf sie — mein ganzes Leben! — Wollen Sie mir helfen? Sie können es — Sie können es, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen zu beichten, wenn mein Herz zu voll ist."

„Gern, gern! — — Sie lieben also Fräulein Lisko, — ach, das freut mich. Na und sie — natürlich —"

„Sie weiß es nicht."

Nach diesen Worten, denen eine tote Pause folgte, packte Helmut plötzlich Walters Hand, so daß sie stehen bleiben mußten. Er sah ihm mit leidenschaftlichem Ausdruck ins Antlitz und küßte ihn plötzlich zweimal glühend auf den Mund. Walter stand ihm verwirrt gegenüber. Dann flüsterte Helmut:

„Du bist mein Freund. Hab Dank. Du glaubst nicht, daß sie zu hoch steht! Ich darf also an sie denken! Dank! Leb wohl!"

Dann machte er Kehrt und lief durch eine Seitenstraße davon. Walter fühlte noch den heißen, zehrenden Druck auf seinen Lippen und Tränen in den Augen. Dann ging er, etwas wie: „Famoser — Wunderlicher —" murmelnd, den Vorausgegangenen nach, um ihnen zu sagen, daß Helmut schon auf dem Heimweg wäre.

V. Atelier.

An einem Januarvormittage des neuen Jahres stand Hans Georg Richter in seinem Charlottenburger Atelier und konnte sich zum ersten Male sagen, daß Einrichtung und Gewöhnung nun so weit gediehen waren, um rastlos wieder an die Arbeit gehen zu können. Die Kantstraße draußen lag in goldenem Sonnenschein und silberfunkelndem Schnee, und heiter sah das lichte Blau des Himmels durch die vielen, kleinen Quadratscheiben des Atelierfensters. An den Wänden hingen Münchener Studien und Abgüsse einiger Meisterwerke, die Hans Georg besonders lieb hatte. An Möbeln war nur wenig vorhanden, — ein Diwan mit Kelim und englischem Tischchen, das die Photographien der Eltern trug, ein anderer, größerer Tisch mit Gips- und Tonklumpen, endlich ein breiter Schrank für Modelle und Zeichnungen. Eine

Doppeltür führte auf den Treppenflur hinaus, und eine andere, kleinere, die mit Waffen und Reiseerinnerungen behängt war, in das Schlafzimmer des Bildhauers. Doch den Hauptplatz im ganzen Raume nahm ein großes, mit dem Postamente wohl drei Meter hohes Tonmodell ein, das die Reise von München nach Berlin glücklich zurückgelegt hatte und unter beträchtlichen Schwierigkeiten endlich auch unbeschädigt in Charlottenburg gelandet war. Mehrere feuchte Stellen zeigten, daß Hans Georg sich sofort wieder an die Arbeit gemacht, und in der Tat zog ihn nichts in seiner Werkstatt so sehr an, wie dieses Glücks- und Schmerzenskind seines Strebens. Es stellte den Prometheus dar, der die ewige Strafe litt, weil er das Feuer des Himmels den Menschen heruntergeholt hatte. Nicht in antiker Vorstellungsweise, nicht an den Felsen geschmiedet und ohne gefräßigen Raubvogel hatte ihn Hans Georg gebildet. Ein armer Mensch saß da, mit einem wunderbaren Künstlerhaupt, an Beethoven erinnernd, und das, worauf er saß, das konnte ein schlechtes Lager bedeuten, von dem ihn seines Körpers Qual in sitzende Stellung aufgetrieben, oder auch ein harter, sonnenverbrannter Fels — gleichviel. In wildem Krampfe preßte sich die linke Hand mit fiebernden Fingern in die Brust, dort, wo jetzt unsichtbar der Adler hackte. Die rechte Hand war aufgestützt, die mächtigen Beine waren kraftlos, nicht mehr zum Schreiten fähig, doch das gramvoll magere Antlitz umspielte noch ein letzter, göttlicher Trotz, den angeschmiedeten Leib und die grausame Allmacht über ihm verachtend, bis zum letzten Atemzuge.

Hans Georg war wieder einmal ganz dem Erbteil des Künstlers, dem selbstvernichtenden Zweifel, verfallen — er war unzufrieden mit dem, was er bisher geschaffen, und schwelgte in dem, was seine Phantasie ihm Größeres vorspiegelte. So kam er in einen eigentümlichen Traumzustand hinein, der ihn in seinem unvollendeten Werke schon das künftig Vollendete sehen ließ, und wenn er mit seinen Händen jetzt das Fehlende hinzufügen wollte, so schien ihm der Grundstock des Werkes dieser Ergänzung unwert, und alles wurde wieder klein und nichtig. So litt er tief, und tiefer, als man seiner niederdeutschen, strotzenden Erscheinung zutrauen mochte. Auch fühlte er seit jener Neujahrsnacht in der Pension Basse noch in anderer Weise sein Gemüt belastet und sein männliches Herz beunruhigt. Hertha Lisko war ihm erschienen, als käme sie wirklich aus dem Griechenlande jener freien und höheren Menschen, welche seine Seele suchte. Doch wußte Hans Georg seit langem, was Helmut Baumbach, sein bester Freund, für dieses Mädchen empfand, denn jener hatte ja in seinen Briefen ihm immer wieder und weit ausführlicher, als Walter in der Sylvesternacht, seine Leiden und Hoffnungen geschildert. Wie hatte ihn der ferne Anblick dieser Seelenkämpfe, dieses Auf und Nieder einer großen Liebe schon gerührt! Wenn Helmut nämlich in seinem ersten Briefe zu stillem Verzicht und platonischer Größe gelangt war, so brach er im zweiten schon wieder wie ein junges Füllen aus dem Verließe der Resignation hervor in die hoffnungsgrünen Lande des Glücks. Und Hans Georg, der in Helmut den Menschen über alles liebte, mehr noch als den Dichter, hatte mit Bangen dem Tage entgegengesehen, da er den Dämon

kennen lernen sollte, der seinen Freund so völlig und doch ahnungslos beherrschte. Denn Helmuts Glaube war, halb Glück, halb Pein, daß Hertha ihm gut war, aber an ihm vorbeisah. Seine Liebe aber, das hatte Hans Georg aus seinen Briefen herausgefühlt, war nichts Vergängliches, kein kurzer Frühlingstraum — sie hing mit dem Leben und dem Tode zusammen. Das beängstigte ihn als Freund besonders, weil er wußte, wie leidend Helmut war, so recht in den Sturmjahren, wo ein Schwindsüchtiger auf dem Meere wilder Gefühle fährt, bis zum Himmel jauchzend, daß ihm das Licht der Welt gehöre, und versinkend gleich darauf in hoffnungslose Nacht.

Nun hatte Hans Georg das Mädchen gesehen, und zu seinem Schrecken fühlte er anders, als ihm erlaubt war. Denn Hertha übte wirklich eine Macht aus — er mußte jetzt weniger an den Freund als an sich selber denken. Was war das für ein schönes, leuchtendes Geschöpf? Ihm hatte schon so manches Weib gefallen — ach, in München und Italien, was lebten da nicht alles für liebe, tiefe oder seichte Erinnerungsbilder! Und er konnte auch nicht sagen, daß Hertha ihm mehr war als alle die, von denen sein Herz schon Abschied genommen. Aber etwas Besonderes hatte sie, jawohl, etwas Ehrfurchtgebietendes bei aller Leichtigkeit: das war das Künstlerblut in ihr, nicht nur das süße, dumme Verlangen. Er konnte mit ihr reden. Mit welchem Mädchen konnte er das sonst? Aber trotzdem — es war ja Unsinn . . . Sie war ihm nichts und durfte ihm nichts sein, denn Helmut, dieser arme, wahrhaft große und innig liebende Helmut, er mußte sie haben. Und wenn auch das nicht möglich war, wenn es an Hertha selber scheitern mußte, so sollte doch wenigstens kein falscher Ton in die Harmonie ihrer Freundschaft kommen, nichts, was ihn verhindern konnte, dem Leidenden zu helfen und ihn immer wieder auf das Größere hinzuweisen, das dem Künstler in Gottes Welt und seiner Kunst noch außer der Liebe gehört.

Er schob fast ungeduldig ihr Bild aus seiner Seele fort und prüfte ernst und sachlich die schmerzverzerrten Züge des Prometheus. Etwas machte ihm besonderes Unbehagen: daß er heute gerade, wo er so recht in die Arbeit hineingekommen war, Fräulein Liskos Besuch erwarten mußte. Sie hatte am Sylvesterabend bei Basses in ihrer ungezwungenen Weise den Wunsch geäußert, sein Atelier und den Prometheus kennen zu lernen, und Helmut, dieses Unglückshuhn, hatte sie noch eifrig darin bestärkt. Nun wollte sie heute vormittag kommen, und es war schon eins geworden — unnötig war seine Aufmerksamkeit bisher in Schaffenstrieb und Erwartung des Besuches geteilt. Und als es nun endlich klingelte, war es wieder nicht Hertha, die eintrat, sondern Frau Wannowski, die dicke Portierfrau, die ihm aus einem nahegelegenen Restaurant das Mittagessen brachte. Hans Georg seufzte, aber nicht ärgerlich, sondern eher erleichtert, denn nun konnte der Besuch ja nicht mehr kommen, und als die Frau mit ihrem schreienden „Mahlzeit!“ verschwunden war, da spürte er ohne Kummer seinen gesunden Appetit und ließ sich behaglich am Tischchen nieder, um mit großer Umsicht alles zu vertilgen, was an Eß- und Trinkbarem vorhanden war. Doch mitten in der besten Tätigkeit unterbrach ihn ein erneutes Klingeln, und als er mit vollem Munde auffuhr

und zur Tür stürzte, war es wirklich Hertha, die in schmuckem Pelzkostüm erschien. Sie gab ihm ihre kleine Hand und drängte ihn sofort an seinen Tisch zurück, denn sie wäre bitterböse mit ihm, sagte sie, wenn er sich durch ihr Kommen im Mittagessen stören ließe; sie sähe sich inzwischen das Atelier an. Dabei stellte sie sich schlank und schön, wie sie war, in ihrem Mützchen, ihrem blauen Jäckchen und dem englischen Rock, der ihre elastischen Beine eng umschloß, vor dem Prometheus auf und sah zu dem Schöpfer desselben gar nicht mehr hinüber. Hans Georg war unschlüssig, wie er sich verhalten sollte; endlich setzte er sich wieder und aß energisch weiter, doch betrachtete er Hertha dabei mit verwundertem Lächeln — was für ein frischer Zauber ging doch inmitten dieses toten Kunstmaterials von einem schönen, lebendigen Weibe aus; ja, ja, von einem lebendigen Weibe!

„Darf ich Ihnen nicht irgend etwas anbieten, gnädiges Fräulein?" fragte er emsig kauend, um rascher fertig zu werden. „Einen Kognak vielleicht? Oder 'n echten Steinhäger? Es ist doch draußen solche Kälte!"

„Warum nicht gleich einen ganzen Schnapsladen? Nein, nein! Sie sollen sitzen bleiben, Herr Richter. Sonst geh ich wieder."

„Eine Zigarette!"

„Gar nichts. Aber schön — sehr schön ist das. O wundervoll! Das wird, Herr Richter."

„Meinen Sie? Na, Gott geb es." Er trank sein Bier aus. „Ich bin schon ganz verzweifelt."

Hans Georg erhob sich und trug das kleine Tischchen mit dem Eßgeschirr in sein Schlafzimmer. Nach kurzer Weile kehrte er, mit einem dunklen Jackett bekleidet, zurück.

„Warum haben Sie denn Ihren schönen Arbeitskittel ausgezogen?" rief Hertha. „Der steht Ihnen doch gerade so gut!"

„Wahrhaftig?" sagte Hans Georg und verbarg seine Verlegenheit hinter einem Gelächter. „Das alte, schmutzige Ding? Darin kann ich doch keinen Besuch empfangen!"

„Gehen Sie, Herr Richter, ich bitte Sie, ziehen Sie sich den Kittel ruhig wieder an! Sie gefallen mir darin viel besser!"

Beinahe hätte ihn die süße Koketterie, mit der sie ihn anlachte, so bezwungen, daß er wirklich in das Schlafzimmer zurückgekehrt und in dem Arbeitskittel wiedergekommen wäre. Doch der angeborene, knabenhafte Trotz hielt ihn davon zurück, er lachte nur errötend und wies, ohne Rücksicht das Thema wechselnd, auf den Prometheus hin:

„Sie meinen also, er wird?"

„Aber freilich, freilich," sagte Hertha, nun plötzlich mit ernster Sachlichkeit das Modell betrachtend. „Eine merkwürdige Auffassung, aber schön. Herr Baumbach hat mir viel davon erzählt. Es ist unglaublich männlich in der ganzen Empfindung. Ja, durchaus männlich," fügte sie noch einmal, dem Bildwerk nähertretend, hinzu.

„Mag sein," meinte Hans Georg, die Hände in den Hosentaschen, und stellte sich hinter ihr auf. „Es ist auch mein innerstes Geständnis, sozu-

sagen . . . Aber eine Mordsarbeit, das können Sie mir glauben, Fräulein. Ich werde wohl niemals damit fertig werden. Finden Sie eigentlich auch, daß Musik drin steckt? Helmut meinte nämlich, es steckt Musik drin."

„Ach ja — der Kopf erinnert mich an Beethoven."

„Das freut mich! Ich habe in München nämlich sehr viel Beethoven gehört."

„So so . . . Natürlich . . . Ach, das müßte Fanny sehen. Das nächste Mal bringe ich Fanny Demelius mit. Ist Ihnen doch angenehm, Herr Richter?"

„Aber selbstverständlich."

Sie gingen zum Diwan und setzten sich.

„Das ist ein wunderbares Wesen, meine Fanny," sprach Hertha, ernst und etwas starr vor sich hinblickend, weiter. „Die müssen Sie näher kennen lernen, Herr Richter. Die ist ganz anders als ich. Eine Freundin! Kinder, das ist eine Freundin. Ich wüßte wirklich nicht, was anfangen, wenn ich Fanny jetzt nicht hätte."

„Warum denn gerade jetzt?"

„Ja, Sie wissen wohl gar nicht, in was für 'ner schrecklichen Zeit wir beide leben? Am ersten März ist unser Konzert, unser erstes, allererstes, Herr Richter, denken Sie, fühlen Sie, bejammern Sie! Es ist schauderhaft, daran zu denken! Fortwährend sehe ich die entsetzliche Annonce vor mir in der Vossischen Zeitung, gar nicht weit von d'Alberts Klavierabend und dem Joachimquartett! Saal Bechstein, erster März, Konzert von Hertha Lisko (Sopran) und Fanny Demelius (Klavier), Begleitung Oskar Fritsche, Billets 4, 3, 2 und 1 Mark bei Bote & Bock! O Gott, o Gott, ist das ein Leben! Ob ich's überhaupt erleben werde?"

„Na, ich denke doch."

„Sie sind ein Gemüt. Ich möchte Ihre Wurstigkeit haben und Fannys Streben. Die übt den Tag sechs Stunden und mehr. Und ich will manchmal singen und habe keinen Ton in der Kehle. Da kann ich zuweilen entsetzlich traurig sein, Herr Richter — ja wahrhaftig, ohne daß man's merkt."

„Bedeutet denn so 'n Konzert nun wirklich was für Sie? Das kann ich doch nicht finden, Fräulein. Das wäre ja gerade so, als wenn ich mich totschießen wollte, wenn ein Kunstsalon oder so was meinen Prometheus abweist. Was wissen denn die doppelten Kamele vom Schaffen? Der Künstler macht seine Sache, damit punktum."

„Ja, zwischen mir und Ihnen ist doch noch ein Unterschied," meinte Hertha. „Sie bringen etwas Neues und Eigenes aus Ihrer Natur heraus — lachen Sie nicht, Herr Richter, Sie wissen schon, wie ich das meine — und wir, wir geben doch nur zum hunderttausendsten Male wieder, was auserwählte Menschen vor Zeiten 'mal gemacht haben."

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Lisko! Als ob es bei den Musikmenschen nicht auch Berufene und Auserwählte gäbe! Kunst ist doch Kunst! Ich gebe doch auch nur wieder, was mein besseres Ich mir sozusagen beibringt! Bewußtes und Unbewußtes einfach! Ich möchte mich deutlicher ausquetschen: Mein reproduktives Bewußtsein verarbeitet meine unbewußte Produktion! Ist das

deutlich? Ne? Ich meine weiter nichts als das: Was wären der Beethoven und der Schubert, wenn ihr Musiker nicht wärt? Doch tote Notenhefte, weiter nichts, die unsereiner wie 'ne assyrische Keilschrift anstarrt! Ne, ne, Fräulein Lisko — wir ziehen alle am gleichen Strange."

„Im Grunde vielleicht," meinte Hertha, indem sie den Oberkörper auf dem Diwan ausstreckte und die Hände unter das volle Haar schob. „Aber was dabei 'rauskommt — — Hans Georg Richter, das ist außerordentlich verschieden. Dennoch, das Ringen nach dem Ziel, das Wandern nach der Sonne, das ist ja so wundervoll — — das Allerschönste, glaube ich, denn angekommen ist noch niemand. Aber die äußeren Hindernisse, all das, was einen aufhält und nicht leidet, daß man wenigstens herausbringt, wozu man fähig ist: das ist es, was ich meine. Sie sind wohl unabhängiger als ich. Sie scheinen aus einer Umgebung zu kommen, die so reich ist, um kunstfreundlich sein zu können. Aber ich! — O Gott, mein Gott! Ich bin meinen Eltern fast davongelaufen. Mein Vater verlangte wo möglich einen Garantieschein für künftige Einnahmen und Berühmtheit. Ich sollte nämlich 'ne Partie werden, eine Partie, Herr Richter! Verstehen Sie, was das heißt? Aber ich ließ nicht locker — und so kam ich an die Hochschule nach Berlin. Doch aus den Briefen meiner Eltern klingt noch immer hervor, daß mein ganzes Hinausgehen in die Welt, mein Streben nach Kunst und Selbständigkeit von den lieben Frankfurtern wie ein Skandälchen angesehen wird. Frankfurt am Main! Da sind die Leute so praktisch. Da muß man als Künstler viel Effekt und vor allen Dingen viel Geld machen. Wenn da irgend was Neues und Frisches in die Stuben kommt, dann machen die Leute Gesichter, als ob es zieht, und schließen alle Türen und Fenster."

„Dann legen also hauptsächlich Ihre Eltern dem Konzert solche Bedeutung bei?" fragte Hans Georg, sich eine Zigarre anzündend und Hertha Zigaretten anbietend, die diese nochmals dankend ablehnte.

„Ja, freilich — das ist ja das Schreckliche — sie erwarten alles davon, sie stempeln es absichtlich zur großen Entscheidung. Ich sehe sie schon sämtliche Zeitungen studieren und das Fazit ziehen. Aber auch für mich ist es eine Art Schicksalsfrage. Warum? Das will ich Ihnen sagen, Herr Richter. Ein junges Mädchen ist doch abhängig. Wenn ich in diesem Winter nichts erreiche, muß ich meine Berliner Karriere aufgeben und nach Frankfurt zurück. Dann sind die Blüten alle fort, dann kommt der große Herbst, dann haben die Eltern Recht behalten."

„Fräulein Lisko —"

„Ich möchte Ihnen hier nichts vorheulen, sonst würde ich es tun, wahrhaftig. Zu Hause, bei Mutter Basse, da besorge ich das reichlich. Sehen Sie, Herr Richter —" sie erhob sich hastig wieder zum Sitzen — „wenn es mir nur ein kleines bißchen gelingen wollte am ersten März — und wenn die Rezensenten nur ein kleines bißchen loben wollten — Gott, da hätte ich doch Aussicht auf Schülerinnen und könnte meinen Eltern schreiben: laßt mich hier, ich fange schon an, mein eigenes Brot zu verdienen; legt mir das übrige noch zu und laßt mich in Berlin bei meinen Freunden! Ja, dann wäre ich schon

zufrieden. Das ist das Glück. Ja, weiter verlange ich nichts, Herr Richter." Sie lächelte ihn mit tränenfeuchten Augen an und schwieg.

Die Wintersonne schien so scharf und blendend durch das Atelierfenster, daß Hans Georg sich erheben und die gelben Vorhänge zuziehen mußte. So kam nun alles in ein mattes, träumerisches Licht, die weißen, kalten Werke und die erregten, warmherzigen Menschen. Nach einer Weile meinte der Bildhauer, der sich nun wieder gesetzt hatte:

„Es wird schon alles werden. Passen Sie auf, Fräulein Lisko. Es wird schon ein Erfolg, ganz sicher."

„Mutter Basse würde jetzt dreimal auf die Erde spucken, und sie hätte Recht. Es herrscht ein Fatum in solchen Dingen. Je näher das Konzert herankommt, desto unsicherer werde ich. Ich lasse oft ganze Tage vergehen, ohne zu üben. Fanny ist anders. Die übt den ganzen Tag. Sehen Sie, die ist überhaupt aus anderem Holze geschnitzt als ich. Sie ist ganz unabhängig, hat keine Familie, die auf Erfolge lauert — ihre Mutter ist schon lange tot, und ihr Vater, der Herr Gefängnisdirektor, hat sich zum zweitenmal verheiratet mit einer ungebildeten Person, die Fanny nicht ausstehen kann. So ist sie der Heimat ganz entfremdet und gehört ihrer Kunst. In solchem Grade, daß ich glaube, sie wird bei dem Konzert sehr anständig durchkommen, auch wenn sie nur aus dem Schlafe spielt, während ich — na, reden wir nicht davon. Wenn ich aufgeregt bin, dann suche ich manchmal meine Stimme wie 'n verlorenes Portemonnaie! Inzwischen, während ich noch suche, geht das Publikum nach Hause. Das kann nett werden."

Sie stand vom Diwan auf und ging nervös zum Fenster, wo sie stehen blieb und mit zitternden Fingern an den Vorhängen zupfte. Durch die so entstehenden Spalten kamen wirre Sonnenstreifen über ihre schlanke Gestalt, und ihre losen Haare funkelten rötlich.

„Sicher ist Fanny," sagte sie dann, als ob sie halb zu sich selber spräche — „das ist es. Wenigstens in der Kunst. Im Leben, da habe ich Sorge um sie. Denn ich liebe sie, sie ist meine beste Freundin."

„Warum?" fragte Hans Georg, in ihren Anblick verloren und doch aufhorchend. „Darf ich wissen?"

„Nein," versetzte Hertha kurz, aber liebenswürdig. Dann wandte sie sich vom Fenster ab, so daß der Vorhang wieder zufiel und alles im alten Dämmer lag. „Entschuldigen Sie — ich meine natürlich ihre Beziehungen zu Friedrichowicz. Aber wir wollen das lieber ruhen lassen. Schließlich, was uns jungen Leuten auch geschehen mag — wir halten doch zusammen, wir sind ja Brüder und Schwestern vom grünen Bande. Wozu besteht denn unser Bund, wenn er uns nicht aufhelfen sollte in der Not und uns Mut geben? Prachtvoll brauchte Ihr Freund Baumbach neulich ein Gleichnis dafür, wissen Sie noch, am Weihnachtsabend, als er den Vorschlag machte, unseren Bund zu gründen. Er sagte, ein Leuchtturm sollte es sein, der die einsam ringende Seele tröstet, wenn sie durch das tosende Meer der Widersacher steuert. Das fand ich herrlich. Überhaupt, Ihr Freund — den schätze ich am meisten von allen Herren, die bei Basses verkehren."

„Wahrhaftig?“ rief Hans Georg so ehrlich erfreut, daß Hertha ihn betroffen und forschend ansah.

„Hoffentlich weiß er das!“ meinte sie dann beträchtlich kühler. „Er ist ein so seltsamer Mensch . . . Sagen Sie, Herr Richter, ist er wirklich krank?“

„O nein, durchaus nicht — er ist wohl sehr anfällig, aber nicht gerade krank, und wenn er erst 'mal aus'm Schneider ist, ich meine über die Dreißig weg, dann wird er auch sicher ein kräftiger Mensch werden.“ Hans Georg errötete und hatte seine Antwort nur stockend herausgebracht.

„Ich dachte,“ sagte Hertha, ruhig vor sich hinblickend und eine Nelke zerpflückend, die sie im Gürtel getragen. „Sein Wesen hat nämlich oft etwas geradezu Krankhaftes. Für mich wenigstens. Ich meine — wenn man sich eben an seinem Ernst und an seiner Güte erfreut hat, so ganz menschlich, wissen Sie, dann steigert sich bei ihm der Eindruck davon gleich ins phantastische und ungeheure. Ich schätze ihn wirklich, und Fanny schätzt ihn auch, aber so die rechte Freundschaft, das naive Vertrauen, wissen Sie, das kommt bei ihm nicht auf. Und ich besonders habe darunter zu leiden. Sie wissen das vielleicht, Herr Richter. Ich wollte gern 'mal mit Ihnen davon sprechen. Sie sind doch sein intimster Freund, nicht wahr? Ich kann mich nämlich unmöglich bei der kleinsten Kleinigkeit in so große Gefühle hineinsteigern wie Helmut Baumbach. Und wenn ich's täte, dann wäre — offen gesagt — etwas anderes im Spiel. Was bei ihm im Spiel ist, weiß ich nicht. Aber es wäre mir lieb, wenn Sie als sein Freund ihn wissen ließen, daß ihm meine Freundschaft, wenn ihm die willkommen ist, zur Verfügung steht. Nur meine Freundschaft. Das klärt dann die Sache wesentlich, und alles wird wieder so nett, wie es anfangs war. Wozu das unnötige Quälen.“

Sie schwieg, und auch Hans Georg konnte nichts sagen — so stürmisch hatte ihn der plötzliche Bescheid an den Freund gepackt. Er rückte unruhig auf seinem Platze umher und fuhr sich wiederholt durchs buschige Haar.

„Ich hoffe, meine Worte sind Ihnen nicht unangenehm,“ fuhr Hertha mit ihrer wohlklingenden Stimme fort, indem sie ihn ruhig anblickte. „Sie haben doch die männliche Sicherheit, die künstlerische Reinheit meine ich, daß ein Mädchen Ihnen das sagen kann. Halten Sie mich nicht für eine Schmeichlerin. Ich habe wirklich viel davon, Sie kennen zu lernen, Herr Richter; Sie sind ganz anders als Baumbach und als Friedrichowicz.“

„Und möchte doch wie Baumbach sein!“ rief Hans Georg, erhob sich kurz und ging, die Hände in den Taschen, mit verknurrtem Lächeln auf und nieder.

Diese leise Zurückweisung verstimmte Hertha. Der schöne, sanfte Ausdruck ihrer Augen wurde für einen Moment durch etwas Lauerndes und Trotziges abgelöst, dann fragte sie, kurz abbrechend und dem Prometheus zugewandt, beinahe schnippisch: „Wie gefällt Ihnen denn eigentlich Walter Schirmer, unsere Berühmtheit?“

Hans Georg blieb stehen und sah sie mit verblüfftem Lächeln an: „Na, gut!“ rief er. „Wie soll er mir denn sonst gefallen!“

„Bitte," erwiderte Hertha, „jeder hat seine besondere Ansicht. Ich habe an Herrn Schirmer auszusetzen, daß er das entgegengesetzte Extrem zu Helmut Baumbach ist. Dort ewige Schwärmerei und Überheizung — hier stechende, bewußte Beobachtung und verletzende Kälte. So sieht man doch nicht Damen an, Herr Richter. Wie alt ist denn der ganze Mensch? Nun, sagen wir: sechsundzwanzig. Ich mag die jungen Menschen nicht, die nicht jung sind."

Doch da vergaß nun Hans Georg, daß er mit einer Dame sprach, und polterte so rücksichtslos, als ob er mit einem Kameraden stritte: „Ach, das ist ja alles nicht wahr, das stimmt ja alles nicht, Fräulein Lisko! Und finden Sie's denn schön, so sämtliche Freunde, die man hat, der Reihe nach durchzuhecheln? Finden Sie das amüsant, Fräulein? Also, wer kommt nu dran?"

Er hatte viel plumper gesprochen, als er eigentlich wollte — das Holsteiner Bauernblut ging mit ihm durch, und außerdem verwirrten ihn die Reize seines Besuches. Seine Abwehr machte ihn grob, wie immer. Hertha fuhr leicht zusammen und sagte nun spitz, aber noch liebenswürdig: „O niemand mehr — was denken Sie? Ich bin keine Klatschbase. Eine komische Auffassung . . . Sagen Sie, sind diese Waffen japanisch?"

Sie deutete auf die Tür des Schlafzimmers und achtete nicht auf Hans Georg, der sie unschuldig gekränkt wähnte, ihre kluge Sicherheit nicht verstand und ihre verlorene Zuneigung sich wieder zu gewinnen suchte. Es freute ihn übrigens, in ihren Augen nicht Zorn, sondern eher etwas Herausforderndes zu lesen, und er beeilte sich, ihr möglichst artig zu erwidern: „Nein, das sind indische Waffen, Fräulein. Helmut Baumbach hat sie von seinem Vater, der Schiffskapitän war, geerbt und hat sie mir für mein neues Atelier gestiftet. Der Dolch hier ist aus Ceylon, und —". Er konnte aber seine Erklärung nicht fortsetzen, da es eben klingelte, und als zweiten Besuch erblickte er jetzt Walter Schirmer, der draußen erst den Schnee von seinen Ärmeln klopfte und dann eintrat.

Walter kam aus dem gleichen Grunde wie Hertha — er wollte den Prometheus sehen, dessen ganze Entstehung er in München an hoffnung- und schmerzenreichen Tagen miterlebt hatte. Er zeigte sich durchaus nicht überrascht, Hertha Lisko hier anzutreffen, denn Ateliers betrachtete er von jeher als gesellschaftliche Freihäfen, und er begrüßte deshalb auch die Dame nicht so ausführlich, wie er es bei Basses oder auf der Straße getan hätte. Er wandte sich vielmehr sofort dem Bildwerk zu und fragte, nachdem er es lange mit seinen dunkel brennenden Augen angesehen: „Hast du eigentlich was an der Unterlippe geändert? Noch weiter vorgeschoben? Ich glaube, das ist zu viel."

„Nein, das ist richtig," erwiderte Hans Georg noch ruhig und so sicher, daß jede Debatte abgeschnitten schien.

„Nach meiner Meinung ist es zu viel," wiederholte Walter ebenso ruhig und zeigte mit dem Finger auf die strittige Stelle.

„Warum denn? Ja, weshalb denn?" rief nun Hans Georg schon etwas heftiger.

„Weil du durch diese Einzelheit zu stark betonst und unnötig betonst, was das Gesamtbild ohnehin schon bietet."

„Glaube ich nicht! Der Riesentrotz, der muß doch da sein!"

„Ist ja alles da. Nur nicht zu viel Titanentum, das menschlich Leidende muß bleiben."

„Ach, dann wirkt wohl die Geschichte gar nicht mehr auf dich!"

„Das habe ich nicht gesagt. Ich mache dich bloß auf einen Fehler an der Lippe aufmerksam."

„Ach, was Lippe! Es ist so, wie ich's gemacht habe! Ich kann doch nicht alle Tage 'ne andere Auffassung kriegen! Da werde ich ja verrückt, Mensch! Wenn man so von draußen plötzlich reingeschneit kommt, da weiß man —"

„Erlaube 'mal," erwiderte Walter, „ich schneie doch nicht. Der Himmel schneit."

„Herrgott, ich meine, dann weiß man natürlich nicht, was für neue Absichten inzwischen in solch Ding gekommen sind! Dann stellt man sich davor und mäkelt, und wenn ich mich überreden lasse und ändere zum hunderttausendsten Male, dann ist es wieder nicht richtig! Eine Schwerenotzucht, verfluchte, Kreuzmillionendonnerwetter, nicht noch 'mal! Ich haue bald das ganze Ding in die Pfanne!"

Damit näherte sich Hans Georg mit hochrotem Antlitz dem Prometheuskopfe und sah ihn wütend und unter heftigem Kopfschütteln bald von vorne, bald von hinten und bald von der Seite an. Walter schien dergleichen Ausbrüche seiner Kritik gegenüber gewohnt zu sein, denn er wandte sich mit gleichmütigem Lächeln, das die Sicherheit seiner Meinung zeigte, zu Hertha. „Wie finden Sie es denn?" fragte er.

„O, wundervoll — ich finde es wundervoll!" Sie betonte ihr Urteil fast wie einen Vorwurf und als gegensätzlich zu Walters Urteil. Doch mußte sie diese Stellungnahme wieder aufgeben, als Walter sofort mit größter Ruhe erwiderte: „Ja, ja, ich auch."

Der emsig arbeitende Bildhauer schien diese Äußerungen nicht gehört zu haben; aber es dauerte gar nicht lange, so drehte er sich, zwar immer noch mit Zornesröte, aber doch schon mit einem gemütlich zuckenden Lächeln, nach Walter um und sagte: „Kannst Recht haben, Junge. Jetzt ist es schon besser, wie?"

Und Walter versetzte, nachdem er prüfend hingesehen: „Ja . . . jetzt ist es besser."

„Na, dann ist ja alles wieder in Ordnung," meinte Hertha nun aufatmend. „Gott sei Dank! Ich hatte wahrhaftig schon Angst, daß sich Dichter und Bildhauer hier in die Haare geraten! Ich wollte schon meine Haut in Sicherheit bringen!"

„Wir hätten Ihnen nichts getan, Fräulein," sagte Walter lächelnd. Hertha sah ihn erst etwas zweifelhaft an, dann aber rief sie mit spöttischem Lachen:

„Na, dann bin ich beruhigt! Leben Sie wohl! Adieu, Herr Richter! Ich muß nach Hause, sonst macht mir Mutter Basse die kalt gewordene Suppe

zum Vorwurf, und das ist schlimmer, als wenn Sie Ihrem Prometheus ein Stückchen Unterlippe abschneiden. Adieu meine Herren, adieu!"

Sie lief mit zierlicher Verbeugung gegen beide hinaus, und Hans Georg begleitete sie bis auf die Treppe. Als er nach einer Weile in das Atelier zurückkehrte, lag Walter auf dem Diwan ausgestreckt, eine Zigarette rauchend, und blickte stumm zur Decke.

„Sag mal, wie findest du eigentlich die Lisko?" fragte Hans Georg sofort voll Eifer.

„Sehr nett," meinte Walter. „Ich kann aber eigentlich nicht sagen, daß ich schon klug aus ihr geworden bin."

„Hm . . . Ja, das mag es wohl sein, das Entzückende an dem Mädel. Und mich als Bildhauer interessiert sie ganz besonders. Der Kopf, der hat was Französisches, nicht wahr? Was Keckes, Kapriziöses, riesig fein — Paris, nicht wahr — aber ich glaube, sie ist noch nie in Paris gewesen."

„Aber eine Französin oder Romanin könnte sie doch wohl sein," meinte Walter; „der Name Lisko —"

„I bewahre!" rief Hans Georg und lachte. „Sie ist aus Frankfurt und heißt eigentlich Lehmann! Lisko ist nur ihr Künstlername!"

„Ach so! Ach so —" sagte Walter gedehnt. „Ihr Künstlername!"

„Stört dich das?"

„O nein. Im Gegenteil, sie kommt mir sogar näher dadurch. Lisko-Lehmann, Lehmann-Lisko. Sie bekommt eigentlich Farbe dadurch."

„Na, du, ich weiß nicht —"

„Doch, Hans Georg. Sie hat, wie 'ne gute Statue, jetzt die Möglichkeit in sich, von ihrem Piedestal herabzusteigen und ein gewöhnliches Menschenkind zu sein. Das muß dir doch was wert sein, dir, als Bildhauer — nicht? Ich denke!"

VI. Das Konzert.

Fanny Demelius hatte nicht nur in ihrer Lebensführung die starke Schwäche echter Weiblichkeit, auch ihr künstlerisches Streben war Demut und selbstvergessene Hingabe an das höhere Ideal der Mannesstärke. So gab sie in ihrem Klavierspiel weniger ihr eigenes Leben wieder als ihr Gebet zu Göttern, die dort waren, wohin sie sich sehnte, und nicht nur die großen Meister, auch ihre Lehrer weilten schon dort. Sie trug eine unerschütterliche Bescheidenheit im Herzen, die ihr ganzes Wesen wohl mit mädchenhafter Anmut durchtränkte, sie nach außen aber hinter jeder selbstbewußten Kämpferin um den Erfolg zurückstehen ließ. In der Stille ihres Stübchens, immer gleich an Leidensgröße und tröstender Herrlichkeit, thronte Beethoven — seine Büste stand auf dem Klavier, nicht lastend über ihr sein Königsblick, nein, weltenfern, und wie das Nachtgestirn ihrer Sehnsucht konnte sie ihn furchtlos immer betrachten, sogar Fehler machen in seiner heiligen Gegenwart, denn ihr Gefühl blieb seiner würdig, das wußte sie, und ihr „Können", das konnte ja immer nur ein leiser, irdischer Rauch in der Himmelsklarheit seiner Vollendung werden.

Draußen in der Welt, da hatte sie freilich einen Meister, der ihr näher stand. Das war Herr Amadeus Scholl, der große Klaviervirtuose. Dem kindlich gütigen Manne gefiel der fromme Eifer des jungen Mädchens, er interessierte sich für sie und unterrichtete sie zuweilen, natürlich ohne Honorar, denn wie hätte ihm Fanny seine Honorare zahlen können! Auch heute, an einem dämmerigen Februarnachmittage, machte sie sich mit pochendem Herzen zu ihm auf den Weg. Sie kannte seine dunkle, altmodische Wohnung in der Bendlerstraße. Ein Bechsteinflügel und ein amerikanisches Harmonium standen im Arbeitszimmer, und alle Möbel waren mit Noten oder Büchern bedeckt. Als sie bei dem Meister eintrat, sah sie ihn am Fenster stehen und aufmerksam mit seinen kurzsichtigen Augen eine kleine Brahmsbüste betrachten, die er gegen das Licht hielt. Er trug seinen massiven Körper im Hause rücksichtslos bequem. In Schuhen stand er da, ohne Kragen, und lose hing ein dünnes Röckchen um den breiten Brustlatz des zerknitterten Oberhemdes. Er entschuldigte sich aber nicht bei Fanny, als er sie erblickte, sondern nickte ihr nur freundlich zu und streckte ihr die zarte und weiche, aber außerordentlich kräftige Hand entgegen. Dann sagte er: „So sah er aus," und deutete langsam auf die Brahmsbüste. Fanny war auf ein ganz anderes Gesprächsthema vorbereitet, faßte sich aber ohne Mühe und nickte ernsthaft.

„Na," sagte Amadeus Scholl nun abbrechend und die Büste wieder auf den Flügel stellend: „Wie geht's denn sonst? Was macht das Konzert und die Leidensgefährtin Fräulein Lisko? Zeigen Sie 'mal her, Fanny, sind Ihnen schon graue Haare gewachsen? Nein, ich sehe noch keine. Ei, machen Sie kein so trauriges Gesicht, das steht Ihnen gar nicht, Sie mit Ihrer kecken Bubennase. Frisch drauf los, ans Klavier gegangen, losgepaukt, dann ist's vorüber! Sie werden schon nichts verbatzen."

„Ach Gott, Herr Scholl," erwiderte Fanny mit gesenktem Kopfe, „wenn doch unsereins nur ein einziges Mal einen Funken von 'der Sicherheit hätte, die Sie jedesmal haben."

„Einen Funken? Ich schenke Ihnen den ganzen Ofen. Wenn wirklich Feuer drin ist — ich schenk's Ihnen. Übrigens — wollen Sie mir nicht was vorspielen?"

„Ach nein, Herr Scholl."

„Warum denn nicht? Irgend was, was Ihnen Sorge macht. Das wollen wir schon kriegen. Wie ist es mit dem Rondo aus der Waldstein-Sonate?"

„Ich habe jeden Tag geübt, Herr Scholl," sagte Fanny eifrig, fast wie ein Schulmädchen, das sich vor dem Lehrer zu verteidigen hat. „Jeden Tag. Es ging schon so gut. Aber ich fürchte, am Abend —"

„Ach was, am Abend!" rief der Meister ärgerlich. „Sie sind doch nicht auf einmal umgekrempelt, weil so und so viel Leute vor Ihnen sitzen, und weil Sie ein seidenes Kleid anhaben! Na, setzen Sie sich mal hin und legen Sie los."

„Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht!" rief Fanny und konnte nicht mehr hindern, daß ein krampfhaftes Schluchzen aus ihrer Brust aufstieg.

Scholl sah sie besorgt an und hielt ihre Hand fest, während das Mädchen sich, noch einmal heftig auffchluchzend, von ihm abkehrte.

„Na, na — aber Kindel—“ sagte er mit seinem schlesischen Gemütston, wie ein wirklicher Vater, „Sie haben sich überarbeitet, scheint mir. Ich habe Sie doch gewarnt. Na, nu halten Sie die letzten Tage wenigstens Ruhe. Sehen Sie die verflixten Noten gar nicht mehr an.“

Fanny wandte sich ihm wieder zu, indem sie hastig die Augen trocknete und mit Energie das errötete Näschen schnaubte. „Nein, Herr Scholl! Verzeihen Sie — das würde mich nur unsicher machen. Aber wollen Sie nicht so gut sein, mir das Rondo der Waldstein-Sonate vorzuspielen? Davon habe ich ja tausendmal mehr, das weiß ich.“

„Aber mit Vergnügen,“ sagte Amadeus und ließ sich leise stöhnend vor dem Flügel nieder. „Wollen Sie den ersten Satz auch hören?“

„Bitte!“ flüsterte Fanny und setzte sich zusammengekauert, um keine Schwebung seines Spiels zu verlieren, hinter ihn, den Rücken gegen das Fenster gelehnt, wo sich der aufgeklärte Himmel jetzt in Abendröte zeigte. Scholl spielte die ganze Sonate; und im Zimmer noch gewaltiger als im Konzertsaal wußte er den Gott, der sie geschaffen, zu offenbaren. Fanny vergaß ihre Sorgen, das Leid des eigenen Unvermögens und gab sich erschüttert dem Großen hin, das auch sie empfand und erstrebte. Sie konnte nichts sagen, als der Meister geendet hatte und aufstand, und alles um sie her noch von den lichten Genienreigen des Rondos erfüllt schien.

„Kind, Sie können was,“ sagte Amadeus, zu ihr tretend, mit weicher Stimme. „Dafür ist mir gar nicht bange. Ich wünschte Ihnen bloß ein bissel mehr Heiterkeit des Herzens — verstehen Sie? Haben Sie denn gar keine Kameraden, die Sie jetzt zerstreuen könnten? Machen Sie doch Landpartien, jeden Tag 'n tüchtigen Marsch in Gottes Natur, das hilft. Sie haben mir doch von Ihrem Verein erzählt, der jeden Monat in der Pension Basse tagt. Oder ist das kein Verein? Wie heißt er doch gleich — das grüne —“

„Ja, das grüne Band,“ sagte Fanny leise.

„Richtig! Na, das ist doch wohl auch nicht dazu da, um gemeinsam Trübsal zu blasen? Wozu kommt ihr denn zusammen, ihr jungen Leute, he?“

„Um uns über künstlerische und wissenschaftliche Dinge klar zu werden,“ erwiderte Fanny stockend. „Um uns eigene Produkte vorzulesen mit freier Meinungsäußerung — und um überhaupt einen Rückhalt zu haben in unserem idealen Streben gegen das Philistertum ringsumher und gegen die Geldwirtschaft unserer Zeit.“

„Hm, hm . . .“ Amadeus konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken, das seine breiten Züge eher noch verdunkelte, als daß es sie heller machte. „Das ist ja ein famoses Programm. Das grüne Band — ja, ja, das hält zusammen. Viel fester als das blaue und das rote, denn Blau braucht Rot, und Rot braucht Blau, nicht wahr — das ist so im Leben. Grün aber ist die dauerhafteste Farbe.“

„Ich weiß so wenig von physikalischen Dingen," sagte Fanny jetzt, ohne zu lächeln. „Aber gibt denn Blau und Rot zusammen nicht Grün, Herr Scholl?"

„Das glaube ich doch nicht, kleines Fräulein. Ich glaube, das gibt Violett — und das ist — ja, was ist das? . . . Dummes Zeug!"

Sie sah ihn leicht erschrocken an, und er wandte sich hastig wieder dem Flügel zu.

„Wir wollen nicht spintisieren, Fanny," sagte er, — „arbeiten wollen wir. Sie haben das Zeug dazu. Ich bin ganz sicher. Und wenn die Kerle, die Skribifaxe, diese Musikliteraten, nur einen Schimmer haben, wie Sie solch Beethovenstück intus haben, als junges Mädel schon, ich meine als heiligen Besitz — na, dann wäre doch die Bande, Gott straf mich, Prügel wert, wenn sie Ihnen nicht den Platz anwiese, den Sie verdienen! Später freilich heißt es: von selber weiterkommen" Er zuckte die Achseln und setzte sich. „So heißt es ja immer," fuhr er etwas leiser fort. „Immer, immer. Was quäle ich mich nicht bloß mit meinem Komponieren herum. Sehen Sie, Fanny, da bin ich nun der Schüler. Und das heißt noch was mehr. Apropos — Sie konnten wohl die Lieder, die ich Ihnen geschickt habe, mit Ihrer Freundin noch nicht durchgehen? Wie? Das schadet ja nichts — ich weiß ja, Sie haben jetzt keine Zeit, Fanny."

„Doch, doch, Herr Scholl," sagte Fanny eifrig, aber etwas beklommen. „Wir haben es versucht — aber sie sind furchtbar schwer. Besonders die Begleitung. Die Lieder scheinen übrigens wunderschön zu sein —"

Er erhob sich etwas ungeduldig, sagte aber nicht unfreundlich: „Wunderschön! Bemühen Sie sich nicht, liebes Kind. Was nützt der Honig, wenn man keinen Löffel hat. Ich weiß Bescheid. Zu *schwer*, das ist es. Weil ich nichts Leichtes, das heißt Einfaches, Urgeborenes zu sagen habe, fange ich an, zu tüfteln und zu grübeln, überbrahmse Brahms, und um Mendelssohn zu übermendelssohnen, dazu bin ich doch nicht seicht genug. Immerhin — das sind zwei Sackgassen der modernen Musik, die immer noch respektabler sind, als solch zerfließender Bayreuthbummler zu werden. Pfui Deibel! Hol doch der Henker all die Nachkommen, die nie erworben haben, was sie besitzen! Aber man kennt die eigene Nichtigkeit und will sich nicht dabei beruhigen. Beethoven hat den Schlüssel zur Tür des Paradieses gehabt. Und Brahms klopft immer wieder an, weil er 'mal durch eine Spalte gesehen hat. Wir aber kommen nicht 'mal bis zur Tür hinauf. Es ist ein Elend."

Fanny wagte nichts zu sagen, denn jedes Wort schien hier empfindlich zu wirken. Sie standen noch eine Weile schweigend am Fenster und starrten in die Abenddämmerung hinaus; dann nahm Fanny Abschied. Er begleitete sie zur Treppe, und draußen trafen sie seine Schwester, ein ältliches Fräulein, das, mit Paketen beladen, eben nach Hause kam. „Da sieh mal, Gundel," sagte Amadeus, wieder behaglich werdend, „das hier ist die echte Jugend, das ist es, was wir brauchen. Ein Mädel, das den lieben Gott kennt, und — was noch wichtiger ist — das nie den Wunsch haben wird, ihm ins Handwerk zu fuschen. Adieu, liebe Fanny. Alles Gute!"

Er winkte ihr, und Fanny nahm verwirrt und dankbar Abschied. Unten auf der Straße aber fühlte sie sich freier, stärker und viel gefaßter, als sie gekommen war. Sie hatte wieder einmal gelernt, ihr eigenes Leid mit fremdem, größerem zu vergleichen, und in reiner Demut sah sie die untergehende Sonne.

* * *

Der Abend des ersten März war gekommen. So plötzlich dunkelte er herein, daß man mit einem Male aufhören mußte, in Lampenfieber und Tröstungen die kostbare Zeit zu verlieren. Im Saal der Pension Basse sah es jetzt aus, als ob zwei heiratsfähige Töchter vor dem versammelten Familienkreise sich in ihrem Ballschmuck präsentieren sollten, bevor sie zum ersten Male in zarten Atlasschuhen die alte Treppe ihrer Kinderjahre hinunterschritten und den draußen wartenden Wagen bestiegen. Frau Basse war die Ruhigste von allen. Sie schritt, mit ihren scharfen Brillengläsern kein Fältchen ungemustert lassend, wieder und wieder um Hertha und Fanny, die heute so blaß und fremdartig aussahen, herum und sagte endlich, die Toilettenfrage damit abschließend: „Na, fein seht ihr aus, Kinder — dagegen kann kein Mensch was sagen." Alle mußten lachen, denn sie sagte es so ernsthaft, als ob sie die böse Kritik mit hübschen Kleidern hätte bestechen wollen. Dann verkündete Herr Basse, der die aufgeregten Augen nicht vom Zifferblatt seiner Uhr ließ, daß es Zeit wäre, hinunterzugehen, und man sagte sich, durch Kürze jede Rührung vermeidend: „Auf Wiedersehen!" Wenn alles überstanden war, sollte ein solennes Souper bei Fredrich, zu welchem Hertha und Fanny den ganzen Freundeskreis geladen hatten, alle wieder zusammenführen. Als die „Konzertgeberinnen", wie Herr Basse sie beständig nannte, fort waren, rüstete man sich in allgemeiner Unruhe auch sehr bald zum Aufbruch, und nach einer Viertelstunde schon verließ die ganze Prozession, bestehend aus Herrn und Frau Basse, Miß Willis, Agathe Torneelen, Sascha Lussin und Hanna Rossitz, das Haus in der Bülowstraße und ging zur Haltestelle der elektrischen Bahn. Die jungen Herren traf man erst an Ort und Stelle, im Konzertsaal.

Inzwischen saßen im rasselnden Taxameter Hertha und Fanny, fiebernd und stumm. „Wenn nur nicht die verdammte Feierlichkeit dabei wäre!" stieß endlich Hertha hervor, indem sie das heiße Antlitz an den duftenden Blüten ihres Rosenbuketts kühlte. „Ich möchte am liebsten den ganzen Plunder vom Leibe reißen! Du nicht auch, Kleine?"

Fanny nickte melancholisch. „Aber das ist ebensowenig erlaubt, wie es Bedingung ist, sich seelisch auszuziehen, Hertha. O unglückseliges Klavierspiel, das mir nie hätte einfallen sollen. Geht es dir übrigens auch so, Große? Ich weiß gar nicht, wohin wir fahren. Ich würde mich jetzt ebensowenig wundern, wenn ich als Balldame mit fremden Herren tanzen sollte, wie wenn ich mich an den Flügel setzen sollte und spielen! Nette Aussichten — nicht wahr? O Gott, mein Gott."

„Dideldideldumdum, dideldideldum!" ergänzte Hertha, den Refrain eines Wedekindschen Bänkelliedes zitierend. Dann lachten sie beide mit Galgen-

humor und fühlten erst, als sie sich küßten, an ihren brennenden Lippen, wie aufgeregt sie waren. Als nun das ominöse Portal mit den weißen Lichtkugeln endlich erreicht war, und die Droschke anhielt, sahen sie schon die Freunde Helmut und Ferdinand auf dem Trottoir stehen und rasch auf sie zueilen.

„Tag, Kinder! Bloß kein Aufsehen!“ sagte Fanny aussteigend und mit ihren rosa Atlasschuhen beinahe in eine kleine Pfütze geratend.

„Aufsehen? Bei wem denn?“ fragte Hertha. „Ich glaube, der Andrang wird nicht so ungeheuer sein. Kommt, Kinder, rasch! Da links geht's zum Künstlerzimmer!“

Die Mädchen liefen rasch voraus, die jungen Männer, zu denen sich jetzt noch Hans Georg gesellte, hinterdrein. Die wenigen Leute, die schon in der Garderobe standen, sahen ihnen mit wohlwollendem Lächeln nach. Das Künstlerzimmer, in welchem, wie Hertha sagte, die wilden Tiere gefangen gehalten wurden, bevor man sie in die Arena ließ, war ein unbehaglicher Raum. Helmut warf mit seinem Mantel sofort einen Stuhl um und wandte sich dann, in seiner Zerstreutheit immer noch den Zylinder auf dem Kopfe behaltend, lächelnd zu Hertha. Doch auf diese wirkte der Arme jetzt geradezu enervierend, sein krankhaft leuchtender Blick hob ihre Stimmung nicht, wie er es wünschte, sondern drückte sie herab, und sein kraftloses Anfeuern, seine absichtliche Begeisterung hatten nur den Mißerfolg, daß sie Helmuts Anblick von nun an mied und sich auffällig zu Hans Georg hin wandte. Helmut hatte aber in seiner Bescheidenheit nur den Eindruck, daß Hertha jetzt nicht einmal durch Zuspruch gestört werden wollte, und so ging er denn, ohne sie ferner anzublicken, auf den Zehen im Zimmer auf und nieder, aus tiefster Seele den Begleiter, dessen Pünktlichkeit er mißtraute, herbeiwünschend. Fanny aber bemerkte, trotz eigener Angst und Leiden, wie schlecht Helmut Baumbach heute aussah, und führte ein eifriges Gespräch mit Hans Georg darüber, während Ferdinand allein in einer Ecke des Zimmers stand und mit sinnender Schwermut konstatierte, daß Fanny heute sehr hübsch war.

Da kam nun endlich Herr Fritsche, ein korpulenter Herr mit langem Haar, das am Hinterkopf eine Glatze umrahmte. Helmut eilte ihm entgegen. „Endlich!“ rief er, und man hörte aus seiner Stimme Angst und Vorwurf heraus. „Ja, ja, lieber Herr!“ erwiderte der Begleiter mißmutig und wickelte sich langsam aus seinem Pelzrock heraus. „Sie sagen ‚endlich‘, aber ich wußte bis halb sieben nicht, ob ich überhaupt kommen könnte! Ja, ja! Ich habe Kopp gestanden vor Zahnschmerzen!“

„Mann Gottes!“ murmelte Helmut erbleichend.

„Was? Wer hat Zahnschmerzen?“ rief Hertha, sich nervös erhebend. „Um Gottes willen, nur nicht davon reden, sonst kriege ich sie! Guten Abend, Herr Fritsche!“

„Guten Abend, meine Damen. Na? Nu wollen wir mal loswerkeln. Haben Sie Angst, Fräulein Lisko?“

„Mächtig.“

„Das dürfen Sie nicht. Sie auch nicht, Fräulein Dibelius.“

„Demelius, Demelius!“ warf Helmut auf und ab gehend ein.

„Ja, richtig! Wie komme ich denn bloß auf Dibelius? Ja, das war doch die Altistin aus Stuttgart, die ich mal begleitet habe! Hahahaha! Natürlich! Im selbigen Saale! Die hatte auch so 'n kolossales Lampenfieber. Und der schwäbische Dialekt dazu beim Erlkönig — Herr du meine Jüte. ‚Wer raietet so späht — durch Naaacht und Wintt!' Zum Davonlaufen war das."

Herr Fritsche kniff die kleinen Augen zu und zeigte sein starkes Gebiß, während er sich den Bauch hielt vor Lachen. Die jungen Leute starrten ihn schweigend an, ganz fassungslos ob dieser menschlichen Katastrophe, und Helmut raunte in steigender Empörung Hans Georg zu: „Satan, dieser Kerl! Er zieht ihre Seelen in den Staub hinunter, jetzt, wo sie aufwärtsfliegen sollen!"

Zum Glück betrat in diesem Augenblick ein Saaldiener, der den musikalischen Namen Jericho führte, das Künstlerzimmer und sagte mit jener unheilsdunklen Miene, mit der am grauenden Morgen der Gefängniswärter in die Zelle des Todeskandidaten tritt: „Es is Zeit, meine Damen. Das Publikum is schon versammelt."

Nun mußten sich die jungen Leute beeilen, um in den Saal und auf die Plätze zu gelangen, und sie nahmen mit raschem Zuruf Abschied. Helmut suchte im Hinausgehen noch Hertha einen ermutigenden Blick zuzuwerfen, doch konnte ihn diese nicht mehr auffangen, da sie eben noch mit Hans Georg ein paar freundliche Worte wechselte. Fanny drückte ihrem geliebten Jungen heftig die Hände und flüsterte ihm dabei zu: „Jetzt geht's hinaus; ich spiele für dich!", worauf Ferdinand leise erwiderte: „Du wirst wunderbar spielen — das weiß ich." Herr Fritsche beobachtete den Abschied mit sentimentalem Lächeln; dann gab er dem ungeduldigen Saaldiener ein Zeichen, daß er draußen den Flügel öffnen könne. Fanny, welche die erste Programmnummer hatte, weigerte sich, ihr Bukett mithinauszunehmen, und machte sich jetzt, an der Tür stehend, mit halb geschlossenen Augen bereit.

Der Saal war stattlich gefüllt. In der dritten Reihe saß Walter Schirmer neben seiner Mutter. Er fühlte sich von zwei vor ihm sitzenden Damen geniert, die ihn nach seinen Bildern wohl erkannt hatten und ihn immerfort wie ein totes Kunstobjekt betrachteten. Er wandte, um diesen lästigen Blicken auszuweichen, ungeduldig den schwarzen Kopf nach allen Seiten hin und sah jetzt endlich Helmut, Hans Georg und Ferdinand in den Saal kommen. Jene saßen ziemlich weit von ihm entfernt zwischen fremden Leuten, aber sie hoben sich stark aus dem übrigen Publikum heraus, da sie durch ihre unterdrückten, heftigen Gespräche und den nervösen Ausdruck ihrer bleichen Mienen sofort als Gefolgschaft der unbekannten Künstlerinnen kenntlich wurden. Friedrichowicz spielte den Umsitzenden förmlich eine Komödie vor, denn er studierte immerfort, indem er mit großen Bewegungen durch seine blonde Mähne fuhr, das Programm und verkündete dann so laut, daß mehrere Reihen es hören mußten: „Den Es-dur-Walzer spielt sie! Das ist recht! Den spielt die Demelius wunderbar! Und die Gavotte von Mozart! Das kann ja herrlich werden!" Helmut, der auf seine Schliche nicht gleich kam, ärgerte sich anfangs über die kecke Ungeniertheit, konnte dann aber, als Ferdinand immer nur von Fanny

Gutes sprach, den deutlichen Ausruf nicht zurückhalten: „Na, die Lisko, mein Lieber, die hat doch auch ein ausgezeichnetes Programm! Da sieh mal: Mozart, Schubert, Schumann, Brahms!“ Nun fauchte ihn aber Friedrichowicz, seine Rolle vergessend, an: „Na, Fanny etwa nicht?“ worauf sich Hans Georg vor Lachen leise schüttelte, und die Umsitzenden nach Ferdinand hinsahen, dann aber lächelnd einander anblickten. Helmut wurde dunkelrot und flüsterte, indem er Ferdinand unauffällig in die Wade kniff: „Mensch, sei jetzt still, oder ich bringe dich um!“ Dann erhoben sich alle drei, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, und grüßten Walter, nachdem sie dessen Mutter ehrfurchtsvolle Diener gemacht. Walters „Verehrerinnen“ waren inzwischen glücklicherweise durch das Erscheinen einer anderen, noch sehenswerteren Berühmtheit von ihm abgelenkt worden, denn eben war, einem einfachen Schulmeister gleichend, Amadeus Scholl in den Saal getreten und hatte auf einer der hintersten Reihen Platz genommen. Das ganze Publikum blickte allmählich zu ihm hin, doch Meister Amadeus ließ sich davon nicht genieren und las, nachdem er bedächtig die Brille aufgesetzt, das Programm durch. Herr Basse, der ungefähr in der Mitte des Saales zwischen seiner echauffierten Frau und Dr. Meißner saß, war begeistert, als er Scholl erblickte, und machte ihm eine tiefe, leider unbemerkt bleibende Verbeugung. Dann flüsterte er mit seinen beweglichen Augen Meißner zu: „Wissen Sie, Herr Doktor, was ich glaube? Solch ein Konzert von Unbekannten gewinnt für das Publikum eine ganz andere Bedeutung, wenn es sieht, daß sich Kapazitäten wie Scholl dafür interessieren!“

„Unzweifelhaft,“ meinte der Doktor zerstreut.

„Wer ist denn eigentlich von Ihrer Zeitung hier?“ fragte Herr Basse, der diese Frage auf Fannys energischen Wunsch unterdrücken sollte, sie nun aber doch im Eifer seines guten Herzens tat. Der andere wurde etwas verlegen und erwiderte:

„Wir mußten den jungen Fabri schicken, Herr Basse; es war nicht anders möglich.“

„Was? Fabri? Nicht den alten Dingelmann, der immer so wohlwollend ist?“

„Nein, sehen Sie, ich konnte da wenig ausrichten — die Herren wechseln einander ab. Und jetzt, bei der Hochflut der Konzerte —“

„Selbstverständlich, selbstverständlich,“ stotterte Herr Basse, vor innerem Ärger erbleichend. „Jetzt ist ja die Hochflut, das ist richtig ... aber ...“

Dr. Meißner suchte ihn scherzend abzulenken. „Unsere Damen brauchen übrigens den bösen Fabri heute nicht zu fürchten. Sehen Sie doch, was für ein freundliches Gesicht er macht. Ist auch kein Wunder — er sitzt ja zufällig hinter Miß Willis und Agathe Torneelen. Diese märchenhaften Geschöpfe! Wirklich märchenhaft.“

Herr Basse blieb stumm und verärgert, doch mußte er sich jetzt beruhigen, denn ein leises, schüchternes Klatschen ging durch die Reihen des Publikums, als auf dem Podium eben Fanny Demelius erschien, in ihrem rosa Kleidchen steif einherschreitend und mit mißtrauischen Augen um sich blickend, ganz ohne die herzige Frische, die man sonst an ihr kannte. Sie wirkte aber in ihrer

ehrlichen Bescheidenheit dennoch sympathisch, und man lauschte ihr teilnahmsvoll. Die Waldsteinsonate erklang, in rascher Folge nun die Mühe von arbeitsreichen Monaten, stolzen Erhebungen und dunklen Zweifeln. Fanny wußte nach den ersten Takten, daß sie den Menschen im Konzertsaal nicht entfernt das geben konnte, was sie in ihrem stillen Zimmer den unsichtbaren Göttern ihres Daseins gab. So rief sie, da die Seele nicht erwachen wollte, die ganze Energie ihres zarten Körpers auf und spielte den ersten Satz technisch so klar und sicher wie noch nie. Der Beifall war sehr freundlich, doch galt er bis jetzt nur einer tüchtigen Leistung, die Erkenntnis einer künstlerischen Persönlichkeit blieb noch aus. Walter erschrak ein wenig — er hatte eigentlich die zweite Wirkung erwartet. Dann aber, im nächsten Satze, kam sie, weil Fanny jetzt das Publikum vergaß, und je stärker dies geschah, desto achtloser riskierte sie technische Unsauberkeiten, so daß im Rondo einmal ein gefährliches Durcheinander entstand. Doch Meister Amadeus hörte jetzt aufmerksamer zu als beim ersten Satze, und er war es, der am Schluß des überhastet wilden Vortrags den spärlichen Beifall des verdutzten Publikums durch seinen Applaus verstärkte. Er spendete der Begabung Beifall, nicht so sehr der Leistung. Fanny aber rannte in das Künstlerzimmer, und zu ihrem Entsetzen hörte Hertha, die ihr glückwünschend entgegenkam, ein wehes, krankhaftes Schluchzen aus ihrem zitternden Körper aufsteigen.

„Nichts!“ rief Fanny leidenschaftlich. „Ich Scheusal habe alles verdorben!“ Hertha überlief es kalt, da die Reihe nun an sie kam, und sie küßte die arme Kleine, ohne ein Wort des Trostes zu sagen. Dann schritt sie, äußerlich graziös, aber ihrem Gefühl nach mit bleiernen Füßen, auf das Podium hinaus. Herr Fritsche folgte ihr, wie immer mit der posierenden Gleichgültigkeit des bewährten Künstlers.

Da sah Helmut sie nun in ihrem weißen Kleide stehen, und leise schimmerten die Silberflügel seiner Anbetung an ihren schmalen Schultern. Ein wohlwollendes Gemurmel ging durch das Publikum — die Sängerin war schön und jung. Man setzte sich zurecht, um nun empfänglich auch zu hören, was sie konnte. Etwas zaghaft, aber so fein und fern, wie Helmut es noch nie von ihr gehört hatte, erklang „Das Veilchen“ von Mozart, dann das Lied vom „Sonnenschein“ und als dritte Nummer „die böse Farbe“. Das Publikum war gewonnen, und als Hertha immer wieder herausgeklatscht wurde, war auch ihre eigene Stimmung umgeschlagen, sie gab sich froh und frei und ließ, von der Gunst der Menge getragen, auch unbekümmert ihre menschlichen Reize spielen, ganz im Gegensatz zu Fanny, die jedes Wiederauftreten als Pein empfand und als gerechte Strafe für all ihre unbekannten Sünden. Doch gab ihr diese Resignation die pflichtbewußte Kraft, mit tadelloser Technik, aber mit schwacher Empfindung zu spielen, und das Publikum spendete ihr natürlich von nun an wärmeren Beifall als nach der „mißlungenen“ Beethovensonate. Auch ging der entschiedene Erfolg, den Hertha hatte, abgeschwächt auf Fanny über, und die zufriedenen Leute mochten das unscheinbare Mädchen, das sich so ehrlich abmühte und mit der reizenden Sängerin wohl befreundet war, nicht gar so weit zurückstehen lassen. Auf diese Weise stieg im Lauf des

Abends das Thermometer des Erfolges, und die Pensionseltern glühten vor Stolz, als sie in der Pause ihren „Kindern" im Künstlerzimmer durch Helmut innige Grüße sandten. Herr Basse, der den blutdürstigen Fabri nicht aus den Augen verlor, sah eben, daß Dr. Meißner angelegentlich mit ihm sprach, und konnte es nun gar nicht erwarten, etwas von dem Urteil des gefürchteten Kritikers zu erfahren. Endlich kehrte Meißner auf seinen Platz zurück, und Herr Basse feuerte ihm sofort sein „Nun?" entgegen. Jener lächelte vielsagend und flüsterte dann vertraulich: „Es ist nicht viel aus ihm herauszubringen. Er hat mir eine lange Geschichte von seiner Frau erzählt, die gestern ein kleines Mädchen bekommen hat. Er scheint überhaupt mit seinen Gedanken mehr zu Hause zu sein als im Konzertsaal."

„O wäre doch der alte Dingelmann gekommen!" rief Herr Basse mit schmerzlicher Stimme. „Der kriegt doch wenigstens keine Kinder mehr!"

„Aber dafür hört er auch nichts mehr, ich bitte Sie, das ist doch kein Musikkritiker. Übrigens, als ich den Fabri fragte, wie ihm Fräulein Lisko gefiele, da nickte er freundlich und spitzte sein ironisches Mäulchen."

„Na, und Fanny? Fanny?"

„Darüber schien er sich nicht äußern zu wollen."

„Hm, hm ... O diese arroganten Kerle!" flüsterte Herr Basse, der jetzt vergaß, daß er mit einem derselben sprach. „Sie hat doch so reizend gespielt, unsere Fanny, nicht wahr, liebes Minchen?"

Seine Gattin, die immerfort ihre geröteten Augen unter der Brille wischte, erwiderte kurz und bündig: „Na überhaupt — ich möchte ihr gleich 'n Kuß geben!"

Derselben Meinung war Frau Schirmer, die sich jetzt mit Walter genähert hatte. Auch auf sie hatte, ohne daß sie es aussprach, die ehrliche Menschlichkeit von Fanny Demelius eigentlich stärker gewirkt, als Hertha Liskos Kunst, die ihr sehr anmutig, aber doch viel leichter erschienen war. Sie bestärkte deshalb ihren zaudernden Sohn darin, solange noch die Pause dauerte, ins Künstlerzimmer zu eilen und Fanny unbekannterweise ihre herzlichen Grüße zu bringen. Walter verließ den Saal, und als er das Künstlerzimmer betrat, fand er wider sein Erwarten Fanny in derselben Heiterkeit vor wie die glückliche Hertha. Helmut, Hans Georg und Ferdinand waren da — Herr Fritsche saß am Tisch und trank mit Andacht ein Glas Pilsener, das ihm Jericho, der Saaldiener, geholt hatte. Fanny eilte Walter sofort entgegen und rief, bevor er noch die Grüße bestellen konnte: „Was sagen Sie zu unserer Hertha, Herr Schirmer! Hat sie nicht fabelhaft gesungen? Wie? Erst kann sie nicht Zipp sagen, und dann läßt sie sich als große Sängerin entdecken! Ist das erlaubt?" Sie lief zu Hertha zurück und küßte ihr Mund und Wangen. Aus ihrem Wesen sprach so lieblicher Eifer und so neidlose Freundschaft, daß Walter ganz befangen stehen blieb, sie ansah und schwieg. Doch Helmut drängte sich jetzt zwischen beide und schüttelte Fanny heftig die Hand. „Sie sind doch ein famoser Kerl, Fräulein Fanny!" rief er gerührt. „Aber nun lassen Sie sich auch erzählen, was mir Scholl soeben über Sie gesagt hat —"

Fanny hielt sich die Ohren zu: „Nein, nein, ich will nichts hören, Bachbaum! Die Sonate habe ich geschmissen, das genügt! Fragen Sie Friedrich, der sagt mir die Wahrheit! Das habe ich kontraktlich!"

„Na, du wirst doch nicht etwa behaupten wollen, daß Fräulein Fanny die Sonate nicht sehr bedeutend gespielt hat?" wandte sich Helmut jetzt entrüstet an den schweigsamen Ferdinand.

„Ich behaupte nur, daß ich sie schon viel schöner von ihr gehört habe," erwiderte dieser leicht gereizt.

„Da habt ihrs!" rief Fanny mit feuchten Augen und glühenden Wangen. „Er meint es ehrlich mit mir, ihr meint es nur gut! Was nützt denn unsereinem das Lob, das wir selber nicht unterschreiben können?"

Die letzten Nummern des Programms verliefen noch so günstig, daß am Schluß die beiden Mädchen mehrmals und herzlich hervorgerufen wurden. Hertha ging ganz auf im Wonnegefühl ihres Sieges, und ihr graziöser, nach allen Seiten hin lächelnder Dank war auch eine Kunstleistung. Doch Fanny geschah es, daß sie plötzlich mitten auf dem Podium von einer starken Lachlust gepackt wurde, denn sie sah in der ersten Reihe der begeisterten, kleinen Anhängerschar, die zuletzt noch blieb und sich um das Podium drängte, Herrn Basse stehen und mit seinem berühmten, bunten Taschentuche stürmisch winken. Sie konnte sich nicht enthalten, Hertha leise darauf aufmerksam zu machen, doch diese verstand jetzt ihr Flüstern nicht und fuhr dafür fort, sich lächelnd zu verneigen. Dann beruhigten sich die Leute und gingen in die Garderoben, während die Mädchen im Künstlerzimmer den ganzen Freundeskreis versammelt fanden. Es wurde sattsam gratuliert, und dann begab man sich, als letzter Trupp das Haus verlassend, zur gemeinsamen Feier in Fredrichs Restaurant. Dort hatte Herr Basse ein gemütliches Zimmer bestellt, und auf Herthas Kosten gab es feines Essen und sogar Champagner. Hertha war ganz ausgelassen. Sie hob ihr goldiges Sektglas hoch empor, aus welchem der glitzernde Schaum über ihre heiße Hand floß, und hielt zum erstenmal in ihrem Leben eine Rede. „Morgen, Kinder, werden wir abgeschlachtet!" rief sie. „Heute wollen wir noch was draufgehen lassen! Morgen kommt der trockene Fabri, heute kommt der trockene Henckell! So ists richtig! Hoch!!!" Alle stimmten jubelnd ein, und Helmut war das Weinen nahe, so liebte er jetzt dieses göttliche, übermütige Wesen. Dabei bemerkte er, von seiner Empfindung übermannt, durchaus nicht, daß Hertha ihm nie das Antlitz zuwandte, sondern ihre Liebenswürdigkeit ausschließlich an den frischen Hans Georg richtete. Helmut sah auch nicht, daß Fanny, die ihm gegenüber neben Ferdinand saß, verwundert oft und traurig bald auf ihn und bald auf Hertha blickte. Sein Antlitz leuchtete vielmehr in seligster Unbefangenheit, und er konnte ein plötzliches Schluchzen nicht unterdrücken, als Hertha ihr Rosenbukett ergriff, die Stiele aus der Umwicklung löste und lachend jedem einzelnen am Tisch eine duftende Blüte zuwarf. Die Rosen wurden weiter und durcheinandergeworfen, so daß ein liebliches Bacchanal entstand und die jungen, erhitzten Menschen, die sich anlachten, aus goldenen Kelchen tranken und einander mit den holdesten Geschossen bewarfen, ein Bild

der höchsten Lebensfreude boten. Plötzlich legte Hertha verstummend den Finger auf den Mund und deutete mit behutsamen Zeichen auf das Fenster. Alle blickten hinüber, und da sahen sie draußen auf dem Gange ein kleines, uraltes Männchen stehen, das, auf seinen Regenschirm gestützt, wohl eine ganze Weile schon hinter den Fensterscheiben gestanden und das Bacchanal da drinnen mit prüfenden Künstleraugen beobachtet hatte. „Menzel, Menzel!" flüsterten die jungen Leute, und dann standen sie auf, um ihm einmütig zuzutrinken. Er nickte leise und verschwand.

VII. Schicksalsfragen.

Dem schönen Feste folgte, wie dies häufig zu kommen pflegt, ein minder schöner Katzenjammer. Denn die Kritiken, welche an den nächsten Tagen erschienen und von Herrn Basse sorgfältig gesammelt wurden, waren zum größten Teile ungünstig, und Hertha sowohl wie Fanny wurden ganz entgegengesetzt beurteilt, wie sie nach Wahrheit und Gerechtigkeit hätten beurteilt werden müssen. Für Hertha fand man die farblosen Lobesworte „nicht ohne Empfindung" und „hübscher Vortrag", während man sie in technischer Beziehung ganz als Anfängerin hinstellte. Fanny dagegen wurde „eine saubere und nicht unentwickelte Technik" zugestanden, während „ein oft empfindlicher Mangel an Gefühl und tieferem Eindringen, namentlich bei der Beethovenschen Sonate," scharf gerügt wurde. Verhältnismäßig am gescheitesten, auch am günstigsten, urteilte zur allgemeinen Überraschung Herr Fabri; doch erregte er bei den Künstlerinnen gerade den höchsten Zorn, weil er unsachlich auch ihren Persönlichkeiten Zensuren erteilte. Fanny bekam das Prädikat „ein schwächliches, kleines Fräulein, das zuweilen Rubinsteinarme simulierte", und Hertha wurde „eine anmutig kecke Erscheinung" genannt. Die Mädchen rissen Herrn Basse, der ihnen die Rezension mit naiver Freude vorlas, gleichzeitig das Zeitungsblatt aus den Händen, zerfetzten es, warfen es auf den Boden und stampften mit den Füßen darauf. „Dieser Lumpenkerl!" rief Fanny, plötzlich ein erlösendes Wort findend. „Dieser Affe!" fügte Hertha mit bleichem Zorn hinzu. Dann weinten sie beide, gerade nach der günstigsten Kritik. Herr Basse war verwirrt, und da er sich eigentlich immer noch über Fabris Lob freute, schob er, um die Mädchen zu beruhigen, die Schuld auf Doktor Meißner, der doch den alten Dingelmann hätte schicken können, wenn er nur gewollt hätte. Er wüßte jetzt überhaupt, woran er bei Meißner wäre, und sehnte sich absolut nicht mehr danach, diesen Mann in seinem Hause begrüßen zu können. Nun mußten, da Herr Basse wütend zu werden schien, die Mädchen wieder ihn beruhigen, und schließlich einigten sich alle darin, daß an den dummen Rezensionen ja gar nichts gelegen wäre, man müßte nur den Kopf oben behalten, seine Schuldigkeit tun und sich mit dem Schicksal Größerer trösten, denen es im Anfang ihrer Laufbahn auch nicht besser ergangen wäre. Frau Basse behauptete dies sofort von der Patti, die sie schon als junges Mädchen gehört hätte, während ihr Mann dasselbe von Franz Liszt beschwor. Dann setzten sich alle erschöpft zum Mittagessen.

Die mißlichen Nachwehen eines Erfolges beim Publikum und eines Durchfalls bei der Kritik zeigten sich freilich später mehr und mehr und drückten die Stimmung der beiden Mädchen immer tiefer herab. Der Agent, den sie besuchten, zeigte sich nicht unfreundlich, schien ihr Konzert aber doch nur als einen der vielen vorübergleitenden Abende der Berliner „Konzertflut" zu betrachten. Und während ihre Ersparnisse durch die großen Unkosten nahezu aufgezehrt waren, zeigte sich der Gewinn um so geringer, denn Hertha hatte keine Lust, sich so angestrengt um Schülerinnen zu bemühen, wie Fanny, die ja ganz allein in der Welt stand, es tat und tun mußte. Ein Konzert, das ihnen der Agent noch in Magdeburg verschafft hatte, wurde auf Herthas Bitten abgesagt, und wieder versanken die beiden Mädchen in das stille und freudlose Arbeitsleben, das sie auch vor ihrem „Erfolge" schon gekannt hatten.

Es zogen nun die ersten warmen Lüfte über die Stadt hin, und das schmerzliche Glück des Frühlings kehrte wieder in die Herzen, nur ein altes Gesetz bedeutend und doch alles versprechend, alles Neue, alles Gute. Am dreißigsten April beging das „grüne Band" seinen vierten Bundesabend durch eine Frühlingsfeier im Freien. Voll Jubel hatte man den Vorschlag Helmut Baumbachs angenommen. Nach Potsdam ging die Fahrt, und in stattlichen Landauern wurden alle Sehenswürdigkeiten der alten Soldatenstadt besichtigt, zuletzt auch Glienicke, wohin man gegen Abend gelangte. Auf der großen Havelbrücke verließen die Ausflügler ihre Wagen, und nach beiden Seiten hin erstreckte sich ihnen das glitzernde Bild des Flusses mit buschigen Uferhöhen und den Türmen von Potsdam und Babelsberg. Man verteilte sich, je nach Neigung, auf den beiden Fußsteigen der Brücke, um, auf das Geländer gelehnt, den Anblick zu genießen, welchen Alexander von Humboldt, wie Herr Basse schon zum drittenmal verkündete, für einen der schönsten auf der ganzen Welt erklärt hatte. Allmählich kamen freilich stillschweigend alle auf die westliche Seite der Brücke hinüber, denn dort sah man am Horizont die Feuerkugel der Sonne schweben, sah sie schweben und allmählich sinken. Metallisch glänzte der weite Wasserspiegel, und dunkler, immer dunkler wurden die Bäume am Ufer, wie schwarze Schicksalszeichen die fernen Türme der Stadt. Das war so recht ein Fest der Sehnsucht für so viele junge, schlagende Herzen. „Ihr nach und immer nachzustreben!" tönte es in allen, und zwanglos nebeneinander stehend, kaum voneinander wissend, sahen sie, den Kopf in die Hand gestützt, mit großen Augen in das goldene Land des Unerreichbaren.

Hertha stand zwischen Hans Georg und Helmut, Fanny neben Ferdinand, mit leisem Drucke seine Hand berührend. Als die Sonne tiefer gesunken war und schon mit ihrem roten Feuerkreise, wie erschauernd, den kühlen Silberglanz des Wassers berührte, sprach Hertha, die nicht zu merken schien, daß Helmuts bittender Blick sich wieder tief an ihre weit geöffneten, schillernden Augensterne saugte, in leiser Trauer vor sich hin: „Ich weiß nicht, Kinder — soll man hoffen, soll man überhaupt arbeiten und etwas erstreben? Es ist doch so fern alles — für uns und für unsere Nachkommen. Denn ich glaube, auch den künftigen Menschen wird es nicht besser ergehen."

„Man soll," sagte Helmut kaum hörbar und doch mit unerschütterlichem Ernst.

„Man muß einfach," sagte Hans Georg, in welchem sich trotz aller Träumerei schon wieder die Opposition regte.

„Ich mag nicht mehr," flüsterte das Mädchen, und erschrocken hörten die jungen Männer Tränen in ihrer Stimme.

„Warum?" fragten beide zugleich. „Was ist Ihnen?"

„Ich habe Ihnen noch nicht gesagt," begann jetzt Hertha nach einer Weile, ihre Tränen trocknend, „meine Eltern wollen mich nicht länger in Berlin lassen. Ich soll zum ersten Juni nach Hause kommen. Nach Frankfurt. Kinder Gottes, mir ist, als hätte ich Zuchthaus bekommen. Wahrhaftig, ich versündige mich nicht."

„Sie bleiben bei uns!" rief Hans Georg gebieterisch, bevor in seiner überströmenden Empfindung Helmut noch Worte finden konnte.

„Lieber Freund," sagte Hertha, den ersteren innig anblickend, in einem Ton, den Helmut noch nie von ihr gehört hatte, so süß war er und hingegeben frauenhaft — „ja, wenn es nach Ihnen ginge!..."

Hans Georg errötete und sah mit plötzlicher Bewegung erst nach der Uhr und dann nach der Sonne hinüber. Die war aber eben hinter dem Wasserspiegel verschwunden. Doch konnte es nicht nur an der erbleichenden Beleuchtung liegen, daß Helmuts Miene jetzt plötzlich so leichenhaft fahl wurde — er hielt sich zitternd mit beiden Händen am Brückengeländer fest. Jetzt hatte er es plötzlich erkannt, das Schicksal dreier Menschen. Der letzte Augenblick war wie ein Blitz in die Nacht seiner Träume geschlagen. Er liebte Hertha, sie aber liebte den Freund, und Hans Georg — war unberührt geblieben. Was war nun Helmuts Pflicht? Nach seinem Rechte fragte diese Kinderseele nicht. Er sah nur das enttäuschte Mädchen leiden, nicht sich selber, und erschauernd fühlte er die große Probe, die er zu bestehen hatte vor der Gottheit seines Ideals. Er wollte sie bestehen. Ihr entsagen können, nicht sie zu besitzen trachten, dieses heilig-wunderbare Weib, das wollte er. Und ihr den Freund noch zu gewinnen suchen, diesen Unbegreiflichen, der das herrliche Glück nicht sehen wollte, das sich ihm mit offenen Armen darbot, das war seine zweite Lebensaufgabe. Denn er selbst war etwas, was überwunden werden mußte, eine Stufe nur für den Siegerschritt jener höher geborenen Menschen. Er wollte sie grüßen, wenn er sie einst am goldenen Ziele sah, und dann freudig untergehen.

Inzwischen ging Hermann Arndt, der unverständliche Worte vor sich hin murmelte, hinter den Sonnenanbetern auf und ab — das himmlische Schauspiel schien ihn wenig zu interessieren. Hans Georg war der erste, der auf ihn aufmerksam wurde und abgerissene Worte von ihm verstand. Da begann er laut und wie befreit zu lachen.

„Was sagt denn der triviale Fabrikant?" fragte Hertha, sich langsam umwendend.

„Hunger, Hunger, ich habe Hunger!" wiederholte Hermann jetzt sehr dringlich und laut.

Da lachte Hertha ebenso herzlich wie Hans Georg. Nur Helmut blieb jetzt ernst und müde und blickte nicht mehr auf.

Frau Basse aber, die neben Walter Schirmer stand und ihr gläubig-ergriffenes Antlitz eben von dem großen Naturschauspiel zu ihrem Nachbar hinwandte, sah ein leises, sonderbares Lächeln auf dessen dunklen Zügen, und die Ursache desselben interessierte ihre naive Wahrheitsliebe. Als sie kurzerhand Walter danach befragte, meinte dieser, sichtlich in Verlegenheit geratend: „Es ist mir so fatal, gnädige Frau — ich weiß nicht, ob Sie auch schon die Erfahrung gemacht haben — es finden sich Dichterwerke, die wie Satanswerke weiterwirken. Immer fallen sie einem zur ungelegenen Zeit ein, man weiß nicht, woher, und man muß doch lachen. Als ich Fräulein Lisko eben beim Sonnenuntergange beobachtet habe, da fiel mir, so gern ich mich dagegen gewehrt hätte, das Gedicht von Heinrich Heine ein:

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

„Ja, ja," erwiderte Frau Basse und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Aber warum halten Sie sich nicht an Ihre eigenen Eindrücke? Man soll die Menschen eben nicht immer beobachten, Herr Schirmer."

„Das ist leider meine Art," versetzte Walter, leicht errötend. „Dafür kann ich nichts. Ich glaube auch, die Menschen müßten der Beobachtung standhalten."

„So? Glauben Sie das? Das glaube ich eben nicht, Herr Schirmer!" erwiderte die Pensionsmutter jetzt eifrig und fast unwillig werdend. „Du lieber Himmel, wo bliebe denn da der naive, menschliche Verkehr! Nein, nein, das geht nicht! . . ."

Fanny, deren treue Miene inzwischen nicht von Ferdinand abgelassen, welcher gar düster immer noch in den erbleichenden Abendhimmel starrte, flüsterte ihm jetzt bittend zu, indem sie ihn sachte von der Brücke fortziehen wollte: „Ferdinand, laß dich doch vom Sonnenuntergang nicht so verstimmen. Denk doch ein kleines bißchen an Helmuts Verse, du weißt doch, an das hübsche Vagantenlied: ‚Blick, Mädel, nicht so traurig drein! Es muß ja nicht gleich Abschied sein! Fari fara! Gleich Abschied sein!'

„Mein liebes Kind," war die gepreßte Antwort, „ich habe keine Zeit, an die Verse anderer Leute zu denken."

* * *

Aus Herthas Abreise wurde Ernst. Die schriftlichen Lamentationen ihres ewig kränkelnden Vaters ließen ihr wenig Freude mehr an ihrem Berliner Dasein, und auch die Mutter, die bisher noch immer eine phlegmatische Beschützerin ihres Freiheitsdranges gewesen war, ließ unverhohlen jetzt in ihren Briefen den energischen Anspruch auf eine Haustochter durchblicken. So kam denn, ehe die Freunde daran denken mochten, der Tag des Abschiednehmens heran. Hertha freilich unterließ es nicht, in den anderen die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens zu nähren; sie stellte das Ganze so dar, als ob sie jetzt

nur die augenblickliche Laune ihrer Eltern befriedigen, bald aber zu gemeinsamem Leben und Streben zurückkehren wollte. Doch im Innersten wußte sie selbst sehr gut, daß Berlin nur ein kurzer Traum für sie gewesen, ein Traum, der, einmal durchgesetzt, für immer nun verloren werden mußte. Mehr noch als der Abschied von den Menschen, die sie liebgewonnen, bedrückte sie aber die Demütigung ihres Künstlertums vor dem Frankfurter Philisterium, dem Verkehr und Familienanhang ihrer Eltern. Daß diese Leute jetzt Recht behalten sollten, kränkte sie viel tiefer als die Nichtbefriedigung ihres Strebens. Denn das letztere war ja immer mehr, als es Hertha selber bewußt war, mit der Liebessehnsucht ihres wählerischen Herzens verwandt gewesen, und in seltsamer Identität mit dem Niedergange ihrer Kunst kamen ihr jetzt oft die Stimmungen, in denen sie Walter Schirmer mit rachsüchtiger Feindschaft, Helmut Baumbach mit zorniger Gleichgültigkeit und Hans Georg Richter mit schmerzlicher Enttäuschung nachsah. Wirklich echte Wehmut brachte ihr nur der Gedanke, sich von Fanny Demelius trennen zu müssen, denn sie hatte gerade in ihrer kühl abwägenden und sich selber wohl bewahrenden Natur eine dunkle Ahnung, als ob das Schicksal dieser Freundin, im Gegensatz zu dem ihrigen, von Selbstaufopferung und Untergang umwittert wäre.

So durchfuhr es sie jetzt plötzlich wie die eisige Berührung unsichtbarer Todeshände, als sie auf dem Bahnhof, vor dem Zuge stehend, der sie nach Frankfurt bringen sollte, aus Fannys Hand einen Strauß von weißen, süß und seltsam duftenden Rosen empfing. Er löste plötzlich heiße Tränen in Herthas Augen, und sie beruhigte sich erst, als sie im innersten Kern der schönen Halbknospen noch eine zarte Röte entdeckte und wußte, daß es nicht wirklich weiße Rosen waren. Der Schaffner ging den Zug entlang und schloß die Türen — Hertha mußte einsteigen. Am offenen Fenster stand sie nun und blickte mit feuchten Augen auf die versammelten Freunde nieder. Frau Basse war allein gekommen, da ihr Gatte am Vormittag seinen Buchhandel nicht verlassen konnte. Ferner waren außer Fanny, Hanna Roffitz und Hermann Arndt noch Helmut und Hans Georg erschienen. Walter Schirmer kam auch noch im letzten Augenblick, was Hertha sichtlich erfreute, denn an sein Erscheinen hatte sie nicht gedacht. Sie hielt mit Mühe die vielen Blumen, die man ihr gespendet, in beiden Händen fest und neigte ihr blasses, lächelndes Antlitz auf das duftende Kissen nieder, indem sie zu den Freunden leise hinunterſprach.

„Wann ist denn nun eigentlich der nächste Bundesabend, Kinder? Am ersten Juni? Da werde ich also fehlen. Aber am ersten Juli — da werde ich wieder dabei sein."

„Herthachen, Herthachen," sagte Frau Basse jetzt leise, indem sie mißtrauisch den rechten Zeigefinger erhob, — „kommst du auch wirklich wieder? Ich will dir das Herz nicht schwer machen, mein Kind, aber bleib nur immer feste bei der Stange. Ich respektiere den Willen deiner Eltern gewiß, das weißt du, aber vom innersten Triebe, vom eigentlichen Leben der Kinder verstehen so viele Eltern nicht die Bohne. Da heißt es eben sich selber treu bleiben, selber wissen — na, das wird 'ne Predigt, ich schenk sie dir."

„Mutter Basse," erwiderte Hertha gerührt, „lassen Sie's gut sein. Ich komme ja wieder."

„Und ich komme inzwischen ein bißchen zu Ihnen, Fräulein.“ ließ sich jetzt plötzlich Hermann Arndt, der sonst so Schweigsame, vernehmen.

„Wie?“ rief Hertha überrascht. „Was heißt das, Herr Arndt? Kommen Sie wirklich nach Frankfurt?“

„Ja — wenn Sie erlauben — wahrscheinlich schon am nächsten Sonntag, Fräulein.“

„Das ist ja eine großartige Überraschung!“

„So? Hätte ich das gewußt, dann hätten Sie's schon früher erfahren.“

„Pfui, Sie Schlimmer! Ach, nun habe ich doch wenigstens eine Menschenseele in dem schrecklichen Nest! Ach, kommen Sie bestimmt, Herr Arndt, und besuchen Sie mich gleich! Nicht wahr?“

„Aber selbstverständlich. Ich habe ja auch mit Ihrem Herrn Vater geschäftlich zu tun.“

Der plötzliche Umschwung in Herthas Stimmung teilte sich auch den anderen mit, und alle blickten jetzt freundlich und dankbar auf Arndt, den die selbstbewußten Künstler sonst immer als reichen Geschäftsmann und behäbigen Spaßmacher etwas über die Achsel angesehen hatten. Die Abfahrzeit war nun herangekommen — schon hielt der Zugführer seine Signalpfeife in der Hand, und bald darauf ertönte das schrille Zeichen. Die Herren ließen jetzt, von Helmut gebeten, der im heftigsten Abschiedsschmerze seine zarte Höflichkeit behielt, den Damen die nächste Umgebung vor dem Coupé frei, und jede suchte noch der Scheidenden die Hand zu drücken oder in hastigen Worten eine Empfindung auszusprechen. Dann rückte der Wagen an, und die Herren hatten gerade noch Zeit, zu winken und, Abschiedsworte rufend, neben dem Zuge herzulaufen. Als Hertha in den hellen Maitag hinausfuhr und, immer noch aus dem Fenster gelehnt, in die dunkle Bahnhofshalle zurückstarrte, erkannte sie dort in der Wölbung des Torbogens Helmut, Hans Georg und Ferdinand, die plötzlich grüne Fähnchen aus ihren Rocktaschen gezogen hatten und sie begeistert schwenkten, offenbar als Abschiedsgruß vom grünen Bande. Sie freute sich erst der hübschen Überraschung, genierte sich dann aber vor einem Herrn, der ihr im Coupé gegenübersaß und, da er die seltsame Huldigung bemerkt, still vor sich hinlächelte. Da zog sie sich sofort vom Fenster zurück und sah errötend in ihr Kursbuch, indem sie mit einigem Ärger Helmuts gedachte, der die Idee von den geschwungenen Fähnchen natürlich wieder ausgeheckt hatte.

Inzwischen verließen die Freunde langsam den Bahnhof. Die drei Fahnenträger bildeten den Nachtrab, kümmerten sich wenig um Publikum und Bahnbeamte, rollten ihre Ehrenzeichen sorgfältig zusammen und steckten sie wieder in die Tasche. Draußen, als man sich zum Heimwärtsgehen entschließen mußte, kam es aber allen erst, wie nach dem Heilprozesse einer Amputation, zum Bewußtsein, daß ein wichtiges, vertrautes Glied von ihrer Gemeinschaft abgelöst war, und sie gingen in trauriger Unvollkommenheit auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Lassalles Kampf um Berlin.

(1855—1859.)

Von

P. Bailleu.

Im Winter von 1854 auf 1855 war die endlose Reihe der Prozesse der Gräfin Hatzfeldt mit ihrem Gatten durch einen Vergleich zum Abschluß gekommen. Ferdinand Lassalle, der in rastloser Arbeit der Gräfin und ihrer Sache mehr als acht Jahre seines Lebens gewidmet hatte, fand sich durch die ihm dabei zugefallene Rente jetzt zu einer Wohlhabenheit gelangt, die ihm ein sorgenloses Leben nach dem Zuge seiner Neigungen ermöglichte. Von den beiden großen Idealen, die seinen Geist erfüllten und sein Leben beherrschten, Politik und Wissenschaft, war die Politik ihm zur Zeit unerreichbar. Er hatte, so jung er war, in den Jahren 1848 und 1849 in der revolutionären Bewegung am Niederrhein eine Führerstellung eingenommen und in den folgenden Jahren zu behaupten verstanden; aber sowenig er auch die Verbindung mit den Arbeiterkreisen ganz aufzugeben dachte, so verbarg er sich doch nicht, daß jetzt, in den müden Tagen nach Olmütz, jeder Versuch einer politischen Agitation in seinem Sinne wirkungslos bleiben und nur ihm selbst verderblich werden müsse. Vollends das gemütliche politische Kannegießern beim Schoppen, wie es der Rheinländer liebt, war ihm widerwärtig. Sein hochstrebender Geist und seine vielseitige Begabung, gelenkt von einem kraftvollen Willen, drängten mit äußerster Energie zu einer Betätigung, die ihm wirkliche und greifbare Erfolge schaffen sollte und mit den Erfolgen Ruhm und Macht.

Also, da die Politik sich ihm versagte, wandte sich Lassalle zur Wissenschaft.

Damit soll nicht gesagt sein, daß seinem nahrungsuchenden Geiste Wissenschaft nur ein Surrogat für Politik geworden wäre. Die Politik der Kampf für „die heilige durchwehende Idee", wie er es in seinem Tagebuch nennt — war wohl die erste und blieb die mächtigste Leidenschaft, die den zum Selbstbewußtsein erwachenden Jüngling ergriffen und in ihre heißen Wirbel gezogen hatte, aber dann hatte die Wissenschaft, vornehmlich in den Formen der Hegelschen Philosophie, den reifenden Geist mit einem begeisterten Glauben an ihre

Allmacht erfüllt und ihm zugleich ein unvertilgbares Gepräge aufgedrückt. Wissenschaft und Politik gehörten ihm fortan eng zusammen, um so enger, da er den germanischen Freiheitsbegriff aus der „antiken, theoretischen und philosophischen Bildung" ableitete. Von selbstloser, rückhaltloser Hingabe an die Wissenschaft kann dabei freilich nicht die Rede sein. Die Zauberformeln des alten Meisters Hegel, von Lassalles gewandtem und reichem Geiste gehandhabt, sollten ihm die Waffe werden, sich Bahn zu brechen in der Welt. Es ist dabei für die Richtung seines Geistes ebenso bezeichnend wie für die Energie seines Willens, wenn er jetzt, nach neun Jahren politischer und juristischer Kämpfe — und welcher Kämpfe! — wieder in die Studienbahn einlenkte, aus der ihn im Frühjahr 1846 die Bekanntschaft mit der Gräfin Hatzfeldt gerissen hatte. Der Zwanzigjährige hatte sich damals in die Tiefen der altgriechischen Philosophie versenkt und ein Buch über Heraklit, den dunklen Weisen von Ephesos, auszuarbeiten begonnen; diese Studien nahm der Dreißigjährige jetzt in Düsseldorf wieder auf.

Indem er aber an die Arbeit ging, sah er sich doch gleich von vornherein einer harten Schwierigkeit gegenüber. Düsseldorf war damals noch eine kleine Stadt, die des wissenschaftlichen Lebens entbehrte. Heute in Kunst und Industrie die Hauptstadt des Niederrheins, bot es 1855 einem Manne wie Lassalle keinen Funken geistiger Anregung. Gab es doch am Rhein noch nicht einmal eine philosophische oder philologische Verlagsbuchhandlung. Es war daher nur natürlich, daß Lassalles Blicke sich jetzt dahin wandten, wo er die ersten Anregungen zu seiner Arbeit empfangen hatte: nach Berlin, „in das gelobte Land der theoretischen Interessen und der wissenschaftlichen Auffassung", „in die Metropole deutscher Wissenschaft". Eben seine Vergangenheit, die ihn dahin zog, trat ihm dabei auch hindernd in den Weg.

Am Vorabend der Märzrevolution, im Februar 1848, war Lassalle aus Berlin ausgewiesen und auf der Rückreise nach dem Rhein, in Potsdam, auf Requisition der Kölner Gerichtsbehörde wegen der Teilnahme an dem bekannten Kassettendiebstahl verhaftet worden. Seitdem hatte er Berlin meiden müssen; wenn er den Vater, der ihn zuweilen in Düsseldorf besuchte, zurückbegleitete, pflegte er vor Berlin umzukehren. Die Politik hatte ihn von der Hauptstadt ferngehalten; die Wissenschaft sollte ihm jetzt die Tore Berlins wieder öffnen. Er scheint nicht an einem leichten Erfolg gezweifelt zu haben: tatsächlich bedurfte es erst eines mehr als vierjährigen Kampfes und des Wohlwollens, wie wir sehen werden, des Prinzen von Preußen — späteren Kaisers Wilhelm I. —, ehe es ihm gelang, das Recht zu dauerndem Aufenthalt in Berlin zu erringen. Unter Lassalles vielen Kämpfen ist es der am wenigsten bekannte, aber gewiß nicht der am wenigsten interessante; derjenige Kampf überdies, auf den der Historiker, wie er auch sonst über Lassalle urteile, nicht ohne eine gewisse Sympathie für den Kämpfenden zurückblicken mag [1]).

[1]) Obige Skizze ist angeregt durch die Auseinandersetzung zwischen H. Oncken (Preußische Jahrbücher, Februarheft 1903) und F. Mehring (Neue Zeit, Nr. 20, 14. Februar 1903) über „Lassalles Rückkehr nach Berlin", beruht aber ausschließlich auf bisher unbekannten handschriftlichen Materialien.

Zunächst dachte Lassalle eine Art Rekognoszierung in Berlin zu versuchen. Am 9. Februar 1855 wandte er sich an den allgewaltigen Polizeidirektor, an „Seine Exzellenz den Herrn von Hinckeldey, Ritter vieler hoher Orden", mit der Anfrage, ob man ihm Schwierigkeiten machen werde, wenn er zum 1. April auf 8—10 Tage nach Berlin komme. Er habe dort für die Gräfin Hatzfeldt ein größeres Kapital in Empfang zu nehmen und wolle dann nach Breslau fahren, um vor der längeren Auslandsreise, die er zu wissenschaftlichen Zwecken und zur Erholung beabsichtige, von seinem Vater Abschied zu nehmen. Er setzt nach seiner Gewohnheit weitschweifig auseinander, weshalb gerade nur er die Gräfin Hatzfeldt vertreten könne, und bittet schließlich Seine Exzellenz vielmals, die Freiheit zu entschuldigen, die er sich nehme, ihn mit seinen Angelegenheiten zu belästigen. Der Monat Februar vergeht, ohne daß er eine Antwort erhält. Am 7. März erneuert er sein Gesuch, abermals kein Bescheid. Lassalle läßt sich nicht abschrecken. Er reist von Düsseldorf nach Berlin, aber kaum angelangt, wird er am 30. März auf dem Potsdamer Bahnhof polizeilich sistiert und auf sein Verlangen nach dem Polizeipräsidium gebracht. Da hier die Untersuchung seines Gepäcks die Angaben über den Zweck seiner Reise lediglich bestätigte, so gestattete ihm jetzt Hinckeldey, der ihm auf seinen Wunsch eine Unterredung gewährte, sich bis zum 4. April in Berlin aufzuhalten. Auch eine Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis, um die er bat — denn die Abwicklung des Geschäfts verzögerte sich, da, wie Lassalle versichert, die Anlegung des übernommenen Kapitals von etwa 150000 Talern in Staatspapieren zur Vermeidung eines plötzlichen Steigens und späteren Fallens der Kurse an einem Börsentag damals undurchführbar war — wurde zwar formell abgelehnt, tatsächlich jedoch zugestanden[1]).

Diese nicht ungünstigen Erfahrungen in Berlin, hauptsächlich wohl die persönliche Bekanntschaft mit Hinckeldey, mit dem er von seinen weiteren Plänen gesprochen hatte, haben anscheinend die besten Hoffnungen in Lassalle erweckt. Wenn er vorher noch zwischen der Übersiedlung nach Berlin und einer großen Auslandsreise geschwankt hatte, so glaubte er jetzt einen Sturm auf Berlin mit Aussicht auf Erfolg wagen zu können.

Am 31. Mai reichte er ein Gesuch um Gestattung der Niederlassung in Berlin ein, das er mit einem „Promemoria mehr in Gestalt eines Privatschreibens" an Hinckeldey begleitete. Das Schreiben scheint mir bedeutsam genug, um hier, mit einer leichten Kürzung, seinem Wortlaut nach Platz zu finden.

„Ew. Hochwohlgeboren will ich mir erlauben, jetzt unter näherer Motivirung ein Gesuch vorzutragen, das ich schon bei meinem jüngsten Aufenthalt in Berlin, den Sie mir zu gestatten so freundlich waren, mündlich kurz anzudeuten die Ehre hatte, das Gesuch, mich in Berlin niederlassen zu dürfen. —

---

[1]) In dem Gesuch an Hinckeldey um Aufenthaltsverlängerung heißt es am Schluß: „Man braucht Ew. Hochwohlgeboren nur einmal gesehen zu haben, um vollkommen überzeugt zu sein, daß wenigstens eines Punktes jeder ohn Unterschied der Person und der Richtung bei Ew. H. versichert sein kann: einsichtigste loyalste Billigkeit. Wollen Ew. H. die Versicherung meiner besonderen und vorzüglichsten Hochachtung genehmigen." (2. April 1855.)

Seitdem die Prozeße der Frau Gräfin v. Hatzfeldt durch Vergleich ein friedliches Ende gefunden haben, ist für mich nicht nur an und für sich jeder bestimmende Grund geschwunden, länger in der Rheinprovinz wohnen zu bleiben, sondern es drängt mich auch, meine rege Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit, der ich von je mit ganzer Seele zugethan war, und welche nur bei dem jugendlichen Feuer-Eifer, mit welchem ich mich der Sache der Gräfin von Hatzfeldt widmete, vor der Noth der Praxis zeitweilig in den Hintergrund treten mußte, mich wieder in die Metropole deutscher Wissenschaft zu begeben.

Seit meine Zeit wieder frei geworden ist und ich so der Möglichkeit der wissenschaftlichen Muße und der theoretischen Beschäftigung zurückgegeben bin, erscheint es mir als eine ernste Pflicht gegen mich und Andere, meine Kräfte wieder mit verdoppelter Energie den wissenschaftlichen Zielpunkten zuzuwenden, denen sie leider so lange entzogen gewesen sind, und so die versäumten Leistungen nachzuholen.

Im Rheinland aber, Herr General-Direktor, ist aus Mangel theils an wissenschaftlichen Hilfsmitteln, theils an wissenschaftlicher Anregung dies Ziel unmöglich zu erreichen! Drängt mich so meine ganze Richtung wieder in das gelobte Land der theoretischen Interessen und der wissenschaftlichen Auffaßung rückkehren zu können, so tritt ein besonderes Motiv noch mit Macht in den Vordergrund.

Meine Betheiligung an den Angelegenheiten der Gräfin von Hatzfeldt entriß mich der Vollendung eines philologisch-philosophischen Werkes, welches mich damals schon seit mehreren Jahren beschäftigt hatte, bereits zu 3/4 vollendet war und bei seinem Erscheinen vielleicht nicht gewöhnliches Interesse in der diesem Fache der Alterthumswissenschaft gewidmeten Welt hervorgerufen hätte.

Es war dies eine neue Sammlung der Fragmente des alten griechischen Philosophen Heraklitos der Dunkle (ὁ σκοτεινος) aus Ephesos, verbunden mit einer Darstellung seines philosophischen Systems und besonders mit einer, wie ich mir schmeichle, in nicht geringem Grade werthvollen, und manche, über ähnliche Gegenstände geführten wissenschaftlichen Controversen schlichtenden genauen Nachweisung des Verhältnisses, in welchem seine Philosophie zu uralt-orientalischen Religionslehren, zu persischer, ägyptischer und orphischer Priesterweisheit gestanden.

Muß ich freilich das Urtheil über den Werth oder Unwerth dieses eigentlich geistigen Theils meiner Leistung erst aus dem Munde der gelehrten Kritik erwarten, so kann ich dagegen das mit völliger Unbefangenheit versichern, daß es mir gelungen ist, durch ungewöhnlichen Sammlerfleiß die Zahl der aus Heraklitos bekannten Fragmente (— denn sein Buch ist nicht auf uns gekommen; wir besitzen nur Bruchstücke desselben, die uns griechische Philosophen, christliche Kirchenväter und andere Schriftsteller mittheilen —) in äußerst erheblicher Weise zu vermehren, und viele grade solche bisheran noch ganz unbekannte Fragmente zu entdecken, welche das hellste Licht auf seine Lehre werfen, eine That, welche bei einem Philosophen, den das griechische Alterthum selbst, dem doch sein Werk vorlag, den Dunklen zu nennen pflegte, gewiß keine unverdienstliche und undankbare zu heißen sein dürfte.

Dieses Werk, von welchem manche große, rühmlichst bekannte Gelehrte nicht ganz geringe Erwartung hegten und zu welchem sie mir (ich nenne nur den Namen Alexander von Humboldt) mannigfache Anregung, Aufmunterung und Vorschub zukommen ließen, ist, wie gesagt, zu 3/4 vollendet. Etwa fünfundzwanzig Druckbogen sind davon im Manuscripte fertig, welche ich, wenn Ew. H. dies wünschen, in Ihre Hand legen kann.

Die Vollendung dieses Werks würde vielleicht, da ich wegen der langen Unterbrechung manche Vorarbeit wiederholen muß, noch knappe zwei Jahre erfordern. Aber die Vollendung dieses Werks ist mir nur in Berlin möglich, da ich zu derselben nicht nur eine große Anzahl äußerst seltener Werke, sondern auch sehr viele Codices (Handschriften) benutzen muß, die ich nur auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin finden kann.

Ich kann unter so bewandten Umständen nun unmöglich glauben, daß Ew. H. es rühmlich für Sich erachten sollten, mich an den wissenschaftlichen Leistungen zu hindern, deren meine Kräfte fähig sein möchten.

Ich bin vielmehr lebendig von der Überzeugung durchdrungen, daß Ew. H. es für Ihrem eigenen Geiste, Ihrem eigenen Ruhm weit angemeßener halten, mir die Möglichkeit wissenschaftlicher Leistungen zu gewähren, an deren Verdienst (wenn es mir gelänge, denselben ein solches zu verleihen) dann gewiß Derjenige einen nicht geringen Antheil haben würde, der mit wahrhaft großem Sinne für Wissenschaft, mit großartiger Anschauung der Verhältniße begabt, es verschmähte, ernste wissenschaftliche Bethätigung einem Geiste unmöglich zu machen, der nach seiner ganzen Natur grade auf diese Art des Wirkens besonders angewiesen, mit vielleicht nicht ganz gemeinen Fähigkeiten dafür ausgerüstet ist und dem es gelingen dürfte, vielleicht nicht ganz Gewöhnliches zu leisten! —

Ich kann mit einem Worte nicht glauben, daß Ew. H. aus Gründen politischen Widerwillens mich sollten zwingen wollen, die wissenschaftlichen Kräfte, welche die Natur in mich gepflanzt haben mag, faulen zu lassen, während es im heiligen Bewußtsein menschlicher Bestimmung und Pflicht *mein* Drang ist, diese Kräfte anzuwenden und für die Menschheit zu nützen.

Der Deutsche hat sich vermöge seiner tiefern geistigen Natur seit je den Ruhm bewahrt, nicht nur in Zeiten der größten politischen Ruhe wie jetzt, sondern selbst in solchen der heftigsten politischen Kämpfe, die Wissenschaft als ein neutrales Terrain zu betrachten, als ein geehrtes Asyl, welches von dem Sturm des politischen Hasses nicht verwüstet werden darf, als einen geweihten Boden, auf welchem sich selbst Männer der entgegengesetztesten politischen Grundsätze Anerkennung, Achtung und Förderung nicht versagen.

Respectirt der politische Groll auch diese Grenze nicht, so artet er, weit entfernt, politische Energie zu bleiben, in engherzigen, kleingeistigen politischen Pedantismus, in geistige Roheit aus, deren ich, hierin nur dem allgemeinen Rufe folgend, Ew. H. gewiß grade am wenigsten für fähig halten könnte.

Und hat doch selbst die neueste Vergangenheit gezeigt, wie sehr trotz aller politischen Thatkraft der Deutsche die Würde und Rechte der Wissenschaft schonend zu hegen weiß; hat doch selbst Felix Schwarzenberg, dieser gewiß so energische Vertreter der monarchischen Interessen seines Staates, eine bedeutende Anzahl wissenschaftlicher Kräfte, die sämmtlich einer der seinigen ganz entgegengesetzten politischen Richtung angehörten, nach Wien berufen, und ist es nicht schwer anzunehmen, daß an anerkennendem Sinn für wissenschaftliche Leistungen, Ew. H. hinter jenen Fürsten, der Staat der deutschen Intelligenz, Preußen, hinter dem Slavenstaate Oesterreich zurückstehen sollte?

Und welches endlich sollten denn die zwingenden Rücksichten sein, welche es Ew. H. so unmöglich, ja überhaupt nur schwierig erscheinen lassen könnten, mir die Erlaubnis zur Niederlaßung in Berlin zu gewähren?

Ich habe nur einmal die Ehre gehabt, Ew. H zu sehen, aber diese kurze Unterredung hat mir genügt, um mich zu überzeugen, daß Ew. H., Selbst offen, richtiger, als bald Jemand, Offenheit in Andern zu schätzen wissen. Erlauben also Ew. H., daß ich mit vollständiger Offenheit die betreffende Frage einen Augenblick lang mir freimüthig zu diskutiren erlaube.

Daß meine politischen Ueberzeugungen nicht mit denen der Regierung stimmen — das kann an sich gewiß auch in der Seele Ew. H. noch kein Grund sein, mir die Niederlaßung in Berlin nicht zu gestatten.

Schwerlich würden Ew. H. das Prinzip aufstellen oder billigen wollen, nur politische *Meinungsgenossen* in Berlin zu dulden. Und wohin würde man bei nur einigermaßen consequenter Festhaltung dieses Prinzips gelangen? Denn schwerlich glauben Ew. H., daß Alle gegenwärtigen Einwohner Berlins ein und denselben politischen Ansichten huldigen. Schwerlich werden es Ew. H. für er-

reichbar oder falls es selbst erreichbar wäre, für erreichenswerth halten, daß in einer Stadt von weit über 400 000 Einwohner keine differenten Meinungen herrschen und so das gute uralte Sprichwort: „Soviel Köpfe, soviel Hüte" plötzlich umgestürzt werde.

Und abgesehen selbst von allen Consequenzen — das ist und bleibt gewiß für alle Zeit unmöglich, daß in Preußen, dem Staate des Protestantismus, die Lenker des Staats die Gewissensfreiheit für aufgehoben erklären und Bürger wegen ihrer inneren Meinungen von dem Rechte der freien Niederlaßung ausschließen sollten.

Welche Ansicht man sich also auch von meinen Ansichten mache — Ew. H. sind gewiß Ihrer eigenen Religion und deren Geiste viel zu treu und wahr ergeben, um aus diesem Grunde mich aus Berlin excludiren zu wollen. Welcher Grund also ist es, der mir entgegenstehen kann?

Ich will es mit einem Worte sagen: Man hat, wie ich es sehr wohl weiß, Ew. H. schon seit Jahren durch Polizeiberichte etc. die Meinung beigebracht, ich sei ein conspiratorisches Genie!"

(Lassalle kritisiert dann die Zuverlässigkeit der Polizeiberichte und erwähnt dabei das auch aus einem Schreiben an Marx[1]) bekannte Vorkommnis, daß ein Doppelgänger von ihm in Solingen unter den Arbeitern agitiert habe.)

„Ich habe von allen diesen Thatsachen niemals öffentlichen Gebrauch gemacht, da ich nicht, wie man meint, ein Freund des öffentlichen Scandals bin. Ich erwähne sie hier nur zum Beweise meiner Behauptung und mit jenem exceptionellen Vertrauen, zu welchem mich der bekannte Charakter Ew. H. berechtigt.

Aber das kann ich Ew. H. versichern, daß ich häufig in Folge solcher, aber auch von Grund aus unwahrer Berichte, meiner Verhaftung binnen 3 mal 24 Stunden entgegen sah und es Ew. H. nicht verdacht hätte, wenn Sie, der Sie diese Berichte für wahr halten konnten, den Befehl dazu erlassen hätten.

Solche Berichte sind es gewesen, die mich zu einem Conspirations-Chef gestempelt haben.

Wenn jene Berichterstatter von feinerer Auffassungsgabe gewesen wären, so würden sie vielmehr Ew. H. haben sagen können, daß mir zum Conspirateur und Carbonari Naturell und Talent, Lust und Charakter, Alles gleichmäßig fehlt, daß meine ganze Individualität sich dazu nicht neigt, daß vielmehr — und so wenig ich je meine Ansicht verleugne, mit so gutem Fuge kann ich das Folgende sagen: meine ganze geistige Auffassungsweise der Dinge solchem, in meinen Augen nur kindischen, Carbonarismus entschieden entgegen steht und ihn geradezu bei mir unmöglich macht.

Aber grade, ich wiederhole es, je weniger ich mich jemals zu der Erbärmlichkeit herabgelassen habe noch jemals herablassen würde, meine Ansichten zu verleugnen, jemehr ich auch in diesem Briefe himmelweit von der Niedrigkeit entfernt bin, irgend welche Apostasie oder Gesinnungsänderung zu erheucheln — um so mehr wird der grade Sinn Ew. H. wissen, was er von der Wahrheit des Gesagten zu halten hat.

Es ist wohl ohnehin klar, daß all die angebliche Bedeutung und schauderhafte Gefährlichkeit, die irgend ein Einzelner, und zumal meine geringe Person in den Augen eines untern Polizeibeamten, bei dem nur auf Einzelne gerichteten und somit notwendig untergeordneten Gesichtskreis desselben haben mag, auf dem hohen,

---

[1]) Vgl. Lassalle an Marx, 7. Januar 1855. „Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle", Bd. IV, S. 94. Lassalle bringt in einem anderen Briefe (ebenda S. 102) den aus dem Kölner Kommunistenprozeß bekannten Polizeirat Goldheim damit in Verbindung, mit dem er mehrfach Beziehungen gehabt zu haben scheint. (Vgl. weiter unten.)

das Ganze umfassenden Standpunkt Ew. H. nur lächelnd betrachtet werden kann, und in Nichts verschwindet.

Es ist ferner wohl ohnehin klar, daß Ew. H. Sich sagen werden, wie ich es mir etwa in ähnlicher Stelle sagen würde: „Falls Lassalle sich in Berlin den Gesetzen anpaßt, so kümmern mich seine Meinungen nicht und falls er gegen die Gesetze verstößt, so wird er meiner Ahndung nicht entgehen."

Aber abgesehen von Alledem — könnten Ew. H. wirklich nur einen Moment lang es für möglich halten, daß ich mich in conspiratorischen und agitatorischen Absichten nach Berlin begebe?

Wie? Ich sollte mich dann selbst und freiwillig in die Höhle des Löwen wagen? Mich bei diesen Absichten, wie gleichsam in einer Art von Lebensüberdruß, in die unmittelbare Hand Ew. H. begeben?

Ew. H. werden mir einen solchen Grad von Unverstand, Leichtsinn und Unvorsichtigkeit nicht einen Augenblick im Ernste zutrauen. Und wären dies dennoch meine Absichten — so würde das doch gewiß durchaus nicht zum Schaden der Interessen, die Ew. H. so energisch vertreten, ausschlagen, sondern ausschließlich nur meiner eigenen Person zum Schaden gereichen und deren ungesäumte Vernichtung nach sich ziehen.

Nein, Herr Generaldirektor, ich kann aufrichtig sagen, wüßte ich nicht am besten, daß eben nur wissenschaftliche Motive mich leiten, ich ginge um meiner eigenen Sicherheit willen um keinen Preis nach Berlin; leiteten mich solche Conspirations Zwecke, ich würde aus vielen Gründen dann in der Rheinprovinz bleiben und um keinen Preis mich zu einer Domizil-Verlegung nach Berlin verstehen.

Es wird endlich Ew. H., wie Jedem, der wissenschaftliche Studien getrieben, auch klar, daß ein Werk, wie dasjenige, welches mich beschäftigt, und um dessentwillen ich gerade nach Berlin ziehen will, ein Werk, wie das über Heraklit, welches mit den dunkelsten und mühsamsten Partien der Alterthumswissenschaften zusammenhängt, ohnehin schon eine solche Concentration des Geistes verlangt, ohnehin schon in so ausschließlichem Maaße die Zeit absorbirt, daß es kaum Muße zu nötigster körperlicher Erholung, geschweige denn zu andern Dingen läßt.

Und liegt nicht vielmehr bei nur einigermaßen unbefangener Betrachtung die Ansicht weit näher, daß mein Fortziehen aus der Rheinprovinz, meine Übersiedelung nach Berlin durchaus nicht im Interesse meiner politischen Stellung, falls ich je eine solche hatte, geschehen kann, den Interessen derselben vielmehr schnurstracks zuwider läuft? In der Rheinprovinz kennen mich die Massen und ich genieße vielleicht aus früherer Zeit her einigen Vertrauens bei denselben, ich genieße jedenfalls — ein Vortheil, welchen der Agitator nicht hoch genug anschlagen kann — allgemeine genaue Bekanntheit. In Berlin dagegen ist mein Name, zumal den Massen, unbekannt und fremd; er sagt ihnen nichts und weckt keine Erinnerungen in ihnen. Ich bin dort nichts als ein isolirter, unbekannter, einzelnstehender Mensch, dessen Name der und Jener sich vielleicht dunkel erinnert in einem Zeitungsblatt gelesen zu haben; der aber, zumal bei den nicht Zeitung lesenden Massen, weder Vertrauen noch Sympathie noch den bindenden Kitt gemeinsamer Erlebnisse findet.

Das Alles kann dem Blick Ew. H. unmöglich entgehen und dennoch will ich nach Berlin, weil mein Geist mit unüberwindlicher Energie nach wissenschaftlichen Leistungen sich drängt. Und Ew. H. sollten statt diesen Umzug zu begünstigen, mich zwingen wollen, in Düsseldorf zu bleiben? — Denn die Frage steht für mich nur: Düsseldorf oder Berlin; ich kann Ew. H. mein Ehrenwort darauf verpfänden, daß ich mich niemals freiwillig aus meinem Vaterlande expatriiren werde, das ich in meiner Weise liebe!

Ew. H. sollten mir gewaltsam die Möglichkeit geistiger Vertiefung, gelehrter Arbeiten und wissenschaftlicher Leistungen abschneiden, mich gleichsam zwingen wollen, den gelehrten Arbeiten, zu denen es mich drängt, entsagend, mich hier —

denn irgend welche Beschäftigung und Bethätigung will doch der Geist — dem kleinlichen, politisch-kannegießernden Getreibe in die Arme zu werfen?

Unmöglich kann ich glauben, daß die bekannte Humanität Ew. H., Ihre hohe Liebe zur Wissenschaft und bekannte Begünstigung wissenschaftlicher Leistungen und endlich die weise Umsicht Ew. H. in diesem Sinne werden entscheiden wollen.

Und so nehme [so!] ich denn, indem ich Ew. H. nochmals ans Herz lege, daß es sich bei Ihrer Entscheidung um die ganze intellectuelle Zukunft eines Geistes handelt, mit vollem Vertrauen den Antrag: Es wolle Ew. H. gefallen, zu gestatten, daß ich mich in Berlin niederlassen darf[1]).

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Verehrung Ew. H.

ganz ergebenster

Düsseldorf, den 31. Mai 1855. F. Lassalle.

Die offizielle sozialdemokratische Geschichtschreibung läßt Lassalle nach Berlin übersiedeln, „nach der großen Stadt, wo sich die Geschicke der deutschen Revolution entscheiden mußten, der all sein Sinnen und Trachten galt“[2]). Diese dogmatisch-teleologische Betrachtungsweise von Lassalles Werdegang, schon gegenüber seinem Briefwechsel mit Marx kaum haltbar, fällt vor obigem Schreiben an Hinckeldey zusammen. Lassalles Sinnen und Trachten drängte nach der wissenschaftlichen, nicht nach der politischen Hauptstadt Deutschlands, in der sein reicher Geist in zusagender Umgebung die Fülle seiner Fähigkeiten entfalten konnte. Es waren eben halkyonische Tage, in denen, wie so viele große Geister Deutschlands, auch Lassalle nach den Stürmen der Politik in den Hafen der Wissenschaft flüchtete. Oder wäre die ganze begeisterte Huldigung vor der Wissenschaft nur eine Phrase, der ganze Brief nur ein listiges Diplomatenstück, bestimmt, den Argwohn der Berliner Polizei einzuschläfern? Ich möchte Lassalle gegen die Möglichkeit einer solchen Auffassung von vornherein in Schutz nehmen. Ich halte den Brief in seinem Kern für aufrichtig und wahr, und ich finde darin den echten, wenn auch nicht den ganzen Lassalle, echt in seinem Idealismus wie in seiner Eitelkeit, echt bis in die Naivität, die dem Polizeipräsidenten mit dem Manuskript des „Heraklit“ imponieren will und ihm einen Anteil an der Unsterblichkeit seines Verfassers großmütig zusichert.

Hinckeldey mochte, als Lassalles Redestrom auf ihn niederrauschte, wie Bismarck bei Jules Favres Wortschwall, sich wohl als Volksversammlung behandelt fühlen — Eindruck hat Lassalles pathetischer Appell auf ihn jedenfalls nicht gemacht. Was interessierte es die Berliner Polizei, ob ein Werk über griechische Philosophie mehr oder weniger erschien! Ihre Aufgabe war die Erhaltung der Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt, nicht die Förderung der Altertumswissenschaft. Lassalles Niederlassungsgesuch wurde kühl abgelehnt; ebenso einige Monate später, im Oktober 1855, seine Bitte, ihm einen Aufenthalt in Berlin für fünfzehn oder wenigstens für zwölf Monate zu gestatten.

---

[1]) Nur die Unterschrift ist eigenhändig.

[2]) Mehring, Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle. Bd. IV, S. 111.

So mußte Lassalle in Düsseldorf sich bescheiden. Verzagt hat er darum nicht. Mit bewundernswerter Energie, in einer, wie er selbst sagt, „wahnsinnigen" zweijährigen Arbeit, unterbrochen nur durch einige Erholungsreisen in die Schweiz und den Orient, gelang es ihm, das Werk über Heraklit zum Abschluß zu bringen. Dabei gab er den Kampf um Berlin keineswegs verloren. Er glaubte zu wissen, daß man ihn von Berlin ausschließe, weil man ihn im Verdacht habe, im August 1848 in Düsseldorf an Demonstrationen gegen König Friedrich Wilhelm IV. teilgenommen zu haben, und rechtfertigte sich dagegen bei der Düsseldorfer Polizei in einer umständlichen Denkschrift (August 1856), in der er die Übersiedlung nach Berlin als eine „wissenschaftliche Lebensfrage" bezeichnete. Gleichzeitig bemühten sich für ihn sein Vater, der sich im Sommer 1856 in Karlsbad mit Goldheim (vergl. oben S. 364) bekannt gemacht hatte, sein Schwager Friedland aus Prag, vor allem die Gräfin Hatzfeldt selbst, die im Winter von 1856 auf 1857 wiederholt in Berlin erschien und überall versicherte, daß man Lassalle verleumde, daß er sich von aller Politik fernhalte und in Berlin lediglich wissenschaftlichen Zwecken leben und daneben seine leidenden Augen von Graefe behandeln lassen wolle. Von anderer Seite wurde angedeutet, daß vielleicht gerade die Übersiedlung Lassalles nach Berlin dem anstößigen Verkehr mit der Gräfin Hatzfeldt ein Ende machen werde[1]).

So schien der Boden geebnet, als im Frühjahr 1857 Lassalle zu neuem Angriff schritt. Am 10. April richtete er an Hinckeldeys Nachfolger, den Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, das Gesuch, ihm zur Drucklegung seines Werkes über Heraklit, dessen Bedeutung er in seiner gewohnten wortreichen und selbstgefälligen Weise erläuterte, den Aufenthalt in Berlin zu gestatten. Unter Berufung auf das Zeugnis seines Düsseldorfer Arztes fügte er hinzu, daß er zugleich gegen eine entzündliche Affektion der Netzhaut beider Augen eine Kur bei Graefe unternehmen wolle. Das Gesuch hatte raschen Erfolg. Man erwiderte ihm zwar zunächst, daß ein Aufenthalt auf längere Zeit nicht erlaubt werden könne und fragte an, wieviel Monate er zu brauchen denke; als er dann aber unter Hinweis auf sein umfangreiches Manuskript, das er vorzulegen bereit sei, mindestens vier, möglichst sechs Monate erbeten hatte, wurde dem „Partikulier" Lassalle „behufs des Gebrauchs einer Augenkur und Herausgabe des von ihm verfaßten Werkes über Heraklit die Erlaubnis zu einem längstens sechsmonatlichen Aufenthalt" in Berlin erteilt. Ausdrücklich wurde dabei bemerkt, daß selbstverständlich die Erlaubnis auch vor Ablauf

---

[1]) Unter den mir vorliegenden Papieren findet sich eine Schilderung Lassalles von unbekannter Hand, die aus dieser Zeit zu stammen scheint und folgendermaßen lautet: „Sein Äußeres verrät in Haltung, Bewegung und Sprache den Juden. Denkt man sich einen Menschen von 5 Fuß 6—7 Zoll, schmächtig gebaut, den Kopf im Nacken, mit offenem Munde, aufgezogenen Schultern, zurückgeworfenen Armen, blasser Gesichtsfarbe, etwas gebogener Nase, einem nicht unangenehmen orientalischen Typus, dazu ein schwarzbraunes, starkes Haar, welches nicht am Kopfe anliegt, sondern wovon jedes einzelne Härchen sich in unendlichen Krümmungen pyramidal erhebt, und endlich noch etwas schlesisch-jüdischen Dialekt, so hat man ihn, wie er leibt und lebt, vor Augen."

der sechs Monate zurückgenommen werden könne, sobald Lassalle seinen Aufenthalt in Berlin zu anderen als den angegebenen Zwecken benutze oder das öffentliche Interesse sonst seine Entfernung erheische (25. April).

Lassalle selbst hat in einem bekannten Schreiben an Marx[1]) die polizeiliche Aufenthaltserlaubnis in Berlin zurückgeführt auf die ärztlichen Atteste über sein Augenleiden, hauptsächlich aber doch auf den Respekt vor seinem Manuskript, auf den „scheinbaren Respekt vor Wissenschaft, zumal vor allem Griechischen, den man bei uns doch noch gern affichiert". Ich zweifle, ob die wirkliche oder zur Schau getragene Achtung vor der Wissenschaft wesentlich zu Lassalles Gunsten gesprochen hat; mir scheint vielmehr ein anderes Motiv entscheidend gewirkt zu haben: man wünschte offenbar in Berlin, den vielgenannten Agitator, von dessen demagogischen Künsten die Düsseldorfer Behörden so Erstaunliches zu berichten wußten[2]), einmal in Berlin selbst beobachten zu können. Daneben scheint auch der Wunsch, ihn von der Gräfin Hatzfeldt zu trennen, nicht einflußlos gewesen zu sein.

Gerade hieran, an den Beziehungen zur Gräfin Hatzfeldt, drohte aber Lassalles Aufenthalt in Berlin gleich von vornherein ein rasches Ende zu finden.

Lassalle hatte kaum die polizeiliche Benachrichtigung erhalten, als er auch — so groß war seine Eile — nach Berlin abreiste (28. April 1857). Er nahm in der Potsdamer Straße Wohnung, unweit von Franz Duncker und der „Volkszeitung", wo sein Heraklit gedruckt werden sollte. Er versäumte nicht, sogleich zum Polizeipräsidenten zu gehen, der ihn nochmals verwarnte, wenn er sich nicht ruhig verhalte, werde ihm die Erlaubnis wieder entzogen werden.

Bald darauf hieß es, daß auch die Gräfin Hatzfeldt demnächst eintreffen werde. Im vormärzlichen Berlin hatte ihre gemeinsame Anwesenheit Anstoß erregt; auch jetzt glaubte man sie nicht dulden zu dürfen. Goldheim erschien bei Lassalle, um ihm anzudeuten, daß man seine Abreise erwarte, sobald die Gräfin ankomme; Zedlitz, den er wieder aufsuchte, forderte ihn auf, wenigstens während der Anwesenheit der Gräfin seine Wohnung nicht zu verlassen; man drohte mit sofortiger Ausweisung: Lassalle verweigerte alles. Er berief sich auf seine Aufenthaltserlaubnis, der er in keinem Punkte zuwidergehandelt habe. Er führe ein stilles Gelehrtenleben; eben solle der Druck seines Werkes beginnen, zu dem man erst griechische Typen habe gießen müssen. Eine Abreise wäre für ihn ein schwerer materieller Schaden, vor allem eine moralische Unmöglichkeit. Solle er durch eine freiwillige Abreise selbst anerkennen, daß nicht *eine* Stadt die Gräfin und ihn beherbergen dürfe? Oder solle er die Gräfin verhindern, nach Berlin zu kommen, um ihre kranke Schwester (eine Gräfin Nostitz) zu besuchen, und mit dem Preise ihrer Freundschaft das Recht bezahlen, in Berlin atmen und ein wissenschaftliches Werk herausgeben

[1]) Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle. Bd. IV, S. 109.

[2]) Düsseldorfer Bericht, 29. Dezember 1851: „Lassalle besitzt außerordentliche geistige Fähigkeiten, eine hinreißende Beredsamkeit, eine unermüdliche Tätigkeit, große Entschlossenheit, exaltierte Freiheitsideen, die ausgedehntesten Bekanntschaften, ein sehr gewandtes Benehmen."

zu dürfen? Mit feierlichem Nachdruck versicherte er zugleich und setzte sein Ehrenwort dafür ein, „daß zwischen ihm und der Gräfin keine andere Beziehung bestehe als die einer in gegenseitiger Achtung begründeten und durch zehn Unglücksjahre festgehämmerten Freundschaft".

Schließlich beruhigte sich der Polizeipräsident, besonders da Lassalle zwar mit der Gräfin, die sich den Monat Juni über in Berlin aufhielt, fast täglich verkehrte, übrigens aber sein zurückgezogenes Leben fortsetzte.

Ich schreibe hier nicht die Biographie Lassalles und nicht die Geschichte seiner Werke; ich bemerke deshalb nur, daß Lassalle den Sommer des Jahres 1857 still in Berlin verlebte, nur mit dem Druck seines „Heraklit" beschäftigt, abseits von aller politischen Wirksamkeit. Gleichwohl wurde das Ministerium des Innern, an dessen Spitze damals Herr von Westphalen, der Schwager von Karl Marx, stand, doch unruhig über die Dauer seines Aufenthaltes in Berlin, namentlich über den regelmäßigen Verkehr mit Franz Duncker und der „Volkszeitung", und hätte ihn gern so bald als möglich wieder aus Berlin entfernt gesehen. Dagegen aber sträubte sich jetzt der Polizeipräsident. Lassalle hatte gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes seines „Heraklit" der Polizeibibliothek ein Exemplar übersandt und — im September 1857 — den Freiherrn von Zedlitz „aus persönlicher Hochachtung" gebeten, ein zweites Exemplar in seine Privatbibliothek aufzunehmen, was er stets als eine ihm erzeigte Ehre betrachten werde. Zedlitz lehnte das ab, in aller Höflichkeit und mit entschuldigendem Hinweis auf die zwischen ihnen bestehende amtliche Beziehung, die ihm die Annahme des Buches verbiete; allein, was für Lassalle wichtiger war: als mit Ende Oktober die Aufenthaltsfrist ablief und Lassalle hauptsächlich mit Rücksicht auf die Herausgabe des zweiten Bandes um Fristverlängerung bat, gab er ihm anstandslos die Versicherung, „daß er ihn mit der Abreise nicht drängen wolle". Dem Ministerium gegenüber, das Bedenken äußerte, rechtfertigte er sein Entgegenkommen mit der Erklärung: „er glaube, daß Lassalle nie unschädlicher gewesen als während der fortgesetzten Beschäftigung mit seinem Herakleitos"; doch bewilligte er fortan, nach einer bestimmten Weisung des Ministeriums, nur eine jedesmal auf vier Wochen gültige Aufenthaltskarte.

So konnte Lassalle im Winter von 1857 auf 1858 auch den zweiten Band seines „Heraklit" der Öffentlichkeit übergeben, dazwischen an einem Drama „Franz von Sickingen" arbeiten, in das er die für ein wissenschaftliches Werk nicht verwendbaren politischen Leidenschaften seines Innern ausströmen ließ, und dann national-ökonomischen Studien sich zuwenden. In den gelehrten Gesellschaften der Hauptstadt, namentlich in den liberalen und oppositionellen Kreisen, die sich um Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense sammelten, bestaunte und berühmte man das umfassende Wissen und die scharfsinnige Kritik des „Heraklit"-Verfassers; man ermunterte ihn, eine ähnliche Arbeit über Pythagoras in Angriff zu nehmen. Immerhin blieb seine Lage nach wie vor unsicher; er lebte in Berlin doch nur auf vierwöchentliche Kündigung; irgend ein Zwischenfall konnte seiner nur geduldeten Anwesenheit ein plötzliches Ende machen.

Wenn es sehr bald dazu kam, so lag die Ursache schließlich im Wesen Lassalles, wie es einmal war, obgleich der besondere Anlaß zu seiner Ausweisung nicht von ihm verschuldet wurde. Lassalle ist nie ein bequemer Gesellschafter gewesen. Die Schärfe und Rücksichtslosigkeit seiner Dialektik, die den einen Zuhörer anzog und fesselte, hat andere abgestoßen und verletzt. So war er im Dunckerschen Hause gelegentlich mit einem Intendanturrat Fabrice zusammengestoßen, wobei dieser kaum Sieger geblieben sein mag. Fabrice, durch das petulante Wesen Lassalles erbittert, glaubte sich durch ein spöttisches Lächeln seines Gegners beleidigt und ließ ihm eine Forderung zugehen, die Lassalle ablehnte. Der Abgewiesene rächte sich, indem er Lassalle in der Nähe des Brandenburger Tores anfiel und dabei eine häßliche Prügelei verursachte (27. Mai 1858).

Der Vorfall machte begreiflicherweise in Berlin das größte Aufsehen. Der Polizeipräsident, dem amtlich darüber berichtet wurde, mochte sich jetzt um so mehr zu einem schroffen Einschreiten veranlaßt fühlen, als er vorher bei dem Ministerium für Lassalle eingetreten war. Da sich überdies herausstellte, daß Lassalles letzte Aufenthaltskarte bereits seit dem 20. April abgelaufen war, so wies er ihn noch am 4. Juni an, bis spätestens Ende des Monats Berlin zu verlassen. Er erinnerte ihn zugleich daran, daß man ihn über seine ursprünglichen Anträge hinaus in Berlin geduldet habe, daß die besonderen Zwecke, die er anfangs angegeben, einen längeren Aufenthalt jetzt nicht mehr rechtfertigten und nicht zum Vorwande für eine dauernde Niederlassung dienen sollten, die zu gestatten nie in der Absicht gelegen habe.

Erschreckt, aber nicht entmutigt beschließt Lassalle, alles zu versuchen, um den Ausweisungsbefehl rückgängig zu machen. Er eilt zu den Ministern Manteuffel und Westphalen, die ihn zurückweisen; er spricht mit Varnhagen, mit Boeckh, mit Humboldt, der sich eifrig für ihn verwendet[1]); endlich, nach einigem Zögern — was würden wohl Marx und die anderen sozialistischen Freunde dazu sagen? — entschließt er sich zu einer Eingabe an den Prinzen von Preußen, als den Stellvertreter des erkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV., ja, selbst zu einer Bitte um Audienz. Am 15. Juni schreibt er dem Prinzen:

„Ew. Königliche Hoheit
wollen gnädigst gestatten, daß ich mich einer ganz ausnahmsweisen Behandlung gegenüber, welche mich in meinen theuersten Existenzinteressen zu vernichten bedroht, an den Gerechtigkeitssinn Ew. K. H. wende.

---

[1]) Humboldt schrieb dem Prinzen, Berlin, 15. Juni 1858: „... Ich benutze diese Gelegenheit, um eine andere rein wissenschaftliche Bitte vorzutragen. In der widerwärtigen Angelegenheit des Anfalls auf Ferdinand Lassalle, den Verfasser eines vortrefflichen Werkes über eine der wichtigsten und dunkelsten Epochen der altgriechischen Philosophie, wird Ew. Königl. Hoheit in diesen Tagen durch den Herrn Ministerpräsidenten eine Petition gegen die drohende Ausweisung eingereicht werden. Lassalle hat sich fern von aller politischen Agitation gehalten; seiner Schrift über den Heraklitos, welche von Boeckh und anderen berühmten Altertumsforschern aufs höchste gepriesen wird, soll eine andere, noch umfangreichere über den Pythagoras folgen, die nur mit Benutzung der Schätze der hiesigen Bibliothek gedeihen kann. Ich flehe, daß Ew. K. H. auch in dieser Sache Gerechtigkeit und Milde und Liebe für das Wissenschaftliche eintreten lassen! Die früheren Heiterkeiten [so!] des Mannes gehören ja schon der Urwelt an."

Der Unterzeichnete lebt jetzt seit Mai v. J., also länger als ein Jahr, ruhig gelehrten Beschäftigungen hingegeben in Berlin, als er plötzlich das abschriftlich beigeschlossene, seine Ausweisung verfügende Rescript des Königl. Polizei-Präsidenten empfängt.

Gestatten mir Ew. K. H. kurz die Verhältnisse meines hiesigen Aufenthaltes auseinanderzusetzen und dann auf die unausgesprochenen Gründe des beiliegenden Rescriptes vom 4. Juni überzugehen.

Es war im Mai v. J. als ich zum Zwecke der Beendigung und Herausgabe eines seitdem hier erschienenen gelehrten Werkes über die Philosophie des Herakleitos von Ephesus von Seiten des Königlichen Polizei-Präsidenten die Erlaubnis erhielt, auf sechs Monate nach Berlin zu kommen.

Als beim Ablauf dieses Termines im Monat Oktober mein Werk zwar so weit vorgerückt war, daß es im November erscheinen konnte, ich jedoch dem Herrn Präsidenten von Zedlitz eröffnete, daß ich überhaupt im Interesse meiner wissenschaftlichen Existenz noch länger in Berlin zu bleiben wünschen müsse und daher bat, mir die Aufenthaltserlaubnis zunächst bis Ostern zu verlängern, erklärte mir der Herr Präsident, daß er nichts gegen meinen Aufenthalt hierselbst einzuwenden habe, so lange ich nicht durch politische Agitation ihn veranlasse, demselben entgegen zu treten.

Kaum war mein Werk — im November v. J. — erschienen, als ich die ehrenvollsten und seltensten Zeichen des Beifalls von Seiten der Koryphäen der hiesigen gelehrten Welt empfing. Alexander v. Humboldt, August Boeckh und andere Spitzen der hiesigen gelehrten Welt traten mit mir in Verkehr, beehrten mich mit ihrem Wohlwollen, mit den ausnahmsweisesten Zeichen ihrer Werthschätzung und mit ihrem Umgang. Die hiesige aus Professoren der Königlichen Universität bestehende philosophische Gesellschaft erwählte mich zu ihrem Mitgliede und von allen Seiten wurde ich aufgemuntert, in der begonnenen Weise der wissenschaftlichen Leistungen fortzufahren.

Der Königliche Professor und Mitglied der Königl. Akademie, Herr Dr. Lepsius, war es, welcher damals besonders in mich drang, in gleicher Weise wie Heraklit nunmehr den andern großen Ausgangspunkt der griechischen Philosophie, Pythagoras von Samos, zu behandeln, eine äußerst mühsame Arbeit, zu welcher der genannte Gelehrte wegen der dabei besonders in Betracht kommenden Verknüpfung griechischer Philosopheme mit den religiösen Speculationen des Orients mich nach den über dasselbe Thema im Heraklit bereits vorliegenden Leistungen für besonders berufen zu betrachten die Güte hatte.

Nach einigem Überlegen entschloß ich mich zu dieser langen und mühevollen Arbeit.

Ich begab mich daher — etwa im Februar d. J. — zu dem Herrn Polizei-Präsidenten, eröffnete ihm, daß ich die Vorarbeiten des gedachten Werkes über Pythagoras zu beginnen im Begriff stände und daß dieses Werk einen Aufenthalt von 4 bis 5 Jahren in Berlin ernöthigen würde. Hier war es, wo ich von Herrn von Zedlitz folgende zwar mündliche, aber doch darum gewiß nicht weniger unverbrüchliche Erklärung erhielt: „Ich habe nichts gegen Ihren hiesigen Aufenthalt einzuwenden, so lange Sie in Ihrer bisherigen Thätigkeit fortfahren. Je länger Sie hier bleiben, desto lieber wird es mir vielmehr sein, so lange Sie nicht durch politische Agitationen mich zwingen, Ihrem Hiersein Hindernisse in den Weg zu legen."

Ich habe mich streng nach dieser Erklärung gerichtet. Ich habe mich jeder politischen Thätigkeit enthalten. Ich muß demnach auch meinerseits diese Erklärung als einen Rechtsboden in Anspruch nehmen können, von dem Ew. K. H. nicht wollen wird, daß man ihn mir verletze, und dies ist der erste Grund, den ich anrufe.

Welches ist nun aber der Grund, auf den sich meine Ausweisung stützt?

Keine Art von politischer Thätigkeit kann man, ich wiederhole es, mir vorwerfen. In der That behauptet dies das bezogene Rescript auch nicht, sondern tritt plötzlich und trotz der eben angezogenen mündlichen Erklärung meinem ferneren Aufenthalt aus dem Grunde in den Weg, damit die Verlängerung desselben nicht dazu diene, mir „allmählig zur Gestattung eines dauernden Aufenthalts zu verhelfen".

Dieser Grund — und es ist der Einzige, den das Rescript angiebt — ist offenbar kein Grund. Denn abgesehen davon, daß es überhaupt schwerlich im Interesse der Regierung liegen kann, einen in wissenschaftliche Forschungen vertieften Gelehrten zu hindern, die gelehrten Hülfsmittel, welche der Staat nicht ohne große Kosten in der Residenz aufhäuft und zusammenbringt, ihrem Zwecke gemäß zu benutzen und also deshalb hier auch dauernd zu verweilen — abgesehen davon, sage ich, liegt auf der Hand, daß ein, wenn auch noch so lange fortgesetzter Aufenthalt hieselbst auf Aufenthaltskarte — und dies ist mein Fall — doch niemals das Rechtsverhältnis meines hiesigen Aufenthaltes ändert und ein Niederlassungsrecht erwirbt. Die Königliche Polizeibehörde würde es also ohnehin stets in der Hand behalten mich auszuweisen, sobald ein politisches Agitiren meinerseits ihr einen wirklichen Grund dazu giebt. — Der angegebene Grund meiner Ausweisung zerfließt also in sich selbst. Er reducirt sich zuletzt auf den Satz: Man weise mich lieber schon jetzt ohne Grund aus, damit man nicht in den Fall komme, mich vielleicht jemals mit Grund auszuweisen!

Gestatten daher Ew. K. H., daß ich zu dem einzigen, wenn auch unausgesprochenen Grunde komme, welcher das Rescript hervorgerufen hat.

Es ist dies der ganz unerhörte Vorfall, der sich am 27. Mai, Nachmittags gegen 3 Uhr am Brandenburgerthor zugetragen hat, der nämlich daselbst von dem Intendantur-Rath Fabriz und dem Intendantur-Referendar Bormann auf mich gemachte Anfall.

Es hat derselbe alle Zeitungen gefüllt, er bildet noch jetzt das Tagesgespräch der Stadt und den Gegenstand einer militärgerichtlichen Untersuchung; es wird daher genügen, in größter Kürze denselben zu erwähnen.

Am 26. Mai wurde mir durch den Intendantur-Referendar Bormann Namens des Intendantur-Raths Fabriz eine Forderung auf krumme Säbel hinterbracht, weil ich nach der Behauptung desselben vor vier Monaten im Hause meines Verlegers des Herrn Franz Duncker einst „gelächelt" haben sollte. Ich wies diese gänzlich unbegründete Forderung natürlich zurück und wurde in Folge dessen am andern Tage von dem Herrn Fabriz und seinem Cartellträger, als ich mich in die Stadt begeben wollte, mit dem beleidigendsten Zurufe überfallen und mit einer Reitpeitsche in das Gesicht geschlagen, worauf ich natürlich gezwungen war, mich meines Stockes zu bedienen.

Soll bei dieser ganzen Angelegenheit auch nur irgend ein Schatten eines Unrechts auf mich fallen, so könnte dieser nicht darin gefunden werden — und am allerwenigsten vom gesetzlichen Standpunkt aus — daß ich eine durch und durch unbegründete Herausforderung zurückwies, ebenso wenig darin, daß ich, als ich überfallen, beschimpft und mit einer Reitpeitsche geschlagen wurde, mich kräftigst vertheidigte, wozu jeder Mann gezwungen ist, wenn er sich nicht entehren will, — dies Unrecht müßte also höchstens in dem beleidigenden Anlaß liegen, den ich etwa gegeben hätte. Ich bin daher, so sehr es mir auch widerstrebt, Ew. K. H. mit solchen Nichtigkeiten zu behelligen, gezwungen, den Anlaß, wie ihn Herr Fabriz und sein Cartellträger angeben, hierherzusetzen. Er war nach Angabe des Letzteren folgender:

Im Monat Januar habe ich und Herr Dr. Frese mich im Duncker'schen Hause und im Gespräch mit der Hausfrau befunden, als Herr Fabriz dazu kam und statt am Gespräch theilzunehmen, mit dem jüngsten Kinde des Hauses spielte. Nach einiger Zeit habe die Hausfrau das Kind entfernen lassen und hierbei hätte ich in

einer ihn, Fabriz, kränkenden Weise gelächelt. Dies war die Beleidigung, auf die sich der Cartellträger für seine Forderung bezog, eine Forderung, die ich somit als gänzlich unstatthaft und unbegründet ablehnen mußte, und um so mehr, als dies angebliche Lächeln schon 4 Monat alt war, ich mich also nicht einmal entsinnen konnte und kann, ob ich vor 4 Monaten bei einem ganz unbedeutenden Vorgang gelächelt habe oder nicht; und als endlich Herr Fabriz in der Zwischenzeit noch häufig in eben-demselben Hause freundlich mit mir verkehrt hatte.

Ich habe aus Respect vor Ew. K. H. und aus Rücksicht auf den Raum vorstehend Alles weggelassen, was zur wahren Qualifikation und näheren Darlegung des ganzen empörenden Charakters jenes widerlichen Vorfalls dienen kann.

Aber eben deshalb erlaube ich mir Ew. K. H. zu bitten,

„Höchst Sich geneigtest die Akten der militärgerichtlichen Untersuchung in dieser Sache vorlegen lassen zu wollen."

Je genauere Einsicht Ew. K. H. von denselben und den wirklichen Motiven der Herausforderung, die ich in meiner Eingabe an Se. Excellenz den General-Feldmarschall von Wrangel und seitdem in meiner militärgerichtlichen Zeugenvernehmung dargelegt habe, sowie von dem daselbst von mir nachgewiesenen Sachhergang nehmen, desto mehr werden Sich Höchstdieselben von einer lebhaften und nur zu meinen Gunsten sich kehrenden Indignation gegen die genannten Herren ergriffen fühlen, eine Indignation, welche die gesammte öffentliche Meinung und Freund wie Feind von mir gleichmäßig theilt.

Ich war somit von Anfang bis Ende bei dieser Gelegenheit lediglich der Gegenstand eines unerhörten und schmählichen Ueberfalls, dem keine andern Motive als die des kleinlichsten persönlichen Hasses zu Grunde liegen.

Die Königlichen Behörden haben dies auch durch ihre eigene offizielle Handlungsweise anerkannt. Während die Staatsanwaltschaft gegen mich, den in gerechter Selbstvertheidigung Befindlichen, keinen Schritt gethan hat, hat das Königl. Militärgericht die Untersuchung gegen jene Herren eröffnet, in welcher auch bereits meine Zeugenvernehmung am 8. d. M. erfolgt ist, und bereits die Suspension jener Herren verfügt."

(Lassalle führt hierauf aus, daß die Militärqualität seines Gegners mit der Sache nichts zu thun habe, da die Reibungen zwischen ihnen rein persönliche gewesen seien; es wäre unklug, durch seine Ausweisung die Auffassung hervorzurufen, als handle es sich um einen Konflikt mit der Armee. Er fährt dann fort):

„Zu dem Unrecht und der Unklugheit kommt die Grausamkeit, sowie die Rücksichtslosigkeit auf alle Traditionen, welche seit je den Stolz preußischer Regierungen bilden. Zu diesen stolzesten Traditionen derselben gehört die schützende und fördernde Rücksicht auf die Wissenschaft. Man erlaubte mir sogar, als ich noch ganz unbekannt in der wissenschaftlichen Welt war, als noch durch nichts feststand, daß ich zu derartigen wissenschaftlichen Leistungen irgend befähigt sei, — zum Zwecke der Beendigung und Herausgabe meines Heraklit hieher zu kommen. Und jetzt, wo — ich beziehe mich auf das Urtheil eines Humboldt, eines Boeckh, eines Lepsius, die sich auch auf Befragen darüber äußern werden — mein Name einen anerkannten Klang in der wissenschaftlichen Welt besitzt, jetzt will man mich gewaltsam und unter der Androhung von „Zwangsmaßregeln" an der Bearbeitung eines wissenschaftlichen Stoffes von gleicher Wichtigkeit, an der Ausarbeitung meiner bereits in Angriff genommenen Philosophie des Pythagoras hindern? Daran hindern wegen eines auf mich verübten Attentats? Daran hindern wegen eines Vorfalls, der mir in keiner Hinsicht imputirt werden kann, der mich betroffen hat, um ein vulgäres aber äußerst zupassendes Bild zu gebrauchen, wie ein Ziegel vom Dach, der einem auf den Kopf fällt?

Es handelt sich, K. H., bei dieser Angelegenheit für mich um nichts geringeres als um meine ganze wissenschaftliche Existenz und das ist der Grund, warum ich es für mir gestattet halten muß, mit Wärme meine Sache zu führen.

Ich streite für das Theuerste und wesentlichste Existenzinteresse, das ein Mann der Wissenschaft kennt. Soll ich erst das auf der Hand Liegende ausführen und nachweisen, wie solche Arbeiten, wie sie mich beschäftigen, zumal solche, die auf das tiefste Alterthum zurückgehen, nicht in einer Provinzialstadt wie Düsseldorf, in der ich ansäßig bin; sondern, nochzumal wegen der großen in Betracht kommenden, orientalischen Studien, sich nur in Berlin mit Erfolg ausführen lassen, wo allein große wissenschaftliche Hülfsmittel im Allgemeinen und zumal für die Erforschung des Orients sich in dem nöthigen Umfange vorfinden. Und wenn sie vom Staate hier aufgehäuft sind, so geschah dies doch eben deshalb, damit sie benutzt werden und nicht damit diejenigen, die sie zu benutzen die Hingebung und die Befähigung haben, durch Ausweisung von ihnen abgeschnitten werden.

Soll ich noch ausführen, welch anderes höchst wesentliches Hülfsmittel hier in dem anregenden Verkehr und der Berathung mit anderen Gelehrten liegt und daß in der Isolirung jede Kraft erlahmen muß?

Es handelt sich also, K. H., um meine ganze Existenz und wissenschaftliche Thätigkeit, von der Ew. K. H. nicht wollen werden, daß sie zum Schaden der Wissenschaft selbst und zum Ruine meiner persönlichen und so berechtigten Lebens-Interessen in der grundlosesten Weise geknickt werden.

Nach diesen so wesentlichen Gesichtspunkten mag es hinreichen, die formelle Frage, in wie fern denn die Polizei überhaupt berechtigt sei, willkürlich und ohne Angabe jedes Grundes einen preußischen Bürger von hier auszuweisen, eben nur so anzuregen.

Umsonst, K. H., habe ich in einer Audienz bei Sr. Exc. dem Minister des Innern Abhülfe gesucht. Dieser Schritt mußte um so vergeblicher bleiben, als die Maßregel gegen mich überhaupt, wenn ich nicht sehr irre, gerade von dem Minister des Innern, und nicht von dem Herrn Polizei-Präsidenten ausgeht.

Ich kann daher nur auf Ew. K. H. mein Auge richten. Dies geschieht aber auch mit dem festesten Vertrauen und der lebhaftesten Überzeugung, daß bei dem bekannten Character Ew. K. H. unmöglich die Bitte unerhört bleiben kann, die ich richte, die Bitte,

„daß Ew. K. H. geruhen möge, der Königl. Polizeibehörde befehlen zu wollen, mich unbehelligt meinen wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere der Ausarbeitung meines Pythagoras hier nachgehen zu lassen."

Sollte inzwischen das in dieser Eingabe Gesagte wider Erwarten noch nicht hinreichen, um die Grundlosigkeit des mir widerfahrenen Unrechts nachzuweisen, so wage ich vertrauensvoll an Ew. K. H. die Bitte zu richten,

mir gnädigst eine Audienz bei Ew. K. H. nicht versagen und die Stunde derselben anberaumen lassen zu wollen, damit ich bei Ew. K. H. persönlich meine Bitte noch näher zu begründen und zu rechtfertigen vermag[1]).

In tiefster Ehrfurcht

Ew. K. H. unterthänigster

F. Lassalle.

Berlin, 15. Juni 1858. Potsdamerstr. 131.

Alexander von Humboldt, in einem Schreiben an Boeckh, nennt Lassalles Eingabe: lang, aber sehr klug. Das Urteil ist gewiß zutreffend. Unter den ehrerbietigsten Formen, die für Lassalle noch kein Parteiterrorismus verbot, in würdigem Tone, ist die Beschwerde geschickt, eindringlich, nachdrucksvoll; sie findet Accente der Wahrheit, wie sie nur aus echtester und innerster Überzeugung quellen. Freilich würde sie uns heute noch klüger erscheinen, wenn

[1]) Nur die Unterschrift ist eigenhändig.

Lassalle sein steigendes Selbstgefühl niederzuhalten vermocht hätte. Erinnern wir uns der um drei Jahre älteren Eingabe an Hinkeldey: hier wie dort derselbe begeisterte Kult der Wissenschaft; aber jetzt erhebt sich neben ihr zu gleicher Höhe schon Lassalle selbst, und huldigend umgeben ihn Heraklit und Pythagoras, Humboldt und Lepsius.

Lassalles Eingabe wurde im üblichen Geschäftsgang dem Minister des Innern, von diesem dem Polizeipräsidenten zur Berichterstattung überwiesen. Zedlitz fiel es nicht schwer, den Ausweisungsbefehl formell zu rechtfertigen. Lassalle hatte zu bestimmten Zwecken Aufenthaltserlaubnis erhalten: die Zwecke waren längst erledigt, die Erlaubnis abgelaufen; mit Entschiedenheit bestritt der Präsident, daß je von einem vier- bis fünfjährigen Aufenthalt die Rede gewesen, daß er je zu Lassalle die ihm in den Mund gelegten Worte gesprochen habe. Sachlich begründete er die Ausweisung damit, daß Lassalle nach Vollendung seines wissenschaftlichen Werkes seinen Verkehrskreis erweitert und verändert habe, insbesondere mit dem Redakteur der demokratischen „Volkszeitung" intimsten Umgang pflege, daß er sich über den König „in infamster Weise" ausgesprochen, die Stellvertretung des Prinzen als gesetzwidrig bezeichnet — das alles hatte Fabrice behauptet — und „die Notwendigkeit einer blutroten Revolution hervorgehoben haben solle". Der Vorfall mit Fabrice sei keineswegs der Ausweisungsgrund, sondern nur ein Inzidenzfall. Was dabei zur Sprache gekommen, bestätige eben nur, daß Lassalle ein Mensch sei, dem der Aufenthalt in Berlin nicht länger gestattet werden dürfe. Zedlitz schließt seinen Bericht, indem er aus der Abweisung der Beschwerde Lassalles sozusagen eine Kabinettsfrage macht: der Ausweisungsbefehl sei so sehr aus seiner eigensten pflichtmäßigen Initiative hervorgegangen, daß er die Verantwortung für sein Amt nicht ferner übernehmen könne, falls dem Antrage Lassalles stattgegeben werden sollte.

Der Minister des Innern trat diesem Berichte vollständig bei. Er ergänzte ihn noch aus den Antezedentien, die der Präsident nur flüchtig gestreift hatte, indem er für den Prinzen ein Bild Lassalles entwarf, zu dem dessen revolutionäre Vergangenheit und die Beziehungen zur Gräfin Hatzfeldt die schwärzesten Farben leicht hergaben. Der Minister erinnert noch besonders an die bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause, bei denen man fremde Wühler von der Hauptstadt fernhalten müsse, und unterbreitet endlich dem Prinzen den Entwurf zu einer Order, die Lassalles Eingabe kurzweg abschläglich bescheidet.

Der Prinz, der sich inzwischen nach Baden-Baden begeben hatte, war damit doch nicht ohne weiteres einverstanden. Für die schlimmen Anklagen des Polizeipräsidenten wegen der angeblichen Äußerungen Lassalles über den König und die Notwendigkeit einer blutroten Revolution vermißte er die Beweise. Ohne auf die Eingabe unmittelbar zu antworten oder das Audienzgesuch zu berücksichtigen, erklärte er schließlich zwar die Ausweisung Lassalles für „an sich vollkommen gerechtfertigt", deutete aber doch an, daß man erwägen möge, ob sich seine Duldung in Berlin nicht vielleicht aus Zweckmäßigkeitsgründen empfehle (8. Juli).

Eine Andeutung, die der Minister des Innern nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Schon am 12. Juli wurde vielmehr ein ablehnender Bescheid für Lassalle ausgefertigt und dem Polizeipräsidenten übersandt, der ihn Lassalle aushändigte. Lassalle erklärte, er brauche mindestens zwei Monate Zeit zum Einpacken, wolle aber überhaupt Berlin nicht verlassen und werde nur der Gewalt weichen. Als der Präsident ihm nur die üblichen drei Tage Frist bewilligte und nach deren Ablauf mit Zwangsmaßregeln drohte, gab er nach; er bat nur, ihm bis zum 25. Juli Zeit zu lassen, wo er ohnehin abreisen wolle, übrigens denke er, wie er hinzufügte, jedenfalls Ende September wieder nach Berlin zurückzukehren. Der Präsident, der nach einiger Weigerung seine Bitte gewährte, bemerkte ihm, daß im Herbste dieselben Gründe für seine Ausweisung noch vorliegen würden wie zurzeit; nur wenn Lassalle binnen vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft sich bei ihm melde, wolle er von sofortigen Zwangsmaßregeln Abstand nehmen und sich seine weitere Entschließung vorbehalten.

Am 25. Juli hat dann Lassalle zusammen mit Franz Duncker Berlin verlassen. Als er, nach längerem Aufenthalte in der Schweiz, am 14. Oktober zurückkehrte, kam er in ein anderes Berlin, in ein anderes Preußen. Wenige Tage vorher, am 7. Oktober, hatte der Prinz von Preußen die Regentschaft angetreten, am Tage darauf den Minister des Innern, von Westphalen, entlassen. Der Polizeipräsident, den Lassalle unmittelbar nach seiner Ankunft aufsuchte, und dem er die Ausarbeitung eines neuen wissenschaftlichen Werkes als den Zweck seines Aufenthaltes angab, gestattete ihm vorläufig, in Berlin zu bleiben, unter der Bedingung, daß er sich politischer Tätigkeit enthalte und insbesondere an den bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause nicht beteilige. Lassalle erwiderte, daß er (wie bekanntlich die demokratische Partei damals überhaupt) sich für die Wahlen nicht interessiere und sich gar nicht darum kümmern werde; das spreche er als eine Tatsache aus, nicht als einen Revers oder als eine Verzichtleistung, worauf der Präsident ihm entgegnete, daß es nur auf sein tatsächliches Verhalten ankomme, nicht auf seine Beweggründe.

So verblieb Lassalle im Winter von 1858 auf 1859 in Berlin, wo er sein Drama „Sickingen" vollendete. Obwohl er auch jetzt seine Aufenthaltskarte von vier zu vier Wochen erneuern mußte, begann er doch allmählich, sich so sicher zu fühlen, daß er bei dem in der milden Luft der „neuen Ära" aufblühenden öffentlichen Leben nicht nur wieder der Politik sich zuwandte — damals entstand seine Flugschrift: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie" — sondern auch das Recht zu dauerndem Aufenthalte in Berlin zu erwerben suchte. Die städtische Verwaltung, der er 30 Taler Einzugsgeld bezahlte, erhob keinen Einspruch, ebensowenig die gleichfalls befragte jüdische Gemeinde; desto mehr Schwierigkeiten machten nach wie vor die staatlichen Behörden. Der Polizeipräsident — es war immer noch der Freiherr von Zedlitz — an den er sich im April 1859 mit der Bitte um Genehmigung des Niederlassungsgesuches wandte, verwahrte sich dagegen „mit allen Kräften"; er fürchtete infolge des italienischen Krieges und der gestörten Arbeitsverhältnisse ohnehin unruhige

Zeiten, bei denen er einen Mann wie Lassalle in Berlin gern entbehrte; auch der neue Minister des Innern, Flottwell, wünschte seine baldige Entfernung aus der Hauptstadt. Indessen wurde zunächst eine Entscheidung weder in dem einen noch in dem anderen Sinne getroffen, was auch damit zusammenhing, daß über die grundsätzliche Regelung des Niederlassungsrechts in Berlin überhaupt Erwägungen schwebten. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die fernere Anwendbarkeit einer Kabinettsorder von 1844, welche die Niederlassung in Berlin solchen Personen untersagte, die durch ihren Aufenthalt die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährden könnten. Darüber verging der Sommer 1859, und im Ministerium des Innern wurde Flottwell durch den Grafen Schwerin ersetzt. Der neue Minister, bei dem Lassalle im Oktober 1859 die Erledigung seines Niederlassungsgesuches in Erinnerung brachte, hätte es nicht zurückweisen können ohne Verleugnung seiner politischen Vergangenheit. Wenn das Verhalten Lassalles in Berlin, wie es der Fall war, seit 2½ Jahren keinen Grund zur Versagung der Niederlassung darbot, — in der früheren politischen Tätigkeit Lassalles, obschon sie zu einer Verurteilung geführt hatte, durfte der bisherige Leiter der liberalen Opposition einen Vorwand nicht finden. So stimmte Schwerin zwar für die Zulassung Lassalles, aber er stellte die endgültige Entscheidung in das Ermessen des Prinzregenten, und indem er das Niederlassungsgesuch befürwortete und den Entwurf einer entsprechenden Order beifügte, wies er doch zugleich auf jene Kabinettsorder hin, über deren Anwendbarkeit der Prinz zu entscheiden sich vorbehalten hatte, und die eine Handhabe zur Ablehnung des Gesuches bieten konnte.

Hiernach lag die Entscheidung über Lassalles nächstes Schicksal abermals in der Hand des Prinzen von Preußen. Er entschied, wie von ihm nicht anders zu erwarten war: der Prinz, der schon im Jahre vorher für Duldung gewesen wäre, verfügte am 7. November 1859 nach dem Antrage Schwerins: „daß die von dem Literaten Ferdinand Lassalle beantragte Niederlassung in Berlin polizeilich nicht weiter gehindert werde".

Lassalles fast fünfjähriger Kampf um Berlin war siegreich beendet; historisch gesagt: der Geist der „neuen Ära", vertreten hauptsächlich im Prinzregenten, hatte auch im Falle Lassalle das alte Polizeiregiment überwunden. Darin liegt vornehmlich die typische geschichtliche Bedeutung dieser Episode. Für Lassalle selbst waren diese fünf harten Arbeitsjahre, mit so schwerem Druck sie oft auf ihm lasteten, nicht minder bedeutungsvoll und ergebnisreich. „Mit eiserner Willensenergie", wie er später an Marx schreibt, hatte Lassalle, dem die Politik untersagt war, sich zu wissenschaftlicher Arbeit gezwungen, die seinen Geist zugleich stählte und schmeidigte, und eine Fülle philosophischen, philologischen, rechtsgeschichtlichen und nationalökonomischen Wissens in sich aufgespeichert, das seine ungemeine Produktivität in den nächsten Jahren erklären hilft. Man könnte sagen: in der stillen Studierstube, in der polizeilicher Zwang ihn eingesperrt hielt, hat er die Rüstung und die Waffen geschmiedet, mit denen er bald in das öffentliche Leben kampflustig hinaustreten sollte.

Conrad Ferdinand Meyer.

In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer.

I.

Bald werden es fünf Jahre sein, daß Conrad Ferdinand Meyer in der Stille seines Heims in Kilchberg am Uferabhange des Zürchersees seine Augen geschlossen hat. Elf Jahre aber sind vorüber, seit er die Feder niederlegte, die den Bildern seiner kühn schaffenden Phantasie die feste, reine Gestalt des Kunstwerks, das ihm eigentümliche starke, seine Dichtkunst charakterisierende Gepräge verlieh. Schon während er noch lebte, ist viel über seine Werke, über ihn selbst und seine Eigenart gesprochen und geschrieben worden. Sein schlichtes Landhaus war den Besuchern offen. Manche überschritten C. F. Meyers Schwelle, die, von ihm willkommen geheißen, sich mit ihm über seine und ihre eigenen künstlerischen und dichterischen Arbeiten unterhielten. Dieser einfache Umgang mit verständnisvollen Mitstrebenden, die sich auf derselben oder einer ähnlichen Bahn wie er weiterkämpften, auf jener steilen Bahn, die sich auch dem Berufenen nur Schritt für Schritt öffnet, sagte ihm am besten zu. Dieses mit geistesverwandten Freunden sich Begegnen unter dem eigenen Dache, wie es, länger oder kürzer, die milde Gunst des Tages bot, war in späteren Jahren sein liebster Verkehr. Es war vielleicht der einzige, der seiner geistigen Natur völlig entsprach.

In früheren Zeiten bereits, als er noch keinen festen Wohnsitz und keinen Dichternamen hatte, pflegte er lebhafteren Verkehr mit vielen verschiedenen Menschen, als es von einem einsam und damals etwas traumhaft durch das Leben Gehenden zu erwarten war. Selbst von Natur arglos und sogar unvorsichtig in der Äußerung seiner Eindrücke und Gedanken, empfing er von jeher von der Persönlichkeit, der er, sich mit ihr unterhaltend, gegenübersaß, starke und scharfe individuelle Eindrücke. Ganz andere wohl meistens, als sein Gegenüber, wenn es zu den berechnenden Naturen gehörte, ahnen oder wünschen mochte. Merkte er eine Absicht, die nicht sogleich frank hervortrat, so wurde er zwar nicht gerade „verstimmt", aber es belustigte ihn dann zuweilen, den entdeckten Faden komödienhaft weiterzuspinnen oder zu verwirren. Im Grunde zog ihn jede ausgeprägte, ehrliche Menschennatur durch ihre charakteristischen Seiten an. Im Salon oder im Bündner Postwagen, am Gasttische

des Berghauses oder auf dem Dampfboote des Schweizersees, überall begegnete er, schon in seinen reiselustigen jüngeren Jahren, durchaus ungesucht irgend einem, mit dem man ihn in kürzester Frist in lebhaftem Gespräche sah. Hirten und Matrosen, Professoren und Gelehrte der verschiedensten Fächer, Kantonsräte und Nachbarn vom zürcherischen Seeufer kehrten ihm gegenüber ihr Inneres heraus, verwickelten sich unversehens in Lebensfragen oder erzählten ihm seltsame Stücke ihrer eigenen Biographie. Jeder eigentümliche individuelle Zug interessierte ihn und erweckte in ihm unabweislich den künstlerischen Trieb, sich daraus den ganzen Menschen deutlich auszubilden.

Auf dem schattigen, breiten Verdeck unserer alten Dampfboote, die früher den Verkehr über den blauen See und von dessen Ufern nach Zürich vermittelten, war der schönste Raum für solche Begegnungen. Auf diesen Schiffen war der Dichter ein bekannter, gern gesehener Fahrgast. Freunde stiegen ein, Freunde stiegen aus; man sah sich, sprach sich; dann ertönte der Ruf: „Stopp!" Der Dampfer hielt an einer der vielen blühenden Stationen, der leichte Landungssteg flog aufs Verdeck, man grüßte sich und schwand sich aus den Augen, während das Boot von dannen rauschte.

Nach Jahren, als mein Bruder nach seiner Verheiratung sich in Kilchberg niedergelassen hatte und nicht mehr unten am Ufer wohnte, benutzte er andere Verkehrsmittel, um von seinem hochgelegenen Heim nach Zürich zu gelangen. So verschwand er vom Verdecke des Bootes und ward kaum mehr dort gesehen. Ich reiste allein. Das kam nun seinen ehemaligen Dampfbootbekannten ungewohnt vor. Er mangelte ihnen. Da setzte sich dann nicht selten der eine oder andere von ihnen zu mir, vielleicht in leiser Absicht, die vereinsamte Schwester zu trösten, und fragte nach meines Bruders Ergehen. Sie sagten mir, wie gerne sie immer mit ihm gesprochen hätten.

„Und das seltsamste ist," vertraute mir einst ein alter Professor der landwirtschaftlichen Fächer am Lehrerseminar in Küsnacht, „daß ich mit Ihrem Herrn Bruder immer über Dinge redete, die ich sonst ganz für mich behalte. So oft ich, wenn ich einsteigend ihn auf dem Verdecke sah, mir auch vornahm: Heute erwischt er dich nicht! Heute bist du vorsichtig! — im Handumwenden hatte er mich wieder in ein Gespräch über Dinge verwickelt, von denen ich gedacht hätte, eher zerbisse ich mir die Zunge, als daß ich mich darüber auslieβe. Sonderbar, — darin hat Ihr Herr Bruder es mir angetan."

Und ganz absichtslos, sicherlich, geschah es. Etwa wie ein vorüberwandernder Geologe mit seinem Hämmerchen an eine Felswand klopft, um zu hören, was ihm daraus entgegenklinge. Denn gerade die flüchtige Dauer dieses Zusammenseins auf dem schönen, von kühlenden Lüften überhauchten See und die Freiheit der Bewegung auf dem Schiffe, die es gestattete, jeder unangenehmen Wendung des Gesprächs auszuweichen, ermüdende Längen abzuschneiden, sich in der Reisegesellschaft einen anderen Platz zu wählen, einer anderen Gruppe sich anzuschlieβen, gab dieser Geselligkeit des Zufalls ihren besonderen Reiz.

Ein Verkehr, der für den Dichter ganz andere und köstlichere Früchte trug, wurde ihm durch die allwöchentlich in Mariafeld bei Dr. François Wille und seiner trefflichen Frau verlebten Nachmittage geboten. Dr. Wille war ein

feinsinniger Vorleser. Es war ein großer Kunstgenuß, ihn Shakespearesche Dramen oder Goethesche Meisterwerke vortragen zu hören. Er las mit feurig-lebendigem Verständnis, edel und maßvoll, und der Freundeskreis, der ihn unter den hohen, schattigen Bäumen seiner Kastanienallee oder in den Sälen seines altzürcherischen Landhauses umgab, bestand aus nach Alter und Herkunft kurzweilig gemischten, stets aber aus aufmerksamen und dankbaren Zuhörern. Gäste von nah und fern, die irgend ein literarisches oder künstlerisches Interesse mit dem geistvollen Hausherrn verband, alte nordische Freunde, süddeutsche Nachbarn und Verwandte bewegten sich in dem liebenswürdig-gastlichen Hause unter dem aufsprossenden Geschlechte der jugendlichen Söhne und schönen Schwiegertöchter und Enkel der edlen, mütterlichen Frau, die alle verstand und jedem gütig war.

Kräftige, an Rubens erinnernde Farbentöne brachten bei festlichen Vereinigungen Gottfried Kinkel und die Gräfin Plater in das harmonische Bild: Gottfried Kinkel, von dem Dr. Wille behauptete, er sei einen Augenblick lang, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der berühmteste oder doch der am meisten besprochene Mann Deutschlands gewesen, und die Gräfin Plater, die, als mein Bruder sie in Mariafeld kennen lernte, gerade in den „Jugenderinnerungen", die sie schrieb und in „Über Land und Meer" publizierte, als die gefeierte Schauspielerin Caroline Bauer förmlich wieder auflebte.

Beide machten noch in ihren hohen Jahren in Rede und blühender äußerer Erscheinung den überzeugenden Eindruck ihrer früheren außerordentlichen Wirkung auf die Gemüter. Beiden spürte man an, daß sie dessen nicht vergaßen. Beide waren fühlbar guten und wohlwollenden Herzens. Wie kam es nur, daß die ihres Berufes bewußt werdende, sich konzentrierende Dichterseele meines Bruders gerade bei der Berührung mit diesen beiden Poetennaturen sich in den hintersten Winkel seiner inneren Abgeschlossenheit flüchtete und verbarg? Er, der sonst den lebendigen Blutstrom des Temperaments an anderen hoch wertete und seine eigenen Gebilde damit zu durchfluten und zu erwärmen bestrebt war?

Nicht daß er nicht beide Persönlichkeiten, jede in ihrer Weise, geschätzt hätte und im Verkehr dankbar und freundlich ihrem Wohlwollen entgegengekommen wäre! Auf Tieschestänge, wenn in Dr. Willes Speisesaal die beiden Veteranen der Kunst, das obere Ende der Tafel zierend und ihre vielfach gemeinsamen Erinnerungen austauschend, mit sonorer Stimme scherzten und rezitierten, sah der Dichter gerne still und unbehelligt vom unteren Tischende her dem lebhaften Kreuzfeuer zu. Dazwischen geraten? Zwischen die große Schauspielerin und den gewaltigen Redner? Nein! Die beiden Kraftnaturen, die sich völlig ebenbürtig waren, hätten ihn erdrückt. In solchen Lagen war er waffenlos. Kreuzten sich verschiedene Klingen in hitzigem Wortgefecht, wie es in Mariafeld vorkommen konnte, wurden die Angriffe persönlich, so konnte es ihm begegnen, daß er sich in der Waffe vergriff, daß ihm ein unglückliches, verletzendes Wort entfuhr, nur weil er sich vorzeitig decken und verwahren wollte. Es war seinem inneren Menschen dabei unwohl, und er bereute nachher den schleunigen Fehlstoß, des fliegenden Wortes bedauernd eingedenk, daß „Wunden und Scherze zum voraus sich nicht messen lassen".

Gottfried Kinkel als Dichter, Caroline Bauer als Bühnenkünstlerin waren robuste und völlig ausgestaltete, plastisch und verständlich sich darstellende Persönlichkeiten. Ihre Wirkung war früher ins große und allgemeine gegangen. Einen verhüllten, psychologischen Hintergrund, wie ihn C. F. Meyer suchte und bedurfte, um sich selbst aufzuschließen, ein Menschenrätsel, wie es sein künstlerisches Bedürfnis zur Lösung verlangte, boten ihm beide nicht. Sie gaben mit vollen Händen, sie gaben ihr Bestes, und sie wußten, was sie gaben. Die noch immer imponierende Erscheinung der Gräfin Plater hatte sich im Alter, hierin der starken Komplexion Gottfried Kinkels nicht unähnlich, zu einer gewissen körperlichen Schwere gerundet. Auch sie trug deutlich ausgeprägte, weithin sichtbare Züge, verfügte über eine kräftige Geste und über den lachenden, tönenden Wohllaut einer Stimme, die weite Kreise zu beherrschen gewöhnt war. So bewegten sich schwächer oder spröder organisierte Naturen, wenn sie der Zufall neben diese alten Vollblutsmenschen versetzte, ganz unwillkürlich etwas rückwärts, teils wohl um von ihrer Art nicht psychisch Gewalt zu erleiden, teils auch im Gefühle, sie müßten, damit man ihnen gerecht würde, in einem weiteren Rahmen stehen und wie Freskobilder aus einer gewissen Ferne betrachtet werden können. Eine prächtige Verve und Arbeitskraft bewährten übrigens die beiden im Überschwang begabten Jugendgenossen auch gegen die auf sie eindringenden Gegenmächte des Alters und steigender finanzieller Sorge, vor der sie beide, ohne daß wir es damals ahnten, durch ihren glänzenden Namen durchaus nicht geschützt waren.

C. F. Meyers nach innen gedrängte Kunstbegabung, die nur schwer die ihn befriedigende Ausdrucksform fand und füllte, war eine jenem schwungvollen Ausgeben des eigenen Selbst — die Gräfin Plater hieß es scherzend: „sich selber verplempern" — durchaus entgegengesetzte. Obschon er das Theater in seiner Jugend gerne besuchte, wo es ihm, wie in Paris bei der Aufführung der Stücke französischer Klassiker im Théatre français, besonders des von ihm über alle anderen gestellten Molière, einen einzigartigen, vollkommenen Kunstgenuß bot, so war er dennoch seiner ganzen Art gemäß allen starken theatralischen oder rhetorischen Eindrücken abhold. Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Vortrag politischer oder religiöser Natur ihn hingerissen oder fühlbar beeinflußt hätte. Er hörte dabei im Geiste leise Nebengeräusche, die ihn zerstreuten. Es entstanden dabei in seinem Innern unwillkürliche Regungen der Abwehr und des kritischen Einwands, die den Gesamteindruck störten. Beabsichtigte starke Wirkungen machten ihm leicht den Eindruck des Gewalttätigen und Rohen, wenn nicht gar des Unwahren.

Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er heftige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten, so gut er konnte, von sich ab. Er schätzte und bewunderte bewußt leidenschaftliches Auftreten nur, solange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu. Er kannte den Ausdruck seiner eigenen Miene nicht und verstand es nicht, ihn zu messen oder auf eine weitere Umgebung zu berechnen. So war er in keiner Weise ein Redner, und auch das allerkleinste Talent zum Schauspieler ging ihm ab. Starken Konflikten — „Szenen", wie er das nannte — waren seine Nerven

nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderem Grade hatten schon Ärger oder Übermüdung eine ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist.

Beweglich, fein und liebenswürdig im Kreise anregender Freunde, die ihn verstanden, war er gütig und einfach gegen Enterbte des Lebens und im Verkehr mit allen, die von ihm abhingen. Da er keine temperamentvolle, aber von Hause aus eine harmlose und kindlich heitere Natur war, so prägte er sich, als er einmal, nach innen und nach außen gefestet, auf eigenem Boden stand, zu einer geläuterten Persönlichkeit von ganz sicherem, sehr wohltuendem Umgange aus. Man fühlte ihm an, daß er guten, friedliebenden und gerechten Geistes war. In späteren Jahren flüchtete er seine Nervosität in eine gewisse zürcherisch-würdevolle Reserve und liebte es, wenn er zu Hause Gäste empfing, das Gespräch in ruhige Bahnen zu lenken, wo keine heftigen Zusammenstöße drohten. Von Persönlichem und von Persönlichkeiten seines Lebenskreises vermied er zu reden, da er wußte, wie leicht dabei unreine Motive sich einmischen oder kleinlicher Neid und schiefe Urteile hervorschießen. Solche Regungen waren ihm, an sich selbst und an anderen, als etwas Widerwärtiges verhaßt. Verleumdungen ekelten ihn an; der Abscheu vor dieser Häßlichkeit steigerte sich bei ihm zu physischem Unbehagen.

Die Ruhe des Landlebens, die sichere Abgeschlossenheit seines häuslichen Heims in Kilchberg empfand der Dichter als eine große Wohltat. Bei seiner Abneigung, öffentliche Lokale und Weinstuben zu besuchen — er behauptete, schon der Geruch des Wirtshauses schlage ihm unangenehm auf die Nerven — wurde es ihm in älteren Jahren zur lieben, freilich etwas bequemen Gewohnheit, alle, die ihn aufsuchten oder kennen lernen wollten, bei sich in seinen gemütlichen vier Mauern oder im eigenen Garten zu empfangen. Hier fühlte er sich wohl und sicher, bewegte sich in genügender Luft und in genügendem Raum, was er den besten Luxus nannte, und war erst recht er selbst.

Es ist vieles aus diesen Kilchberger Gesprächen in die Öffentlichkeit gedrungen. Bald geschah es in liebenswürdiger, verständnisvoller Weise, bald in mißverstehender oder hämischer Auffassung. Bald erschien es als scharf porträtierende Federzeichnung von Künstlerhand aufs Papier geworfen, bald in unsicheren, stumpfen und entstellenden Zügen ohne Gefühl für die Individualität des Dichters nachgeschrieben. Mehrere haben wohl auch C. F. Meyers steife oder mißtrauische Zurückhaltung beklagt oder seine nur im Kreise um das eigene Ich sich drehende Eitelkeit.

So stellt man sich unwillkürlich die Frage: Über was redete denn der Dichter mit seinen Besuchern?

Gewiß zuerst und am liebsten über das, was sie zu ihm führte, über ihre eigenen künstlerischen Ziele. Er war und blieb innerlich ein Werdender und interessierte sich mit Liebe für alles, was auf geistigem Boden wurde, sich entwickelte und emporwuchs. Wie verschieden aber waren seine Besucher! Wie

verschieden die Wünsche, Interessen und Absichten, die sie hegten! Den meisten gegenüber suchte er gewöhnlich einen gemeinsamen, neutralen Boden, wo jeder sich unbefangen auszusprechen Raum fand und zu seinem Rechte kommen konnte.

Setzte er bei seinem Gaste ein dem seinigen verwandtes Streben voraus, und kam ihm lebendiges Verständnis entgegen, so sprach er vorwiegend über künstlerische und literarische Interessen und Eindrücke, ja, er erzählte sogar die eigenen Pläne, deren er einen solchen sich stets erneuernden Reichtum besaß, daß in ihm der Gedanke, man könnte ihm einen derselben vorwegnehmen, niemals aufstieg.

Conrad Ferdinand Meyers Anlage war sehr vorwiegend eine ästhetische. Bei ihm galt es in der Tat: der Mensch wächst durch seine Arbeit, aus seiner Arbeit heraus. Indem er das Schöne mit dem ganzen Ernst suchte, für seine poetischen Gebilde feste, reine Linien fand, die vor seinem inneren Auge entstehenden Gestalten vertiefte und vollendete, sein Werk von allem, was die Einheit des Grundgedankens störte, zu befreien bestrebt war, stärkte, vertiefte und reinigte er die eigene Seele. Gestaltend gewann er selbst innere Gestalt. Charakterisierend festigte er den eigenen Charakter. Es geschah ihm mit seinen Geisteskindern, wie es leiblichen Eltern mit ihrem Fleisch und Blut zu gehen pflegt: daß sie bei der Erziehung ihrer sprossenden kleinen Ebenbilder erst recht die eigene persönliche Art und den Stoff, aus dem sie selbst gebildet sind, kennen lernen.

Erst beim Ausformen seines poetischen Stoffes wurde sich der Dichter seines Könnens und Wollens ganz bewußt, erst in starker, konzentrierter Geistesarbeit — wie Funke und Feuer erst entsteht, wenn der Stahl auf den harten Marmor schlägt. So kam es, daß er das Tiefste, das Intimste seines Wesens in poetischen Lichtreflexen mitteilte — in seinen Gedichten oder auch, wo er auf volles Verständnis traf, in einfacher vertrauter Aussprache. Redete er also in dieser ungesuchten Weise von seiner großen Liebe: von den Gesetzen und Gebilden unsterblicher Schönheit, von dem, was er die „große Kunst" nannte, so glaubte er das Beste zu geben, was er geben konnte, er gab dann sich selbst. Zurückhaltend wurde er da, wo er Mißverständnisse fürchtete. Eine andere absichtliche oder mißtrauische Reserve habe ich nie an ihm gekannt.

Gerade nun in dieser ihm eigenen Weise, das Gespräch im Bekanntenkreise auf den ungefährlichen Boden allgemeiner Interessen zu lenken, ist er nicht selten mißverstanden worden. Sie war die Schutzwaffe seiner feinen Natur, die ebenso ungern andere, auch Abwesende, in ihrem Eigenrechte verletzte als selbst gröblich beleidigt werden wollte. Man sah in dieser Vorsicht, die nicht der Schwäche, sondern einer langen, wahrlich nicht allzu wohlfeil erkauften Erfahrung entsprang, kühle Vornehmheit. Man sprach und schrieb von der eitlen Vorliebe, die er habe, nur von sich selbst und der Arbeit, die ihn gerade erfüllte, zu reden. Und doch war ihm nichts unangenehmer, als wenn ihm zugemutet wurde, eine Schätzung seiner selbst vorzunehmen. Verhaßt sogar und unmöglich war ihm die Selbstbetrachtung, das analytische Auseinanderlegen des eigenen Ichs. Er konnte nie den Nutzen eines Tagebuchs einsehen und hat nie eins geführt. Ein solches Sich-Rechenschaft-ablegen über

sich selber erschien ihm als eitel Sisyphusarbeit und Selbsttäuschung. So verhielt er sich auch den meisten Autobiographien und Lebensbeschreibungen gegenüber skeptisch. Er fühlte darin an der einen Stelle Lücken, an der anderen Ausfüllsel, — ein Zuwenig da, ein Zuviel dort, das dem Eindruck klarer, überzeugender Wahrheit Eintrag tat. Doch bestanden hierin für seinen Geschmack Ausnahmen. So war eines seiner Lieblingsbücher die Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, die er immer wieder las und unvergleichlich nannte — aber nicht um ihrer makellosen Wahrhaftigkeit willen.

Zweimal ist mein Bruder bewogen worden, sich über seine Vergangenheit auszusprechen: das eine Mal 1885 in einigen biographischen Notizen für Herrn Dr. Anton Reitler, den Verfasser der Festschrift zu des Dichters sechzigstem Geburtstag, das andere Mal, auf Veranlassung des Herrn K. E. Franzos, in der Neujahrsnummer der „Deutschen Dichtung" 1891: „Mein Erstling: Huttens letzte Tage." Doch nicht ein einziges Mal, solange wir zusammen wohnten, selbst gegen mich, hat er, soviel mir erinnerlich ist, sich über seinen eigenen Lebenslauf oder Charakter, ohne daß ich ihn gefragt hätte, geäußert. Er schaute vorwärts und ins Weite.

Dies sei als einziges Beispiel hier angeführt, um zu zeigen, wie er im Gegensatz zu seinem wirklichen Gehalt und Wesen von manchen, die aus der Ferne an ihn herankamen, in verzeihlichem Mangel an Verständnis oberflächlich beurteilt wurde. Er selbst ahnte es kaum und machte sich daraus keine Sorge. Er war darin beinahe leichtsinnig. Von seiner Persönlichkeit mochte er denken, was er seinem Hutten in den Mund legt:

> . . . ich bin kein ausgeklügelt Buch,
> Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Wahre Sorge machte ihm zur Zeit der Entscheidung und seines Kampfes nur eins: „Bin ich ein Dichter?"

Oder, wie er sich selber fragt am Strande, wo die flatternden Möwen sich im Meere spiegeln:

> Und du selber? Bist du echt beflügelt?
> Oder nur gemalt und abgespiegelt?
> Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
> Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Zum Glück waren übrigens dem Dichter aus der ersten fröhlichen Jugendzeit, da er sich nicht stark um vergangene und zukünftige Tage plagte, bis tief in die reifen Jahre hinein, Bande trauter Kameradschaft geblieben, auf die er sich verlassen konnte. Mit diesen alten Freunden stand er bei ganz verschiedenen Lebensbahnen und Interessen auf dem festen und unveränderten Grunde der Treue. Da ließ er sich rückhaltlos und sorglos gehen, wie es ihm Bedürfnis war. Solange er in Zürich wohnte, fand er sich mit diesen Jugendgefährten, die aus der Fremde auf Urlaub zurückkamen oder sich in der Vaterstadt bleibende Stätte gesucht hatten, im abendlichen Kreise gerne zusammen. Bald bei dem einen, bald bei dem anderen versammelte sich die ehrenwerte Tafelrunde in fröhlichem Herrenkreise, um sich in Erinnerung an ihre alten und neuen Erlebnisse zu entlasten und aufzufrischen. Die einfache Bewirtung war

dabei Nebensache. Zu materiellem Lebensgenuß und lauter Geselligkeit beim Becherklang war C. F. Meyers Konstitution, so gesund sie war, nicht angelegt. Er trank den dunkelroten Veltliner, den er in Bünden kennen gelernt hatte, mit voller Würdigung seiner herzhaften, kraftspendenden Güte. Aber daß ein zweites oder drittes Glas seine Stimmung stark beeinflußt oder erhöht hätte, ist mir nicht erinnerlich. Der Wein stieg ihm nicht leicht zu Kopfe und inspirierte seine Dichtkunst niemals. Er sprach sich, als er jung war, einst begeistert aus über Uhlands Trinklied:

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

Es mag seiner Trinkbegeisterung damals am besten entsprochen haben. Doch war es — davon bin ich überzeugt — mehr die stimmungsvolle Steigerung der anstürmenden Strophen, es war der poetische Genuß an dem Liede, nicht die Erinnerung an eigene Weinseligkeit, die ihn zur Bewunderung hinriß.

Jahre später, auf einem Gange durch die Waldungen des Zürichbergs mit ihren unvermutet sich öffnenden, reizenden Niederblicken auf den See und sein liebliches Ufergelände, kam er aus einem stillen Gedankengange heraus plötzlich auf Gottfried Keller zu sprechen. Mit unverhohlener Bewunderung rezitierte er, von dem damals noch keine Zeile gedruckt erschienen war, vier Strophen aus einem Trinkliede Meister Gottfrieds, die in zornroten Rosen flammten.

„Welche Wucht! Welche Prachtstimmung!" rief er aus. „Es schwimmt ihm rot vor den Augen! Man spürt, jetzt wird er gleich dreinschlagen!"

Er war von der Unmittelbarkeit und Kraft des poetischen Ausdrucks im Kellerschen Liede ganz hingenommen. Körperlich dabei gewesen wäre er jedoch nicht gern. An der Grenze, wo bei Meister Gottfried, der einen „zornigen Wein" trank, nach längerem Grollen und Schweigen die ersten grimmigen Feuerscheine aufschlugen, hätte sich C. F. Meyer müde zurückgezogen. Er wäre eingedämmert, wie er selbst das „Ende" eines platonischen Festes beschreibt: „Als die Häupter auf die Polster sanken —". Oder es wäre in plötzlicher Ernüchterung mit einem Gefühle der Selbstverachtung „das ganze Elend der Menschheit über ihn gekommen". Er scheute diese Grenzen.

Conrad Ferdinand war sich von jeher der Verschiedenheit der beiden Temperamente und Stoffgebiete so tief bewußt, daß er nie beim Lesen der Kellerschen Meisterwerke dachte oder sich sagte: „Hätte doch ich das gemacht!" Noch weniger fiel ihm auch nur von ferne ein, er könne sich dem um etliche Jahre älteren Meister Gottfried persönlich nähern. Vor allem: er hätte damals, als einer, der noch nichts geleistet hat, keinen berechtigten Anknüpfungspunkt gekannt. So stand er denn zu Gottfried Keller völlig neidlos. Er las alles, was von ihm erschien, mit begierigem Interesse. Er schätzte an ihm besonders ein gewisses ingründiges Schwergewicht, in dem Meyer gern eine spezifisch schweizerische Eigenschaft erkannte. Sicherlich war sie mindestens diesen beiden Zürchern eigen und gemeinsam, so gut als der ehrliche Widerwille und Widerstand allem Seichten und Gefälschten, aller Phrase gegenüber. Gemeinsam war beiden nicht weniger die gewissenhafte, stark individuelle,

rein künstlerische Formung und Bearbeitung ihrer Stoffe. Mein Bruder hat später, als sie auf bekanntem Fuße standen, immer gerne mit Meister Gottfried verkehrt, weil er sich auf ästhetischem Boden trefflich mit ihm verstand.

Wäre Keller nur nicht in seinen Stimmungen so sehr unberechenbar gewesen! Zumal in seinen späteren Jahren wurde er es, also gerade damals, da Meyer, nun selbst zu einer kennenswerten Persönlichkeit gefestet, sich gern zu dem von ihm so hochgeschätzten Landsmanne in der richtigen Art, gleich zu gleich, auch persönlich gestellt hätte. Gottfried Keller, den mein Bruder, meist in Freundesangelegenheiten, zuweilen in seiner Wohnung aufsuchte oder wohl auch zufällig in den Lesesälen der zürcherischen Museumsgesellschaft traf, machte selbst keine Besuche. Zur guten Stunde war er interessant und wohlwollend, wenn man ihn ruhig gewähren ließ und mit bewundernden Anreden oder Ansprüchen ihm nicht zu nahe rückte. Ich erinnere mich, mit meinem Bruder ihm auf dem Verdeck des Dampfers auf dem Zürchersee begegnet zu sein. Da saßen sie, wie alte Freunde, unter dem von der Sommerluft bewegten Leinwandzelte an das Geländer des Bootes gelehnt beisammen und sprachen lebhaft, Gottfried Keller mit einem gewissen ruhigen, dunkelbärtigen Ernst, der ihm wohl zu Gesichte stand. Auch in Mariafeld bei seinem alten Freunde, Dr. Francois Wille, erschien er einmal, als der Begleiter einer anmutigen, jungen Künstlerin, die ihm von ihrem in Venedig durch die Pflichten des Arztes festgehaltenen Manne, als seinem alten Bekannten, bei ihrer Durchreise und bei ihrem kurzen Aufenthalt in Zürich warm empfohlen worden war.

An jenem Nachmittage erfüllte Gottfried Keller seine Gesellschaftspflicht mit einer ernsthaften und natürlichen Liebenswürdigkeit, die niemand ahnen ließ, daß ihm die Aufgabe vielleicht weniger angenehm war, als es den Anschein hatte. Er verpflichtete uns damit alle zu Dank, den wir uns aber wohl hüteten ihm auszusprechen. Wir hatten alle zu viel schon von seinen plötzlichen Stimmungswechseln erzählen gehört!

Auf der Sicherheit gegenseitigen Treumeinens aber, wie sie der Jugendfreundschaft unter Männern eigen ist, die jeden Puff überdauert und verträgt, gründete sich das Verhältnis Conrad Ferdinands zu Gottfried Keller nicht. Der Altersunterschied zwischen beiden war freilich kein bedeutender. Aber Gottfried Keller war schon lange der große Schweizerdichter gewesen, als unversehens Conrad Ferdinand Meyer aus dem Dunkel neben ihn trat. Er hielt vielleicht meines Bruders Dichterlos für leichter und heller als das eigene. Ach, er kannte eben des anderen Natur und Schicksale mit ihren Schattenseiten keineswegs!

Meyers feines Gefühl für die fremde Individualität ließ ihn derartiges ahnen. Er spürte, wie Keller dagegen ankämpfte, aber des inneren Murrens nicht immer Herr wurde. Zartsinnig und billig, wie er es war, sagte er sich auch, dieser stille Groll entbehre nicht jeglicher Berechtigung. So übte er gegen Meister Gottfried jene rücksichtsvolle, freundschaftliche Vorsicht, die ihm selbst im Laufe des klippenreichen Lebens zur anderen Natur geworden war.

Ob Gottfried Keller lieber mit mehr Derbheit angefaßt worden wäre? Wer kann es sagen! Sie konnten, scheint mir, beide nicht anders und ließen sich die Dinge so, wie sie lagen, gefallen.

II.

Wenn ich von den Beziehungen rede, in die Conrad Ferdinand Meyer auf seinem Wanderwege durch das Leben in angenehmer Weise geriet, so darf ich seines wechselnden Reiseumgangs nicht vergessen. Zumeist flüchtig vorübergehende Begegnungen, denen er aber nicht geringe Freude und Anregung, auch ein gutes Teil seiner Menschenkenntnis verdankte. Solch ein Zusammentreffen, das ihm der reine Zufall gewährte, behagte ihm; nach Namen und Herkunft der Reisegefährten zu fragen lag ihm ferne. „Visitenkarten" führte er damals nicht mit sich, dachte also nie daran, solche auszutauschen. Bei längerem Zusammensein, wenn man vielleicht tagelang gemeinsam in einsamer Herberge eingeschneit oder eingeregnet war oder wochenlang nebeneinander zu Tische saß, ergaben sich nach und nach die Personalien von selbst. Bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit aber irgend einer berühmten Persönlichkeit sich vorstellen zu lassen, dazu bezeugte mein Bruder niemals Lust. Weniger aus Schüchternheit oder verborgenem Stolz als aus Scheu vor Enttäuschung. Er fürchtete alles Gezwungene.

Der Dichter verstand es, des Wanderns froh zu werden. Da er in keiner Art peinlich, schwierig oder anspruchsvoll war, kam er, wo schwerfälligere Gemüter stecken blieben, mit gutem Glück und heiterem Genügen durch. Daß ihn je eine Wirtsrechnung verstimmt oder Regenwetter, das länger andauerte, als ihm lieb war, ihn unglücklich gemacht hätte, habe ich nicht erlebt. Wohl aber konnte ihn unmutiges Nörgeln und Berechnen der Mitreisenden stören und ungeduldig machen. Er ließ solchen Kleinkram lieber abseits liegen. So warf er in der jugendlichen Genußfähigkeit seines lebhaften Geistes, der sich dessen freute, was die Stunde bot, kleine Mühen oder Enttäuschungen weit hinter sich zurück.

„Ihr reist recht wie die Studenten ..." bemerkten zuweilen vorsichtigere Leute. Aber wir fuhren dabei nicht übel — im Gegenteil. Die sich leicht bescheidende, unpedantische Art des Dichters, auf der Reise Leuten und Verhältnissen zu begegnen, machte ihn den Menschen angenehm und trug ihn mit beflügelten Schritten über Steine des Anstoßes hinweg. So gestalteten sich seine ohne festes Programm unternommenen Sommerreisen nur um so abwechselungsreicher und genußvoller. Er hielt sich nomadenhaft auf seinen poetischen Weideplätzen so lange auf, als sie ihm den Ertrag boten, dessen er gerade bedurfte. Die ernste Mühe, das Sichten und Ausgestalten, das „Ringen mit einem Stoffe" begann erst wieder, wenn er zu Hause war.

Nachdem Conrad Ferdinand Meyer wegen des für sein Bedürfnis nach Stille zu lebhaften Fremdenverkehrs seine Sommerstation im Oberengadin aufgegeben hatte, verlebte er zweimal die heißen Monate auf der bewaldeten Höhe von St. Wolfgang in Davos. Dann in einer heißen Sommerwoche — es war anfangs der siebziger Jahre — sehnte er sich nach Schneenähe und reinster

Höhenluft. Erst lockte ihn die Pilatusspitze, deren eigentümlicher, fast traumhaft schöner Niederblick auf die Buchten und Vorgebirge des Vierwaldstättersees und regenbogenartige Nebelspiegelungen ihn bezauberten. Doch wohnen zu bleiben unter dem Schleierhute des Pilatus, konnte dem Dichter auf die Länge nicht zusagen. So zog er denn durch das Urnerland der tosenden Reuß entlang auf die Paßhöhe des St. Gotthard, wo, nicht lange vorher, Lombardi, der treffliche Hausvater des Hospiz, ein kleines Berghaus für Touristen erbaut hatte, das er Hôtel „della Prosa" nannte. Dort brachten wir zwei Wochen zwischen Felsen in einer Wolkeneinsamkeit zu, die sogar meinen nach Bergstille verlangenden Bruder mit leisen Schauern allzu strenger, feierlicher Abgeschiedenheit umwehte. Recht mitten auf der Wetterscheide, wo die Wolken gebraut werden, die Regen und Gewitter nach Norden und Süden über das sommerwarme Tiefland führen, hatten wir unseren Sitz aufgeschlagen.

Und es zog sich in jenen Sommerwochen dort manches schwere Unwetter zusammen. Entweder umhüllte uns undurchdringlich nasser Nebel, oder Sturmwinde umbrausten das einsame Haus. Dazwischen brannte wieder durch wechselnde Wolken der scharfe Sonnenstrahl auf die Plätze, wo wir im kargen Schatten zerstreuter Felsblöcke auf dem mit den blaurötlichen Sternen einer kurzstieligen Primel übersäten Moose uns lagerten. In den Lüften ein unaufhörliches Schaffen und Wehen, zwischen den Ufern des kleinen Lucendrosees unstet in der Sonne leuchtende, krachende Eisflächen, grün schimmernde Tafeln, schmelzende Bruchstücke, die sich lösten, in der heftigen Strömung schwankten, untertauchten und fortgerissen wurden.

Zum erstenmal begann hier der Dichter, aus dem Schneehauch und dem Gestein des Hochgebirges sich wegzusehnen nach dem Grün der Alpweiden und dem Dufte der Arven und Bergtannen. So setzte er sich denn, schnell entschlossen, in den Postwagen, fuhr hinunter ins grüne Urserental und von dort über den Paß der Oberalp an den Vorderrhein.

Es war am schönsten Sommermorgen, als uns auf der Bündnerseite die ersten Wohlgerüche der Tannen aus milderen Lüften entgegenwehten. Über einem kristallhellen Sturzbach neben der Straße schwebten große Büsche glühender Alpenrosen. Dann kam die erste Station, Chiamutt, wo die Postpferde gewechselt wurden. Es war ein neues Berghäuschen und alles darin noch ungebraucht, rein und blank, durchzogen vom Geruche des Tannenholzes, aus dem es gefügt war. Alles hell in der Sonne, frisch im Hauche der Berge!

„Hier wäre gut wohnen!" sagte Conrad Ferdinand. „Übers Jahr könnten wir da den Sommer zubringen."

Und so geschah es auch. Die beiden letzten Male, da wir zusammen zu Berge stiegen, haben wir die heißen Monate in der Abgeschiedenheit von Chiamutt verlebt.

Jedoch liebte mein Bruder, den langsamen Aufstieg aus der schwülen Tiefe in die Höhenluft mit tagelangem oder unter Umständen wochenlangem Aufenthalt auf Zwischenstufen zu machen. Zumal das reizvolle Vorderrheintal hegte für ihn manche Lieblingsplätze, an denen er, wenigstens zu Beginn einer Erholungsreise, nicht vorüberfuhr.

Da war vor allen anderen in Flims ein altes Posthaus, in dem er sich wohl fühlte. Treppen und Flur dufteten dort von dem frischen Bergheu, das in der angebauten Scheune aufgeschichtet war. Wir wurden damals noch patriarchalisch von den Wirtsleuten selbst mit freundlichem Anstand echt bündnerisch bedient und konnten, da Ferienreisende selten im Orte selbst Quartier nahmen, weil sie den damals sich eines jungen Rufes erfreuenden „Waldhäusern", einer Kuranstalt oberhalb Flims, den Vorzug gaben, eine trauliche, große, braun getäfelte Gaststube des Hauses als unser Wohnzimmer benutzen.

Hier saßen wir denn eines Abends beim Nachtessen, mein Bruder, ein noch jugendlich schlanker Vierziger, in seiner über einem feinen Hemde bis an den Hals zugeknöpften Reisejoppe, zwei eben angelangten lebhaften Franzosen gegenüber. Man unterhielt sich vortrefflich. Das Gespräch, bei der Weinkarte beginnend, sprang vom landesüblichen Veltliner auf Land und Leute über. Der Dichter, dem beide lieb geworden waren, pries das ernstere Bergvolk und seine Eigenart, im Vergleich mit dessen Nachbarn an der Südgrenze. Die Fremden, die nach der Weise französischer Touristen von den einen so wenig wußten wie von den andern, fragten, ob die Landessprache, die sie natürlich nicht verstanden, Deutsch oder Italienisch sei. — Sonderbar, das Gespräch blieb am Rheinufer und dessen rebenbekränzten Hügeln mit ihren köstlichen Weinsorten haften. Elsaß, Lothringen und Burgund wurden unter diesem Gesichtspunkte verhandelt. Wir begannen, die Fremden für Weinreisende zu halten. Mein Bruder bekannte seine sehr beschränkte Kenntnis des gerühmten Geländes und Gewächses.

„Sie haben aber doch, das ist sicher, die Gegenden uns weggenommen, wo dieser mildeste, angenehmste Tischwein wächst!" rief Conrads vis-à-vis voller Wehmut und Vorwurf.

„Ich? Wieso ich?"

„O, Sie werden sehen, es ist ein herrliches Gewächs, das Sie von uns erbeutet haben! ... Sie sind doch ein preußischer Offizier?"

Das kam dem Dichter unerwartet. Fast so absonderlich erschien ihm diese Frage wie einst, vor Ostern 1858, als wir in der Postkutsche von Civita Vecchia nach der ewigen Roma fuhren, die Frage eines alten geistlichen Würdenträgers aus Belgien. Er war kurz zuvor in Anerkennung der Verdienste, die er durch die Gründung eines Ordens zur Pflege der Gefangenen sich erworben, zum Kammerherrn des heiligen Vaters ernannt worden und zog nun nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder gen Rom, um die neue Würde bei den bevorstehenden Festen zu bekleiden und Pius dem Neunten, den er noch nicht persönlich kannte, in derselben sich vorzustellen.

Kaum hatte er, nach Überwindung der damals unter der Reisewelt berüchtigten Zollschwierigkeiten von Civita Vecchia uns, die noch nicht ganz die Trauer um unsere geliebte Mutter abgelegt hatten, gegenüber im wackligen, engen Wagen Platz genommen, so fragte er mich, ob ich meine Gelübde bei den Damen du sacré cœur abgelegt habe, und begrüßte meinen braun gelockten, zweiunddreißigjährigen Bruder, der neben mir saß, als katholischen Geistlichen.

Wir stellten uns ihm eilig als protestantische Christen vor.

„Warum gehen Sie denn aber nach Rom, wenn Sie keine Katholiken sind?“ fragte er ganz betrübt.

Er verstand meinen Bruder und dessen Beweggründe zu dieser Reise nicht und bedauerte tief, „so tugendhafte Personen ihren heidnischen Irrtümern“ nicht entreißen zu können. Dabei blieb er aber ein guter und interessanter Reisegefährte.

Wie diesem ehrwürdigen, im Dienste seiner Kirche ergrauten Haupte auf der Straße nach Rom jedes dunkle Gewand als ein geistliches Ordenskleid erschien, so erblickten nach dem deutsch-französischen Kriege reisende Touristen aus Frankreich in dem ihnen ungewohnten Gefühle, diesmal die Besiegten zu sein, allüberall preußische Offiziere, sogar in den Schweizerbergen.

Auf dieser Reise nach den Quellen des Rheins begegneten uns keine, während nach dem Kriege von 1866 meinen Bruder sein gutes Reisegeschick im Oberengadin mit sehr liebenswürdigen Vertretern des preußischen Militäradels auf längere Frist an der einfachen Tafel eines Berghauses vereinigte.

Nein, der Dritte, der nach uns ins Kabriolett der Bergpost einstieg, als wir rheinaufwärts nach Disentis fuhren, war kein Soldat. Wer war er? Mein Bruder kümmerte sich nach seiner Gewohnheit nicht darum, interessierte sich aber nach wenigen Minuten um so mehr für das, was ihm der Reisende, ein um einige Jahre älterer, gewandter und feiner Mann, mitteilsam erzählte.

Er kam aus dem Bade Tarasp, wo er mit einigen der bedeutendsten deutschen Diplomaten zusammengetroffen war, mit den Männern, deren Hand die weltbewegenden Fäden ins Gewebe der Zeitgeschichte wirkt. Es hörte sich an, als ob auch seine gewandten Finger ein Weberschifflein durch den „Zettel“ zu schießen imstande wären. Doch nein. Er war kein Diplomat. Dazu erschien er von den Dingen zu stark bewegt. Er sprach zu viel davon. Diplomaten sind schweigsamer. Meinem Bruder sagte er verheißungsvoll, er zähle darauf, am Abend in Disentis noch einmal mit dem Abgeordneten Eduard Lasker, der auch in Tarasp gewesen sei, zusammenzutreffen.

Bei sinkendem Tage gelangten wir zum Posthause in Disentis, das zugleich der Gasthof war, und kurz darauf rief ein Glockenzeichen zur Abendtafel. Mit bedeutungsvollem Blicke wies unser Reisegefährte, als mein Bruder, in den Speisesaal tretend, an ihm vorübergehen wollte, nach der Mitte des langen Tisches und flüsterte: „Er ist da! Darf ich Sie vorstellen?“

Ein leise verneinendes Kopfneigen des Dichters dankte ihm für sein Anerbieten.

Wir suchten, als die zuletzt und ohne Vorbestellung Angelangten, unsere Plätze am unteren Ende der Tafel. Da hatten wir denn im Profil die lebhaft redende deutsche Gruppe, deren unverkennbarer Mittelpunkt der berühmte Abgeordnete war, in angenehmer Hörweite vor uns. Eine Hängelampe beleuchtete den klugen Kopf des von Gestalt unansehnlichen, das Gespräch beherrschenden Mannes mit seinen bewegten, scharfgeschnittenen, durchgeistigten Zügen. Mit welcher Klarheit und Gewandtheit er sprach! — Wie logisch zusammenhängend und wie lebendig! Es unterbrach ihn niemand. Höchstens

ertönte von gegenüber eine eingeworfene, ihn zu einer weiteren Erörterung veranlassende Frage. Ich weiß nicht, welche ausgeführte oder noch zu unternehmende Gebirgstour den Ausgangspunkt gegeben hatte; jetzt entwickelte er die Bedingungen einer Gipfelbesteigung, die Kunst und Vorsicht, mit der eine Bergreise vorzubereiten und auszuführen ist, wenn sie erfolgreich sein soll. Er beschrieb Gegenden und Wege, Gipfel und Aussichten ... alles vortrefflich und unwiderleglich.

Was erhob sich denn nur in meiner schweizerischen Naturseele für ein leiser Widerspruch gegen diese mich doch außerordentlich interessierende Beredsamkeit? Erschien sie mir als ein unvermittelter Gegensatz zu den dunklen Berggewalten, in deren Revier wir uns hier schon befanden? „Der Mann hat den Hauch der heiligen Frühe auf den Höhen nie gespürt," widerstrebte ich innerlich, „er weiß nichts von der Morgendämmerung in der gen Himmel ragenden, schweigenden Gletschereinsamkeit, nichts von ihren reinen, tief blauen Schatten! Er kennt auch nicht die Kraft der Sonnenstrahlen auf dem Schneefelde, unter deren Gewalt allüberall ein geheimes Schmelzen und Rinnen und Singen entsteht und die Bergwasser unwiderstehlich zu Tale stürzen."

Das zuhörende Gegenüber machte die Bemerkung: „Da ist es wohl am vorteilhaftesten, den Aufstieg morgens um 6 Uhr zu beginnen?"

„Nicht bei allen Besteigungen scheint diese allgemeine Regel zu gelten," fuhr der überall orientierte Parlamentarier fort. „Ich ließ mir heute von einem Bergführer erklären, daß sich bei Gletschertouren andere Verhältnisse ergeben." Und nun erklärte er ebenso eingehend und überzeugend wie zuvor seine eigene Wahrnehmung, was er früh am Tage von einem bündnerischen Bergführer gehört hatte. Es war unmöglich, dieser klaren und beredten Auseinandersetzung nicht zuzuhören; ebenso unmöglich war es, daß irgend ein anderer eigener, widersprechender Gedanke hätte aufkommen können. Die Dinge lagen so, wie er sagte. Man fühlte, der Gegenstand war erschöpft.

So zogen wir uns denn auch lautlos und etwas reisemüde zurück. Ein einziger Gedanke regte sich noch in mir: „Welch einen Eindruck macht wohl dieser von der Gunst des Tages uns unverhofft gezeigte berühmte Redner des deutschen Reichstags auf meinen Bruder? — Fühlt er, dessen impulsive, aus der Tiefe sich mühsam emporarbeitende Ausdruckskraft geradezu im Gegensatze steht zu dieser außerordentlichen Gewandtheit des schnellen logischen Denkens und Sprechens, nicht durch ein solches Rednertalent sich gedrückt wie durch eine entmutigende Überlegenheit?" Ich habe es nie erfahren. Eine flüchtige Frage, die ich wagte, als wir, unsere Zimmer aufsuchend, die Treppe hinanstiegen, blieb überhört und unbeantwortet. Er schwieg.

Es lag damals ein erstes Manuskript seines „Jürg Jenatsch", das er vorher unter hartem Ringen mit dem ihn fesselnden und spröden Stoffe ausgearbeitet hatte, in seinem Reisekoffer. Es sollte in Chiamutt, so hatte er sich's vorgenommen, noch einmal umgeschmolzen werden. In solcher Zeit erschien er, von der Schwere der Arbeit absorbiert, schweigsam, sobald er nicht unter Fremden war. Er vertiefte sich ganz in seine Dichtung, beschäftigte seine Gedanken kaum ernstlich mit etwas anderem und machte sich von fremdartigen oder störenden Eindrücken los.

So kam es, daß unter uns auch später jenes Abends in Disentis niemals Erwähnung geschah. Es zog den Dichter rheinaufwärts in die Höhenluft. Am folgenden Morgen besuchte er einen nahen Aussichtspunkt, die Kapelle auf dem Hügel, die ihm von früher her lieb war. Dort schweifte sein Blick in das nach dem Lukmanier führende Seitental und folgte den Windungen der damals neu angelegten Poststraße nach diesem Bergpasse. Schon in Flims hatte uns unser Wirt etwas wehmütig erzählt, die Bündner seien mit dem tunnelreichen Bau der Straße bis zu ihrer Kantonsgrenze auf den festgesetzten Termin fertig geworden; auf der Südseite dagegen seien die Tessiner im Rückstande geblieben und bis heute ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen.

Die Windungen eines Bergwegs haben etwas Verlockendes. Wir kreuzten das Tal, um die malerischen Partien der neuen Straße auf einem Vormittagsgange mindestens in ihren ersten Tunnelbauten und Brücken kennen zu lernen. Auf die Mittagstunde hatten wir einen Einspänner, der uns nach Sedrun führen sollte, bestellt. Der Tag war gewitterschwül. Greller Sonnenschein leuchtete gelb auf der einsamen Lukmanierstraße vor uns, die wir nun hinangingen. Da kam vom Tale her ein kleiner Wagen an uns vorüber. Zwei breite graue Bärte unter schwarzen Filzhüten saßen Schulter an Schulter darin und fuhren nun mit einem raschen Bergrößlein vor uns her. Wir verloren sie bei der nächsten Straßenwendung aus dem Gesicht.

Nicht lange nachher fiel uns ein mitten auf dem Wege sich von der blendenden Safranfarbe der Straße abhebender schwarzer kurzer Strich in die Augen. Was konnte dort auf der öden Strecke geradlinig quer im Staube liegen? Wir kamen dem Dinge näher und erkannten darin bald einen großen, alt-vornehmen Regenschirm von schwarzer Seide. Wer hatte ihn hier verloren? Niemand anders natürlich als die beiden alten Herren, denen er wohl bei einem plötzlichen Rucke der Räder aus dem zurückgeschlagenen Lederdeck ihrer kleinen Kalesche geglitten war.

Woher aber kamen sie? Wohin fuhren sie? Wir konnten den redlichen Schirm unmöglich hier auf der Straße seinem höchst ungewissen Schicksale überlassen und hoben ihn auf. Noch gingen wir durch zwei weitere Tunnels und dann wieder zurück, ohne außer einem alten, holztragenden Weiblein einer lebendigen Menschenseele zu begegnen.

Auf der Post in Disentis wollte mein Bruder unseren Fund abgeben und sich zugleich, bevor wir abführen, danach erkundigen, ob in Sedrun das Gasthaus dafür eingerichtet sei, Reisende, die dort gerne mehrtägigen Aufenthalt nähmen, bequem zu beherbergen. „Warum nicht?“ lautete die Antwort. „Wenn Sie bleiben wollen in der wilden, einsamen Gegend, so wird Sie der alte Wirt — er ist ein braver Mann und heißt Lukas Caveng — wohl nicht ungern behalten. Eigentliche Kurgäste wohnen dort selten. Jetzt gerade ist einer droben, wenn er nicht wieder abgereist ist, ein stiller, älterer Herr, der nicht viel reden mag.“ — „Ja,“ ließ sich eine andere Stimme aus dem Hintergrunde des Postlokals vernehmen, „er ist noch dort. Heute vormittag ist der Wirt auf seinem Wägelchen hier vorüber mit ihm nach dem Lukmanier hineingefahren.“ — Das waren offenbar die beiden Graubärte, die an uns vorübergekommen waren.

„Gut!“ sagte mein Bruder, „wir haben auf der Straße seinen Schirm gefunden. Den nehmen wir gleich mit.“

So stiegen wir flugs in das bestellte leichte Fuhrwerk und waren guten Muts, daß des Himmels schwere Wolken sich noch nicht in Regenschauern niederließen, sondern uns den freien Ausblick auf das schöne, sich hier stellenweise zur Bergschlucht verengernde Tal gewährten. Mit dem gefundenen Schirm, dem Pfande freundlichen Empfanges, in der Hand kamen wir in Sedrun an.

Er gehörte einem vortrefflichen, liebenswürdigen Manne, mit dem mein Bruder eine Reihe wenig vom Sonnenschein begünstigter Tage unter dem Dache des würdigen Lucas Caveng aufs angenehmste verbrachte. Dunkel, hochgewachsen, breitschultrig und aufrecht, erschien der Fremde einem festen Bündner nicht unähnlich, war aber dabei sehr schonungsbedürftig. Ein Brustleiden ließ ihn nur mit leiser, bedeckter Stimme reden und zwang ihn, eine geschützte Lage in reiner Luft aufzusuchen. Er war Buchhändler und hieß Bädeker, wie der gleichfalls in Essen an der Ruhr geborene und mit ihm verwandte Herausgeber der berühmten „Reisebücher“. Ihm war das liebste Buch seines Verlags, mit dessen Korrektur und Vervollständigung er sich auch in Sedrun in stillem Genuß emsig beschäftigte, der „Pharus am Meere des Lebens“, eine Anthologie, die zu jener Zeit in Deutschland überaus beliebt und verbreitet war. Mit liebevoller Sorgfalt bereitete damals der Verleger eine Prachtausgabe dieser Sammlung vor. Er sichtete und mehrte seine Auswahl von Sinnsprüchen und Dichterworten. Er reihte sie ein in die Rahmen der verschiedenen Gebiete und Stufen des Menschenlebens, die er alphabetisch geordnet hatte, und ließ sie durch Professor A. Schmitz mit einer Fülle allegorischer Zeichnungen schmücken.

Traten wir, unter nassen Regenmänteln heimkommend, zur Essenszeit in die große gewärmte Täfelstube, so saß er dort am Schreibtisch und blickte mit dunkeln Augen, in denen ein freundliches Feuer leuchtete, von seiner geliebten Arbeit auf.

Nach seiner Abreise begann das Wetter, wie es bei uns im Spätsommer nach einer Reihe von Gewittern meist geschieht, allmählich sich aufzuklären.

Da ließ sich der Dichter nicht mehr halten. Er wollte hinauf nach der lichten Höhe, nach der Rheinquelle, nach dem Berghaushalt im Blockhäuschen zu Chiamutt.

In Sedrun hatte er zu seiner Befriedigung erfahren, Vater Lucas, bei dem wir wohnten, sei der Erbauer und Eigentümer jener verlockenden „hohen Station“. Er selbst, der im Tale wohlangesehene Hauswirt, zog mit seiner Familie nie hinauf. — Er habe, sagte er uns, einen vertrauten Mann droben, der die Wirtschaft verwalte und alles wohl ausrichte und behüte.

In der Tat, einen so bescheidenen und treuen, geschickten und viel erfahrenen Wirtschafter wie Modest Decurtins auf Chiamutt haben wir weder vorher noch nachher auf den Bergen getroffen. An alles Nötige und Angenehme dachte er. Überall war er an seinem Platze. Mit demselben leichten Anstande präsentierte er hohen, mit Extrapost über die Oberalp fahrenden Damen am

Wagenschlage in weißen Handschuhen mit gesenktem Haupte Biskuits und Limonade, wie er, wenn die sich kreuzenden Postgespanne in der Höhe und in der Tiefe verschwunden waren, diesmal ohne Handschuhe, rasch einen Besen zum Vorschein brachte und sicheren Blickes mit einigen gewandten und leisen Schwüngen den Platz vor seinem schmucken Häuschen reinkehrte. — Als Koch war er vorzüglich und unsichtbar. Nur selten erblickten wir unter der Küchentür im Hintergrunde des kleinen Hausflurs ein zum Abwaschdienste angestelltes Aschenbrödel aus dem armen Dorfe unterhalb der Bergterrasse.

Decurtins war ein unabhängiger Bürger von Truns, wo er die lange Winterzeit im gemütlichen Verkehr mit den Heimatgenossen verlebte, auch nicht ungern, wie er erzählte, der Jagd oblag. Seine Weltkenntnis und mannigfache Geschicklichkeit hatte er sich in Rom erworben. Als ein guter und unbescholtener Katholik hatte er früher einige Jahre lang unter den Schweizern der päpstlichen Leibgarde gedient. Dann, als der Eisenhelm, der zur Gala bei festlichen Paraden gehörte, in südlicher Hitze seiner Schmächtigkeit zu drückend wurde, erhielt er die bevorzugte Stellung des Hausmeisters und Kochs in einem römischen Seminar der hohen Geistlichkeit. Er mußte viel gesehen und erfahren haben, war aber, wie es sich für einen Weltmann schickt, taktvoll und schweigsam und hielt mäßig von sich selbst. Ein Hehl daraus, daß er Legitimist, daß er ein getreuer Sohn seiner Kirche und des heiligen Vaters sei, hat er nie gemacht. So wenig als sein Herr, der graubärtige Lucas Caveng, der einen wetterfesten katholischen Bündnerkopf auf den Schultern trug, wie uns kaum ein ebenso kluger und würdiger je begegnet ist.

Es war denn auch Modest Decurtins, der uns nach Tagen und Wochen, als milde herbstliche Klarheit über den Bergen lag, eines Morgens den Weg zeigte zur geheimnisvollen Quelle des Vorderrheins, zum felsenumschlossenen Tomasee in der Flanke des Badus.

Sonderbar, so lebendig in mir die Erinnerung an die letzten Schritte zu unserem Ziele ist: des morgendlichen Ganges aufwärts längs steiniger Berghalden und durch grüne Alpentäler weiß ich mich nicht zu entsinnen. Den Pfad, den wir damals gingen, würde ich heute nicht mehr finden. Die einfachen Linien und lichten Farben der Gegend von Chiamutt bis hinauf zum blauen See auf der Oberalp und hinüber bis zum Niederblick ins Urserental waren uns zur lieben Gewohnheit, zum altbekannten Eindruck, zum unbewußten Hintergrunde unserer Gedanken geworden. Wie oft hat mein Bruder, auf dem kurzen Rasen am Ufer ausgestreckt, das sanfte Wellenspiel des Oberalpsees vor sich, die Himmelbläue mit den ziehenden Wolken über sich, träumend gerastet!

Denn der Bergsee ist mein Liebchen,
Zeigt mir bald ein himmelklares,
Bald ein launenfinstres Antlitz . . .

Doch an jenem Morgen sahen wir ihn nicht in der Nähe. Wir schlugen uns seitwärts und stiegen höher. Heute ist mir nur der Eindruck geblieben, unser Weg sei ein kurzer gewesen. Mir ist noch erinnerlich, wie wir in ein

schmales, samtgrünes Alptal einschwenkten, in dem eine Sennhütte stand. Ein kristallheller Bach eilte uns, den Grasteppich durchschneidend, entgegen. Nun wandten wir uns rechts, erklommen auf schmalem Steige eine das Tälchen begrenzende Felsmauer und traten durch einen Riß zwischen ragenden Trümmern in ein von dunkeln, senkrechten Wänden umschlossenes Rund.

Ich klomm und klomm auf schroffen Stiegen,
Verwognen Pfaden, öd und wild,
Und sah den Born im Dunkel liegen
Wie einen erzgegoss'nen Schild.

Fernab von Herdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht versenkt,
Bedeckt von schweren Riesenschatten,
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt.

Es war ein tiefes, tiefes Becken, in das wir, auf einem schmalen Vorsprunge stehend, hinunterschauten. Unten flutete stilles und doch wellenbewegtes, stahlschwarzes Gewässer. Ein einziger Punkt in der Tiefe glänzte wie ein lichtdurchschienener Smaragd. Rechts unten, wenig über dem Wasserspiegel, öffnete sich der Fels dem Sonnenschein. Dort lockte üppiges, helles Grün an einer unbetretenen, unerreichbaren Stelle. Hohes, feuchtes Riedgras in goldenem Tageslicht leuchtete aus der Spalte einer verborgenen Schlucht, durchronnen von einem Wässerlein, das sich sanft in die Seetiefe ergoß. Das ist der Anfang, die oberste Quelle des Vorderrheins.

Gerade gegenüber, jenseits des dunkeln Wasserspiegels, aber hatten sich die still-mächtigen Gewässer eine Ausgangsschwelle gegraben. Dort überwallten sie die tief eingezackte Scharte der Felsmauer in einer großen, klaren Woge und stürzten jenseits in ungebrochenem Falle auf die grüne Alpe nieder, um sie als tiefer, schneller Bach zu durcheilen.

Auf unserer Höhe hörten wir den Sturz des Wassers nicht — es störte kein Geräusch die Stille des abgeschlossenen Ortes.

Als wir sprachen, widerhallten unsere Worte seltsam.

„Es ist hier ein starkes Echo," sagte Decurtins und jauchzte wie die Hirtenbuben, wenn sie sich von den Alpweiden aus der Ferne anrufen. „Versuchen Sie's einmal!"

Conrad Ferdinand, der noch immer nachdenklich in die dunkle Rheinquelle blickte, rief mit voller Stimme: „Bismarck!"

Ein vielfacher Widerhall antwortete aus der Tiefe. Doch der Ton zersplitterte an den Wänden, er wiederholte sich immer ferner und undeutlicher, wie eine zweifelnde Frage.

„Pio nono!" scholl es nun aus Decurtins' Munde mit aller Macht, deren seine Stimme fähig war.

„Nono, nono?" klang die Antwort herauf in vielfach gebrochenen, immer leiser fragenden, spottenden Tönen, als verstünde der Geist der Bergtiefe diese menschlichen Namen nicht.

Nun stieß Decurtins mit raschem Fuße an ein Felstrum, das abgelöst am Rande des Abgrundes lag. Es schwankte und stürzte . . . Ein zorniger

Sturm entstand in der Tiefe. Es dröhnte wie Donner zwischen klingenden Erzmauern gewaltig und unterirdisch vom Seegrunde herauf, verworren und herrisch, weiter und weiter, wie Streit und fernes Schildgetöse der Nibelungen:

Ein Sturz, ein Schlag, und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten, Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos.

III.

Nachdem ich versucht habe, die täglichen Eindrücke, die Umgebung und den Verkehr meines Bruders zu schildern, wie sie während des Zeitraumes auf seine dichterische Persönlichkeit einwirken mochten, den ich seine Wanderjahre nennen könnte, stehe ich vor der Frage: Welchen Eindruck aber hat er selbst während dieser Periode und in späteren Jahren auf seine Freunde und Bekannten, auf die Leser und Bewunderer seiner Gedichte als Mensch gemacht? Wie lebt er in ihrer Erinnerung?

Da ist es denn eigentümlich, wie das Bild des Mannes, dessen Empfindung für die charakteristischen Züge der mit ihm Verkehrenden eine so scharfe war, daß sie sich zu Zeiten für ihn zum seelischen Leiden steigern konnte, seinerseits sich nicht mit den einschneidenden Linien eines Charakterkopfes, der er doch war, der Erinnerung der Zeitgenossen eingeprägt hat.

Die ihm menschlich zunächst Stehenden freilich kannten ihn. Für sie war er die Seele ohne Falsch. Sie zählten in allen Fällen auf die ihm innewohnende ruhige Güte. In der Öffentlichkeit dagegen, in die er persönlich heraustrat, ist seine geistige Physiognomie in ihrer originalen Begabung, sind seine unveränderlichen Charakterzüge von wenigen erkannt und von manchen unglaublich verschieden und widerspruchsvoll beurteilt worden.

„Das ist unter uns Menschen nicht anders," erwidert man mir. „Wer sieht dem anderen, wer sieht sich selber auf den Grund der Seele? — Wir kennen uns, die einen die anderen, nur durch die unendlich vielen, unendlich unter sich verschiedenen gegenseitigen Abspiegelungen unseres Wesens. Wo findet sich die Natur, wo findet sich das Menschenleben vollkommen treu wiedergegeben? Wo ist die feste Norm? Wo das unumstößliche künstlerische Gesetz und Urteil? Was ist Wahrheit — auf dem Gebiete des Schauens und Schilderns?" Auch Conrad Ferdinand Meyer selbst hat diese Fragen wieder und wieder erwogen.

Ich glaube, er fand die Lösung in seiner großen, reinen Liebe zur Kunst und in immer strengerer, gewissenhafter Vertiefung in seine dichterische Aufgabe. Er sagte sich: Der Mensch wird offenbar in seiner Tat. Der Dichter, der Künstler offenbart sich in seiner Dichtung, in seinem Kunstwerk. Ganz und vollkommen sollte auf allen Gebieten, auf dem ästhetischen wie auf dem ethischen, die Persönlichkeit durch die Tat nach außen sich darstellen. Dann würde sie leuchten. Sie müßte dann allen einleuchten.

Die Laufbahn des Dichters und des Künstlers ist ein wenig begangener Weg. Er muß auf „eigene Hand" und unabhängig seine besondere Straße

ziehen. Und er wird durch diese Unabhängigkeit, ob er wolle oder nicht, unter den Zeitgenossen ein einsamer Mann. In C. F. Meyers Geiste war dies Bedürfnis innerster Unabhängigkeit mit der höchsten Achtung für die der anderen vereinigt. So kam es, daß sich in seinen späteren Jahren um ihn eine Zone angenehmen und vielseitigen, aber niemals aufgeregten Verkehrs bildete, in der man die Dinge dieser Welt mit Interesse, aber, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, in „läßlicher Weise" besprach.

Die tiefliegenden Quellen seines Lebens blieben zugedeckt. Nur im Heiligtum seiner Poesie und nur schwer und schmerzlich drängte sich diese heiße Flut ans Tageslicht hervor. Wer des Dichters innerstes Wesen kennen will, findet es allein in seinen Werken.

Im Alter vollzog sich immer deutlicher diese Scheidung zwischen dem liebenswürdigen, humorvollen, überall maßhaltenden Menschen und dem in der Tiefe nach Ausdruck ringenden elementaren Dichtergeiste. Ich glaube sogar, mein Bruder hielt sich gerne in den von selbst und unbemerkt durch die veränderten Verhältnisse entstandenen Schranken des Alltagslebens. Es lag irgendwo in seiner früher höchst beweglichen Natur ein verträumter, ruhsamer Zug. Nach den inneren Kämpfen seiner Jugend war es ihm, als das Alter nahte, nicht unangenehm, in harmlosem Verkehr auf der Sonnenseite des Lebens zu rasten.

Überdenke ich die ungleichen Eindrücke, die manche Besucher von der Persönlichkeit des Dichters empfingen, so steigen unwillkürlich gewisse Abendstimmungen aus einer längst vergangenen Zeit in meiner Erinnerung auf.

Es war in Meilen am Zürichsee. Während der langen Sommertage schrieb mein Bruder am liebsten unter den großen, dunkeln Kastanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten Ecken der massigen Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanft ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Kähne der Fischer, unserer Nachbarn, im Schutze der hohen Mauer geborgen.

Der eine dieser weitschattenden Bäume bildete meines Bruders Arbeitszelt, in dem „Jürg Jenatsch" und, zum großen Teil, „Der Heilige" auf einem von Bänken umgebenen breiten Tische niedergeschrieben worden sind. Auf der Gartenseite, wo zwei gerade Kieswege längs der niedrigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Rotunde führten, neigten sich die Äste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so daß wir sie beim Eintritte wie Vorhänge auseinanderschlugen. Weiter noch breitete sich das dichte, große Laubwerk über das Gemäuer nach der Seeseite aus. Dort berührten die gebogenen Äste mit ihrem herunterhangenden jungen Grün die spielenden Wellen. Kein Strahl durchbrach die kühle Baumkrone. Die Helle spiegelte herauf aus dem durchsonnten Gewässer und füllte unser gewölbtes Zelt mit grünen, lieblich bewegten Sonnenreflexen.

Unsere Lampe haben wir nie unter dies grüne Blätterdach gesetzt. Brach die Dämmerung ein, so dunkelte es schnell unter den Bäumen, und ein scharfer Windhauch strich über das Wasser. Dann gingen wir auf dem Kiesweg längs der Seemauer zwischen den beiden Kastanienbäumen hin und her, bis das

spätere Abendboot mit seinen Lichtern den Landungssteg in Meilen verließ und an uns vorüber seeaufwärts dampfte. Es lag ein verborgener Zauber in diesem raschen Vorgang, der sich niemals ganz gleichmäßig wiederholte. Die farbigen Lampen des Verdecks und die Fenster der hell erleuchteten Kabine warfen einen vollen Lichtschein auf die von den Rädern des Dampfers durchfurchte Seefläche. Helle, ungeteilte Strahlensäulen spiegelten sich zunächst im Wasser. Dann lösten sie sich, uferwärts gleitend, in Sterne auf und dann, rascher und rascher fahrend, in feurige, eilig geschriebene, geheimnisvolle Lettern.

„Wer die Schrift lesen könnte! Wer die Zeichen verstünde?“ sagten wir zu einander. Ein Moment nur — und sie erloschen. Wie wenn der Feuerstift einer Kindeshand entglitte, zeichneten sich die erblassenden Flammenbänder nur noch schwankend und maßlos in weit geschlungenen, fliegenden Zügen auf den heranwallenden breiten Wogen. Und jetzt erstarb der Schein auf der Welle, die sich an der Gartenmauer brach oder den flachen Kies unter den Fischerkähnen überschwemmte.

Jeden Abend sprühte die feurige Runenschrift, von Wind und Wellen beeinflußt, in etwas veränderten Lettern über das Wasser. Es war ein Augenblick. Das leuchtende Boot entschwand in die Ferne. Der Schein verblich. Es ward nun dunkel, und wir wandelten langsam durch den rebenüberwachsenen Bogengang den erleuchteten Fenstern des Hauses zu.

Heute nach vielen Jahren kommen mir diese feurigen, immer matter und undeutlicher werdenden Schriftzeichen oftmals zu Sinn, wenn mir bald von da, bald von dort in freundlicher Meinung kurze Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer, Urteile über ihn, bisher ungedruckte Fragmente seiner unvollendeten Entwürfe oder Stellen aus Briefen, die er einst in warmer und heller Stimmung an Freunde geschrieben hat, vor die Augen gebracht werden. „Ja, er ist es!“ freue ich mich. Aber ist es der ganze Conrad Ferdinand? Nein. Kommt eine solche Erinnerung aus seiner unmittelbaren Nähe, sind es Worte aus seinem Munde, Zeilen seiner eigenen Hand, so leuchten sie mir entgegen wie das ungebrochene Licht eines bekannten Sterns in ruhiger Flut. Wiegt sich aber der Widerschein auf den breiten Wellen der neueren Literaturkunde, so blicke ich traurig auf die unzusammenhängenden, in Einzelheiten zerbrochenen, entstellten Züge, in denen ich mich nicht zurechtfinde und meinen Bruder, dessen inneres Lebensbild in meiner Erinnerung ein vollendetes, abgerundetes ist, nicht zu erkennen vermag.

Freilich werde auch ich ihn in diesen Erinnerungen nicht so zeigen können, wie er als Dichter in seiner Zeit steht, nicht in seinen Beziehungen zu seinen Vorbildern und Mitstrebenden. Es mangelt mir hier der vergleichende Maßstab. Was ich zu geben vermag, ist ein Bild in kleinem Rahmen. Nur mit seinem inneren Werden bin ich vertraut. Nur wie und warum er Dichter ward, kann ich zu erzählen versuchen.

Ich möchte dazu die Eigenschaften eines guten Malerspiegels haben. Oder besser: ich möchte einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung widerspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit größter Treue und in ruhigem Lichte.

Conrad Ferdinand Meyer kannte einen solchen tiefen Spiegel, der unter den vielen von Ölbäumen und Lorbeeren umsäumten südlichen Gewässern und allen blauen Gletscherseen, an deren Ufern er sich gelagert, geträumt und gedichtet hat, während langer Zeit sein ausgesprochener Liebling blieb.

In seinen lyrischen Erstlingsgedichten grüßt er ihn, sein Kleinod:

> . . . tief im Waldesgrün,
> Auf welchem nie geflammt des Morgens Glühn
> Und das des Abends Fackel nie berührt,
> Zu dem mich's wie geheime Liebe führt.

Weit abseits lag das stille Wasser auf der unteren Stufe einer unregelmäßigen Felsterrasse des Hochgebirges. An der von einer sogenannten Cresta nach den Talseen des Oberengadins sich neigenden Schutthalde, die ein Sturz der Vorzeit mit massigen Felsstücken bedeckt hatte, stand eine Waldung, durch die damals kein Weg, nur ein kaum erkennbarer Fußsteig führte. Hohe Lärchenstämme und zerrissene Arven klammerten sich mit den knorrigen Wurzeln an die zerbrochenen Felsen oder wuchsen aus den feuchten Schrunden hervor. Aus den Spalten und Zwischenräumen der Trümmer, unter denen rinnende Wasser ihren Weg in die Tiefe suchten, quoll das saftige Grün einer im Oberengadin heimischen Alpenpflanze, die stellenweise die scharfen Brüche des Gesteins wie mit Samtpolstern bedeckte. Es waren wuchernde Blättersträuße, aus deren hellem Grün die zartesten Rosaglöckchen auf hohen, feinen Stielen hervorsahen.

Wo der Bergwald dichter wurde und die Stämme sich nahe zusammendrängten, wandte sich der Pfad plötzlich niederwärts. Dort lag in einer schattigen Einsenkung mitten im Walde der stille See, rings von hohen Tannen umstanden. Da die Vertiefung, in der er ruhte, auf der Nordseite eines dem übergletscherten Hochgebirge vorgelagerten Hügelgrates sich einschnitt, berührte kein Sonnenstrahl die kleine Wasserfläche. Nur die höchsten Gipfel der sie einschließenden Bergtannen wurden von der Nachmittagssonne erreicht.

Dunkel und tief war unser See und dennoch golden durchleuchtet vom Widerschein der Waldeinsamkeit. Wie wundersam klar spiegelte sich darin der Uferbord mit jedem Stein seines Felsrandes, mit jedem Blatte des Buschwerks! Darüber die Säulenreihe der Stämme, die lispelnden Baumkronen mit ihren besonnten Wipfeln! Weiterhin ein paar vor Jahren umgehauene, bemooste Tannen, die niemand weggeführt hatte. Wir ließen uns darauf nieder, um in die zaubervolle Tiefe zu schauen. Da blickten wir hinunter wie in eine grüngoldene Tempelhalle, das deutlichere, eindrucksvollere Abbild der anderen, die sich über unseren Häuptern wölbte.

Unten im tiefsten Grunde, wo die lichten Spitzen der Bäume sich in der Runde zusammenschlossen, öffnete sich dem Blicke eine weitere Tiefe in das Blau des Himmels, aus der ein Strom bläulichen Lichtes sich in die Säulenhalle ergoß und das Heiligtum des Waldsees erfüllte.

Doch nur bei sonniger und stiller Luft verweilten wir an dem wunderbaren Ort.

Fuhren Windstöße durch die Lärchenkronen, fielen Regentropfen in das Gewässer, so eilten wir, uns fester in die Reisemäntel wickelnd, daran vorüber.

Der Waldweiher lag dann traurig, wie mit einem dunkeln, krausen Schleiergewebe zugedeckt, in seinem Felsenbecken. Im Winde und Gestöber unter jagenden Regenwolken erschien er reizlos, glanzlos, wie ein gebrochenes Auge.

Ähnlich muß auch ich, wenn die ferne Vergangenheit des Dichters klar und ungetrübt vor mir aufsteigen und von mir gezeigt werden soll, um im Bilde zu bleiben, alle fremden Einflüsse und störenden Beschattungen abwehren.

Es verlangt mich danach, die Charakterbildung C. F. Meyers und die Art seines Lebens, die einfach vor meinem Geiste stehen, so einfach ich kann, aufzuzeichnen, um sie, soweit es mir möglich ist, vor späteren, wohlgemeinten, aber zu ferne gesuchten und daher unzutreffenden Erklärungen und Auslegungen zu bewahren.

IV.

Conrad Ferdinand Meyers Lebensdauer erstreckt sich über eine bewegte, von Entwicklungen und entscheidenden Ereignissen erfüllte Zeit. Seine Anfänge reichen bis zum ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts zurück. Seine zu Anfang desselben geborenen Eltern waren in der Begeisterung für die Befreiung vom napoleonischen Joch erzogen worden. Beide waren zarte, ideal gerichtete Naturen und gingen mit jugendlichen Hoffnungen den Aufgaben der neuen Zeit entgegen.

C. F. Meyers Vater war fest gewillt, seinem Schweizerlande, dessen Konstitutionen er kannte, und dessen Entwicklung im Sinne der Freiheit auf historischer Grundlage ihm am Herzen lag, im Staatsdienste seine ganze Kraft zu widmen. Die Bahn lag offen vor ihm. Unseres Vaters einzige verzehrende Leidenschaft sei seine Arbeitsliebe gewesen, hat uns die gute Mutter später zuweilen gesagt. Er war ein Mann von strengster Gewissenhaftigkeit und von größter Pflichttreue. Vielleicht rieb dieser Eifer seine Kräfte auf. Er wurde mit kaum vierzig Jahren von einem schnellen, anscheinend leichten Typhus hingerafft. Sicher ist, daß er auf der Höhe seiner Leistungen als ein ernster, aber an Hoffnungen reicher, hochgeschätzter Mann dahinging nach einem reinen Leben, das ihn bis ans Ende befriedigte und von keinem politischen Pessimismus getrübt war.

Es war im Mai des Jahres 1840. Dies Datum ist ein Markstein unserer Kindheit.

Die frische, sorgenlose Knabenzeit meines Bruders, in der er sich niemals um die Zukunft stark gekümmert, nie an seinen künftigen Beruf gedacht hat, findet dort ihre Grenze. Wir hatten es unter dem liebevollen Schutze unserer Eltern gar zu gut und lebten in unbewußtem täglichem Glück. Unser erschreckender Mangel an dem, was man heute „Zielbewußtsein" nennt, kam auch in der Schule, da wir lebhafte und nicht unbegabte Kinder waren, in der goldenen Zeit, da unser Vater noch lebte, nicht sehr in Betracht. Aber wenn es meinem Bruder erging wie später mir, so hat er wohl seine Schul-

aufgaben mit Ausnahme derer in vereinzelten Fächern, die ihn besonders interessierten, nur, soweit es gerade nötig war, ausgearbeitet. Durchaus nicht, um sein Wissen zu bereichern oder um seinen Ehrgeiz zu befriedigen! Es war zu Hause weit interessanter zuzuhören als in der dumpfen Stadtschule.

Unsere Mutter empfing viele Besuche. Es lag damals in der Luft, daß unter klugen, gebildeten Leuten vorwiegend und mit viel mehr Feuer und Parteinahme als in späterer Zeit von Politik gesprochen wurde. Für diese hatte mein Bruder als kleiner Bube schon ein aufmerksames Ohr. Die zürcherische Universität war anfangs der dreißiger Jahre gegründet worden. Dieses junge Institut, auf dessen Lehrstühle sich viele namhafte deutsche Kapazitäten hatten berufen lassen, brachte einen lebhaften, höchst liebenswürdigen und interessanten Verkehr in unser Haus. Der gesellige Umgang war in der damaligen Welt weit konzentrierter als in der heutigen. Man war sich und gab sich gegenseitig mehr. Man verkehrte in beschränkteren Kreisen und darum viel näher. Die Journalistik von heute, die jedes Wissensinteresse, bevor es gefühlt wird, befriedigt, existierte noch nicht. Es waren noch keine Eisenbahnen gebaut. Es kamen keine Telegramme, Man las sich Bücher vor, lieh sie sich gegenseitig und sprach sich eingehend bei Besuchen darüber aus. Die Distanzen waren groß, man erfuhr wenig von der Außenwelt, und bestrebte sich im kleinen, verständnisvollen Kreise interessant zu sein.

Unserer Mutter hatte sich bei einem Kuraufenthalt in den Appenzellerbergen eine junge, geistvolle Deutsche angeschlossen, deren Freundschaft ihr lebenslang mit großer Treue bewahrt blieb. Es war eine Nichte Gustav Schwabs, später die Frau des Dichters Gustav Pfizer und eine begeisterte nahe Freundin des Uhlandschen Hauses. Ein reiner Strom schwäbischer Poesie floß durch die Besuche und die Korrespondenz dieser geisteslebendigen und lieben Frau unserer Mutter und deren phantasiereichem Bübchen zu. Der Kleine war bei ihrem ersten Besuche in Zürich drei oder vier Jahre alt und, so hörte ich später sagen, von den Märchen, die sie ihm erzählte, so gänzlich bezaubert und hingenommen, daß er wachend und schlafend davon träumte. Sein Vater wurde dadurch bewogen, ernstlich zu verlangen, daß seinem Söhnchen und später, als ich nach Jahren nachkam, auch mir keine Märchen, keine freien Erfindungen erzählt würden, sondern nur wahre Begebenheiten, damit nicht hinter unseren unkritischen Stirnen Wirklichkeit und Dichtung durcheinandergerate. Er selbst erzählte herrlich, wenn er einmal beim Abendtee ein wenig Zeit für seine Kinder erübrigte und ich neben ihm auf dem Sofa sitzen und die Figuren auf den großen Metallknöpfen seines Hausrockes betrachten durfte. Er wußte so viel und so Interessantes von Griechen und Römern und alten Germanen, so merkwürdige Geschichten von Menschen und Tieren! Er erklärte mir dann auch höchst anschaulich die seltsame und doch wahre Tatsache, daß die Erde, auf der wir wie die Fliegen sitzen, eine Kugel sei, die sich drehe und die Reise um die Sonne mache.

Bei meinem Bruder mag der vom Vater gegebene Anstoß, die Phantasie nur mit begründeten historischen Tatsachen zu nähren, ihm unbewußt, entscheidend gewirkt haben. Suche ich mich an seine ersten poetischen Begeiste-

rungen zu erinnern, so fallen mir die großen deutschen Kaisergestalten ein: Carolus Magnus und sein Neffe, Jung Roland! Otto der Große und Barbarossa! Kaiser und Reich! Davon bekam das törichte kleine Schwesterchen viel zu hören. Mein Bruder hatte Bilderbogen geschenkt bekommen mit langen Reihen alter deutscher Kaiser im Krönungsornat und im Waffenkleide. Daran durfte ich die Mäntel und Kronen mit Zinnoberrot und Goldgelb aus einer neuen Farbenschachtel illuminieren helfen.

Ein altes Lesebuch, das mein Bruder in der Zeit benutzte, da der Germanist Ludwig Ettmüller an seiner Gymnasialklasse Deutsch lehrte, liegt heute neben mir. Er ist für mich eine Fundgrube fernster Erinnerungen, dieser „Bildersaal deutscher Dichtung". Herausgegeben ist diese „Geordnete Stoffsammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetischen und ästhetischen Schulbildung" durch August Adolf Ludwig Follen, der damals Professor an der Kantonsschule in Aarau war. Gedruckt ist sie in Winterthur 1828.

Durchblättere ich das Buch, so trifft mein Blick überall auf meines frohen Kindheitsgenossen Lieblinge: Follens Schlacht am Morgarten, Arnold aus dem Melchthal, weiterhin: Der Nibelungen Not, Karl der Große und seine Paladine, Klein Roland und Frau Berta. Das alte Buch, das er übrigens auch mit allerlei Porträtfratzen verziert hat, versetzt mich in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück und in das, was uns damals begeisterte. Wahrhaftig, mir ist, ich höre den braunlockigen Schüler wieder aus seiner geliebten „Schlacht am Morgarten" rezitieren. Es stürzt sich dort Arnold von Melchthal, an der Spitze der

. . . zweimal zehn Biderben, die Sarnen einst gebrochen,

wie ein verderblicher Keil in die Feinde:

Klar ist wie Schnee der Melchthal, ein jugendreicher Mann,
Kraus wie die Melch vom Felsen sein Haar vom Scheitel rann;
Erz lebt in seinen Händen, sein Fuß und Arm ist Sturm,
Er steht auf starken Lenden schlank wie der Münsterturm.

Oder, wenn die Sonntagsglocken mächtig zusammenklangen, konnte seiner stillen Sehnsucht der im Untersberge mit seinen Rittern der Erstehung des Reiches harrende Carolus Magnus vorschweben, wie Follen ihn beschreibt.

„Wie schön ist das! Höre!" sagte er dann:

Hoch donnernd und ergötzlich
Das Domgeläut erschallt
Und schafft lebendig plötzlich
Den Palm- und Eichenwald.
Dann ziehn viel reine Pfaffen
Voll Eifer nach dem Dom,
Und Volk in hellen Waffen,
Ein wogenvoller Strom.

Zweifach den Bart gespreitet
Auf goldnes Brustgewand,
Voran mit Krone schreitet
Ein Held, den Stab in Hand:
Das sind die Streiter Christes

Und die vom Deutschen Reich,
Und Karl der Kaiser ist es,
Ein Hirt und Held zugleich.

Im Klang geweihter Harfen,
Im Waffenblitz und Licht,
Geht Karl mit einem scharfen,
Tiefsinnigen Gesicht . . .

Oder er konnte sogar aus einem alten Burschenschaftsliede, das — ich weiß nicht woher, — ihn angeweht hatte, wehmutsvoll vor sich hinsummen:

Das Band ist zerrissen — war schwarz, rot und gold . . .

Diese großzügige, farbige Verherrlichung von Freiheit und Vaterland, von Kaiser und Reich hatte es ihm angetan. Er war unbewußt ein kecker, stolzer Ghibelline und ein treu republikanischer Schweizer zugleich. Die beiden Anlagen schlossen sich in seiner reflektierenden Künstlerseele niemals aus. Im Gegenteil: der unbeugsame ghibellinische Zug, wie er in Dantes „Göttlicher Komödie" groß zu Tage tritt, lag — ohne mich irgend eines Vergleiches vermessen zu wollen — auch aller Dichtung C. F. Meyers zu Grunde. Dieser Keim wurzelte so gut in seiner Natur, wie anderseits republikanischer Unabhängigkeitstrotz und nüchterner schweizerischer Rechtssinn ihm tief im Blute lag.

Das war des phantasievollen Knaben sonnige Jugendzeit. Sie ging mit unseres Vaters Tode zu Ende und versank in der Erinnerung des Dichters, für den nun der Lebenskampf anfing, wie ein lieblicher Traum, dessen man sich kaum mehr erinnert. Dennoch ließ sie in seiner Seele ihre Spuren der Liebe zurück, die später in seiner Poesie als sanfte, weiche Züge wieder zum Ausdruck kamen. Lange Zeit in der Tiefe versunken blieb dieses feine, lautere Gold, aber verschwunden ist es nie.

Aus jener Jugendperiode stammt sein von Paul v. Deschwanden entworfenes Knabenbild, eine sehr ähnliche leichte Bleistiftzeichnung, zu der Conrad Ferdinand später die Zueignung schrieb:

Hier — doch keinem darfst du's zeigen,
Solche Sanftmut war mir eigen,
Durfte sie nicht lang behalten,
Sie verschwand in harten Falten,
Sichtbar ist sie nur geblieben
Dir und denen, die mich lieben.

Nicht allein durch den Tod des treuen Vaters wurde mit den veränderten Familienverhältnissen die Lage meines Bruders eine andere; überall verdüsterten und verengten sich seine Aussichten in die Zukunft. Der Fünfzehnjährige sollte sich für ein bestimmtes Berufsstudium entscheiden. Solange der Vater lebte, hatte er sich eine solche Frage nicht gestellt. Es wurde angenommen, er steige durch die Klassen des Gymnasiums, studiere dann an der Universität und verfolge die väterliche Laufbahn; denn zum Theologen oder Mediziner zeigte er weder Beruf noch Anlage. Ein rein wissenschaftliches

oder nach eigenem Ermessen kombiniertes Studium lag damals für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit und der Gedanken. Die juristische Laufbahn führte in den Staatsdienst.

Nun aber entwickelten sich kurz nach dem Scheiden des Vaters die politischen Dinge in Zürich mit raschem Verlaufe in stark demokratischem Sinne. Der Sonderbundskrieg und die Verwandlung des Staatenbundes unserer alten Eidgenossenschaft in den einheitlichen schweizerischen Bundesstaat bereiteten sich vor. Die Gegensätze schärften sich. Energische Elemente traten an die Spitze. Wem die Achtung historischen Rechts das Gewissen und die Hände band, der zog sich aus öffentlichen Ämtern zurück oder wurde zurückgesetzt. Manche Freunde und Gesinnungsgenossen unseres verstorbenen Vaters wandten sich, für ihre Fähigkeiten oder ihren Ehrgeiz ein weiteres Gebiet suchend, nach Deutschland. Andere, denen die Heimat teuer war, zogen sich in ein unabhängiges Privatleben zurück, widmeten sich gelehrten Studien und betraten später die akademische Laufbahn. Aus der Zahl der Freunde unserer Eltern ließ sich Professor Bluntschli nach München, Professor Monnard aus Lausanne nach Bonn berufen.

Die Bauleute des Einheitsstaates zimmerten mit energischen Schlägen ohne ängstliche Rücksichten auf demokratischer Grundlage das Haus so praktisch und solid zusammen, als es ihnen nötig schien, damit es nach allen Seiten Widerstand leisten könne. Und sie taten wohl daran. Als Bindemittel verwandten sie die Interessen des industriellen Verkehrs. Als Baumeister erlasen sie sich keine gelehrten Historiker, sondern weitblickende Geschäftsleute. Eisenbahnbauten wurden projektiert und begonnen. Große Aktiengesellschaften entstanden. Das eidgenössische Polytechnikum wurde in Zürich gegründet und nach dem Plane des genialen Semper in imposantem Stile gebaut.

Diese Umwandlungen vollzogen sich in der Schweiz ohne starke Krisen. Sie lagen in der Strömung der Zeit. Meinem Bruder entzogen sie, ohne daß er sich sonderlich darüber beklagt hätte, jeden Boden im Vaterlande, auf dem er hätte fußen und eine befriedigende Berufsarbeit sich sichern können.

Er teilte, ohne es noch zu ahnen, das Schicksal der schweizerischen Künstler und Dichter. Gottfried Keller, Böcklin, Adolf Stäbli, Walther Siegfried und noch viele andere, deren Namen weniger bekannt geworden und die doch eine Zier ihres Vaterlandes sind, haben in der geliebten Heimat nicht genug Raum und Licht zur kräftigen Entfaltung ihrer künstlerischen Eigenart gefunden. Sie gediehen erst, nachdem sie, nicht ohne Schmerz, vom eigenen Boden losgetrennt und in die fremde Erde versetzt waren.

Conrad Ferdinand Meyer hat sein Vaterland nicht mit einer aussichtsvolleren Fremde vertauscht. Wohin hätte er gehen sollen? Kannte er doch damals seinen Beruf und sein Ziel noch nicht. Er ging nicht fort. Aber er wurde ein Einsamer, der, zuerst von den anderen unterschätzt und beiseitegelassen, sich immer mehr in sich selber abschloß. Er ward ein Fremder unter seinem eigenen Volke.

Inzwischen wurde dem Unberatenen, bevor er sich überzeugte, daß er zu keiner Laufbahn weniger als zur juristischen tauglich oder berufen sei, noch

ein Jahr der Freiheit zu teil, das ihm, wenn auch keine Klarheit über sich selbst gab, doch noch einen weiten Ausblick in die schwebenden Zeitfragen, in die sich bekämpfenden Mächte und die untergehenden philosophisch-politischen Ideale des 19. Jahrhunderts gönnte. Zunächst schien es nicht, daß jenes erste Jahr, das er in Lausanne zubrachte, statt noch die dritte Klasse des Zürcher Gymnasiums zu durchlaufen, zu seiner Ausbildung und Festigung viel gefruchtet habe. Nicht als ein gesellschaftlich geschmeidig gewordener Mann, der das unserer Mutter liebe Französisch fließend und gern gesprochen hätte, kam er zurück, wie sie es vielleicht gehofft hatte, da diese Freude anderen Müttern widerfahren war, sondern als ein Kopf voll gärender Ideen, mit breiter, stark ausgeprägter, von üppigem Haar umkrauster Stirn auf einem, meinte sie, „unbeugsamen" Nacken, der, wie ihr schien, im täglichen Leben noch weniger Raum hatte, als da er fortging. Auch verlautete, in Lausanne habe er mehr Italienisch getrieben als Französisch, unter einem Lehrer, der ihn nicht nur für die Utopien der italienischen Carbonari eingenommen, sondern auch für schwärmerische Polenflüchtlinge begeistert habe. Der milde Freund unseres Vaters, Professor Louis Vulliemin, sah in allem dem nichts Arges. Er dachte wohl, man müsse den Wein gären lassen. Denn er hatte und behielt immer die Zuversicht, das Gewächs sei von guter Sorte.

Die Genfer Freunde aber, vor allem unser ebenso geistvoller wie liebenswürdiger und gütiger Gastfreund, Georges Mallet-d'Hauteville, der meinen Bruder von dessen Kindheit an gekannt hatte und ihn nun auf eines seiner Landgüter einlud, hielten dafür, er habe sich plötzlich zu einem „deutschen Studenten" metamorphosiert. Der letztere vergnügte sich damit, sich mit ihm über seine bunten und schwärmerischen Weltideen einläßlich zu unterhalten. Dem feinsinnigen, überlegenen Herrn gegenüber, der kein Deutsch verstand, gab sich der junge Mann ganz als Deutscher. Er habe, erzählte mir nach Jahren Herr Mallet selber, mit schwärmerischer Begeisterung besonders von einem deutschen Autor gesprochen, dessen Name in Conrads französischer Aussprache ihm lange unverständlich geblieben sei. Von Jean Paul! — Ach, wie heimelte mich das an! Jean Paul Friedrich Richter! — Gewiß, den hat er jahrelang immer und immer wieder gelesen und mir zum Lesen gebracht, zur Zeit, da er kaum der Schulbank entwachsen war und ich noch auf einer sehr niedrigen saß. Unsere gute Mutter hatte nichts gegen diese Lektüre einzuwenden, deren Zauber sie selber kannte. Aber unter Franzosen, auch unter den Gebildetsten von ihnen, sein Lob zu singen — dazu war doch nur mein Bruder in seiner Jugendstimmung imstande. Jean Paul ins Französische zu übersetzen, erscheint mir als ein unmögliches Beginnen. Es wäre noch schwieriger, ihn den Franzosen, als Herrn v. Chateaubriand den Deutschen durch eine Übersetzung mundgerecht zu machen. Ich stelle die beiden nur darum hier zusammen, weil unsere Mutter in ihrer Jugend sie beide mit gleich liebevollem, begeistertem Verständnis las.

Die Franzosen haben nie etwas anderes als eine urdeutsche Natur in meinem Bruder erkennen wollen. Gerade die Selbstlosigkeit und Planlosigkeit seiner weltumfassenden Phantasien — denn Bestrebungen konnte man

die unklare, unbewußte Poetenanlage des Siebzehnjährigen nicht nennen — erschien ihnen als eine durchaus deutsche Eigenschaft.

Wenn ich denn hie und da von den französischen Einflüssen, die seine Sprache und seine Dichtung getrübt oder seinen Charakter bestimmt haben sollen, reden höre, so muß ich meine Geduld zusammennehmen. Es ist das ein Mißverständnis sehr oberflächlicher Art.

Als bei ihm selbst einmal ein einsichtsvoller Besucher nach diesen französischen Einflüssen forschte, sagte er: „Weniger französische als überhaupt romanische Strömungen waren es, die mich beeinflußten." Gewiß. Sie übten zur Zeit seines ersten Lausanner Aufenthalts schon genug Macht über ihn aus, um ihn mit Ideen zu füllen, die tief in die Jahre seiner Einsamkeit hinein vorhielten und später die Wahl seiner Lektüre und seiner geschichtlichen Studien bestimmten.

Was war denn im Grunde die damals noch schlummernde Seele seiner Poesie? War nicht das rätselhafte Woher und Wohin seiner Persönlichkeit, wie sich wohl ahnen läßt, eine Qual auch seiner Jugend! Daneben aber stand ebenso aktuell die Frage nach dem Woher und Wohin der Menschheit, nach dem Berufe und der Entwicklung der Völker. Das war schon früh in jugendlicher Ahnung, das wurde später in bewußter Arbeit und blieb immer in lebendiger Gegenwart die innerste Quelle seiner Dichtkunst. Er bestrebte sich, der Lösung des großen Rätsels näherzukommen im Gleichnisse schöpferischer treuer Kunstvollendung. Er suchte den Menschen und die Menschheit so darzustellen, wie sie sich in seinem Geiste abspiegelten.

Es konnte bei dieser Anlage nicht anders möglich sein, als daß die Entwicklung seiner dichterischen Persönlichkeit, die eine Überfülle des geistigen Stoffes zu bewältigen hatte, eine mühevolle und langsame war. Um seine Kräfte zu konzentrieren, bedurfte er großer Ziele und starker Anstöße. Der große, segenbringende Sturm, der endlich seine Segel füllte, und durch den sein Schiff die hohe See gewann, war die Auferstehung des Deutschen Reiches.

Einer wie langen Reihe vorbereitender Jahre bedurfte es aber, um diese große geschichtliche Neugestaltung hervorzubringen! Jahrzehnte verborgener, geduldiger Taten, treuen Arbeitens, Harrens und Ausharrens. Wie hoffnungsleer sah es nach den achtundvierziger Stürmen noch lange Zeit in dem zerrissenen Deutschland aus, wenigstens für einen jungen, in republikanischer Unabhängigkeit geborenen und in die Höhe geschossenen Ghibellinen, der, von der Warte seines kleinen schweizerischen Vaterlandes aus, nach großen politischen Ideen forschend, gegen Norden Ausschau hielt!

„Untröstlich ist es allerwärts," pflegte sogar unsere stille Mutter, sich an ihren Uhland erinnernd, zu sagen:

Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der englisch-russische Wettstreit um Persien.

Von

E. Ilger (Bremen).

I.

Beharrlich und schweigsam — das ist das Kennwort der Politik Rußlands in Asien. Darin ist es allen Ländern überlegen. Seine Staatsmänner haben sich auch nicht fortwährend vor einer übereifrigen nationalistischen Presse zu verantworten und können daher im stillen vorgehen. Von der Mandschurei hätte man auch am liebsten gar nicht mehr gesprochen. Herr Witte machte seine letzte Überlandreise nach den Ufern des Großen Ozeans, er inaugurierte Dalni an der Küste der Liao-Tong-Halbinsel als großen Zukunftshafen, aber es sollte keine mandschurische Frage für Rußland geben, nur eine Eisenbahnfrage, die sich mit eifriger Fortführung des Baus der Bahn vom Amur nach Port Arthur und Dalni erschöpfte. Darin ist nun freilich durch das Bekanntwerden der russischen Bedingungen für die Räumung der Mandschurei eine jähe Unterbrechung eingetreten. Die Vereinigten Staaten haben unter dem stürmischen Beifall der englischen Presse protestiert, und China hat die russischen Bedingungen zurückgewiesen, worauf die Petersburger Regierung ziemlich unverblümt angedeutet haben soll, daß sie alsdann die drei mandschurischen Provinzen behalten werde. Nach anderen Nachrichten soll es verbindlich, aber ausweichend geantwortet haben.

Rußland hätte es wohl lieber gesehen, wenn es noch einige Zeit ungestört sich dem Bahnbau im fernsten Osten Asiens hätte widmen können. Es hätte dann fortfahren können, um so größere Aufmerksamkeit auf Persien zu verwenden. Vieles ist dort getan, aber es bleibt noch vieles zu tun übrig. Das neueste Stadium wird durch die russisch-persische Zolldeklaration vom 27. Oktober 1902 bezeichnet, die am 13. Dezember in Teheran und in den ersten Februartagen dieses Jahres in Petersburg ratifiziert worden ist. Danach unterliegen russische Waren nur dem Grenzzoll, wie ihn der der Deklaration beigegebene Tarif enthält. Die zahlreichen Zwischenzölle dürfen nicht mehr erhoben werden. Das hat Persien zwar schon öfter ver-

sprochen, aber zum Verdruß und Schaden aller auswärtigen und inländischen Kaufleute blieben die Zusagen immer unerfüllt. Die Zügel des Staatslebens in dem weiten, dünnbevölkerten Reiche sind zu locker, als daß die Regierung des Schahs die Gouverneure der einzelnen Provinzen immer von der Erhebung von Abgaben auf durchpassierende Waren abhalten könnte. Und hatte sie dazu denn wirklich immer guten Willen? Rußland mit seiner nahen und mobilen Machtstellung ist aber gar nicht danach angetan, sich Steuern auf seine Waren im Widerspruch mit den Verträgen gefallen zu lassen. Auch alle Wegsteuern, Schlagbaumsteuern und dergleichen müssen für russische Waren abgeschafft sein und bleiben, mit Ausnahme der Abgaben auf künstlich hergestellten fahrbaren Wegen, für welche eine Konzession bereits gegeben ist oder gegeben wird. Hier dürfen sie aber nicht höher sein, als sie auf der Straße von Resch nach Teheran sind. Endlich wird das System der Steuerpächterei abgeschafft und durch die Einrichtung von Regierungszollämtern an den Grenzen ersetzt. Auch sind die letzteren mit ausreichenden Warendepots auszustatten, damit die Zöllner es nicht länger in der Gewalt haben, die durchpassierenden Waren dem Verderben auszusetzen, wenn ihre Eigentümer nicht gehörig Trinkgeld bezahlen wollen.

Das klingt alles recht harmlos, erhält aber seine weitere Bedeutung durch den Tarif selbst. Dieser enthält niedrige Sätze für russische Waren, wie Petroleum und Zucker; Getreide, Mehl und Vieh sind sogar ganz frei. Dagegen beträgt der Zoll auf Tee, der ausschließlich aus Indien kommt, und Kaffee bis zu 50 Prozent vom Werte. Zigarren, Seidenstoffe unterliegen einem hohen Zoll. Baumwollstoffe dagegen, gewöhnliches Druck- und Schreibpapier, Seife, Lichte, Bier, alles Artikel, die fast nur Rußland liefert, sind mit geringen Sätzen belegt. Diese Umstände setzen den Wert der Meistbegünstigung, die unter anderen England und Deutschland genießen, wesentlich herab. Dazu kommt weiter, daß die Zollverwaltung Persiens in den Händen von Belgiern liegt, über welche die englischen Kaufleute bitter klagen. Man sagt ihnen nach, daß russische Wünsche für sie maßgebend seien, nicht nur betreffs Erleichterung des russischen, sondern auch Erschwerung des englischen Handels.

Schon jetzt ist die Einfuhr aus England und Indien fühlbar zurückgegangen, während diejenige aus Rußland beständig wächst. Die erstere schätzte der Vizekönig von Indien, Lord Curzon, für 1889 auf 3 Millionen Pfund Sterling, für 1900—1901 nur noch auf 2 Millionen. Sie hat sich also um ein Drittel verringert. Dagegen ist im gleichen Zeitraum die Einfuhr Rußlands von 2 Millionen Pfund Sterling auf $4^1/_2$ Millionen gestiegen. Die Zahlen des russischen Handels sind von dem belgischen Generaldirektor des persischen Zollwesens aufgegeben; sie erzählen von einer Verdopplung der Ausfuhr Rußlands nach Persien. Die lebendigen Berichte englischer Vertreter, welche diesem Zahlenskelett Fleisch und Blut geben, wissen von einer ununterbrochen wachsenden Schwierigkeit der englischen Konkurrenz gegen die russische.

Man mag nun mit seinen Empfindungen auf englischer oder auf russischer Seite stehen, jedenfalls muß man zugeben, daß die britische Politik sehr indolent gewesen ist und die Dinge in Persien hat gehen lassen, während

die Russen ganz außerordentlich tätig gewesen sind. Die Engländer geben das selbst zu und klagen sich und ihre Regierung an. Hätten sie vor dreißig, vor fünfzehn Jahren Eisenbahnen von Süden her nach Schiras, Isfahan, Teheran gebaut, so hätten sie nicht nur ihrem Handel einen ganz anderen Absatz gesichert, sondern sie hätten auch dem Schah eine politische Stütze gegen die Annäherung der Russen gewährt. Aber sie haben die Dinge laufen lassen, und unterdessen haben die Russen sich festgesetzt. Welche Zwecke diese nun auch gehabt haben mögen: sie sind als Kulturträger gekommen. Den Persern erscheinen oder erschienen sie seit etwa hundert Jahren als der Erbfeind. In älteren Zeiten hat Persien mehr mit den Türken gekämpft, deren sunnitische Religion für die schiitischen Perser ein Gegenstand des Abscheus ist; auch mit den Afghanen, deren Schuldkonto durch die Trümmer Isfahans, der früheren Landeshauptstadt, schwer belastet ist. Der eigentliche Feind ist im neunzehnten Jahrhundert Rußland, das die nördlichen Ausläufer Persiens bis zum Kaukasus hin einfach zu seinen Gunsten abgeschnitten und das Kaspische Meer in einen russischen See verwandelt hat. Aber Rußland ist nicht als der nordische Barbar aufgetreten, sondern als Bringer der europäischen Kultur.

Ein immerwährender Schrecken für das Land Iran sind die nomadischen Wüstenvölker des Nordens gewesen. In der mongolischen Hochflut erlag die alte Gesittung des Zendvolkes, soviel von ihr unter der arabischen Herrschaft noch übriggeblieben war. In Strömen Blutes sank die Bevölkerung mehrtausendjähriger Kulturstätte dahin. Als das dritte national-persische Reich aus dem mongolischen Chaos erstand, war es außer stande, die alten Nordostprovinzen am Oxus und Jaxartes, die einst Alexander bezwungen hatte, und die zu Firdusis Zeit den Grundstock der iranischen Nationalität gebildet hatten, wiederzugewinnen. Die turkmenische Einwanderung gab den Khanaten von Chiwa, Bokhara ꝛc. ihren Charakter. An der Nordgrenze Persiens wohnten die Tekke-Turkmenen, die es als ein uralt geheiligtes Recht ansahen, die benachbarten persischen Provinzen zu plündern, zu brandschatzen und ihre Einwohner in die Sklaverei abzuführen. Als General Kauffmann mit seinem russischen Heere sie bezwang, fand er in ihren Felsenschlössern und unzugänglichen Oasen eine Menge Perser als Sklaven und Gefangene vor. Er sandte sie ohne Lösegeld, vielmehr auf russische Kosten in ihre Heimat, um dort den Ruhm des großmütigen Zaren zu verkünden. An dieser Grenze entlang hat dann Rußland seine transkaspische Bahn gebaut. Wo einst die räuberischen Nomaden hausten, da waltet heute russische Ordnung. Von der Bildung irregulärer Banden kann heute keine Rede mehr sein. Und den Kosakenregimentern ist der russische Kaufmann gefolgt. Von den Bahnstationen aus gehen die Karawanen mit russischen Baumwollstoffen und Waffen, mit Zucker und Petroleum südwärts in persisches Gelände. Den Mittelpunkt dieses Handels bildet Askabad, die Hauptstation der transkaspischen Eisenbahn in diesen Gegenden. Rußland ruhte nicht eher, als bis der Schah von hier nach der Hauptstadt der benachbarten persischen Provinz Khorassan, nach Mesched, eine Karawanenstraße im neuzeitlichen Sinne herstellen ließ. Auf dieser ziehen nun die Erzeugnisse der russischen Industrie in jene dem Weltverkehr so ab-

gelegenen Gegenden ein. Mit peinlicher Überraschung sehen sich die Fabrikanten von Manchester und Sheffield in Mesched durch ihre Konkurrenten von Moskau und Tula geschlagen. Die nächste Entwicklungsepoche wird hier die Karawanenstraße in eine Eisenbahn umwandeln; die Vermessungen werden schon gemacht. Dann wird die Konkurrenzfähigkeit englisch-indischer Waren, die auf Kamelsrücken durch die afghanischen Berge kommen müssen, völlig erloschen sein.

Nach anderen Teilen des persischen Reiches hat Rußland gleichfalls Verbindungen hergestellt, wie sie die vieltausendjährige Vergangenheit nicht gekannt hat. Um den Südrand des Kaspisees herum zieht sich das Elbursgebirge in einer Länge von 700 und einer Breite von 100 Kilometern. In dem 5465 Meter hohen, erloschenen Vulkan Demawend erreicht es seinen höchsten Gipfel. Stets ist es ein Verkehrshemmnis gewesen. An seinen Fuß schließen sich die fruchtbarsten Teile Persiens. Nördlich fällt es freilich auf weite Strecken steil in den See, aber im Nordwesten hat sich um die Mündung des Flusses Sefid Rud herum ein weites, sumpfiges Vorland von unendlicher Fruchtbarkeit gebildet, das die meisten subtropischen Früchte trägt. Die Stadt Rescht und ihr Vorhafen Enseli bilden das Seetor Nordpersiens. Hier strömen die russischen Waren jetzt herein und finden eine auf Rußlands Andrängen gebaute gute Karawanenstraße über das Gebirge nach der Landeshauptstadt Teheran vor, die sich inmitten fruchtbaren, vom Gebirge her gut bewässerten Landes an die Ausläufer des Demawend lehnt. Nach Enseli kommen die Waren mit Dampfern von der großen Petroleumstadt Baku am Kaukasus, was einen Tag dauert, oder von Astrachan, was zwei bis drei Tage erfordert. Noch ist der Übergang vom Schiffe aufs Land schwierig. Der Kaspisee ist mitunter so stürmisch, daß die Schiffe nach Baku zurückkehren müssen. Die Wassertiefe vor Enseli ist so gering, daß tiefere Schiffe gar nicht landen können, vielmehr in kleine, offene Fahrzeuge umladen müssen; von Enseli ab geht es durch ein Lagunengewirr, das nur für Boote passierbar ist, nach Rescht. Diesen Übeln soll keine lange Dauer mehr beschieden sein. Bereits wird die Erbauung einer langen Mole ins Meer hinaus geplant, hinter der die russischen Dampfer landen und geschützt liegen können. Und von der Landungsstelle ab wird in nicht ferner Zeit eine Eisenbahn über das Elbursgebirge nach Teheran, dem kaufkräftigsten Punkt des Landes, gehen. Baku und Astrachan aber sind mit dem russischen Eisenbahnnetz verbunden; Astrachan ist außerdem der Endpunkt der weitverzweigten Wolgaschiffahrt.

Das dritte Tor für den russischen Handel ist Transkaukasien. Es grenzt an die persische Nordwestprovinz Aserbeidschan, den Priesterstaat Atropatene des Altertums. Zwischen beiden fließt der im Frühling schiffbare und leicht einem größeren Schiffsverkehre nutzbar zu machende Araxes, der vom Großen Ararat bis beinahe zum Kaspischen Meer die Grenze bildet. Aserbeidschan mit seiner Hauptstadt Täbris ist zwar, wie fast alle Teile Persiens, in tiefem Verfall, aber wegen seiner guten Bewässerung und Fruchtbarkeit ein zukunftsreiches Gebiet. Diese ganze Provinz hat eine russische Erwerbsgesellschaft behufs Anlegung von Bergwerken, Eisenbahnen, Wasser- und Landstraßen gepachtet. Schon nähert sich der Eisenbahnbau von Tiflis über Alexandropol und Eriwan der

Grenze. Nicht lange wird es dauern, so kann man mit der Eisenbahn von Täbris nach allen Punkten Europas fahren. Und im Osten Transkaukasiens werden ebenfalls Schienenstränge nach dem Osten Aserbeidschans vordringen.

Wie mißlich steht es demgegenüber für den englischen Handel und mit diesem zugleich für den ganzen europäischen, soweit er nicht russisch ist. Wie ein breites Dreieck, das seine kürzeste Seite an Afghanistan und Beludschistan lehnt, und dessen Spitze weit westlich bis Hamadan reicht, dem alten Ekbatana im fernen Medien, schiebt sich das dürre, an Salz- und Sandwüsten reiche Mittelpersien zwischen den Südwesten und den Norden. Letztere beiden Landesteile haben ebenfalls weite Teile, wo das belebende Naß zu spärlich für eine Landeskultur ist; im Vergleich zu Mittelpersien sind sie paradiesischer Natur, denn hier können nur Nomaden mit ihren Herden von Fettschwanzschafen, Pferden, Kamelen gedeihen. Hier lebt man noch heute so wie zur Zeit des Darius. Durch den Süden und Südwesten Persiens geht ein ganzes Bündel paralleler Gebirgsketten, die sich in ungeheurem Bogen von Beludschistan bis zum armenischen Hochlande ziehen. Gegen den Indischen Ozean und den Persischen Meerbusen fällt das Land steil ab, so daß es hafenarm, beinahe hafenlos ist. Das ist der Grund, weshalb die Perser niemals ein seehandeltreibendes Volk gewesen sind. Sie traten die große Erbschaft Babyloniens an, verstanden aber nichts aus ihr zu machen, ausgenommen die Gründung des großen vorderasiatischen Reiches, die doch wesentlich auf den Kräften Babyloniens, Assyriens und Mesopotamiens beruhte, während Babylon selber auf Grund des Seeverkehrs, der Euphratschiffahrt und des Karawanenhandels nach Phönizien hinüber für Jahrtausende die große Welthandelsmetropole des Altertums gewesen war.

Was den Verkehr Persiens mit der See so sehr erschwert, sind die vielen parallelen Bergketten, zwischen denen sich Täler von unfruchtbarem Flugsande ausbreiten. Die Waren haben eine ganze Reihe von Pässen zu überschreiten, ehe sie an ihrem Bestimmungsorte anlangen. Ein solcher Weg ist z. B. von Bender Buschir nach Schiras; letzteres ist jedoch nur ein lokaler Mittelpunkt, denn für Isfahan, Teheran und vollends Täbris liegt Bender Buschir viel zu südlich. Noch mehr gilt das vom Bender Abbas am Eingang zum Persischen Golf. Zwei Zugänge gibt es jedoch, die schon jetzt ungleich besser sind als die über die Seehäfen. Nördlich vom Persischen Golf gehört ein Gebiet, das nach Lage und Gestaltung der mesopotamischen Ebene zuzurechnen ist, zu Persien. An seinem Südende wird es vom Schatt el Arab (dem gemeinschaftlichen Ausfluß des Euphrat und Tigris) begrenzt und von dessen ansehnlichem Nebenfluß, dem Karun, durchströmt, an dessen Mündung in den Schatt el Arab die persische Hafenstadt Mohammere liegt. Hier können Seeschiffe von mittlerem Tiefgange verkehren, hier finden sie Flußschiffe, welche die Waren bis nach Awaz und nach Umladung bei der Stromschnelle bis Schuschter bringen, von wo sie mittelst Karawanen nach Isfahan, Kaschan, eventuell selbst bis Teheran befördert werden. Freilich sind zwischen Schuschter und Isfahan die erwähnten parallelen Bergketten zu überwinden. Hätte England von Awaz oder Schuschter nach Isfahan rechtzeitig eine Eisenbahn gebaut, es hätte nie vor der Gefahr

gestanden, Persien aus seiner Klientel zu verlieren. Ein ähnlicher Weg ist der mit der Tigrisflußschiffahrt bis Bagdad hinauf und von hier auf uralten Karawanenstraßen nach Hamadan, Teheran und sogar Täbris. Gäbe es nur Eisenbahnen! — Endlich ist noch eine Handelsstraße vorhanden, die gleichfalls schon im grauesten Altertum bekannt war: von dem türkischen Hafen Trebisonde (dem alten Trapezunt) am Schwarzen Meer über das armenische Hochgebirge nach Täbris.

Auf allen diesen Wegen haben die Ein- und Ausfuhrwaren unter den größten Schwierigkeiten, Kosten und Zeitverlusten zu leiden. Zu allem übrigen gesellt sich auch noch die Gier der örtlichen Beamten, die von jeder durchziehenden Karawane ihren persönlichen Tribut verlangen. Welchen Beschädigungen feinere Waren bei dem Transport auf Kamel- oder Saumtierrücken in Hochgebirgspässen ausgesetzt sind, kann man sich denken. Ein Mitarbeiter der „Times", der vor einiger Zeit zur Erforschung dieser Verhältnisse eine Reise durch Persien gemacht und sie in einer Reihe ausgezeichneter Artikel beschrieben, äußert sich klagend:

„Von Buschir nach Teheran schwanken die Transportkosten von 18—23 Pfund Sterling die Tonne. Die Zeit der eigentlichen Beförderung durch Persien dauert siebzig bis neunzig Tage, die Gesamtzeit von England bis Teheran sechs oder sieben Monate. Der Gebirgspfad zwischen Buschir und Schiras ist abscheulich schlecht, und alle zerbrechlichen Waren leiden sehr. Von Bagdad über Kermanschah nach Teheran sind die Kosten unter günstigen Umständen etwas niedriger als von Buschir. Auf der Karun-Route, welche für Teheran noch nicht eigentlich in vollen Gebrauch gekommen ist, sollen die Kosten gleichfalls beträchtlich niedriger sein, und die wenigen Teheran-Geschäfte, die sie schon benutzt haben, sollen von dem Versuch ganz erbaut sein. Vom Schwarzen Meere nach Täbris betragen die Kosten 23—28 Pfund Sterling die Tonne; die Zeit wird mit 100—120 Tagen angegeben." — „Demgegenüber," so fährt der glaubwürdige Gewährsmann fort, „schwanken für die Russen die Transportkosten von Enseli über Rescht und Kaswin nach Teheran zwischen 6 und 8 Pfund Sterling die Tonne, die Zeit zwischen 15 und 20 Tagen. In diesen Zahlen haben wir einen Überblick über den Vorteil, der dem russischen Handel von der Aufwendung russischen Kapitals für den Weg von Rescht nach Teheran erwächst."

Das ist gewiß richtig und wird sich immer mehr geltend machen, namentlich wenn von Enseli nach Teheran eine Eisenbahn gebaut ist. Jetzt ist es zu spät, um einen Gegenzug zu tun, etwa um Bahnen vom Persischen Golf nach Schiras, Isfahan, Teheran zu bauen, denn alle Konzessionen für Eisenbahnbauten sind in russischen Händen. Und Rußland wird natürlich nicht eher an eine Bahnverbindung zwischen dem inneren Persien und der See denken, als bis es des Landes so vollständig, politisch und kommerziell, Herr ist, daß es auch mit den Eisenbahnen und der von ihnen zu befolgenden Frachtpolitik machen kann, was es will. Es liegt auch seinen ausschweifendsten Träumen fern, dem englischen und sonstigen fremden Handel eine Straße bahnen zu wollen. Davon liefert es auf seiner transkaukasischen Eisenbahn einen vollgültigen Beweis. Man sollte denken, der nichtrussische Handel könne ja seine Waren in Batum landen, mit der russischen Eisenbahn nach Baku befördern und sie von dort zu Schiff nach Enseli-Rescht verladen. Dieser Weg ist einfach ungangbar, denn fremde

Waren, auch wenn sie betreffs des russischen Gebiets nur Durchfuhrgut sind, müssen die russischen Einfuhrzölle bezahlen. Und wo diese noch nicht prohibitiv genug sind, tut die Eisenbahntarifpolitik ein Übriges, so daß in der Praxis die russischen Verkehrswege für fremde Waren nicht vorhanden sind. So würde es wohl auch mit russischen Eisenbahnen von persischen Seehäfen nach dem Innern gemacht werden.

Im Jahre 1888 begrüßte man in England und in geringerem Maße auch in Deutschland die Eröffnung der Schiffahrt auf dem Karunfluß mit großen Erwartungen. Dort, dachte man, werde sich ein flotter Handel mit den bestkultivierten Provinzen Persiens entwickeln. Die dort meistbeteiligte englische Firma Lynch Brothers beabsichtigte, bei Awaz, wo wegen einer Stromschnelle die untere Flußschiffahrt jetzt unterbrochen wird, eine Kleinbahn zur Umgehung der Stromschnelle zu bauen und oberhalb derselben wieder eine Flußdampfschiffahrt nach Schuschter zu organisieren. Kaum erfuhr das der Gouverneur von Arabistan, so ließ er einem seiner Getreuen die Konzession für diese Pläne in Teheran auswirken, und sie blieben lange unausgeführt. Jetzt gibt es eine solche Umgehungsbahn, aber die Frachten sind so hoch, daß sie sich nur um ein Minimum unter den Kosten der Maultierbeförderung halten. In Awaz und Schuschter verweigert man den Fremden den Ankauf von Grundeigentum. Einen Dampfer auf dem oberen Karun gibt es nun endlich, aber Schuppen, wo man die Waren zunächst unterbringen könnte, fehlen. Und dann kommt zu allem übrigen noch die von Belgiern geleitete persische Zollverwaltung, die von den Engländern sehr gefürchtet wird, und der sie vorwerfen, ganz im Interesse der Russen zu schalten und zu walten. Von der Willkür der obrigkeitlichen Verwaltung in diesen Dingen erhält man durch folgenden Vorfall ein gutes Bild. Im Juni 1900 wurde plötzlich das persische Ausfuhrverbot für Weizen aufgehoben. Die englischen Kaufleute in Mohammere fragten zur Vorsicht in Teheran an, ob auch über Mohammere ausgeführt werden könne. Auf bejahende Antwort kauften sie am oberen Karun Weizen und wollten ihn exportieren. Da behaupteten die Ortsbehörden, sie wüßten nichts davon, daß das Ausfuhrverbot aufgehoben sei. Nun wurden Monate verloren mit Anrufen Teherans und mit beständigem Hin- und Herfragen. Endlich riet im August die britische Gesandtschaft, sich mit den örtlichen Autoritäten zu verständigen, d. h. diese zu bestechen. Doch schien es den Engländern vorteilhafter, das ganze Unternehmen rückgängig zu machen und den Weizen mit Schaden wieder zu verkaufen. Als das geschehen, meldete die englische Gesandtschaft aus Teheran ganz befriedigt, das Verbot sei aufgehoben. Das ist typisch für die Rechtlosigkeit der Fremden. Nur Rußland läßt sich so etwas nicht bieten.

Es ist ein glänzendes Zeichen für die Ergiebigkeit der benachbarten Teile Persiens, daß unter diesen erschwerenden Umständen der auswärtige Handel auf dem Karun von 1891 bis 1901 sich von 16000 auf 142000 Pfund Sterling heben konnte. In Mohammere stieg die Bevölkerung von 2500 auf 7000 Seelen und der Schiffsverkehr von 135000 auf über 200000 Tonnen.

Ein einziger Annäherungsweg ist England geblieben. Das ist der über Land von Beludschistan nach der Ostprovinz Seistan. Ketta oder Quetta im

Osten Beludschistans ist durch eine Eisenbahn mit der Indusbahn und durch diese mit dem Seehafen Karatschi in Nordwestindien verbunden. Die Bahn Ketta-Karatschi ist etwa 850 km lang; die Transportkosten sind schon dorthin naturgemäß beträchtlich. Dennoch hat sich über das 5500 Fuß hoch gelegene Ketta ein ganz guter Handel nach Seistan machen lassen, sobald England längs der afghanischen Südgrenze eine gesicherte Karawanenstraße einrichtete. Dieser Weg ist 750 km lang und führt auf sehr weite Strecken durch wasserlose Wüsten, über denen im Sommer eine ausdörrende Glut brütet, während im Winter eisige Winde über die weiten Flächen dahinsausen. Trotzdem hat sich innerhalb der wenigen Jahre von 1896 bis 1901 der Handel von knapp 100000 auf $1^1/_4$ Million Pfund Sterling gehoben. Nach diesem Erfolge ging England daran, eine Eisenbahn auf besagter Route zu bauen, zunächst nur von Ketta bis Nuschki, 150 km. Bis zur persischen Grenze bleiben noch 700 km übrig. Alles dies vollzieht sich rein auf britischem Boden. Trotzdem und trotz der weiten Strecke, um die der Bahnbau noch von der persischen Ostgrenze entfernt bleibt, erhob die russische Presse lauten und erregten Widerspruch gegen das britische Unternehmen, sich mit einer Eisenbahn der persischen Grenze zu nähern — was freilich Rußland selbst ohne Bedenken an der persischen Nordgrenze getan hat. Dieser Widerspruch ist ein Zeichen, wie selbstverständlich der Gedanke, daß Persien zur russischen Klientel gehöre, der gebildeten Schicht des Petersburger Publikums bereits geworden ist. Man fürchtet nicht nur kommerzielle, sondern auch strategische Pläne Englands.

Die Bahn, bis zur Grenze fortgesetzt, würde in die kleine persische Provinz Seistan münden, die ein wenig nördlich von dem Zusammentreffen Afghanistans und Beludschistans an Persiens Ostgrenze liegt, am unteren Laufe des aus den afghanischen Bergen kommenden ansehnlichen Flusses Helmand, der hier versiegt. Seistan ist zum größten Teil fruchtbares Land und wird von 100000 Menschen bewohnt. Es liegt auf halbem Wege von Ketta nach Mesched, der Hauptstadt der Nordostprovinz Khoraſſan, die sich schon ganz im Banne des russischen Handels befindet. Eine Eisenbahn, die von Ketta über Seistan nach Mesched ginge, würde wohl die Konkurrenzfähigkeit des englischen Handels wiederherstellen, unter gewissen, jedoch unwahrscheinlichen Kombinationen dem Schah auch strategisch gegen Rußland nützen können. Eine solche Bahn hätte England vor zwanzig Jahren bauen müssen. Jetzt ist es längst zu spät dafür. Der Schah ist in den Händen Rußlands, und dieses läßt keinen britischen Bahnbau zu.

II.

Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kommen Rußland und Persien miteinander in Berührung, natürlich anfänglich ganz unfreundlich. Das um 1500 erstandene neupersische Reich erstreckte sich zeitweilig bis Kandahar im Osten, bis Bagdad und Basra im Südwesten, bis Armenien im Nordwesten und dem östlichen Kaukasus im Norden. Auch als Zar Iwan IV. 1557 Astrachan von den Mongolen erobert hatte und damit an den Kaspisee ge-

kommen war, blieb dieser noch lange Jahrhunderte in Persiens Gewalt. Mit der jetzt regierenden Katscharen-Dynastie, die mongolischen Stammes ist, fällt die Zeit der Landverluste an Rußland zusammen. 1794 war der katscharische Schah Ali anerkannter Herrscher. Schon zwei Jahre später verlor er Georgien an Rußland. 1811 büßte Persien, das auf französische Anzettelung Krieg begonnen hatte, alle übrigen kaukasischen Provinzen ein. Damals zuerst erschien die russische Kriegsflagge auf dem Kaspischen Meere. 1826 brach Persien wieder einen Krieg vom Zaun; er endete mit großem Landverluste und hatte 1829 die Ermordung des russischen Gesandten durch den rasenden Pöbel zur Folge, die so manche Ähnlichkeit mit den Boxerunruhen und der Ermordung des deutschen Gesandten in Peking hat. Um 1840 tritt schon deutlich der englisch-russische Wettbewerb um Persien hervor, der seitdem mit manchem Wechsel angedauert hat, hier aber im einzelnen nicht verfolgt zu werden braucht. Auch die Streitigkeiten mit Afghanistan um Herat, welche die ersten fünfziger Jahre erfüllen, können übergangen werden. Unglücklicherweise blieb bei allem Wechsel das Mißregiment im Innern unerschüttert. Willkür und Gewalttat, Bestechlichkeit und Trägheit, dann wieder Verschwendungen am unrechten Ort kennzeichnen die persische Verwaltung. Das immerfort ausgepreßte Volk hat kein Interesse daran, die Hilfsmittel seines Landes voll auszunutzen, weil es die Früchte seines Fleißes doch an die räuberischen Beamten abtreten muß. Persien ist überwiegend ein unfruchtbares Land. Aus dem großen kompakten Innern kommt kein einziger Fluß ans Meer: so ungenügend ist der Regenfall. Dennoch sind in den gebirgigen Teilen des Landes, namentlich im Westen, noch entfernt nicht alle Anbaugelegenheiten erschöpft, obwohl man die Kunst der Bewässerung schon aus dem grauesten Altertum geerbt hat. Man findet uralte Stollen durch die Berge getrieben, um das auf der einen Seite nutzlos abfließende Wasser auf der anderen über die Felder zu leiten. Auch einem besseren Regiment als dem jetzigen wären die großen Entfernungen, das schwierige Reisen wohl ein ernstliches Hindernis gegen Verwaltungsreformen gewesen. Immerhin hätte man hiermit anfangen müssen. England, das doch niemals an eine eigene Eroberung Persiens denken konnte, dessen ganzes Streben auf eine Erhaltung der Unabhängigkeit Persiens gehen mußte, hätte um jeden Preis Bahnen zur Erschließung des Landes bauen sollen. Nichts hat es getan, und so ist denn das unausbleibliche Unheil immer näher gerückt.

Selbst mit finanzieller Hilfe war England zurückhaltend. 1892 gewährten Londoner Banken dem Schah eine Anleihe von 500000 Pfund Sterling zu sechs Prozent Zinsen. Wohl mag die unwirtschaftliche Verwendung, die Schah Nasr-Eddin von dem Gelde machte, die Engländer zur Vorsicht gemahnt haben. Dennoch mußten sie bedenken, daß hier noch der einzige Faden war, um Persien in der Hand zu behalten. Englische Gesandte in Teheran sollen oft in diesem Sinne gemahnt haben. Mit dem Januar 1900 kam das entscheidende finanzielle Ereignis, das die jetzige heikle Sachlage einleitete. Eine hochoffiziöse Erklärung der russischen Regierung gab aller Welt den Vorfall kund.

Petersburg, 30. Januar.

Die kaiserlich russische Regierung hat auf ein Gesuch der Regierung des Schahs von Persien und kraft der zwischen beiden Regierungen seit jeher bestehenden guten Beziehungen der „Darlehnsbank Persiens" gestattet, eine von der persischen Regierung zu emittierende Anleihe im Betrage von 22½ Millionen Rubel unter dem Namen „Persische 5prozentige Goldanleihe vom Jahre 1900" zu kaufen. Auf Grund dieser Erlaubnis hat die Verwaltung der „Darlehnsbank Persiens" mit dem Bevollmächtigten der Regierung des Schahs einen Vertrag über den Kauf der oben bezeichneten Anleihe unter folgenden Bedingungen abgeschlossen: Die Zinszahlung und Amortisation der „Persischen 5prozentigen Goldanleihe vom Jahre 1900" im Laufe von fünfundsiebzig Jahren wird durch alle persischen Zolleinnahmen garantiert, mit Ausnahme der Einkünfte des Zollamtes von Fars und der Zollämter der Häfen des Persischen Golfes. Die bezeichneten Einkünfte übersteigen gegenwärtig bedeutend den Umfang der für die Anleihe zu entrichtenden Zahlungen. Sollte dennoch bei der Entrichtung der Zahlungen für die Anleihe eine Verzögerung eintreten, so wird der „Darlehnsbank Persiens" das Recht eingeräumt, eine Kontrolle über die Zollämter auszuüben, durch deren Einkünfte die erwähnte Anleihe garantiert wird. Die persische Regierung hat sich verpflichtet, aus dem Ertrage der 5prozentigen Goldanleihe alle ihre früheren auswärtigen Verbindlichkeiten zu tilgen und ohne Einwilligung der Darlehnsbank keine andere auswärtige Anleihe vor Amortisation der 3prozentigen Goldanleihe abzuschließen. Die persische Regierung hat der „Darlehnsbank Persiens" ferner anheimgestellt, falls sie es nötig findet, Obligationen der persischen Anleihe im Umfange der der Bank restierenden Schuld auf den Geldmarkt zu bringen, wobei diese Obligationen die volle Garantie der kaiserlich russischen Regierung genießen sollen.

„Alle früheren Verbindlichkeiten zu tilgen" — diese Verpflichtung galt der erwähnten englischen Anleihe. England wurde als Bankier Persiens abgesetzt und erhielt seinen Vorschuß zurück. Schah Muzaffer Eddin, der am 1. Mai 1896 seinem ermordeten Vater auf dem Thron gefolgt war, trat völlig unter finanzielle Vormundschaft Rußlands und mußte sich verpflichten, für 75 Jahre keine fremde Anleihe aufzunehmen, wenn nicht Rußland die Gewährung einer solchen ablehne. Daß diese letztere Bestimmung nicht etwa doch noch die Möglichkeit der Rückkehr des Schahs zu seinem früheren Darleiher offenläßt, das verbürgt schon die große Machtstellung des nördlichen Nachbars. Muzaffer Eddin wird wohl wissen, daß er seinen Freund nicht in einen Feind verwandeln darf. Gute Beziehungen zu Rußland zu unterhalten, muß die Richtschnur seiner Politik sein. Wo fände Persien auch Hilfe gegen Rußland? Man könnte nur an England denken, denn alle anderen Länder sind von vornherein ausgeschlossen — sie haben an Persien entfernt kein ausreichendes Interesse, um sich dieserhalb in einen Krieg mit der moskowitischen Regierung zu stürzen. England wäre gänzlich außer stande, militärische Hilfe nach Teheran, Mesched und Täbris zu senden. Seine verfügbaren Landtruppen sind, wie allbekannt, spärlich, so daß sie selbst mit den Buren schwer fertig werden konnten. Wäre es denkbar, die Mannschaften etwa dem Karun hinauf nach Isfahan und weiter nach Teheran zu senden — eine Expedition, die vielleicht fünf, sechs Monate dauert, ehe sie am Ziele sein könnte? Und da der Rückweg — von der Zeit des Aufenthalts ganz abgesehen — ebenso lange beansprucht, auch die Dampferreise von Großbritannien nach und von dem

Persischen Golf noch hinzu kommt, so müßte England sich sagen, daß es die Truppen, die es vom Mutterlande an die Nordgrenze Persiens schickt, auf mindestens ein Jahr anderweitig nicht zur Verfügung habe. Eher kämen natürlich indische Truppen in Frage. Aber diese sehen sich auf dem Wege nach Westen dem breit dazwischengelagerten afghanischen Bergland gegenüber, dessen Bewältigung allein die ganzen Kräfte in Anspruch nähme. Afghanistan muß also von Süden durch Beludschistan umgangen werden, auf eben dem oben schon berührten Wege Ketta-Seistan. Monate würden vergehen, ehe die indischen Truppen in Mesched ankommen könnten. Unterdessen hätten die russischen Regimenter von Tiflis, Rescht und Askabad aus Täbris, Teheran und Mesched längst überflutet. Das dauerte nicht so viel Wochen wie für die Engländer Monate. Will England Persien verteidigen, so muß es das anders anfangen, so muß es Teheran vor Libau, Kronstadt, Odessa und Batum schützen. Das hieße aber die ganze indisch-asiatische Frage zwischen Rußland und England aufrollen. Dazu dürfte England schwerlich Neigung empfinden.

Daher wird denn wohl dem Wachsen des russischen Einflusses nicht Einhalt getan werden. Rußland braucht das nicht zu überstürzen. Es ist in der glücklichen Lage, Zeit zu haben. Die Dauer seiner Herrschaft in Transkaspien verschafft ihm ein prachtvolles Soldatenmaterial aus den Sarten und Kirgisen vom Amu Darja und Syr Darja. Jedes Jahr ist ein Gewinn, weil unterdessen die Eisenbahn bis nach dem fernen Fergana, ja, bis zur chinesischen Grenze vorgeschoben ist, womit die Möglichkeit erleichtert wird, Indien auch von Norden her, über die Pamirs, anzugreifen. Ins armenische Hochland mit der Richtung auf Täbris dringt die Eisenbahn Tiflis-Alexandropol vor: Jede Verbesserung des Verkehrs kommt den Russen zu gute.

Aber auch in der inneren Verwaltung Persiens geht alles nach russischen Wünschen. Der Schah ist mit goldenen Fäden an das russische Interesse gebunden. Er treibt großen Aufwand, entfaltet Pracht an seinem Hofe, macht kostspielige Reisen nach Europa, so daß seine Verpflichtungen immerfort wachsen. Der schon erwähnte Mitarbeiter der „Times" berichtet aus Teheran:

Der vorige Schah Nasr-Eddin hatte nicht nur manche Eigenschaften für einen starken Monarchen, er war auch lange Jahre ein sparsamer Mann. Er kam 1848 als siebzehnjähriger Jüngling auf den Thron und zeigte sich nach persischem Urteil in gereifteren Jahren als ein weiser und fester Regent, so daß er einigermaßen Ruhe und Ordnung in seinem Lande sicherte. Begünstigt von der damaligen wirtschaftlichen Lage, genoß Persien ein hübsches Maß von Wohlstand. Davon nahm der Schah natürlich einen ansehnlichen Zehnten für sich, und da er selbst nicht verschwenderisch lebte, so häufte er nach Art orientalischer Monarchen seine Schätze an. Große Beträge gemünzten Geldes, kostbare Juwelen und rohe Edelsteine, Goldbarren und unvergleichliche Raritäten wurden in den Gewölben des Palastes verwahrt. Der Wert von Nasr-Eddins Schatze wurde zu Zeiten von guten Autoritäten auf 4 Millionen Pfund Sterling (80 Millionen Mark) geschätzt, und das schien ganz und gar nicht übertrieben. In den letzten zehn Jahren scheint seine alte Sparsamkeit ihn verlassen zu haben, und da auch der Wohlstand seines Landes Einbuße erlitt, so fing er selbst schon an, von den aufgespeicherten Schätzen zu zehren. So kam es, daß, als er 1896 einem Mörder zum Opfer fiel, sein Sohn in seinen Erwartungen sehr enttäuscht war.

Die Erbfolge kostete Muzaffer-Eddin große Summen. Als er endlich fest im Sattel saß, war der Schatz in alle vier Winde zerstreut. Er ist ein gutmütiger, aber etwas schwacher Regent, der sich in der Wahl seiner Mittel leicht vergreift. Den Wert des Geldes kennt er wenig. Die Goldbarren und Kostbarkeiten fanden ihren Weg nach Europa, namentlich nach Rußland. Vieles verschwand in den Händen ungetreuer Diener, und als der Goldstrom aus dem Schatze versiegte, fingen die alten Praktiken der Unterschlagung und Bestechung wieder an. Die Truppen erhielten keinen Sold und wurden unruhig. Der Schah mußte zu Anleihen im Auslande seine Zuflucht nehmen. Nasr-Eddin hatte 1892 in England die ersten 500000 Pfund aufgenommen. Dann vollzog 1900 sein Sohn den Wechsel des Bankiers. Es blieb aber nicht bei den im Januar jenes Jahres aufgenommenen 22½ Millionen R. (50 Millionen Mark). In den drei Jahren sollen nominell 65 Millionen Mark durch die russische Banque d'Escomte, deren Direktor russischer Finanzagent war, in den persischen Staatsschatz geflossen sein, und zwar abgesehen von dem zur Tilgung der englischen Anleihe erforderlichen Betrage. Trotzdem ist der Staatsschatz leer; an Rückzahlung ist gar nicht zu denken. Wo das Geld geblieben, das ist nicht leicht zu sagen. Viel mag unterwegs hängen geblieben sein, viel haben auch die teuren Reisen mit großem Gefolge nach Europa gekostet. Doch erklärt das noch nicht alles. In seiner Hauptstadt, wo das meiste von dem geliehenen Gelde zur Verwendung gelangt, wo man Trambahnen, elektrische Anlagen ꝛc. baut, ist die Menge der Bevölkerung mit Muzaffer-Eddin zufrieden, wenn auch freilich einsichtige Perser bitter über die Verschwendung, die Verschuldung, die wachsende Abhängigkeit ihres Landes klagen. Indessen verfolgt, so schweigsam sie auch ist, die russische Politik beharrlich ihr Ziel, nämlich an den Indischen Ozean zu gelangen. Die Leidenschaft für immer eisfreie Häfen beherrscht die Gemüter mehr, als die Leute sich denken können, die sich fragen, ob Rußland — wir meinen das russische Reich selber — denn je einen Ein- oder Ausfuhrhandel über Häfen des Persischen Golfes zu treiben beabsichtige. Man kann sich schwer von dem Gedanken losmachen, daß auch politische Pläne im Spiel sind. Demgegenüber proklamiert England — nicht das offizielle England, aber die nahezu einmütige öffentliche Meinung mit entsprechendem Echo im Parlamente — daß der Persische Busen ein britisches Meer sei, daß England dort länger als ein Jahrhundert die Seepolizei gehandhabt und die Seeräuberei unterdrückt habe, als sich keine andere Flagge habe sehen lassen. Es werde an seinem Gestade „kein Port Arthur, kein Kiautschou aufkommen lassen". Es hat den am Eingange des Persischen Busens herrschenden Imam von Maskat mit kurzer Gewalt zur Raison gebracht, als er, obwohl seit langer Zeit britischer Pensionär, den Franzosen eine Kohlenstation eingeräumt hatte. Mit zähem Widerstande bekämpft England die deutsche Bagdadbahn, obwohl Deutschland zwischen Donau und Singapore gar keine politischen Pläne verfolgt. Der Mündung der Bagdadbahn in Koweit arbeitet England entgegen. Anscheinend hat es den dortigen Scheich Mabaruk dahin gebracht, jegliche türkische Autorität zu leugnen und sich nur auf seine alten Verträge mit England zu berufen. Es liegt auf der Hand, daß aus einem russischen

Kriegshafen, einer russischen Flotte in jenen Gewässern nicht viel werden kann, wenn eine englische Panzerflotte sich dem widersetzt. Aber ob Rußland sich nicht eine Konzession in dieser Richtung erzwingen kann, wenn es Indien mit einer Invasion bedroht, ist eine zweite Sache.

Diese für England immerhin mißliche Aussicht hat eine merkwürdige Gruppe russisch-englischer Publizisten veranlaßt, in englischen Zeitschriften, von denen nur der „Spectator" und die von dem Sohne des ehemaligen englischen Gouverneurs in Helgoland, Maxse, herausgegebene „National Review" genannt sein mögen, den Plan zu vertreten, England solle gutwillig Persien den Russen einräumen, damit es diese aus begehrlichen in freundliche, zufriedene Nachbarn Indiens verwandle. Die Spitze dieses Planes war gegen Deutschland gerichtet, dem die gemeinschaftliche Feindschaft beider Mächte zu teil werden sollte. Es ist längst klar geworden, daß das Projekt in England keinen Anklang gefunden hat. Zeitweilig schien die öffentliche Meinung zu schwanken; längst haben mit wenigen Ausnahmen die Blätter und Monatsschriften, die sich seiner angenommen hatten, wieder abgeschwenkt. Im Unterhause erklärten sich alle Redner einmütig dagegen. Auch die russische Presse hat es ablehnend behandelt.

Was Deutschland anbelangt, so steht es dem Wettkampf fern. Zwar unterliegt es keinem Zweifel, daß das Erscheinen russischer Zöllner am Persischen Golf, auf welchen staatsrechtlichen Verhältnissen es auch beruhen möge, die Zukunft des deutschen Handels dort unterbinden würde. Wie überall so können wir auch betreffs Persiens nur wünschen, daß solche Reiche unabhängig bleiben und nicht einem der Monstrezollgebiete einverleibt werden, als welche sich Amerika unter Vorherrschaft der Vereinigten Staaten und Asien unter russischer Klientel darstellen würden. Das englische Verhalten in Indien, das auf nahezu unbeschränktem Freihandel beruht und den deutschen Waren dieselben Bedingungen gewährt wie den britischen, macht einen ungleich günstigeren Eindruck. Doch reicht dieser Unterschied nicht aus, um uns veranlassen zu können, ein Bündnis mit England zur Verteidigung Persiens und des weit wichtigeren Indiens zu schließen. Gewiß sollen wir auch unsere Interessen in Asien berücksichtigen und danach klug und vorausschauend handeln, aber auch nach keiner Richtung das Kind mit dem Bade ausschütten. Paul Rohrbach hat vor einigen Jahren („In Turanund Armenien. Auf den Pfaden russischer Weltpolitik") den Gedanken ausgesprochen, Deutschland möge sich der asiatischen Politik Rußlands zur Verfügung stellen und werde selbst seinen Vorteil dabei finden. Das verbietet sich durch vielerlei.

Aber auch die entgegengesetzte Politik, nämlich ein Bündnis mit England, hat ihre Befürworter; noch neuerdings erhebt Heinrich Vambéry, übrigens nicht Deutscher, sondern ungarischer Staatsangehöriger, seine Stimme dafür im Märzheft der „Deutschen Revue". „Nur ein Einvernehmen zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche," sagt er, „kann das Gleichgewicht der europäischen Mächte in Asien herstellen." Für Deutschland frage es sich, ob es die Gegnerschaft Rußlands in Asien ganz allein besiegen wolle und könne, und ob es nicht zweckdienlicher sei, sich England anzuschließen.

Der Verfasser dieser Zeilen ist einer der nachdrücklichsten Warner vor der Verhetzung Deutschlands gegen England. Aber einem deutsch-englischen Bündnis steht er mit ganz gleicher Abneigung gegenüber. Schon die unbedingte Herrschaft wechselnder Unterhausmehrheiten in England entzieht jedem englischen Bündnis, es sei denn einem im Augenblick des Krieges sich vollziehenden, die Bürgschaft der Dauer. Ein Bündnis mit England würde unserem Lande die Last der Verteidigung Indiens und Persiens allein aufladen. Natürlich kann man Mittelasien an der Weichsel verteidigen, und natürlich würde man damit den Beifall Englands finden. Es würde seinerseits nur in Mittelasien und allenfalls durch seine Flotte engagiert sein, während Deutschland den Stoß Rußlands abzuwehren hätte — von dessen Bündnis mit Frankreich ganz zu schweigen. Der geringste Nachteil wäre noch der, daß wir uns zum Vorteil Englands den unauslöschlichen Haß unseres östlichen Nachbars zuzögen.

Deutschlands Stellung ist eine gegebene: gute Beziehungen nach beiden Seiten, aber auch freie Hand nach beiden Seiten. Friedliebend, aber für den Notfall auch bündnisfähig muß es dastehen und den Austrag der asiatischen Angelegenheiten den beiden Meistbeteiligten überlassen. Wohl ist es eine dringende Aufgabe, die durch populäre, aber unweise Leidenschaften verbitterten deutsch-englischen Beziehungen wieder auf ihren früheren Stand zu bringen, auch schon aus dem Grunde, um gegebenenfalls ein Bündnis — es ist ja nicht nur ein solches gegen Rußland denkbar — ad hoc, in einer die beiden Staaten gemeinschaftlich bedrohenden Krisis wenigstens möglich zu machen. Aber eine langfristige Allianz nach Art des Zwei- und Dreibundes ist ausgeschlossen. Einem solchen Phantom unsere traditionelle Freundschaft mit Rußland zu opfern, wäre unverzeihlich.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

Das Haus Parish in Hamburg.

XI.

John Parish beendete die Niederschrift der Erinnerungen aus seinem Geschäftsleben am 29. Mai 1798 in seinem Landhause zu Nienstedten an der Elbe, das nun volle zehn Jahre lang (von 1797—1806) den äußeren Mittelpunkt seines Lebens bildete. Zumal in der ersten Zeit nach Aufgabe des Geschäfts überließ er sich dort ganz den Freuden des Landlebens. So bezog er 1797 das Landhaus schon am 4. März, nachdem er drei Tage vorher bereits neue Radieschen aus seinem Garten gegessen hatte; am 5. folgte Salat aus dem Mistbeete u. s. w. Er schlief draußen vorzüglich, was für ihn etwas ganz Neues war. Am 20. April hörte er die Nachtigallen in seinem Garten schlagen.

„Ihr sahet euren Vater" — so redet er wieder Henny und deren Gatten an, die damals bei ihm waren — „obwohl aufgewachsen im Geschäftstreiben, mit doppelter Wonne der Ruhe sich freuen und, im Schatten des Hollunderbaumes sitzend, den Handel und alles, was damit zusammenhängt, vergessen."

Außerdem entfaltete er, wie schon seit Jahren, eine großartige Geselligkeit und führte überhaupt das Leben eines großen Herrn, wie wir später sehen werden. Aber damit begnügt ein Mann vom Schlage John Parish's sich auch im Alter nicht auf die Dauer. Ohne nützliche Beschäftigung konnte er nicht leben. Nur nahm diese Tätigkeit jetzt einen neuen Charakter an: der hervorragende Praktiker verwandelte sich in einen Theoretiker und Lehrer von bemerkenswerter Eigenart. Daß er dazu besonders veranlagt war, erhellt schon zur Genüge aus Inhalt und Tendenz seiner Lebenserinnerungen. Vielleicht hatte er diese Anlage von seiner Mutter, einer rechten Cousine des großen Nationalökonomen Adam Smith, der ja auch in unmittelbarer Nachbarschaft von Leith, der Heimatsstadt Parish's, nämlich in Kirkcaldy, geboren war.

Die theoretisch-didaktische Tätigkeit John Parish's bestand erstens darin, daß er an der Hand selbstgefertigter Übersichten über seine Geschäftstätigkeit diese unter verschiedenen Gesichtswinkeln betrachtete. Zweitens gab er sich jährlich genau Rechenschaft über die Verwendung seines Reichtums und erörterte deren Zweckmäßigkeit. Drittens verfolgte er die geschäftliche Tätigkeit seiner Söhne mit lebhaftem Interesse und unterhielt sich mit ihnen über ihre Erfolge wie über ihre Fehlschläge, gab ihnen Lehren auf Grund seiner reichen Erfahrungen, ging aber auch auf die ihrigen ein. Endlich veranlaßte er seine Söhne und nahen Freunde, ihm namentlich auf Reisen über ihre Erlebnisse tagebuchartig zu berichten, offenbar um seine eigenen Erfahrungen daraus zu ergänzen. Kurz, sein geistiges Leben war reich an Anregungen, ohne daß der Zusammenhang mit der Praxis, mit seiner eigenen Vergangenheit unterbrochen wurde; im Gegenteil, gerade aus ihr flossen ihm die wichtigsten Anregungen zu. Ein Verfahren von weitreichender vorbildlicher Bedeutung! Wenigstens die Hauptergebnisse dieser eigenartigen Tätigkeit müssen wir kennen lernen.

Zunächst folgt hier eine Übersicht über die Ergebnisse der Geschäftstätigkeit John Parish's, eingeteilt in Perioden nach seinen eigenen Angaben. Sie umfaßt:

1. das Anwachsen seines Geschäftskapitals;
2. seine Ausgaben;
3. die im Geschäfte erlittenen Verluste;
4. den Rohertrag, der es ermöglichte, die Verluste und den Verbrauch zu decken und außerdem das Geschäftskapital dermaßen anwachsen zu lassen.

Kapitalzunahme. Für deren Berechnung teilt Parish seine ganze Geschäftstätigkeit in zwei Hauptperioden ein. In der ersten Hauptperiode (1756—1773) betrieb er das Geschäft eines Schiffslieferanten, eines „Taggarine", wie er selbst es später wegwerfend bezeichnete. In den ersten sieben Jahren dieser Periode, von 1756—1762, vom vierzehnten bis zwanzigsten Lebensjahre, erzielte er — äußerlich — gar keine Erfolge; denn als sein Vater 1762 starb, erbte er nur 4000 Mark Banko, d. h. so viel, wie das Geschäftskapital schon 1759 betragen hatte. Dann erst machte sich ein Fortschritt bemerkbar. Aber ein wirklicher „Kaufmann" wurde er erst 1774, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, nachdem er das Schiffsgeschäft seinem Bruder überlassen hatte. Damit begann die zweite Hauptperiode, welche bis zum Jahre 1796 dauerte. Die Kapitalzunahme in diesen beiden Perioden und in ihren einzelnen Teilen ist aus der folgenden, von Parish selbst aufgestellten und von mir nur etwas ergänzten kleinen Tabelle ersichtlich:

(Siehe Tabelle nächste Seite.)

Die Ausgaben. Auf deren Einzelheiten wird nachher zurückzukommen sein. Hier folgen zunächst zwei Gesamtübersichten, die ebenfalls von Parish

Perioden	Jahresdauer und Charakterisierung der Perioden	Jährliche Durchschnittszunahme des Kapitals in den einzelnen Perioden ℳ	Gesamtzunahme des Kapitals in den einzelnen Perioden ℳ	Kapitalbestand am Schlusse jeder Periode ℳ
1756—1762	7 Jahre lang arbeitete P. als Knabe für sein Erbteil von	—	—	4 000
1763—1765	3 Jahre lang arbeitete er als Schiffslieferant allein	6 000	18 000	22 000
1766—1773	8 Jahre lang mit seinem Bruder George zusammen	3 000	24 000	46 000
1756—1773	18 Jahre lang zusammen als Schiffslieferant	2 300	42 000	46 000
1774—1779	6 Jahre lang als Kaufmann allein	18 000	110 000	156 000
1780—1789	10 Jahre lang mit Thomson zusammen	16 000	165 000	321 000
1790—1796	7 Jahre lang mit Möller zusammen	250 000	1 758 000	2 079 000
1774—1796	23 Jahre lang zusammen als Kaufmann	89 000	2 033 000	2 079 000
1756—1796	41 Jahre lang insgesamt	50 000	2 075 000	2 079 000

selbst herrühren. Die erste teilt den ganzen Zeitraum 1756—1796 in fünfjährige Perioden:

1756—1760	jährlich	im	Durchschnitt	rund	4 000 ℳ	= Bco.-ℳ	20 000
1761—1765	"	"	"	"	6 000 "	= "	30 000
1766—1770	"	"	"	"	8 000 "	= "	40 000
1771—1775	"	"	"	"	12 000 "	= "	60 000
1776—1780	"	"	"	"	15 000 "	= "	75 000
1781—1785	"	"	"	"	20 000 "	= "	100 000
1786—1790	"	"	"	"	30 000 "	= "	150 000
1791—1795	"	"	"	"	48 000 "	= "	240 000
1796	"	"	"	"	150 000 "	= "	150 000
Dazu die Kosten des Nienstedtener Landhauses nebst Ställen u. s. w.						"	72 000
Gesamtverbrauch in 41 Jahren						Bco.-ℳ	937 000

Die zweite Tabelle schließt sich an die beim Kapitalzuwachs zu Grunde gelegten Perioden der Geschäftsentwicklung an:

1756—1773 =	18	Jahre,	jährlich	im	Durchschnitt	7 000 ℳ	= Bco.-ℳ 126 000
1774—1779 =	6	"	"	"	"	14 000 "	= " 84 000
1780—1789 =	10	"	"	"	"	23 500 "	= " 235 000
1790—1796 =	7	"	"	"	"	60 000 "	= " 420 000
						Nienstedten	= 72 000
							Bco.-ℳ 937 000

Geschäftsverluste. Hier beginnt Parish's Berechnung erst 1759 und faßt die ersten beiden Perioden zusammen:

1759—1779	= 20	Jahre, jährlich im Durchschnitt	4 250 ℳ	=	Bco.-ℳ	85 000
1780—1789	= 10	" " " "	51 000 "	=	"	510 000
1790—1796	= 7	" " " "	240 000 "	=	"	1 450 000
					Bco.-ℳ	2 045 000

Roherträge. Auch für die Roherträge liegen zwei Übersichten vor, die aber nicht miteinander übereinstimmen. Ich gebe hier nur die eine wieder, welche wesentlich später als die andere aufgestellt und offenbar richtiger ist. Die kaufmännische Periode (1774—1796) mußte diesmal vorangestellt werden:

Perioden	Jahresdauer der Perioden	Gesamtertrag der Perioden			Jährlicher Durchschnittsertrag		
		im Kommissionsgeschäft (in commission)	im sonstigen Geschäft (in profits)	Zusammen	im Kommissionsgeschäft	im sonstigen Geschäft	Zusammen
1774—1779	6	106 800	151 200	258 000	17 800	25 200	43 000
1780—1789	10	434 800	511 200	946 000	43 500	51 100	94 600
1790—1796	7	1 171 000	2 423 300	3 594 300	167 300	346 200	513 500
1774—1796	23	1 712 600	3 085 700	4 798 300	74 500	134 100	208 600
1756—1773	18	—	—	470 000	—	—	26 000
1756—1796	41	—	—	5 268 300	—	—	128 500

Die Summe der in der ganzen Zeit verdienten Roherträge ist um etwa 200 000 Mark höher als die Summe des Kapitalzuwachses, des Verbrauchs und der Verluste. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Kapitalzuwachs sich nur auf John Parish's eigenes Kapital bezieht, nicht auf die seinen verschiedenen Teilhabern nacheinander ausbezahlten Kapitalien. Dies waren:

1773: 76 000 Mark an seinen Bruder George,
1789: 112 000 " " Thomson,
1796: 279 000 " " Möller,

zusammen 467 000 Mark, was wieder zu viel wäre. Auf der anderen Seite fehlen die eigentlichen Geschäftsunkosten, von denen jedenfalls nur ein kleiner Teil in den „Ausgaben" enthalten ist. Sie können sehr wohl für die ganze Zeit einige hunderttausend Mark betragen haben. Sichtlich sind die Roherträge bei dieser Übersicht direkt aus den Büchern gezogen (im Gegensatz zu jener älteren, welche auf falschen Prinzipien aufgebaut war). Sonst wäre eine Einteilung der Erträge nach Hauptgeschäftszweigen unmöglich. Diese Einteilung zeigt, wie das Kommissionsgeschäft, namentlich in den letzten Jahren, an Bedeutung durch die sonstigen Geschäfte (Subsidienvermittlung, Truppentransporte u. s. w.) zurückgedrängt wurde, indes absolut ebenfalls steigende Erträge abwarf. Für diese letzten Jahre liefert Parish dann noch weitere Einzelheiten. Der Rohertrag der sieben Jahre 1790—1796 verteilt sich nämlich folgendermaßen auf die einzelnen Jahre:

	Kommissionsgeschäft		Sonstiges Geschäft	
1790	48 500	Bco.-ℳ	35 500	Bco.-ℳ
1791	73 000	"	142 000	"
1792	98 800	"	94 000	"
1793	128 400	"	82 500	"
1794	196 300	"	385 600	"
1795	451 000	"	1 331 200	"
1796	175 000	"	352 000	"
Zusammen	1 171 000	Bco.-ℳ	2 422 800	Bco.-ℳ

Wenn wir das letzte Jahr ausnehmen, weist das Kommissionsgeschäft eine regelmäßige Zunahme auf, während das sonstige Geschäft den größten Schwankungen unterworfen war.

Endlich noch etliche Einzelheiten der in den letzten beiden Jahren erzielten Roherträge:

	1795		1796	
Kommissionsgeschäft	451 000	Bco.-ℳ	175 000	Bco.-ℳ
Zinsen	116 000	"	157 000	"
Wechselgeschäfte	137 000	"	12 000	"
Englische Anleihe	—	"	17 000	"
Transportgeschäft	837 000	"	—	"
Assekuranzgeschäft	—	"	20 000	"
Waren und Sonstiges . . .	241 000	"	147 000	"
	1 782 000	Bco.-ℳ	528 000	Bco.-ℳ

Diese Rückblicke auf die Ergebnisse seiner Geschäftstätigkeit gaben Parish Stoff zu anregenden Betrachtungen. So machte er seine Söhne aufmerksam auf die gewaltigen Schwierigkeiten, mit denen er namentlich im Anfange seiner Laufbahn zu kämpfen gehabt hatte:

Ich war erst vierzehn Jahre alt, als ich in Hamburg anlangte, in einem fremden Lande. Im Alter von zwanzig Jahren verlor ich schon meine Eltern. Keinen Christenmenschen gab es damals, den ich hätte um ein Darlehn ansprechen können; nur meine Freunde, die Juden. Welche Aussicht hatte ich zu jener Zeit, dereinst auf meinem Rücken zwei Millionen mit fortnehmen zu können?

Und an einer anderen Stelle:

Offen sei es gesagt: Vom Anfang bis zum Ende überstiegen meine Unternehmungen meine Mittel derart, daß man stets von mir hätte sagen können, ich sei „ein bedürftiger Mann"; für mich hatte das Geld stets doppelten Wert; viele Jahre lang mußte ich mir alles, was ich im Haushalt verbrauchte, zu Wucherzinsen oder durch eine übermäßige Wechselzirkulation verschaffen.

Wodurch, so fragt er, wurde es der Firma Parish & Co. möglich, in den letzten Jahren ein Geschäft durchzuführen, von einem Umfange, wie ihn damals kein anderes Haus Europas betrieb? Seinen eigenen Fähigkeiten möchte er das Verdienst an dem glänzenden Erfolge nicht zuschreiben; vielmehr weist er hin auf seinen Mangel an elementarer Geschäftsbildung, auf seine lange Krankheit. Bescheiden meint er, daß viel Glück dabei gewesen sei; er habe nur verstanden, „Heu zu machen, solange die Sonne schien". Aber, so fährt er fort, wie war es überhaupt möglich, Geschäfte zu bewältigen, die z. B. 1795 sich durchschnittlich in jeder Woche auf drei Millionen beliefen?

Diese Frage kann, glaube ich, so beantwortet werden: es war die vollendete Organisation des Geschäfts, die unablässige Anstrengung von Prinzipalen und Gehilfen in der Erfüllung der geschäftlichen Pflichten, die Aufrechterhaltung strengster Ordnung in jedem Teile des Geschäfts, ohne daß selbst die untergeordneten Einzelheiten des Kontorbetriebes den Augen des Chefs entgingen; nicht zu vergessen: der frühzeitige Beginn aller geschäftlichen Arbeiten, die stets mindestens um eine Stunde den Aufgaben voraneilten.

Daran knüpft Parish eine förmliche Abhandlung über den Wert der Zeit für den Kaufmann auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Zu dem Zweck stellt er folgende Berechnung an:

Könnte man annehmen, so meint er, daß er mit seinem Personal im Jahre 1795 volle 365 Tage Tag und Nacht gearbeitet hätte, so käme auf jeden Tag 4880 Mark, auf jede Woche 34 000 Mark Rohertrag. Aber ein Kontor sei weder eine Wind- noch eine Wassermühle und könne nicht Tag und Nacht betrieben werden; man müsse vielmehr die Zeit abziehen, in der der Kaufmann schlafe, sein Weib küsse (oder auch das seines Nachbarn), esse, trinke, sich erhole. Für dies alles rechnet er zwölf Stunden täglich; in den übrigen zwölf Stunden könne der Mensch gut arbeiten; seine tatsächliche Arbeitskraft überstiege noch diese Zeitdauer. Ferner wird für jede Woche ein Sonntag und ein halber Feiertag abgezogen. Das ergibt in jeder Woche 66 Stunden, im Jahre 3432 Stunden Arbeitszeit. Legt man sie zu Grunde, so entfällt auf jede Stunde des Jahres 1795 ein Rohertrag von 519 Mark, auf jede Minute von 8 Mark 10 Schillingen; „in diesem Tempo arbeitete die Deichstraßenmaschine während des ganzen Jahres 1795."

Für die letzten sieben und für die letzten dreiundzwanzig Jahre seiner Geschäftstätigkeit berechnet Parish folgenden Rohertrag:

	1774—1796	1790—1796
wöchentlich . . .	4020 Mark	9800 Mark
täglich	550 "	1400 "
stündlich	60 "	150 "

Zwar, so fügt er hinzu, solle man sich davor hüten, den Geldwert der Zeit zu überschätzen, aber viel schlimmer sei doch die neuerdings bei den „Gentleman Merchants" einreißende Zeitverschwendung:

Die Neuerung von Posttag-Diners, die Verspätung der Börsenzeit, des Schlafengehens und des Wiederaufstehens, die Anwendung eines Teils der übrigen Zeit auf Bagatellen — alles das blieb der neuen Generation vorbehalten, mit ihrem Systeme spekulativer Handelsphilosophie. Ihr Zweck kann nur der sein, den Lebemann mit dem Geschäftsmann zu verschmelzen — ein Widerspruch in sich — und die am Wege hängenden Trauben selbst vor ihrer Reife zu kosten, auf die Gefahr hin, sich schwere Verdauungsstörungen zuzuziehen. Wenn ein solcher „Man of pleasure Merchant" stets eine Berechnung des Wertes der Zeit nach Art der meinigen vor sich hätte, so würde er sich oftmals scheuen, liederlich mit der seinigen umzugehen. Möchten doch alle Geschäftsleute den Wert der Zeit früh zu schätzen lernen, als eine elementare Grundlage ihrer Berufstätigkeit! Wenn selbst dann noch ein solcher Mensch in jenen Fehler verfiele, so wäre allerdings Hopfen und Malz an ihm verloren.

Dieser Abhandlung wollte Parish noch eine zweite folgen lassen „über die Ordnung im Geschäftsbetriebe". Dazu ist es allerdings nicht gekommen, doch ist reiches Material zu einer solchen Abhandlung enthalten in Parish's — jetzt zu besprechender — Kritik der Geschäftsführung seiner Söhne, die auch seine Betrachtungen über die eigene Geschäftstätigkeit veranlaßt hat. Wir haben hier zwei wichtige Arten der Verwertung von Erfahrungen vor uns: ihre unmittelbare Übertragung auf andere (hier auf die Söhne) und eine mittelbare Übertragung, welche zunächst aus den Erfahrungen allgemeingültige Ergebnisse zu gewinnen sucht. Parish's Abhandlung über „den Wert der Zeit" ist ein interessanter Versuch der letzteren Art, ein Versuch, der keineswegs als mißlungen anzusehen ist. Es ist der Anfang einer wissenschaftlichen Verwertung privatwirtschaftlicher Erfahrungen.

XII.

Von den Söhnen Parish's traten, wie wir schon wissen, die beiden ältesten, John und Richard, mit Beginn des Jahres 1797 an die Spitze der neuen Firma Parish & Co. Der Vater bezahlte jedem von ihnen 50 000 Mark Banko auf Rechnung ihrer Erbteile aus. Diese 100 000 Mark bildeten das eigene Geschäftskapital. Dazu kamen 300 000 Mark, welche der Vater gegen Zins der Firma vorstreckte. Außerdem genoß letztere den vom Vater erworbenen unbeschränkten Kredit in der ganzen Handelswelt. Den größten Teil des eigenen Vermögens zog der Vater aus dem Geschäfte, — eine Maßregel, die er nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch in dem seiner Söhne für nötig hielt: zunächst im Interesse von John und Richard, die sonst zu noch größeren Unvorsichtigkeiten veranlaßt worden wären, als sie tatsächlich begingen, ferner im Interesse der noch minderjährigen Söhne George, David und Charles, deren Erbteile auf solche Weise sichergestellt wurden. Einer von diesen letzteren sollte später als Teilhaber ins Geschäft eintreten. Inzwischen wurde ein Drittel des Gewinns für das Konto „Minorenne Söhne" reserviert und nur der übrige zwischen John und Richard geteilt.

Die ersten zwei Jahre verliefen außerordentlich glänzend. Alles, was die jungen Leute anfaßten — und sie faßten sehr viel an —, gelang über Erwarten. Auch im dritten Jahre (1799) dauerte diese Periode des „Sonnenscheins" noch insofern an, als das eigene Geschäftskapital der beiden Teilhaber, das Ende 1798 von 100 000 auf 536 000 Mark angewachsen war, am Ende des folgenden Jahres nach den Geschäftsbüchern 815 000 betrug, was freilich — wie sich später herausstellte — den Tatsachen nicht entsprach. Der Vater freute sich von Herzen über diese Ergebnisse, schrieb indes mit vollem Rechte einen großen Teil davon der bis in das Jahr 1799 hinein für ganz Hamburg ausnehmend günstigen Konjunktur zu. Schon Ende 1798 warnte er väterlich, ernst und nachdrücklich vor zu weitgehendem Vertrauen, vor Erschlaffung des Geschäftsgeistes und vor übertriebenem Luxus.

Die Jahre 1792—1798 waren eine der glänzendsten Perioden, welche der Hamburger Handel je erlebt hat. Büsch hat diese Periode genau beschrieben

und analysiert [1]). Ich muß einstweilen auf ihn verweisen. Durch die unerhörte Gunst der Konjunktur ließ sich namentlich die jüngere Geschäftswelt zu einem Taumel bedenklichster Art verführen, an dem die jungen Parish's in erster Linie sich beteiligten. Es wurde ihnen alles zu leicht gemacht. Die Erfahrungen, welche der Vater so teuer in vierzigjähriger Arbeit erkauft und die er ihnen rückhaltlos mitgeteilt hatte, wurden in den Wind geschlagen. Der vom Vater ererbte schrankenlose Kredit wurde maßlos ausgebeutet. Die ebenfalls vom Vater ererbte, damals in Hamburg allgemein um sich greifende Neigung zum üppigen Leben wurde von den jungen Parish's auf die Spitze getrieben. Die Warnungen des Vaters wurden nicht beachtet.

Als dann im Jahre 1799 ein scharfer Umschlag erfolgte und daraus sich eine schwere, schleichende Krisis entwickelte, drängte sich dem Alten schließlich die unbedingte Notwendigkeit auf, eine genaue Untersuchung der Lage des Hauses vorzunehmen. Von den beiden damaligen Chefs des Hauses war nur Richard anwesend, während John sich auf einer langen Reise in England und Frankreich befand. Die Untersuchung begann im November 1801 und dauerte länger als ein halbes Jahr. So verwickelt war die Lage des Hauses! Mit Aufgebot aller ihm verbliebenen Kraft arbeitete der Alte zusammen mit Richard an dieser schwierigen, peinlichen Untersuchung; voll Kummer und Zorn dachte er an sie Tag und Nacht. Mit allen Mitteln der Kritik, der Autorität, der Liebe und Güte, wie der Strenge suchte er seine Söhne dahin zu bringen, daß sie den Ernst der Lage erkannten und sich von der Notwendigkeit einer gründlichen Reform überzeugten. Als Beweise dieser seiner Bemühungen sind uns noch zahlreiche seiner langen Briefe und Aufstellungen erhalten. Nur einiges daraus kann hier mitgeteilt werden. Der Gesamtinhalt, der nach den verschiedensten Richtungen hohes Interesse beansprucht, wird vielleicht an einer anderen Stelle veröffentlicht werden können.

Der erste Vorwurf, den der Vater gegen die Söhne erhob, bestand darin, daß sie den gebahnten Weg ihres Geschäftsbetriebes verlassen und sich auf Spekulationen in Waren eingelassen hätten, von denen sie nichts verständen. Sie hatten große Posten Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, Getreide u. s. w. auf Spekulation gekauft, woran sie schließlich über 300 000 Mark Banko verloren. Richard wandte ein, die Spekulationen seien gut angelegt gewesen; die Katastrophe von 1799 hätte man ebensowenig voraussehen können wie andere unglückliche Zwischenfälle. Darauf antwortet der Vater:

Was Du sagst, erinnert an das, was ich selbst über ähnliche Geschäfte von mir früher gesagt habe. Du hast alles gelesen, und ich wünschte nur, daß mein Lehrgeld Dir das Deinige erspart hätte. Du warst nicht, gleich mir, in eine weite Welt des Geschäfts hinausgestoßen, nicht genötigt, Dir den Weg aus Mangel an Leitung im Dunkel tastend zu suchen. Ich rannte mit dem Bugspriet meiner kleinen Barke gegen jedes unentdeckte Eiland, und ich hatte Mühe, mein Verfahren in solchen Fällen zu rechtfertigen. Wiederholte Enttäuschungen bei fast allen meinen spekulativen Abenteuern beugten meinen Stolz und brachten mich zu der Über-

[1]) Geschichtliche Beurteilung der am Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen großen Handelsverwirrung. 1800. (Schriften, Bd. VII, S. 267 ff.)

zeugung, daß das Schicksal auf diesem Wege mir entschieden feindlich war, während mein reguläres Geschäft sich günstig entwickelte. Ich habe daraus folgendes geschlossen: Für den tätigen Betrieb eines Kommissionsgeschäftes ist so viel Aufmerksamkeit, Kraft und Zeit erforderlich, daß außergewöhnliche Nebengeschäfte notwendigerweise überstürzt unternommen werden müssen, denn auch sie erfordern natürlich Zeit und Kraft zum Nachdenken über Gewinnaussicht und Risiko. Kommissionsgeschäft und Spekulation lassen sich nicht miteinander vereinigen. Eins von beiden muß unbedingt leiden.

Der zweite Vorwurf des Vaters richtete sich gegen die viel zu großen und kritiklosen Kredite, welche die Söhne ihren Geschäftsfreunden eingeräumt hatten, namentlich gegen die viel zu weitgehende Acceptierung von deren Tratten auf Grund von Warenkonsignationen, d. h. meist von Spekulationen dieser Geschäftsfreunde. Da die Preise der verpfändeten Waren seit 1799 immer mehr zurückgingen, und eine wachsende Zahl der Schuldner zahlungsunfähig wurde, so ergaben sich hieraus für Parish & Co. enorme Verluste, welche der Vater im Juli 1802 auf über 500 000 Mark Banko schätzte; sie mußten abgeschrieben werden. Richard gab zu, daß in dieser Hinsicht gesündigt worden sei, und schob nur einen Teil der Schuld dem Vater zu, der vorübergehend dem Geschäfte große Summen geliehen hatte, deren nutzbringende Verwendung nur auf solche Weise möglich gewesen sei.

Der Vater tadelte die Kapitalverwendung noch unter einem anderen Gesichtswinkel: Das ganze für den Geschäftsbetrieb zur Verfügung stehende Kapital betrug rund 1½ Million. Davon war die Hälfte fremdes Kapital, das ansehnliche Zinsen fraß, und auf das nicht unbedingt gerechnet werden konnte. Fast eine Million war dagegen in zweifelhaften Ausständen auf unbestimmte Zeit festgelegt, das übrige auf andere Weise, so daß eigentlich fast gar kein Betriebskapital mehr vorhanden war. Nach einer anderen Berechnung ergab sich sogar schon ein Defizit an Betriebskapital, d. h. die Kapitalverfügungen hatten die verfügbaren Mittel schon erheblich überschritten, und wenn so weiter gearbeitet wurde, mußte noch immer mehr fremdes Kapital aufgenommen werden.

Es war auch Unordnung im Geschäftsbetriebe eingerissen. Als der Vater seine Untersuchung eben begonnen hatte und eines Tages seine Söhne George und Charles, die als Gehilfen im Geschäfte arbeiteten, sprechen wollte, war der eine gegen sein Versprechen abwesend, der andere am Pulte eingeschlafen:

Ist das ein Teil meiner Nachkommenschaft! Wie muß sie dann degeneriert sein! Heigh ho! ay! and heigh ho again! Ist es zu verwundern, daß alles zum Henker geht?

So stand es mit dem ganzen Kontorpersonal:

Als ich jüngst zufällig ins Kontor kam, fiel mir die allgemeine Lässigkeit der Leute auf. Die Morgenstunden verstrichen, bevor alle da waren. Nachmittags, wenn Du (Richard) fortwarst, fand ich im langen Zimmer mehr als einmal nur einen vereinsamten Leuchter als Wachtposten vor. Mich überschlich ein fatales Gefühl: Wo mögen die jungen Leute stecken? Sicher bummeln sie und sind liederlich. Das kostet Geld; sie sind alle arm wie die Ratten. Laß sehen! Ich schlug

ihre Konten auf: Da zeigte sich, daß jeder von ihnen offenbar so viel Geld bekommen hatte, wie er haben wollte.

Sie hatten zusammen 25000 Mark Banko erhoben, während ihr gesamtes Jahresgehalt nur 13500 Mark betrug und ihre Arbeit zum Teil ein Jahr lang rückständig war! Dieser letzte Punkt wurde von dem Alten besonders scharf gerügt:

Du mußt es als unbedingte Notwendigkeit für jeden Kaufmann empfinden, daß seine Bücher vollständig à jour sind. Es mußte mich mit Entrüstung erfüllen, daß Eure Buchhalter sich so schmählich im Rückstande befinden. George mußt Du zwingen, sechzehn Stunden täglich zu arbeiten, bis er das Versäumte nachgeholt hat. George ist ein tüchtiger Arbeiter. Aber wenn ein solcher einmal ins Faulenzen gekommen ist, bedarf es der Strenge. Wenn Du ihn liebst, so nötige ihn, Dir zu gehorchen, ohne auf seine Klagen zu achten. Hat er seine Pflicht getan, so belohne ihn nach Verdienst. Vor allem muß die Kontorarbeit morgens früh beginnen.

Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten des Geschäftsbetriebes predigt der alte, erfahrene Geschäftsmann immer wieder seinen Söhnen und vor allem Sparsamkeit mit der Zeit, der „kostbaren Zeit". Hier liegt die Wurzel des Übels:

Ich kann nicht umhin, hier von jener Gewohnheit zu sprechen, die sich in unserer jungen Geschäftswelt eingeschlichen hat, vom „Posttag-Diner". Ich weiß, wie man es entschuldigt. Aber ich nenne es eine „Entheiligung der Geschäftszeit". Ich kann Dir nicht verhehlen, Richard: wenn ich an solchen Tagen die müßige Menge rund um Deine Tafel sah, so zog sich mir das Herz zusammen. Ich weiß, was ein Posttag bedeutet. Niemand kann die Arbeit eines solchen Tages rascher erledigen, als ich es früher tat; aber ich erkläre Dir auf Ehre, daß ich selten eine Stunde übrig hatte, von morgens früh bis spät spät in die Nacht. Folge meinem Beispiel; es ist das Beste, was ich Dir vererben kann.

Richard betrachtete diese Dinge nicht als so wichtig wie der Vater, sondern als bloße „Kleinigkeiten". Die „Posttagdiners", meint er, beurteilt der Alte zu hart:

Auch für mich sind sie keine Annehmlichkeit; aber bedenke: an drei Tagen in der Woche komme ich zum Essen zu Dir hinaus. Wollte ich alle, die Einführungsbriefe an das Haus haben, an einem bestimmten Tage bei mir empfangen und bewirten, so würden die Leute das nicht als ausreichend betrachten. Viel hängt ab von der Art, wie die Fremden empfangen werden; es muß gastfrei geschehen. Ich habe mein Essen so arrangiert, daß ich drei oder vier immer ohne Unbequemlichkeit mitbringen kann. An meinem Posttage kann ich sie nach Tisch verabschieden, und selten wird es später als fünf Uhr, daß ich mich an mein Pult setzen kann, obwohl wir nicht viel vor vier Uhr zu Tische gehen.

Dagegen erkennt der Sohn an, daß die Nichteinhaltung der Geschäftsstunden durch das Personal ein Übel sei, und verspricht, es durch einen strengen Ukas zu bessern.

Ein großer Raum in der Kritik des Vaters ist dem übermäßigen Verbrauch der Söhne gewidmet. Von den Einzelheiten später. Hier seien zunächst nur wieder die Summen aufgeführt, welche die beiden ältesten Söhne in den fünf Jahren 1797—1801 verbrauchten, nämlich:

John durchschnittlich jährlich für seinen Privatbedarf	31 000 ℳ
Richard = = = = =	14 000 =
Dazu Haushaltskosten durchschnittlich jährlich . . .	17 000 =
Macht zusammen im Jahre	62 000 ℳ

oder zusammen in den fünf Jahren über 300 000 Mark.

Auf der anderen Seite brachten diese Jahre dem Hause sehr bedeutende Roherträge, nämlich:

1797:	211 806	Zusammen 1 372 390 Mark Banko.
1798:	251 197	
1799:	341 124	
1800:	433 684	
1801:	134 579	

Diese Erträge entstammten größtenteils dem regelmäßigen Kommissionsgeschäfte, dem Zinsen- und Wechselkonto. Dazu kamen dann noch Ersparnisse am Delcrederekonto (Reserven für laufende Engagements). Zusammen betrugen die Roherträge rund $1^1/_2$ Million Mark Banko.

Das war gewiß eine stattliche Summe. Aber nach Abzug der Verluste, der Kosten und des Verbrauchs blieb davon nur folgendes Geschäftskapital übrig:

1797:	255 700 ℳ	1799:	730 000 ℳ	1801:	553 300 ℳ
1798:	477 600 =	1800:	678 000 =	1802:	558 000 =

Es fand also in den vier Jahren 1799—1802 eine wesentliche Vermehrung des eigenen Geschäftskapitals tatsächlich nicht statt. Immerhin betrug dieses, wie Ende 1798, mehr als das Fünffache des Kapitals, mit dem die „zweite Auflage" der Firma zu Anfang 1797 ihren Betrieb begonnen hatte. Nur die in den Jahren 1799—1802 verdienten Summen — fast eine Million — waren größtenteils wieder verloren gegangen.

Der Kredit des Hauses litt in der ganzen Zeit nicht im geringsten. Die Partner waren sowohl an der Hamburger Börse wie auswärts beliebt; ihre Geschäftsgewandtheit und ihre Ehrenhaftigkeit waren unbezweifelt. Der Vater hob dies alles selbst wiederholt hervor, und dennoch hielt er die Lage des Hauses für sehr gefährlich:

Wenn es herauskommen sollte, daß das Haus trotz der gewaltigen Kapitalien, die man bei ihm voraussetzt, in seinen Kapitalverfügungen gelähmt ist, — wie wird es dann mit seinem Kredite, diesem unschätzbaren Juwel unseres Berufes, aussehen? Der Kredit eines Kaufmanns muß so sorgsam behütet werden wie die Tugend einer Vestalin. Nicht der leiseste Verdacht darf sich zeigen, sonst ist die Beschaffenheit des Juwels schon verschlechtert.

Und dem fernen ältesten Sohne redete er folgendermaßen ins Gewissen:

Ich habe den Verlust von Millionen ohne Murren getragen. Aber das Entsetzen, welches ich empfand in Zeiten, als der Kredit meines Hauses gefährdet war, und als ich jeden Nerv anspannte, um ihn zu retten, das Gefühl ist mir noch so frisch im Gedächtnis, daß ich glauben müßte, meine Pflicht als Vater, ja, schon als Freund zu verletzen, würde ich nicht in dieser Stunde (es ist Mitternacht), und während Du vielleicht auf ganz andere Art beschäftigt bist, Dir die Lage des Hauses deutlich vor Augen stellen.

Überhaupt wurde der Vater nicht müde, den Söhnen immer wieder seine schweren Sorgen ans Herz zu legen:

Man hat mir gesagt, daß ich junge Leute in jetziger Zeit nie dahin bringen würde, meinen altfränkischen Grundsätzen zu folgen. Das könnte einen Vater entmutigen, der seine Familie weniger liebt als ich. Aber solange nur noch eine Spur von Hoffnung bleibt, werde ich furchtlos bei einem Beginnen verharren, zu dem mich jede Empfindung eines Vaters treibt; und wenn zwanzig bei solchem Beginnen gescheitert sind — mich wird das nicht schrecken in der Erfüllung meiner Pflicht. Ich will mich nicht dem Selbstvorwurf aussetzen, in der Wahrnehmung meiner höchsten, teuersten Interessen lau gewesen zu sein.

Namentlich mit John hatte er viel zu schaffen. Dieser war bei Beginn der Untersuchung in London, dann in Paris. Er beschäftigte sich mit Einbringung zweifelhafter Ausstände und mit der Anknüpfung neuer Verbindungen, führte aber dabei ein lustiges Leben und berichtete zwischendurch dem Vater auch über politische Vorgänge; von diesen Berichten ist nichts erhalten, wohl aber die eine oder andere Erwiderung des Vaters; so z. B. eine Äußerung desselben vom 30. Dezember 1801:

Alles in allem scheint es, daß nur die Namen der dort (in Paris) handelnden Personen sich geändert haben. Möller (der damals auch dort war) sagt: für einen vergnügungssüchtigen jungen Mann bietet Paris viel, für einen Kaufmann nichts. B. (Bonaparte) ist kein Freund der Bankiers, und das einzige Geschäft, das dort gut geht, ist Wucher und Stockjobberei, wobei 18 Prozent Zinsen verdient werden. Dies kann nicht dauern; aber mittlerweile lähmt es die Geschäfte der französischen Rheder mit Westindien. Sie suchen jetzt hier bei uns finanzielle Unterstützung, aber mit wenig Erfolg, so daß wohl einige Zeit vergehen wird, bevor die „Bürger" in der Geschäftswelt eine Rolle spielen werden. Man kann alles mögliche aus einem Franzosen machen, aber keinen Kaufmann oder doch keinen solchen, mit dem ich zu tun haben möchte.

Und etwas später:

Ihre Bankiers, ihre Art der Lebensführung — alles wirkt dahin, sie desjenigen Kredits zu berauben, um den es einem Bankier hauptsächlich zu tun sein muß. Der Reichtum ist in den Händen einer kleinen Zahl, einer neuen Klasse, die ihn in maßlosem Luxus und ohne die Eleganz der Vorgänger vergeudet.

Der Vater suchte den Sohn wiederholt zur Rückkehr zu veranlassen. Doch der wollte lange Zeit nicht hören und antwortete kaum auf die väterlichen Ermahnungen, die infolgedessen immer schärfer wurden:

Ich habe lange genug beobachtet, wie Du lebst, um mich noch darüber täuschen zu können, daß alles, was ich sage, Dich nicht zur Vernunft zurückbringen kann. Es scheint mir (und nicht mir allein; die Welt ist nicht blind), daß die Passionen, denen Du seit Jahren die Zügel schießen läßt, Dich jetzt vollkommen unterjocht haben und mit dem Verstande nichts mehr dagegen auszurichten ist. Die Welt wird die Achseln zucken und lachen. Deinem Vater aber verzehrt es das Lebensmark und vergiftet ihm das, was die Stütze seines Lebens sein sollte. Die gütige Vorsehung beglückte mich mit einer vielversprechenden Familie. Ich erzog Dich zum Kaufmann und gab Dir das Beispiel eines solchen. Ich verhehlte Dir nichts, und frühzeitig machte ich Dir Platz. Kaum je hat ein junger Mann unter so günstigen Bedingungen sein Leben begonnen. Aber Dir gefiel das Dasein eines Kavaliers besser als dasjenige eines Kaufmanns. Tafelfreuden und Sport wurden Deine Lieblingsbeschäftigungen. Lege die Hand aufs Herz: ist es nicht so? Und glaubst Du, mitten in der Geschäftswelt könne derartiges unbemerkt bleiben?

Der Vater wollte nicht daran glauben, daß einer seiner Söhne dem Eigensinn, dieser „grünäugigen Sünde", verfallen sei, und nachdem Richard schon früher ihm zugestimmt hatte, drang er endlich auch bei John durch. Die aus Zorn und inniger Liebe gemischte Sprache seiner Briefe, die Wucht seiner Argumente tat ihre Wirkung:

Daß die starke Ausdrucksweise meiner Briefe bei Dir gemischte Empfindungen hervorgerufen hat, ist sehr natürlich. Wenn der Geist mit einer Sache beschäftigt ist und dann plötzlich veranlaßt wird, sich mit einer anderen, ganz verschiedenartigen zu beschäftigen, so hängt für die Aufnahme dieser Anregungen viel davon ab, in welchem Zustande sich die Sinne befinden. Der Magen ist nicht immer disponiert, Medizin anzunehmen, und die Kunst des Arztes ist nicht imstande, diese schmackhaft zu machen; es ist der Gipfel der Quacksalberei, die Ingredienzien so künstlich zu mischen, daß von der Wirkung schließlich nichts übrig bleibt; ich will nicht als Quacksalber betrachtet werden, am wenigsten von meinem Sohne, dessen Glück das meinige in solchem Maße bestimmt. Meine Medizin, liebster John, wurde Dir in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit verabreicht; zuerst revoltierte Dein Magen; aber je mehr das Fieber nachließ, um so mehr verschwand auch Dein Widerwille; und jetzt sagst Du mir ein Wort, daß mich freudig ergreift: ‚Vater, ich bin jetzt vollständig Deiner Meinung in allen Hauptpunkten.'

Vor allem verlangte der Vater, die Söhne sollten so lange jede andere Beschäftigung beiseitelegen, bis die Verhältnisse des Hauses geordnet seien; dieser Aufgabe sollten sie sich mit aller Kraft widmen, sollten ihre eigenen Geschäftsstunden verdoppeln, überhaupt zunächst wieder ausschließlich Geschäftsleute werden. Ferner sollten sie sich wieder richtige Gefühle für den Wert des Geldes anschaffen:

Der Gebrauch oder der Mißbrauch des Geldes ist es, was seinen inneren Wert ausmacht. Je größer das Kapital wird, welches Eurer Verfügung anvertraut ist, um so nötiger wird es auch, daran zu denken. Wenn Ihr dies auch nur im geringsten vernachlässigt, so entfliegt es Euch wie Luft.

Der Vater drang sodann darauf, daß die „verdorrten Zweige des Baumes" abgehauen, die verlustbringenden Geschäfte und Verbindungen entschlossen beendigt, die dabei erlittenen Verluste rücksichtslos abgeschrieben werden müßten. Ferner verlangte er Verringerung der Ausgaben, der privaten wie der geschäftlichen, Neuorganisation des Kontors, Einschränkung der Umsätze, namentlich der Spekulationen und der Wechselaccepte, teilweise Abzahlung der im Geschäfte steckenden fremden Kapitalien, kurz, eine Reform an Haupt und Gliedern.

Die eben erwähnten fremden Kapitalien waren größtenteils von dem alten Parish selbst dem Geschäfte vorgeschossen worden. Als er sie jetzt zum Teil zurückforderte, motivierte er das auch damit, daß er seine Tage in Ruhe beschließen wolle. Sein Vermögen betrug zwar nominell zwei Millionen, davon war aber noch lange nicht die Hälfte sicher angelegt; etwa ein Drittel hatte er neuerdings wieder ins Geschäft gesteckt. Sein Einkommen war auf 40000 Mark zurückgegangen. In dieser Höhe wollte er es wenigstens vor weiteren Wechselfällen sichern. Er fühlte sich müde und angegriffen von dem in den letzten Monaten Durchgemachten; er sehnte sich mehr denn je nach einem behaglichen, von Aufregungen freien Leben.

Die Söhne erkannten die Berechtigung dieses Wunsches in liebevollen Ausdrücken an, und die ganze lange, an Bitterkeiten auf beiden Seiten reiche Erörterung endigte damit, daß die Söhne sich den väterlichen Reformvorschlägen fügten, daß aber der Vater sich seitdem weiterer Einwirkungen auf die Geschäftstätigkeit der Söhne enthielt. Das Konto der „Minorennen Söhne" wurde geschlossen, Charles trat als Teilhaber ein, während George und David andere Wege einschlugen.

In dem Kampfe zwischen Vater und Söhnen war oftmals die Rede von dem „alten System" und von dem „neuen System" des Hamburger Handels. Letzteres nennt der Vater auch „System der Experimentalphilosophie im Handel"; er bezeichnet es ferner als „die neuerfundene Doktrin" und spricht davon, daß „die Beschleunigung der Zirkulation" den Hauptinhalt des neuen Systems bilde. Wenn wir damit einige Bemerkungen Büschs zusammenhalten[1]), so ergibt sich als ziemlich gewiß, daß die junge Hamburger Geschäftswelt ihre kavaliermäßige Art der Geschäftsbehandlung, ihre gewagten Spekulationen und ihre Geldbeschaffung durch Wechselreiterei auf ähnliche Weise gerechtfertigt hat, wie dies schon ein Jahrhundert früher John Law getan hatte. Dagegen sind wir über „das alte System" durch Parish vollkommen unterrichtet:

Die alte Schule lehrte unsere Jugend, daß, wer ein Kaufmann werden wollte, geduldig die „Kontorquälerei" (drudgery of the counting-house) durchmachen und zunächst jeden Zweig des Geschäftsbetriebes bis zur Meisterschaft erlernen mußte, daß — mochte seine soziale Lage wie auch immer beschaffen sein — er als Lehrling die Pflichten eines solchen genau zu erfüllen hatte, daß sogar seine Haltung den Stempel dieser seiner Stellung aufweisen mußte. Die alte Schule verlangte von dem Chef, der seine Schuldigkeit tun wollte, daß er ein wachsames Auge auf die jungen Leute haben und beim ersten Zeichen des Ungehorsams einschreiten mußte. Erinnert Euch der Zeit, als mein Personal aus Leuten der verschiedensten Herkunft bestand, vom Sohne eines Schneiders bis hinauf zum Sohne eines Bürgermeisters. Als der letztere vornehm zu tun anfing, setzte ich ihn ohne viele Zeremonien vor die Tür; jetzt macht er als ein unnützer Müßiggänger die Straßen unsicher, ein warnendes Beispiel dafür, wohin fauler Hochmut führt!

Wenn ein junger Mann sich langsam durch alle Stufen bis zur Selbständigkeit durchgearbeitet hat, so muß sein Hauptaugenmerk gerichtet sein auf Sparsamkeit im Betriebe und im Haushalt, auf sorgfältige Überwachung des Personals, auf Vermeidung aller Handlungen, die den Kredit schädigen können. Er muß stets daran denken, daß das blasse Auge der Eifersucht und das grüne des Neides argusgleich jeden seiner Schritte bewacht und stets bereit ist, mit verborgenen Minengängen den Boden, auf dem er wandelt, zu unterhöhlen.

Auf solche Weise wird der Geist des Kaufmanns wohl bereitet zur rüstigen Verwendung der Zeit. Zerstreuungen finden dann keinen Raum mehr; im Gegenteil, bald ergibt sich, daß es an Zeit gebricht, und die fehlenden Stunden werden denen entzogen, welche der Schlaf nutzlos verzehrt. Das erworbene Kapital wird nicht vergeudet, sondern sorgfältig gesammelt, um dem Geschäft neue Kraft und Dauer zu verschaffen.

Das sind die Lehren der alten Schule. Aber da diese Art seßhafter, mühsamer Lebensführung den funkelnden Eigenschaften des Charakters, denen die Jugend entzückt zujubelt, nicht förderlich ist, so mag es natürlich sein, daß die junge Generation, durch den Fleiß der Väter überfüttert, wenn sie einen alten Pedanten

[1]) Werke, Bd. VII, S. 323 ff.

jener Art vergleicht mit einem Gesellen vom eigenen Gepräge, die Geschäftsführung einer so langsam vorwärtskriechenden Sorte Menschen verächtlich beurteilt.

Als die Reform des Geschäftes durchgeführt war, faßte der Vater die Ergebnisse aller Kämpfe der letzten Zeit folgendermaßen zusammen:

Ihr werdet jetzt zugestehen, daß ich einigen Anlaß hatte, besorgt zu sein. Ich sah, welchen Gefahren Ihr entgegenginget, gleich einem Schiffe, das unter Notmasten nach der Küste zutreibt, wo der beste Lotse nötig ist, um es vor Untiefen zu bewahren. Wäre die Fracht nicht so wertvoll gewesen, wie schmerzlich hättet Ihr dann die erlittenen Havereien fühlen müssen! Jetzt ist die Hochflut der Jugend und Unerfahrenheit verrauscht und hoffentlich auch Eure neue Experimentalphilosophie des Handels abgetan. Ihr habt eine teure Lehre erhalten, und doch ist sie nicht zu teuer gewesen, wenn sie Euch das Trügerische der neuen Schule gezeigt hat.

Der Vater konnte zur Unterstützung seiner Lehren jetzt auf die klaffenden Lücken hinweisen, welche die Krisis in den ersten Reihen der Hamburger Handelswelt gerissen hatte, rechts und links von dem nunmehr vor jeder Erschütterung gesicherten Hause der Söhne.

Ich vertraue auf Gott, daß Euer ganzes künftiges Leben mich belohnen wird für diese Zeit, die mir einige der sorgenschwersten Stunden meines Lebens gebracht hat.

Die Söhne folgten jetzt in der Tat, mindestens eine Zeitlang, den väterlichen Lehren, und das Geschäft entwickelte sich zunächst ruhig weiter. Am Ende des Jahres 1804 war das eigene Kapital der Teilhaber auf etwa 700 000 Mark Banko angewachsen, das im Geschäft steckende fremde Kapital auf 440 000 Mark zurückgegangen. Erst das Jahr 1809 brachte wieder neue Bahnen, neue Wagnisse und Gefahren. Von ihnen soll am Schlusse unserer ganzen Erzählung die Rede sein.

XIII.

John Parish, der Vater, spielte, wie wir wissen, ebenso wie später seine Söhne, im gesellschaftlichen Leben Hamburgs eine große Rolle. Schon deshalb ist es von Interesse, zu hören, wie er seinen Reichtum verwendete. Dazu kommt noch, daß er seine Begabung zur theoretischen und pädagogischen Verwertung privatwirtschaftlicher Erfahrungen auch an seinem Ausgabebudget erprobt hat; dieses müssen wir daher jetzt etwas näher kennen lernen, soweit das nach den Auszügen, die Parish aus seinen Privatbüchern angefertigt hat, möglich ist. Zunächst folge hier eine Übersicht über die Ausgaben der letzten Jahre, in denen sie noch relativ mäßig waren[1]):

	1793	1794	1795
Equipage mit Pferden und Kutschern[2])	3 387	7 514	7 349
Haushalts-Ausgaben	18 396	20 752	25 329
Familien-Ausgaben	10 650	7 260	4 306
Parish's eigene Ausgaben	7 328	15 190	20 966
Für Nienstedten	5 972	3 814	7 428
Sonstiges	2 705	1 623	7 186
Summa	48 438	56 153	72 564

[1]) Die Summen bedeuten Mark Courant, von denen 120 = 100 Mark Banko waren.

[2]) 1793: 4 Pferde; 1794: 6 Pferde und 2 Kutscher; 1795: 6 Pferde, 2 Kutscher, 1 Postillon.

Das war gewiß schon recht ansehnlich. Aber 1796 kam es noch ganz anders. Wie Parish uns selbst berichtet, wurde ihm damals das Herz weit: er wollte seinen Abgang recht glänzend gestalten. Als er hinterher seine Ausgaben addierte, ergab sich folgendes:

Equipage u. s. w.	7 608
Haushalts-Ausgaben	25 456
Familien-Ausgaben	19 377
Parish's eigene Ausgaben	47 556
Für Nienstedten	26 379
Seinem Sohne David	3 348
Seinen Söhnen John und Richard	36 000
Zuschuß zu Johns Ausgaben in England	18 000
Zwei bedürftigen Nichten als Heiratsgut	6 250
Milde Gaben und Geschenke an Dienerschaft	4 695
Abgaben	2 033
Sonstiges	4 078
Noch zu bezahlen am Jahresschluß[1])	16 330
Summa	217 110

Darunter befanden sich allerdings 53 350 Mark außerordentliche Ausgaben (8300 Mark Grundstückskäufe in Nienstedten, 6300 Mark Geschenke an die Töchter, 2500 Mark Beitrag für das französische Schauspiel, 10 900 Mark Verluste an Hafer, 11 600 Mark Baukosten eines neuen Stalles, 6500 Mark Korn für die Armen, 1000 Mark Beitrag zum Barackenbau für die Armen, 6250 Mark Geschenk an die zwei Nichten). Aber auch dann noch blieben fast 164 000 Mark übrig, was Parish selbst „als viel zuviel für irgend ein Handelshaus der Welt" bezeichnete. Da sein damaliges Einkommen überdies, nach eigener Berechnung, nur 82 000 Mark betrug, so war eine Ermäßigung der Ausgaben unerläßlich, und tatsächlich glaubte er noch am 31. Dezember 1797, daß sie für dieses Jahr 80 000 Mark nicht überschreiten würden. Aber als er später seine Rechnungen durchsah, ergab sich folgendes:

	1797	1798	1799	1800	1801
Haushalt[2])	61 432	65 423	68 704	32 287	35 306
Bauten	19 650	30 000[3])	—	—	—
Reisen[4])	27 350	—	—	12 183	9 550
Weihnachtsgeschenke	24 950	—	—	—	—
Sechs Kutschpferde und zwei Wagen	—	20 000	—	—	—
David und Charles Parish	—	—	4 314	—	—
Renten	—	—	—	—	4 144
Garten und Stall	—	—	—	—	11 604
Außerordentliches	12 950	—	1 800	19 483	24 933
	146 232	115 423	74 818	63 953	85 537

[1]) Darunter: dem Schneider 3044, ½ Jahr Schulgeld und Pension für die jüngsten zwei Söhne 3150, Feuersnot in Charleston 1550 u. s. w.

[2]) Die Bedeutung der Bezeichnung „Haushalt" ist in den Jahren 1797—1799 offenbar viel umfassender als in den bisherigen und auch als in den folgenden Jahren.

[3]) Nur für Mistbeete!

[4]) Hauptsächlich nach England.

Am Schlusse dieser Periode begann der Kampf des Vaters mit den Söhnen, der sich, wie wir wissen, auch gegen deren zu hohe Ausgaben richtete. Das gab dem Alten Anlaß, wieder einmal eine gründliche Selbstprüfung anzustellen. Er warf die Frage auf: Wie ist es möglich, daß John Parish in den sechsundvierzig Jahren von 1756—1801 volle 1443000 Mark ausgegeben hat, in den letzten sechzehn Jahren durchschnittlich 70000 Mark jährlich?

Vielleicht war der alte Herr dem Spiele ergeben, oder er hielt sich ein halbes Dutzend Maitressen? Keineswegs. Nie war jemand ein größerer Feind des Spiels, und was das andere anbetrifft, so hatte er in seiner Jugend es einmal damit versucht, aber schon nach einem Vierteljahre darauf verzichtet, weil er einsah, daß derartiges sich mit dem Leben eines Kaufmannes nicht vereinigen läßt, vielmehr ein Klotz an der Maschine ist; seine Landsleute rings um ihn her hatten freilich samt und sonders ihr Liebchen, — aber welches war auch ihr Ende!

John nahm sich bald ein Weib! Er arbeitete tüchtig; aber er gab auch tüchtig aus. Sein Weib seufzte oft darüber, denn sie war sparsam; er ließ sich nicht hindern, aber er schrieb alles genau an, und sie tat das gleiche. Bei genauer Untersuchung war fast kein Posten zu finden, der über das Niveau eines Kaufmanns hinausging, abgesehen von einiger Extravaganz in den Pferdeausgaben. Freilich, hätte Fortuna der Maschine einen Stoß versetzt, so hätte Freund John sich in eine Ecke setzen müssen, um seine Torheiten bis an sein Ende zu beweinen. Jetzt redet zwar niemand darüber, aber John selbst weiß wohl gut genug, was der weisere Teil der Gesellschaft darüber denkt. Es war ein Experiment, das einmal gelungen ist, dessen Wiederholung aber Leute, die rechnen können, nicht wagen werden.

Parish berechnet dann, was er in den letzten sechzehn Jahren — vorher, meint er, sei ihm darin nichts vorzuwerfen — hätte sparen können. Mehr als 13500 Mark jährlich dürfe ein Kaufmann nicht ausgeben. Gegenüber seiner tatsächlichen Ausgabe hätte das eine Ersparnis von 612000 und unter Anrechnung von Zinsen 742000 Mark betragen oder 55000 jährlich; dies zunächst nur für die letzten elf Jahre seines Geschäftslebens. Nachher hätte er seine Ausgaben, so meint er, wohl steigern können, aber höchstens auf 30000 Mark. Wäre es dabei geblieben, so hätte er in den bisherigen fünf Jahren seines Privatlebens, einschließlich Zinsen, weitere 380000 Mark gespart, zusammen also fast eine Million, ohne daß er ein Geizhals geworden wäre.

Bittere Vorwürfe machte er sich namentlich im Hinblick auf die Verschwendung seiner Söhne. In einem Briefe an seinen Sohn Richard nimmt er an, es stände jemand auf und redete ihn, den Vater, folgendermaßen an:

Laßt mich einige Fragen an Euch richten, werter Herr! Haben nicht Eure Söhne unter Euren Augen sich allen Extravaganzen hingegeben, die Ihr jetzt so stark tadelt? Haben sie nicht ihre Laufbahn schon in demselben liederlichen Stile begonnen? Hättet Ihr nicht längst auffallende Beweise ihrer Neigung zu übermäßigen Ausgaben beobachten können? Habt Ihr auf derartiges irgendwie geachtet? Wurde nicht schon seit lange kostbare Zeit in unwesentlichem Getriebe vergeudet? Wurde nicht spät zu Bett gegangen und spät wieder aufgestanden? Wurde nicht Befriedigung der Leidenschaften nachsichtig beurteilt? Wurde nicht für die Tafel eine neue Mode eingeführt? Wurde nicht die Änderung der Zeiteinteilung zugelassen? Wurden nicht sogar den Handlungsgehilfen extravagante Ausgaben nachgesehen? Hat nicht einer von ihnen, einer Eurer eigenen Söhne, sich einen Zuchtstall und Dienerschaft halten dürfen? Haben nicht sogar die Chefs

des Hauses an einigen der gewagtesten Arten jugendlicher Unternehmungen teilgenommen, haben sie nicht unnützerweise ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um zu zeigen, daß ihre Geschicklichkeit der ihrer Zeitgenossen überlegen sei? — Was, so fragt der Vater, sollte ich auf solche Fragen antworten? Nur, daß alles dies traurige Wahrheiten sind, Wahrheiten, die mich in der innersten Seele verwunden, die in mir eine Empfindung erwecken, bitterer als alles andere: Demütigung meines Stolzes, und das im Alter von sechzig Jahren!

Namentlich die jüngsten Söhne David (geb. 1778), George (geb. 1780) und Charles (geb. 1781) machten dem Vater damals schwere Sorgen. David, der ursprünglich als dritter Teilhaber ins Geschäft treten sollte, hatte dies schon durch sein Betragen verscherzt; aber auch Charles, der an seiner Stelle jene Anwartschaft erhielt, führte ein Leben, das dem Vater nicht gefiel. Hierfür machte dieser den älteren Sohn Richard, dessen Obhut er speziell anvertraut war, mitverantwortlich:

Bei einer so glücklichen Veranlagung, gefügig und liebenswürdig, vortrefflich geeignet für den Beruf eines Kaufmanns, durch Temperament und Benehmen dir und John verwandt, hatte er die besten Aussichten. Aber kaum war er an Davids Stelle zur späteren Teilhaberschaft bestimmt worden, so ließ er seinen Passionen die Zügel schießen; Hochmut und Prahlerei traten stark hervor. Früh bemerkte ich es; aber da hieß es, ich solle ihn nicht fesseln; es sei eine Jugendeselei, die vorübergehen würde. Ich gab nach. Zwar erachtete ich 3000 Mark im Jahre als bei weitem zu viel für einen jungen Mann seines Alters, der eben als Lehrling in ein Kontor gekommen war; doch war ich weich genug, ihm das zu gewähren. Im Jahre 1799, obwohl im Lernen wenig vorwärtsgekommen, brauchte er 2000 Mark über seinen Etat. Ich war damals nicht hier. Aber Du, sein Busenfreund, Du hättest zu jener Zeit das Übel noch im Keime ersticken können; das wäre eine Handlung der Barmherzigkeit gewesen. Stillschweigen war Grausamkeit. Im folgenden Jahre überschritt er seinen Etat um 7500 Mark, jetzt (1801) gar um 11000 Mark, trotzdem erst zehn Monate verflossen sind! Glaubst Du, ich würde dazu stillschweigen? Nein, Richard! So wenig auch das Geld mir als solches gilt (for little, as I care for money, as mere money), so würde ich mich für einen Feind meines Sohnes halten, wollte ich dagegen nicht einschreiten. Wie kann er solche Summen ausgegeben haben? Charles, ich rufe Dich auf, selbst Rechenschaft abzulegen. Es ist für Dich eine Ehrensache, Dich zu rechtfertigen; dann sage mir, wem Du zumuten darfst, die Schuld zu tilgen, und welchen Beruf Du für ertragreich genug hältst, solche Ausgaben, die ja immer mehr wachsen werden, zu decken? Charles, Du hast mich tief verwundet; ich hätte nie gedacht, je einen so schwarzen Vorwurf gegen Dich erheben zu müssen.

Auch Johns Verschwendung mußte der Vater in starken Ausdrücken rügen, hatte jener doch auf seiner letzten Reise in einem halben Jahre mehr als 24000 Mark Banko verbraucht.

Was Du deswegen sagst, würde vielleicht ein anderer glauben. Aber ich weiß, was Reisen kosten, für einen kleinen und für einen großen Kaufmann, für einen jungen und für einen alten, auch für einen Gentleman. Ich wünsche keineswegs, daß Du schäbig auftrittst; aber mehr als drei Guineas täglich sind keinesfalls nötig, um als junger Mann von höchster Respektabilität, um als ein großer Kaufmann sehr anständig reisen zu können.

Nur Richard hielt sich bei seinen Ausgaben in vernünftigen Grenzen.

Was hier von der Familie Parish berichtet worden ist, war nur ein hervorragendes Beispiel des Lebens, das damals die ganze Handelswelt Hamburgs führte.

Du wirst mit mir darin übereinstimmen — so schreibt Vater Parish an seinen Sohn Richard — daß es, seitdem Hamburg steht, nie eine Zeit gegeben hat so voll ausgeprägter Extravaganz, so weit abführend von dem Wege rechter Kaufleute wie diese wenigen letzten Jahre. Und all das ist nur veranlaßt worden durch eine Sorte junger Leute, unter denen manche recht tüchtige, die aber samt und sonders die verderblichsten Grundsätze eingesogen zu haben scheinen und ihrem Untergange entgegeneilen.

Auch Büsch predigte damals wiederholt nachdrücklich gegen dieses Übermaß des Luxus; doch machte er diesen für die seit 1799 eingetretene Krisis ausdrücklich nicht mit verantwortlich, wie denn überhaupt sein Urteil keineswegs in allen Stücken mit demjenigen des alten Parish übereinstimmt. Letzterer hatte ja auch selbst gewaltigen Luxus getrieben. Offenbar war hierbei eine allgemeine fortreißende Strömung tätig, die nur mittelbar mit den Vorgängen auf dem Gebiete des Handels zusammenhing: gewiß, der Aufschwung des Handels beförderte den Luxus und umgekehrt; doch wie der Luxus überwiegend dem Geiste der Zeit entstammte, so hatte auch der wirtschaftliche Aufschwung und ebenso der ihm folgende Rückschlag seine eigenen Hauptwurzeln.

In den nächsten Jahren schränkte die Familie Parish ihre Ausgaben nicht unwesentlich ein. So verbrauchte der Vater 1802: 54000, 1803: 41500, 1804: 50600 Mark, der älteste Sohn John 1802: 15500, 1804: 23000. Aber diese Einschränkungen waren, soweit sich nach den vorhandenen Materialien beurteilen läßt, nicht von langer Dauer. Der Vater hat jedenfalls in den folgenden zwanzig Jahren unentwegt jährlich im Durchschnitt seine 60000 bis 70000 Mark Banko ausgegeben.

Jetzt wollen wir einmal für eine kurze Weile die privatwirtschaftlichen Betrachtungen und Lehren des alten Parish verlassen und uns einem von ihm geführten dickleibigen Oktavbuche zuwenden, welches betitelt ist: „Company at table, from June 20. 1804". Es ist ein genaues Verzeichnis seiner Gäste für den Zeitraum 1804—1825. Außerdem enthält das Buch aber noch manche andere interessante Notizen. Leider können wir daraus nur einiges entnehmen.

Im Jahre 1804 bewirtete er 1132 Personen in 54 Diners und einem Tee (von 101 Personen); außerdem beteiligte er sich an 54 anderen Gesellschaften, bei denen 1200 Personen anwesend waren. Im folgenden Jahre hatte er zusammen 1954 Personen bei sich zur Tafel, und es wurden in diesem Jahre bei ihm 2232 Flaschen Wein getrunken; trotzdem blieben am Jahresschlusse noch 4080 Flaschen übrig.

Im Jahre 1806 nahm die Geselligkeit Parish's noch wesentlich zu. Im August und September dieses Jahres feierte er sein fünfzigjähriges Jubiläum als Hamburger Einwohner und Geschäftsmann. Aus diesem Anlasse gab er vier große Diners, über die er etwas ausführlichere Notizen liefert. Das erste Diner fand am 6. August statt. Dazu hatte er 28 seiner ältesten und besten Freunde geladen, die zusammen 1925 Jahre zählten, also durchschnittlich jeder $68\frac{1}{2}$ Jahre, während er selbst damals 64 Jahre alt war. Die zwei ältesten führte er zur Tafel; die anwesenden Vertreter des diplomatischen Korps placierte er zu seiner Linken, seinen ältesten Sohn John ans Ende der Tafel. Beim Dessert wurden die zu dem Feste geprägten Medaillen verteilt und

„Langkork" aufgesetzt. Dann wurde um Stillschweigen gebeten, und Parish erhob sich zu folgender Anrede[1]):

Meine wehrste, teurste und älteste Freunde von ersten Tang! Sie erwarten von mir vileicht auf den heutigen Tag zu hören, wer Ich vor 50 Jahr war, wie Ich under Ihnen kam, um es zu vergleichen mit das, was Ich jetzt bin. Ich könte zwar vieles darüber sagen, aber von allen denen heute kein Wort, es könte den Geruch haben, von allen Leidenschaften der häslichste — stinkenden Stolz. Stolz bin ich doch, meine Freunde, und das mit Recht, ein solche Gesellschaft an meiner Tafel zu haben, die Ich alle als Freunde nenen kan, und nun erlauben Sie, daß ich ein Bumper[2]) lerre an die Gesundheit von diese gantze Gesellschaft und auf das Wohl von Alle, die Ihnen teur sind.

Dann folgte der zweite Toast:

Ein Bumper auf Hamburgs Schutzengel, die so treulich über unsere Freyheit gewacht hat; möge sie uns lange getreu bleiben!

Darauf der dritte:

Wenn wir uns Hamburgs Wohlstand und Glückseligkeit betrachten, so gedenken wir uns gewis eine Classe von Biedermänner, die dazu behulflich gewesen, und die nun von uns leider geschieden sind. Bei dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, zwey davon zu nennen, aber indehm wir ihre Asche huldigen, so erfordert dieses die Feyerlichkeit, daß wir stehend ihre Namen anhören; es sind die unvergeßliche J. Lutkens und S. Matsen! Meine Herrn, stoßet an!

Der vierte Toast galt „unserer Schiffahrt, unserer Handlung, unserer Bank!" der fünfte: „Das schöne Geschlecht!" der sechste: „Die anwachsende Generation, möge sie eine Zierde unserer Börse sein!" der letzte: „Die abwesenden Mitglieder dieser Gesellschaft!"

Die 30 Teilnehmer an dem ersten Diner leerten zusammen 52 Flaschen Wein. Wie sich die Kapazität dieser Senioren zu derjenigen der folgenden Jahrgänge verhielt, hat Parish exakt ermittelt und liefert dafür folgende statistische Übersicht:

Diner vom	Teilnehmer	Gesamtalter	Durchschnittsalter	Weinverbrauch
6. August	30	1987	68½	52
13. "	31	1663	53½	55
20. "	29	1402	48	79
	90	5052	56	186

Aus der Reihe der Toaste, die Parish bei den Diners vom 13. und 20. August hielt, seien noch einige hier aufgeführt:

Unser Oberhaupt hat seine Wurde resignirt und den verstummelten Staatscorper preise gegeben. Hamburg ist nun eine Weise. Bey dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, einen Jeden ehrlichen Hamburger aufzurufen, an seiner Stelle zu seyn und sein Posten zu behaupten, nicht um Eroberungszucht, um unserer Grantze zu erweitern, nein! Dafür muß Hamburger Blut nie fließen. Aber der letzte Tropfen muß hergegeben werden, um daß wir bleiben, was wir sind. Und nun ein Bumper an die Aufrechterhaltnng von unserer weisen und glucklichen Verfassung, und ein Strick für den Verräter, der es gegen eine andere vertauschen wolle!

[1]) Ich gebe sie hier absichtlich so wieder, wie er sie niederschrieb, um ersehen zu lassen, inwieweit er der deutschen Sprache Herr war; nur die Konfusion in den großen und kleinen Initialen habe ich etwas gemildert.

[2]) Volles Glas.

Hier schaut das Medusenhaupt der Zeit doch schon recht düster in die Festesfreude hinein! Andere Toaste galten „der Aufrechterhaltung der alten Kaufmandischen Schule“[1]), dem „würdigen Professor Reimarus“ u. s. w.

Das letzte Jubiläumsdiner wurde am 24. September „meinen Freunden, den Juden“ gegeben: 18 wurden eingeladen, von denen aber nur 8 kamen. Außer ihnen waren noch 28 Christen anwesend, darunter Prinz Esterhazy, Baron Jacobi-Klöst (der preußische Gesandte in London), die Barone Grote und Voght, Bürgermeister Bauer, die Senatoren Jänisch, Sontag, Gabe, Syndikus Dormann u. a. Überhaupt sah Parish nicht nur die ersten Männer und Frauen Hamburgs bei sich, sondern auch nicht wenige vom Adel der Umgegend und vornehme Fremde. Aber der ganze glänzende Betrieb nahm ein Ende mit Schrecken: am 19. November 1806 besetzten die Franzosen Hamburg, und drei Tage darauf verließ John Parish sein geliebtes Nienstedten, um nicht wieder dorthin zurückzukehren. Ein Jahr lang reiste er umher: einige Monate blieb er in Kopenhagen; dann wandte er sich über Schweden nach England und ließ sich gegen Ende 1807 definitiv in Bath nieder, wo er bis an sein Lebensende (1829) wohnte.

Ein scharfer, aber freilich ihm nicht gerade wohlgesinnter Beobachter, der ihn dort 1809 besuchte, schildert seine äußere Erscheinung folgendermaßen[2]):

Seine Gewohnheit, durch irgend etwas Außerordentliches die Aufmerksamkeit seiner Umgebungen auf sich zu ziehen, hatte er in England nicht abgelegt; daher war seine Erscheinung auffallend: ein kleines, samtnes, mit Pelzwerk verbrämtes Käppchen auf einem Ohre, ein polnischer, samtner Rock mit langen Schößen und goldenen Quasten, eine lange türkische Pfeife in der rechten Hand, in der linken ein langes seidenes Band, an dem zwei Mopshunde umhergaukelten.

Wenige Jahre vor seinem Tode — im Alter von 83 Jahren! — verfaßte er in Bath einen „Treatise of domestic economy“, aus dem wir zunächst erfahren, daß er von 1756—1824, d. h. in 68 Jahren, zusammen 204000 £, über drei Millionen Mark Banko, verbraucht hatte. In Bath bezahlte er für sein Haus jährlich 400 £ Miete, hielt sich Equipage und zehn Dienstboten.

In den ersten 16 Jahren seines Aufenthaltes in Bath gab er zusammen 579 Diners von 4891 Personen, in den ersten 12 Jahren überdies noch 76 Routs, Soupers und Bälle von 5090 Personen, so daß er also in dieser Zeit rund 10000 Personen bewirtete. Sein Haus sah damals, wie er als Dreiundachtzigjähriger wohlgefällig berichtet, „mehr Schönheit und liebliche, verführerische Gesichter als irgend ein anderes Haus der Stadt“, — die damals bekanntlich ein Mittelpunkt der eleganten Welt in England war; aber auch von den Pasteten seines französischen Kochs La Coste und von dem Punsch seines Kellermeisters Louis sprach man in Bath noch lange nachher mit Entzücken. In den ersten 16 Jahren wurden bei ihm zusammen 14750 Flaschen Wein getrunken.

Bis 1823 war Parish's Küche französisch, und jedes Couvert kostete ihm durchschnittlich für Rohmaterialien 10 sh., für Wein 5 sh., für Bedienung und

[1]) Offenbar Büschs Handelsakademie. Er selbst war allerdings schon sechs Jahre tot, und die Anstalt hörte auch bald auf.

[2]) Vincent Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Bd. I, S. 160.

Hausmiete 3½ sh., zusammen 18½ sh. Seine Söhne betrachteten dies als zu teuer. Darauf antwortete ihnen der Vater, erstens könne für einen echten Engländer nichts, was gut ist, zu teuer sein; außerdem sei es gar nicht teuer; um das zu beweisen, berechnete er 1825, als er die französische Küche abgeschafft hatte, die Kosten seines damaligen ruhigen Lebens mit englischer Küche.

Im Jahre 1824 wurden nämlich in seinem Eßzimmer nur 930 Couverts verabreicht, die mit Wein freilich jedes nur 13 sh. kosteten; da aber Dienerschaft und Hausmiete die gleichen blieben wie vorher, so kostete beides, auf den Kopf berechnet, natürlich mehr, nämlich 8 sh., sodaß jedes Couvert der einfachen englischen Küche sich auf 1 £ 1 sh. stellte, also um 2½ sh. teurer als ein Couvert der raffinierten französischen Küche, mit Weinen in allen Farben des Regenbogens und mit einer Menge der angenehmsten Gesellschaft. Parish zieht daraus den Schluß, er habe in der Zeit der französischen Küche durch sie monatlich 300 £ gespart, und weist triumphierend auf eine ähnliche geistreiche Berechnung hin, mit der er einmal früher in Hamburg die Sorgen seiner haushälterischen Frau zum Schweigen gebracht hatte. Aus dieser Berechnung hatte sich nämlich angeblich klar ergeben, daß „je mehr wir ausgaben, umso reicher wir wurden"! Wir können uns ungefähr denken, wie die Augen des Alten bei solchen Berechnungen gezwinkert haben werden. Aber ach! bald nach jenem eigenartigen „Treatise of domestic economy" brach wieder eine große Handelskrisis aus, welche den alten Mann nötigte, mit der Sparsamkeit Ernst zu machen. Am 17. Januar 1826 berichtet er seinem ältesten Sohne, er müsse nun ganz allein essen und habe nur drei Dienstboten behalten:

Du, der Du mich so genau kennst, würdest Du das für möglich gehalten haben? Aber lasse Dich dadurch nicht von einem Besuche bei mir abhalten; wenn Du kommst, sollst Du selbst das Menü angeben und den Schlüssel des Kellers bekommen, der noch immer wohl versehen ist.

Das ist das Letzte, was wir über Parish's Haushalt hören. Wieder einige Monate später endete sein Sohn David in Wien durch Selbstmord und riß einen großen Teil des Vermögens seines Vaters mit sich in den Abgrund. Dieser lebte dann noch drei Jahre, ohne daß wir über die Art seines Lebens weiteres vernehmen.

Doch, so wird man fragen, verwendete John Parish denn sein großes Einkommen nur auf Essen, Trinken, Equipagen und dergleichen? In seinen eigenen Niederschriften ist tatsächlich nicht viel von sonstigen Ausgaben die Rede. Aber 1826 berichtet er, daß er in den letzten 19 Jahren durchschnittlich 400 £ in jedem Jahre, also zusammen 7600 £, für wohltätige Zwecke verwendet habe, und auch aus anderen Quellen wissen wir, daß er viel Gutes tat. So begründete er zusammen mit dem späteren König Leopold I. von Belgien 1816 die Besserungsanstalt in Bath, wo noch jetzt sein Porträt zu sehen ist, und auch eine Gedenktafel in der Kathedrale von Bath preist seine guten Werke. Wir besitzen ferner einen kurzen brieflichen Bericht, den ein in Hamburg lebender Engländer, namens John Thornton, nach einem Besuche beim alten Parish in Bath 1816 an seine Frau erstattete; darin werden ebenfalls solche Ausgaben Parish's erwähnt. Der Bericht lautet:

Vorgestern war ich beim alten Parish in Bath; er war sehr gerührt, mich zu sehen. Ich fuhr in seinem mit vier eleganten Schimmeln und zween Vorreitern bespannten Equipage um die Stadt. Hierauf waren beim Zuhausekehren alle Schulkinder einer Sunday School, wovon er der Präses ist, in einer Linie gestellt, die ich alle mustern mußte. Um 5½ Uhr gingen wir zur Tafel und nachher spielten wir bis 12 Uhr Picquet; mit 2 Pfund Sterling in der Tasche nahm ich Abschied. Ich kann behaupten, ich hätte ihm tausend Fragen beantwortet; denn es nahm dessen kein Ende. Er lebt hier wahrlich sehr glücklich und verziert seine letzten Lebensjahre in dem Genuß lauter Wohlthuns.

Die „tausend Fragen" Parish's erinnern mich an seinen ausgedehnten Briefwechsel, durch den er sich auch nach seinem Rücktritt aus dem Geschäftsleben über alles, was in der Welt vorging, über die Verhältnisse fremder Länder u. s. w. genau unterrichtete. Zu diesen seinen Korrespondenten gehörte auch, wie wir wissen, der amerikanische Staatsmann Gouverneur Morris, der bis zu seinem Tode (1806) mit Parish in regem brieflichem Verkehr blieb. Sie hatten Bedeutsames miteinander erlebt. So hatten sie z. B. 1797 in Hamburg zusammen den aus langer kaiserlicher Gefangenschaft befreiten Lafayette in Empfang genommen, der dann Parish's Gast in Nienstedten gewesen war[1]). Zwei Jahre später war Morris nach Amerika zurückgekehrt und sandte dem Freunde enthusiastische Schilderungen von dem Lande seiner Väter, von dessen reichen Naturgaben und von der großen Zukunft, die ihm bevorstand:

Das stolzeste Reich in Europa ist nur ein Nichts, verglichen mit dem, was Amerika im Laufe von zwei Jahrhunderten, vielleicht von einem, sein wird, sein muß.

Wir werden sehen, wie verhängnisvoll diese Verbindung für die Söhne John Parish's später gewirkt hat. Hier mögen nur noch einige Äußerungen des Amerikaners Platz finden, die sich auf Parish's Privatleben beziehen. So schreibt er einmal nach einem ungünstigen Urteile über die englische Geselligkeit 1801: „Eine Woche in Nienstedten enthält mehr wirkliche Geselligkeit als ein Jahr in England;" und 1803:

Sie sind sehr freundlich, es zu bedauern, daß ich die Erzeugnisse Ihrer 700 Fuß Glas (Treibhäuser) nicht mit Ihnen genießen kann. Gott möge Ihnen lange Frieden schenken für den Genuß des Lebens, das Sie jetzt führen! Aber wenn der politische Sturmwind Ihr Fahrzeug ins Treiben bringt, so kommen Sie herüber und teilen Sie mein ruhiges Los.

Morris hatte schon seit 1789 den Gang der politischen Ereignisse in Europa im großen und ganzen richtig vorausgesehen.

XIV.

Über die spätere geschäftliche Laufbahn der Söhne John Parish's muß hier noch das Nötigste gesagt werden. Die drei Söhne, welche das Haus Parish & Co. jetzt leiteten — John, Richard und Charles —, erlebten seit

[1]) Diary and letters of Gouv. Morris vol. II, p. 302 ff. — Mémoires de Lafayette vol. IV, p. 271, 300 ff. Das erstere Werk enthält nur Briefe von Morris an Parish; die Briefe des letzteren sind vermutlich noch im Besitze der Familie Morris.

1809 eine neue Zeit stürmischer Konjunktur. Erstens nämlich nahm das Geschäft mit Amerika wieder einen gewaltigen Aufschwung; erhielt doch die Firma von dort allein 1809 über 50 Schiffsladungen im Werte von drei Millionen Dollars. Zweitens beteiligten sie sich, gleich anderen unternehmenden Hamburger Geschäftsleuten, in hervorragendem Maße an der Durchbrechung der Kontinentalsperre, unter Benutzung von Helgoland und kleinen holsteinischen Häfen; dieser Verkehr wurde hauptsächlich von Charles organisiert. John dagegen übernahm es, dem in höchster Not gegen Napoleons Übermacht kämpfenden Österreich englische Subsidien zuzuführen. Dies waren durchweg sehr gefährliche Geschäfte:

Sie hatten die Länge von Napoleons Fingern unterschätzt. Kaum waren große Massen amerikanischer Waren für Parish & Co. in Holstein angelangt, so legte jener gesetzlose Tyrann, jener Erzfeind aller Kaufleute, seine Klauen darauf. Nur Richards meisterhaften Verhandlungen in Paris gelang es, das Haus aus dieser schrecklichen Lage zu retten.

Über die Subsidienvermittlung nach Österreich hat der jüngere John selbst folgendermaßen in einer an Kaiser Franz gerichteten Eingabe berichtet:

Der Unterzeichnete war zu Anfang des Jahres 1809 in London. Es wurde verschiedentlich von Seiten der englischen Regierung berathschlagt, ob er kein Mittel ausfinnen könnte, der Kayserlich österreichischen Regierung einen Geldvorschuß gegen die von England bewilligten Subsidien zu leisten. In dem Augenblick schien dies fast unmöglich, da alle Communication mit dem festen Lande so sehr durch die französischen Maßregeln gehemmt war, daß es Lebensgefahr bedurite, auch nur einen Brief durch zu bekommen. Der Unterzeichnete fühlte das Wichtige der Sache ganz, und welchen wesentlichen Dienst er dem österreichischen Kayserhause sowohl, als der guten Sache leisten würde, wenn sie ihm gelänge. Er entschloß sich daher, sowohl sein Vermögen, seine Person und seine in Hamburg existirenden Verhältnisse daran zu wagen, in der Überzeugung, daß kein Anderer damahls in der Lage war, den zu wünschenden Zweck erreichen zu können. Im Monat May ging er nach Hamburg und traf die vorläufigen Einrichtungen, die Vorschüsse aus eigenen Mitteln zu bestreiten, da auf einer directen Art kein Geld aus England zu beziehen war. Mit aller möglichen Schnelle und Vorsicht reiste er im Monat Juni über Berlin zum Kayserlichen Hauptquartier in Totis[1]), wo er bereits erwartet wurde. Er legte den Plan, den er sich gemacht hatte, Seiner Excellenz dem Grafen Stadion, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, vor, der ganz damit zufrieden war und ihn wegen dem Detail an den Herrn Hofrath von Hudelist und den Finanzminister, den Grafen O'Donnell, verwies. In Ofen leitete der Unterzeichnete die nöthigen Arrangements mit dem Vice-Präsidenten, dem Herrn Barbier, ein, welche so sehr nach Wunsch gelangen, daß nicht nur die verlangten Gelder, ohne von französischer Seite Aufsehen zu erregen, in die Kayserlichen Kassen bey der Armee gelangten, sondern noch ein Überschuß in Hamburg verblieb. Aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten hat Unterzeichneter diese lange und für ihn gefahrvolle Reise unternommen und aus eigenen Mitteln die Geldvorschüsse geleistet.

---

[1]) Totis. Bald darauf traf er in Ofen auch mit Gentz zusammen, der ihn bezeichnet als „homme sensé, extrêmement dévoué à la bonne cause, qui a fait ici un séjour de quelques semaines, intéressant pour moi à plus d'un égard (Tagebücher von Friedrich von Gentz. Bd. I, S. 64, 138). Graf Stadion hat diese und andere Verdienste Johns um Österreich „in ihrem vollem Umfange" bestätigt (Familien-Archiv in Senftenberg, Böhmen).

Die Firma erzielte damals hohe Reinerträge, erlitt aber auch wieder enorme Verluste. Der Vater war darüber allerdings nicht mehr genau unterrichtet. Doch schätzte er die Roherträge der ganzen Zeit 1797—1815 auf rund fünf Millionen Mark Banko, die Verluste auf über eine Million, den Verbrauch der drei Teilhaber auf fast $2^1/_2$ Millionen und das ihnen danach 1815 verbleibende Kapital auf $1^1/_2$ Millionen. John zog sich in diesem Jahre aus dem Geschäfte zurück, kaufte die Herrschaft Senftenberg in Böhmen und wurde in Anerkennung seiner Verdienste um den Kaiserstaat in den österreichischen Freiherrnstand aufgenommen. Richard und Charles betrieben das Geschäft in Hamburg weiter.

Von den beiden übrigen Söhnen ging Georg 1803 nach Ostindien, wo er als Offizier und Beamter etwa ein Jahrzehnt lang tätig war. Im Jahre 1816 übernahm er die Verwaltung der von seinem Bruder David erworbenen Ländereien in Nordamerika; vorher und nachher machte er lange Reisen in ganz Europa.

Von David habe ich bereits an anderem Orte manches berichtet[1]), was ich hier indes noch etwas ergänzen muß, zunächst durch einen Brief des Vaters aus dem Jahre 1817:

Mein David, mein lieber David! Wenn ich das Wort „David" niederschreibe, so klopft mir das Herz immer bis an den Hals, zum Beweise, daß Du sicherlich ein Sohn dieses Herzens bist. Du mußt das als einen „Scotisism" hinnehmen, mein guter David; nur ein Schotte kann sagen, „that his heart gets up into his throat". Nie fühlte ich diesen Drang stärker, als im Jahre 1803, da ich neben Deiner Mutter, mit dem Fernrohr in der Hand, auf meinem „Quarterdeck"[2]) stand und Dich in einem kleinen Boot mitten auf dem Flusse unter mir nach Buxtehude hinüberkreuzen sah. Du trennteſt Dich von der Familie und gingest in ein fremdes Land, um dort Deinen Weg zu suchen. Du warst gerade vierundzwanzig Jahre alt, ich hatte schon wohlgemessene sechzig; meine Empfindungen waren derart, daß ich sie Deiner Mutter nicht mitteilen durfte; sie würde mich sonst gescholten haben. — Traurig sagte ich mir: Du hast zu rasch zugestimmt! Könntest du ihn doch zurückrufen! Es war einer der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens. Noch in dieser Stunde steht er mir lebhaft vor Augen, denke ich auch der schlaflosen Nächte, die darauf folgten. Denn bis wir uns in Antwerpen wiedertrafen, konnte ich nicht den Gedanken verwinden, daß Du durch den in der Leitung des Hauses vorgenommenen Wechsel der glänzenden Aussichten beraubt warst, auf die Du durch Geburtsrecht Anspruch hattest. Aber wie kurzsichtig sind wir Sterblichen! Der Erfolg hat das einmal wieder bewiesen, und obwohl ich wenig an ihn glaube, laß mich hier zu meiner eigenen Beruhigung sagen: „Was ist, das ist recht."

In Antwerpen begründete David Parish zusammen mit G. Agie ein Geschäft, das sich rasch großartig entwickelte, so daß die 50000 Mark Banko, die ihm der Vater mitgegeben hatte, sich in ganz kurzer Zeit verdreifachten. Wie Vincent Nolte behauptet, verdankte David Parish dies vorzugsweise seiner Bekanntschaft mit Talleyrand[3]), was indes nicht ohne weiteres zu

[1]) Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung. S. 75 ff.

[2]) So nannte er einen Aussichtspunkt in seinem Parke zu Nienstedten.

[3]) Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Bd. I, S. 75 ff.

glauben ist. Der Vater sagt nur, er sei zuerst etwas erschrocken gewesen über Davids große Engagements.

Aber es zeigte sich eben aufs neue, daß vorsichtige und kleinliche Geschäfte nicht Deine Sache waren. Dein weiter Geist erforderte ein größeres Feld der Tätigkeit. Bald überstandest Du das heraufziehende Unwetter. Du gewannest Dir Freunde und den stärksten Beistand, das Vertrauen jenes allmächtigen Bundes, der Dir ein Feld eröffnete bis zu den Minen Mexikos.

Von mehreren Seiten wird übereinstimmend berichtet, daß David Parish sich schon in dieser Antwerpener Zeit auszeichnete durch großen Scharfblick, Geschäftsgewandtheit, seltene Menschenkenntnis und eine vornehme, elegante Lebensführung, wobei ihm sein gewinnendes Äußere sehr zu statten kam. Er war überall beliebt; das „allmächtige Bündnis" bestand in einer Vereinigung der beiden größten Geschäftshäuser jener Zeit, der Firma Hope & Co. in Amsterdam und Baring Brothers & Co. in London. Sie ernannten David Parish zu ihrem Generalbevollmächtigten für eins der größten und scharfsinnigsten Unternehmungen, die je von Kaufleuten ins Werk gerichtet worden sind[1]).

Die Schilderung der Einzelheiten dieser Unternehmung würde hier zu weit führen, zumal das Hamburger Haus Parish mit ihr nichts zu tun hatte. Genug, es handelte sich darum, die Silberschätze des spanischen Amerikas für Napoleons Kriege nutzbar zu machen, und zwar unter Konnivenz des seebeherrschenden Britanniens. Dieses kaufmännisch-finanzielle Wunderwerk wurde tatsächlich einige Jahre hindurch vollbracht und dabei von den beteiligten Geschäftshäusern das nette Sümmchen von 862000 Pfund Sterling verdient. David Parish, der das ganze Unternehmen von Philadelphia aus leitete, brachte 1816, als er endgültig wieder nach Europa übersiedelte, eine runde Million Dollar mit, von denen aber über 700000 in ausgedehnten Ländereien bei Ogdensburgh am St.-Lorenzstrom steckten. Diese Ländereien, im Umfange eines deutschen Kleinstaates (über 1000 qkm), hatte er von G. Morris, dem Freunde seines Vaters, und anderen großen Landspekulanten gekauft, hatte dort Eisenwerke, Straßen, Mühlen, Kirchen u. s. w. errichtet, eine Merinoschafzucht begonnen, kurz, viel Kapital angelegt. Die Bewohner des von ihm begründeten Ortes Parishville und der Nachbarschaft, wo weitere Namen, wie Rossie, Antwerp u. s. w., an ihn erinnern, haben ihm noch lange ein dankbares Andenken bewahrt. Aber der bei weitem größte Teil der Ländereien warf einstweilen noch keine Erträge ab, und bei seiner Rückkehr aus Amerika im Jahre 1816 belief sich sein Einkommen nur auf 5000 Pfund Sterling oder etwa $2^1/_2$ % seines nominellen Vermögens[2]).

Dann warf David Parish sich in den Strudel der großen europäischen Finanzgeschäfte, trat in das Wiener Bankhaus Fries & Co. ein, arbeitete eine Zeitlang mit den Rothschilds zusammen, denen er wesentliche Dienste leistete,

[1]) Vgl. Ouvrard, Mémoires. — Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären.

[2]) Vgl. außer Nolte noch Hough, History of St. Lawrence and Franklin Counties. New York. p. 402 ff., 422 ff., 600 ff.; wegen des Folgenden vgl. wieder mein Buch „Große Vermögen".

entzweite sich aber später mit ihnen und ging wieder seine eigenen Wege. Dies habe ich alles anderwärts schon erzählt und dort auch berichtet, daß das längst stark geschwächte Haus Fries den Wirkungen der großen Handelskrisis von 1825 unterlag. David Parish, der den Fall des Hauses nicht überleben wollte, endigte am 27. April 1826 durch Selbstmord.

Der vierundachtzigjährige Vater mußte dieses Unglück noch erleben, aber wir wissen nicht, wie er es aufnahm; denn das Letzte, was wir von ihm besitzen, wurde ein Vierteljahr vor der Katastrophe geschrieben. Daraus ersehen wir nur, daß der größte Teil seines Vermögens damals schon durch Davids Schuld verloren gegangen war. Auch die Firma Parish & Co. erlitt schwere Verluste, übernahm dafür aber die amerikanischen Ländereien, die eine Zeitlang von Davids Bruder George und, als dieser 1839 in Paris gestorben war, von seinem gleichnamigen Neffen, einem Sohne Richards, verwaltet wurden. Es war ein brachliegendes Kapital. Vincent Nolte berechnete 1854, daß, unter Hinzurechnung von nur 3% Zinsen, das verwendete Kapital schon auf mindestens zwei Millionen Dollar angewachsen sein müsse. Gerade um diese Zeit — seit 1850 — wurden die Gegenden am St.-Lorenzflusse durch Eisenbahnen erschlossen, was den Verkauf erleichtert haben muß; doch sind mir die Ergebnisse nicht bekannt geworden.

Das Haus Parish & Co. bestand noch bis 1847, scheint indes schon lange vorher, vermutlich bereits seit 1826, den größten Teil seiner Bedeutung eingebüßt zu haben.

Von den noch übrigen Söhnen des Stifters dieses Hauses starben Charles 1856, John 1858, Richard 1860. Nur der zuletzt Genannte hinterließ Kinder. Er hatte 1826 oder 1827 das mecklenburgische Rittergut Gottin gekauft, auf dem er sich namentlich später gern und viel aufhielt. Zu seinen dortigen Nachbarn und nächsten Bekannten gehörte der große Volkswirt Johann Heinrich v. Thünen auf Tellow, der seine Geistesgaben sehr hoch schätzte.

Wie der Vater so waren auch diese Söhne meist bedeutende Männer, die auf jedem Gebiete menschlicher Tätigkeit Großes geleistet hätten. Dennoch gelang es ihnen nicht, das vom Vater begründete Geschäftshaus auf seiner Höhe zu erhalten, und ein großer Teil des in fünfzigjähriger Arbeit verdienten Vermögens ging wieder verloren, während der Rest wohl nur durch Erwerb von Grundbesitz erhalten blieb.

Das Vermögen war eben doch nicht nur „eine Frucht der Konjunktur". Um es zu erwerben, war auch ein kaufmännischer Geist erforderlich, wie ihn der alte Parish besaß, wie er seinen Söhnen dagegen, bei aller Begabung, doch nicht mehr im gleichen Maße eigen war. Möller, der langjährige Mitarbeiter des Alten, hat einmal, als er von der Art sprach, wie dieser 1793 das ihm drohende Unheil abwehrte, auf ihn ein Wort des größten britischen Dichters angewendet, der auch Parish's Lieblingsdichter war, das Wort (aus Troilus and Cressida, Act. I, Sc. 3):

> . . . In the reproof of chance
> Lies the true proof of Men.
> The Sea being smooth
> How many shallow bauble-boats dare sail

Upon her patient breast making their way
With those of nobler bulk!
But let the ruffian Boreas once enrage
The gentle Thetis and anon behold
The strong ribb'd bark through liquid mountains cut
Bounding between the two moist elements.

Alle großen Eigenschaften des Vaters lassen sich bei den Söhnen wiederfinden, zum Teil sogar noch gesteigert; aber vielleicht lag gerade darin der Fehler: das Gleichmaß, das den Vater auszeichnete, war bei den Söhnen nicht mehr ebenso vorhanden, das Gleichmaß von Kühnheit und Vorsicht, großen Gesichtspunkten und Sorge für alle Einzelheiten des Geschäftsbetriebes. Am meisten gilt das von David, der ohne Zweifel die glänzendste Gestalt der Familie und doch der Verderber ihrer Stellung in der Handelswelt gewesen ist. Auch bei ihm rühmten genaue Kenner „die Geschicklichkeit, aus schwierigen Lagen Auswege zu finden"; aber sie fügten hinzu, er besitze nicht das gleiche Geschick, solche schlimmen Lagen zu vermeiden. Die Kühnheit des Vaters war bei ihm bis zur Verwegenheit gesteigert, und es fehlte ihm der vom Vater so häufig und warm gepriesene „Sinn für Kleinigkeiten". David war der rechte Typus jener Verbindung des Geschäftsmannes und des Kavaliers, die der Vater als so verhängnisvoll bezeichnete. Johns Lebenslauf deutet auf ähnliche Neigungen. Bei Richard dagegen, der dem Vater ursprünglich wohl am meisten ähnelte und der nach Johns Ausscheiden Hauptleiter des Geschäftes wurde, scheint umgekehrt die Katastrophe von 1826 den Geist kühner Initiative gelähmt zu haben.

So ging das Vermögen des Vaters größtenteils verloren, und so schwand die Bedeutung des Hauses Parish. Nichts verloren ging dagegen von dem, was Vater und Söhne für Hamburg, für den Handel Deutschlands und der Welt geleistet hatten. Hamburgs Bedeutung im Verkehre mit Nord- und Mittelamerika, seine Bedeutung als größter Handels- und Wechselplatz des europäischen Festlandes, diese Bedeutung ist durch die beiden Generationen des hamburgischen Handelsstandes begründet worden, von denen wir jetzt einige der hervorragendsten Vertreter kennen gelernt haben.

Neuere Militär-Literatur.

1. Der Herbstfeldzug 1813.

Die Befreiungskriege, eine Lieblingserinnerung unseres Volkes, weil in ihnen das politische und nationale Bewußtsein mit ungestümer Kraft hervorbricht und zu herrlichen Triumphen führt, haben zwar in allen deutschen Heeren eine reiche Einzelliteratur zu Tage gefördert, aber noch keinen Geschichtschreiber gefunden, der diese gewaltigen Kämpfe in einer geschlossenen, auf gründlicher Forschung beruhenden und kritisch sichtenden Darstellung uns nahegebracht hätte, so wie es beispielsweise nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 hüben und drüben geschehen ist.

Einmal schien in den dem Kampfe folgenden Jahrzehnten die Zeit für eine objektive Beurteilung der handelnden Personen noch nicht gekommen; auch waren die Staatsarchive noch nicht zugänglich; andererseits drängten die Kämpfe der sechziger und siebziger Jahre um die Vorherrschaft in Deutschland und die Begründung der deutschen Einheit die große Vergangenheit in den Hintergrund.

Dem lange und tief empfundenen Bedürfnis nach einer geschlossenen Darstellung dieses herrlichsten Teils unserer vaterländischen Geschichte scheint erst jetzt entsprochen werden zu sollen, nachdem die Verlagshandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin hervorragende Kräfte[1]) zu dieser schwierigen, aber dankbaren Aufgabe gewonnen hat. Mit der vom Major Friederich (zugeteilt dem Großen Generalstabe) bearbeiteten „Geschichte des Herbstfeldzuges von 1813", deren erster Band im Oktober 1902 erschien, wurde der Anfang gemacht, und dieser Anfang hat, wie vorweg bemerkt werden muß, einen vollen und ungeteilten Erfolg errungen. Es ist unschwer erkennbar, daß es sich bei diesem Werke nicht allein um eine fleißige und gewissenhafte Verarbeitung der ganzen umfangreichen Literatur über jene Epoche handelt, die ja an sich schon verdienstvoll wäre, sondern daß die Arbeit das Ergebnis jahrelanger, verständnisvoller und hingebender Beschäftigung mit dem Gegenstande ist. Neben einer zwar kurzen, aber in den Hauptsachen doch erschöpfenden Darstellung der Ereignisse gibt der Verfasser treffliche, lebensvolle Charakteristiken der leitenden Personen und eine klare Entwicklung ihrer Ziele und Absichten. Wie letztere erreicht wurden, welcher Mittel und Wege man sich dazu bediente, ist Gegenstand seiner kritischen Beleuchtung, und in dieser liegt die Stärke des Verfassers. Er entwickelt seine Urteile in so einfacher, menschlich-natürlicher, aus innerster Kenntnis der Tatsachen entspringender Weise, daß man ihm gerne hierin folgt und sich schwer der Logik seiner Schlüsse entziehen kann. Das Streben des Verfassers nach Objektivität und Gerechtigkeit für alle handelnden Teile führt denn

[1]) General der Infanterie z. D. von Holleben und Major Friederich für 1813, Generalleutnant z. D. von Janson für 1814, General von Lettow-Vorbeck für 1815.

auch häufig zu Urteilen über Ereignisse und Personen, die von den bisher zu Recht geltenden völlig abweichen; ja, es zerstört sogar manche alte, liebgewordene Legende und hilft der historischen Wahrheit zum Siege. Es wäre eine schwächliche Regung, wollten wir es beklagen, daß z. B. die Leistungen unserer vielgepriesenen Landwehr von 1813 ihres historischen Nimbus zu Gunsten der Linientruppen entkleidet, daß Bülows Verdienste um Großbeeren etwas eingeschränkt, der Kronprinz von Schweden uns in einer günstigeren Beleuchtung gezeigt werden. Unsere Erfolge sind groß, unser nationales Bewußtsein stark genug, um die historische Wahrheit zu ertragen. Die Freude an unseren Heereseinrichtungen von damals und vor allem an unseren nationalen Helden kann uns durch die geschichtliche Wahrheit nicht verkümmert werden.

Bekanntlich ist die Kritik einstimmig in der Verurteilung Napoleons, weil er den Siegen von Großgörschen und Bautzen nicht durch energische Verfolgung einen letzten hinzugefügt und die Verbündeten zum Verlassen deutschen Bodens gezwungen habe; weil er dem von seinen Gegnern gesuchten Waffenstillstande nicht nur nicht auswich, sondern ihn selbst suchte. Toll und Jomini nennen den Abschluß des Waffenstillstandes von Poischwitz (4. Juni 1813) den größten Fehler in Napoleons Feldherrnlaufbahn; York sieht darin einen Beweis für das sichtbare Nachlassen seines Genies. Indem Major Friederich zugibt, daß der für den Kaiser verhängnisvolle Entschluß einer, wie wir heute wissen, falschen Beurteilung der Verhältnisse bei seinen Gegnern entsprang, zeigt er uns gleichzeitig, daß der Kaiser zu jener Zeit die richtige Anschauung über jene Verhältnisse unmöglich besitzen konnte, daß aber seine auf unrichtiger Grundlage aufgebauten Entschlüsse dennoch logisch und deshalb begreiflich und entschuldbar waren. Während der innere Zustand der verbündeten Heere ihm völlig verborgen blieb oder sich günstiger darstellte als er war, übersah der Kaiser mit um so größerer Klarheit den Zustand des eigenen Heeres: die physische Schwäche der jüngeren Konskribierten, den kläglichen Zustand der Kavallerie nach Zahl und Beschaffenheit, die Schwierigkeit der Verpflegung und des Munitionsersatzes.

So erscheinen dem Verfasser die Beweggründe für den Abschluß des Waffenstillstandes völlig klar. Napoleon fürchtet den Anschluß Österreichs an die Alliierten, während der schlechte Zustand des eigenen Heeres seine Entschlüsse lähmt. Zeitgewinn konnte den ersteren verhindern, den letzteren bessern oder beseitigen. Zwei Monate konnten die eigenen Streitkräfte verdoppeln, die schlechte Ausbildung der Infanterie verbessern, die Cadres der Kavallerie füllen. „An Truppenzahl seinen Gegnern gleich, an Qualität der Truppen besser gestellt als im Frühjahr, an schöpferischer Kraft und Einheit der Führung bei weitem überlegen, so glaubte er in den Herbstfeldzug eintreten zu können mit der sichersten Aussicht auf den Sieg, selbst wenn Österreich sich seinen Gegnern anschließen sollte."

Von hohem Interesse ist Friederichs Urteil über die Persönlichkeit Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden. Man wird dem preußischen Patrioten, als welcher der Verfasser uns in jedem Abschnitt seines Buches entgegentritt, schwerlich Voreingenommenheit für den französischen Marschall und nachmaligen schwedischen Thronfolger ansinnen, wohl aber seinen Ausführungen große Objektivität des Urteils und ruhige Sachlichkeit nachrühmen müssen. Daß Bernadotte von einer uneigennützigen und hochherzigen Teilnahme an dem Befreiungswerk Europas von Napoleons Herrschaft hätte fortgerissen sein sollen, war füglich nicht von ihm zu erwarten; wie hätte er sonst dem Herbstfeldzug von 1812 untätig zusehen können? Sein politischer Scharfblick wies ihn — im Gegensatz zu den Bestrebungen des schwedischen Volkes, welches durch ein Bündnis mit Napoleon den Wiedergewinn Finnlands erhoffte — auf die Eroberung Norwegens als Äquivalent für das 1809 verlorene Finnland hin; durch dieses hoffte er seine Dynastie im Herzen des schwedischen Volkes zu befestigen. Da indessen Napoleon die bezüglichen Wünsche Bernadottes keiner Antwort würdigte, so wies dieser die Annäherungsversuche

Rußlands nicht zurück und einigte sich schon im August 1812 mit dem Zaren dergestalt, daß es ihm ermöglicht wurde, die weitere Gestaltung der Verhältnisse abzuwarten. Nach der Katastrophe von 1812 nahm Schweden infolge seiner geographischen Lage zwischen England und Rußland, seiner 30 000 Mann starken, intakten Armee und des Feldherrnruhms seines Kronprinzen unter den nordischen Mächten eine Stellung ein, die seiner tatsächlichen Bedeutung nicht entsprach. Nur die richtige Erkenntnis des Kronprinzen, daß ohne die Niederwerfung Napoleons sein Ziel, die Eroberung Norwegens, nicht zu erreichen war, trieb ihn zur Annäherung an Österreich und Preußen, um diese beiden Mächte der schwedisch-russischen Allianz zuzuführen, und schließlich zur eigenen Beteiligung am Befreiungskampfe auf seiten der Verbündeten. Nicht Sympathie und Begeisterung für die heilige Sache, sondern kühle Berechnung und Abwägung der schwedischen Interessen gaben den Ausschlag in seinen politischen Entschlüssen und drückten auch seiner Kriegführung das Gepräge auf. Die Notwendigkeit, zu siegen, und damit eine energische Beteiligung am Kampfe war aber durch die gefährliche Lage, in die er sich selbst versetzt hatte, gegeben. Denn im Gegensatz zum schwedischen Volke trieb er selbständige Politik bezüglich Norwegens. Unterlag er mit den Verbündeten, so verflüchtigten sich seine Träume von einem mächtigen Skandinavienreich und mehr noch seine Aussichten auf den schwedischen Thron. Er mußte also mit ihnen siegen! Alle anderen Regungen, wie seine Anhänglichkeit an die alten Waffengefährten und selbst die ihm zu Unrecht angesonnenen ehrgeizigen Bestrebungen auf den französischen Thron, treten vor dieser Notwendigkeit in den Hintergrund. Die Ernsthaftigkeit dieser letzteren Bestrebungen wird von Friederich bezweifelt, ebenso wie er Bernadottes bezügliche Äußerungen lediglich als Ausflüsse prahlerischer Geschwätzigkeit und grenzenloser Eitelkeit hinstellt. Bernadottes politische Ziele und seine persönlichen Pläne verlangten in gleicher Weise seine rege Beteiligung am Kriege auf seiten der Verbündeten, und damit fällt die bisher gültige Anschauung, daß beide seine Lauheit und Schwächlichkeit als Heerführer begründet hätten. Für diese findet Friederich die Erklärung einzig und allein in Bernadottes Charakterbildung und seiner Befähigung als Feldherr: „Er scheute sich stets, die letzten Konsequenzen zu ziehen, weil er stets wägte, wo er wagen mußte, weil er in seiner Unschlüssigkeit stets die Gunst des Augenblicks ungenützt vorübergehen ließ.“ Er hatte niemals selbständig eine größere Armee geführt, sich aber als Divisions- und Korpsführer unter den direkten Befehlen des Kaisers stets tüchtig gezeigt. Auf sich selbst angewiesen, erschien er unselbständig, zögernd, übertrieben vorsichtig, in entscheidenden Momenten ohne genügende Entschlossenheit. Kurz, er war ein brauchbarer Unterführer, aber kein Feldherr, und nach dieser Befähigung ist sein Verhalten als Befehlshaber der verbündeten Nordarmee zu beurteilen. Bedenkt man, daß dieser zwischen Elbe und Oder eingeengten, von feindlichen Festungen umgebenen Armee das Meer mit Stralsund als einziger Rückzugslinie im Rücken lag und aller Voraussicht nach der Kaiser selbst ihr Gegner war, so muß zugestanden werden, daß solche Lage auch einen von Natur kühneren Feldherrn zur Vorsicht gemahnt hätte, und daß das Programm der Kriegführung Bernadottes:

> „sich nie einem ungleichen Kampfe auszusetzen, unter allen Umständen sich die Rückzugslinie nach Stralsund offenzuhalten, im Falle eines persönlichen Angriffes des Kaisers ihm immer einen Marsch voraus zu sein, sich nie seinen Keulenschlägen auszusetzen, sondern seinen Gegner durch einen ermüdenden, langsamen, methodischen Krieg zu erlahmen, ihn durch Teilkämpfe aufzureiben“ u. s. w.

durchaus erklärlich ist.

Bülows Verhalten zum Kronprinzen von Schweden war von Anfang an ein unerquickliches. Ein offener und gerader Charakter mit scharfem, kritischem Verstande, aber auch von großer Rücksichtslosigkeit und Unduldsamkeit gegen abweichende Meinungen, war Bülow durchaus nicht „der einzige wirkliche Schlachtengeneral der

Verbündeten", vielmehr ein Mann der älteren Schule, der im Heere als schwieriger Untergebener galt. Noch mit keinem seiner Vorgesetzten hatte er sich vertragen, selbst mit dem Prinzen Louis Ferdinand und Blücher nicht. Wie hätte es denn mit dem Zauderer Bernadotte anders gehen sollen, über den er sich, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, sachlich und persönlich in schneidendster Kritik erging?

Napoleon begann nach Ablauf des Waffenstillstandes von Poischwitz (10. August) die Feindseligkeiten mit einem Angriff auf Blücher, der hinter die Katzbach zurückging. Auf die Nachricht von Schwarzenbergs Vorgehen aus Böhmen gegen Dresden eilte er aber, unter Zurücklassung Macdonalds gegen Blücher, selbst der böhmischen Armee entgegen. Bevor es nun gegen Blücher und Schwarzenberg zur Entscheidungsschlacht kam, wurden Oudinot und Reynier, die sich mit dem von Hamburg kommenden Davout vereinigen sollten, am 23. August von Bülow bei Großbeeren geschlagen und durch diesen Sieg Berlin vor Einnahme und Plünderung gerettet. Daß die Schlacht bei Großbeeren einzig und allein der Initiative Bülows entsprungen, Bernadotte dabei geflissentlich den untätigen Zuschauer gespielt habe, anstatt durch Eingreifen den Sieg in Vernichtung umzuwandeln, galt nach den bisherigen Überlieferungen als tatsächlich.

Beide Behauptungen sind nach Friederich nicht völlig zutreffend. Es ist richtig, daß Bernadotte, solange er glaubte, den Kaiser selbst sich gegenüber zu haben, unter Preisgabe Berlins hinter die schützende Barriere der Havel und Spree zurückzugehen gedachte. Dem einmütigen Widerstande seiner Unterführer, besonders Bülows, gelang es zwar, ihn hiervon abzubringen, doch war er zu einem weiteren Vordringen, wie es der Trachenberger Operationsplan vorschrieb, nicht zu bewegen, sondern ließ die Armee in einer Aufstellung südlich Berlin. Nachdem die Gelegenheit, die am 17. und 18. August noch in der Versammlung begriffene französische Armee anzugreifen und einen sicheren Erfolg zu erringen, versäumt, auch festgestellt war, daß der Kaiser sich nicht bei der Armee Oudinots befand, wuchs zwar der Mut des schwedischen Kronprinzen, indessen war es damals zu einer Offensive im Bülowschen Sinne zu spät und vom Standpunkte Bernadottes begreiflich, daß er es nun vorzog, seinen Gegner innerhalb des Waldgürtels zu erwarten, statt den Kampf vorwärts schwieriger Defileen zu suchen.

Friederich stellt nun aus Bülows eigenen schriftlichen Auslassungen und den Zeugnissen der Offiziere seines Stabes (Boyen und Reiche) fest, daß der Entschluß, Großbeeren, welches den preußischen Vorposten entrissen worden war, wiederzunehmen, von ihm selbständig gefaßt und Bernadotte zur Unterstützung aufgefordert worden war. Daß sich aus der Wiedernahme von Großbeeren eine Schlacht entwickeln würde, war weder von Bülow noch von Bernadotte in jenem Augenblicke zu übersehen. Es wird gleichfalls festgestellt, daß Bernadotte den Entschluß Bülows bezüglich Großbeerens billigte, eine Unterstützung im Hinblick auf Oudinots drohenden Angriff gegen ihn selbst und die Überlegenheit Bülows aber ablehnte. Tatsächlich ist indessen eine solche doch erfolgt, denn eine schwedische Batterie, mehrere Bataillone und zwei Eskadrons haben mit Bernadottes Zustimmung auf Bülows rechtem Flügel wirksam in den Kampf eingegriffen, und diese Tatsache läßt darauf schließen, daß der Kronprinz nicht gezögert haben würde, stärkere schwedische Kräfte einzusetzen, wenn es nötig gewesen wäre, und wenn nicht die heldenmütige Bravour des dritten Korps unter Bülow den Sieg allein vollendet hätte. Damit fällt denn der Vorwurf absichtlichen In-Stich-lassens.

Nach dem Wortlaut des kronprinzlichen Befehls war die Verfolgung mit dem ganzen Korps am Tage nach der Schlacht in Bülows Hand gelegt, und hier zeigte sich der tapfere Führer nicht auf der Höhe seiner Leistungen am Tage von Großbeeren. Er glaubte, hierzu noch genauere Befehle abwarten zu sollen. Dies Verhalten nennt Friederich geradezu rätselhaft und stützt sich hierbei auf Gneisenaus Urteil über Bülows Verhalten: „Wer eifrig verfolgen will, wartet nicht erst Befehle dazu ab."

Hiermit fällt auch der landläufige Vorwurf von der Verräterei Bernadottes. Will man ihm einen Vorwurf machen, so wäre es nur der, daß er seine Befehle an Bülow nicht bestimmter ausgesprochen und ihre Ausführung nicht überwacht hat. Er selbst mit seinen Schweden ließ sich durch die Besorgnis vor einem plötzlich in der rechten Flanke auftauchenden Gegner zur Untätigkeit fesseln und sah von der Verfolgung auch seinerseits ab. Dies entspricht wiederum nur seiner „Vorsicht".

Das ganze Verhalten des Kronprinzen in der zweiten Augusthälfte zeigt nach Friederich das Bild einer zwar übertrieben vorsichtigen, aber dennoch zielbewußten Kriegführung. Dem Gedankengange des Trachenberg-Reichenbacher Operationsplanes zu gewissenhaft folgend, ist er entschlossen, jedem Kampfe mit überlegenen feindlichen Kräften auszuweichen und nur sicheres Spiel zu spielen. Auch Blücher operierte ähnlich mit dem schlesischen Heere, nur daß richtiger Instinkt, Hochherzigkeit und Heldenmut ihn den Moment erkennen ließen, wo kühnes Draufgehen an Stelle vorsichtigen Zauderns zu treten hatte. Eben darum waren aber auch die Erfolge des schlesischen Heeres ungleich großartiger als die der Nordarmee unter dem französischen Marschall, der zwar der Tapferkeit seiner Unterführer taktische Siege verdankte, den Impuls zu großen Taten und entscheidenden Erfolgen aber weder in seiner Politik noch in seinen persönlichen Eigenschaften zu finden wußte.

Für die Operationen der Verbündeten im Herbstfeldzug 1813 galten bekanntlich die Abmachungen des uns als Trachenberger Operationsplan überlieferten Übereinkommens. Daß diese Bezeichnung zu Unrecht besteht, hat schon einmal Dr. Roloff in einer sehr gediegenen Abhandlung im „Militär-Wochenblatt" 1892 nachgewiesen. Der Major Friederich ist, wie aus einem im Jahre 1891 von ihm gehaltenen Vortrage bekannt, fast gleichzeitig und unabhängig von Roloff zu dem Ergebnis gelangt, daß der quasi Trachenberger Plan ein Kompromiß Toll-Knesebeckscher und Boyen-Borstellscher Vorschläge gewesen, erst nach langen Hin- und Herberatungen, die örtlich und zeitlich auseinanderliegen, zu stande gekommen und richtiger als Trachenberg-Reichenbacher Operationsplan zu bezeichnen ist. Diese Umtaufung wäre an und für sich unwesentlich, wenn nicht gleichzeitig in sehr gründlicher Abhandlung der Anteil bezw. die Schuld der einzelnen Generale an diesem Plane ins rechte Licht gerückt würde. Gegenüber der napoleonischen Strategie, die trotz aller gegenteiligen Überlieferungen nach Friederich auch in jenen Tagen, was Klarheit und Kühnheit der Konzeption und sachgemäße Kräftegruppierung anlangt, noch auf voller Höhe stand, werden die schwächlichen Beschlüsse, die aus dem vielköpfigen Hauptquartier der Verbündeten in Trachenberg-Reichenbach entsprangen, als „Ermattungsstrategie" bezeichnet. Der Gedanke, durch rasche, mit vereinten Kräften geführte Schläge eine schwierige Lage zu lösen, ist den Strategen des verbündeten Hauptquartiers nicht gekommen, während Napoleon damals, wie in seinen glänzendsten Tagen, die Entscheidungsschlacht als das beste Mittel ansah, sich aus schwieriger Lage zu befreien. „Ils commettront des défauts, nous tomberons sur eux, nous les écraserons."

Auch die Abnahme der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit des Kaisers, sein angebliches „Altgewordensein" ist ein völlig unbegründeter Vorwurf. Seine von Stunde zu Stunde kontrollierbare Tätigkeit in den Tagen des Herbstfeldzugs zeigt im Gegenteil eine geradezu unglaubliche Rastlosigkeit, eine aufs äußerste angespannte Tätigkeit, und es ist erstaunlich zu sehen, wie er den Geist der eigenen Energie und Tatkraft den Führern und Truppen einzuhauchen verstand.

Wenn so der Verfasser den Leistungen des großen Feldherrn auch in den Tagen gerecht wird, wo das Glück ihn verließ, so berichtigt er anderseits das harte und ungerechte Urteil, welches der Kaiser seinerseits auf St. Helena über seine Marschälle abgegeben hat. „Ich hatte sie zu sehr mit Ansehen, Ehren und Reichtümern vollgestopft. Sie hatten aus dem Becher des Genusses getrunken und verlangten nach Ruhe. Das heilige Feuer war erloschen, sie wären lieber Marschälle Ludwigs XV. gewesen. Meine Generale wurden matt, linkisch, ungeschickt und folglich unglücklich."

Dieses in fast alle neueren Geschichtswerke übergegangene Urteil hält vor gewissenhafter Prüfung nicht stand. Gewiß hatten zwei im Feldlager verbrachte Dezennien Ermüdung und ein gewisses Friedensbedürfnis hervorgebracht, aber dennoch läßt sich Pflichtvernachlässigung oder Mangel an Eifer bei keinem der an der Spitze von Korps und Divisionen stehenden französischen Generale nachweisen. Wohl stand mitunter nicht der rechte Mann am rechten Platze, aber Mißgriffe in der Wahl der Persönlichkeiten fallen eher auf den Kaiser selbst als auf diese zurück. Der persönliche Vorteil der Generale war überdies zu eng mit dem Siege des Kaisers verbunden, denn nicht alle hatten Reichtümer zu sammeln und zu bewahren verstanden, viele waren sogar tief verschuldet, und die Dotationen der Begüterten lagen in den eroberten Gebieten, gingen daher bei unglücklichem Ausgang des Krieges mit diesen verloren. „Wenn daher bei einigen, zu selbständigen Stellungen berufenen Marschällen eine übergroße Vorsicht, ein Mangel an Selbstvertrauen, Initiative und Energie zu bemerken war, so lag dies an anderen Ursachen, vor allem daran, daß die innere Beschaffenheit der Armee ihnen zu schweren Bedenken Anlaß geben, ihre Tatkraft und ihren Unternehmungsgeist lähmen mußte."

Mit besonderer Wärme, aber zugleich mit strenger Unparteilichkeit würdigt der Verfasser die militärischen Leistungen Preußens und seiner Heldengestalten und unter ihnen wieder mit Vorliebe die des schlesischen Heeres. Ein Meister der Charakteristik, weiß er die Lieblinge unseres Volkes, die Blücher, Gneisenau, York, Bülow u. a., durch lebensvolle Schilderungen uns nahezubringen, ihre Vorzüge und Schwächen mit hohem Verständnis und feinem Takte zu beleuchten. Auf diesem Gebiete verdient er besondere Beachtung, weil seine Methode, die Handlungen und Personen zu vermischen und aus der Eigenart der letzteren die ersteren menschlich zu erklären, sich als eine besonders wirkungsvolle Art der Geschichtschreibung darstellt.

Die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse ist erschöpfend, ohne sich in nutzlosen Einzelheiten zu verlieren. Mit besonderem Geschick hat der Verfasser die Zahlen bei Aufführung der beiderseitigen Streitkräfte gruppiert, so daß er dem Leser stets ein klares Bild über die für die verschiedenen Operationen in Rechnung zu stellenden Faktoren gibt. Diese Sache ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Reiches persönliches Wissen, eine Frucht jahrelanger, mühsamer Forschung und Arbeit hat den Verfasser des Herbstfeldzuges von 1813 gestützt und seiner Feder eine Gestaltungskraft gegeben, die sein Buch den besten Erscheinungen der neueren kriegsgeschichtlichen Literatur würdig zur Seite stellt. Die Aufgabe, die er sich in der Einleitung selbst gesetzt hat, „eine zwar kurze, aber in der Hauptsache erschöpfende Darstellung der Ereignisse, ein plastisches Bild der leitenden Personen, eine klare Entwicklung ihrer Ziele und Absichten zu geben und die zur Erreichung der letzteren eingeschlagenen Wege kritisch zu beleuchten", ist in vollendeter Weise gelöst worden. Die Einfachheit der Sprache, die Natürlichkeit der Gedankenentwicklung und ein hohes Gerechtigkeitsgefühl befähigen ihn in gleicher Weise zum Historiker wie sein reiches Wissen und seine Forschergabe.

von Hepke,
Generalmajor und Brigadekommandeur.

2. Die Literatur des Boerenkrieges.

Bei dem Mangel zuverlässiger Berichte über den südafrikanischen Krieg — denn auch von englischer Seite lag, abgesehen von zahlreichen Mitteilungen über persönliche Erlebnisse, außer den amtlichen Depeschen wenig oder nichts Offizielles vor — wurde dem Erscheinen der von einzelnen hervorragenden Führern der Boeren verfaßten Werke mit großem Interesse entgegengesehen. Leider haben dieselben nach der militärischen und politischen Seite weniger zur Klarlegung der Vorgänge beigetragen, als man gehofft hatte. Trotzdem würde man unrecht tun, den Wert und die Bedeutung der bisher von diesen Führern veröffentlichten Bücher zu unterschätzen; sie sind trotz ihres vorwiegend persönlichen Charakters oder vielleicht gerade deswegen nicht unwichtige Beiträge zum Verständnis des großen Dramas, das sich von 1899—1902 in Südafrika abgespielt hat.

In erster Linie stehen natürlich die „Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger“[1]), obgleich sie wohl allen denjenigen eine große Enttäuschung bereitet haben dürften, die anderes von ihnen erwartet hatten als mehr oder weniger heftige Denunziationen politischer Gegner. Mit Ausnahme der Jugendschicksale und Jagdgeschichten des Verfassers und der Berichte über seine politischen Kämpfe gegen den Generalkommandanten Schoeman und den Präsidenten Bürgers enthalten sie wenig, was nicht bereits bekannt wäre. Von den vernichtenden Beweisen gegen Chamberlain, Cecil Rhodes, Milner und andere englische Staatsmänner, mit deren Veröffentlichung während der Kriege wiederholt gedroht worden, ist nichts in dem Buche enthalten; es macht vielmehr den Eindruck, als wenn persönlicher Haß den Blick des Präsidenten für die Bedeutung der großen, in Südafrika vorhandenen politischen Gegensätze getrübt und er in ihnen nichts als Äußerungen kleinlicher Selbstsucht seiner Gegner gesehen hätte. Er ist das ausgewählte Gefäß Gottes; seine Feinde sind alle des Teufels. Das trifft nicht nur für die Engländer zu, sondern für jeden, der es wagt, anderer Ansicht als er zu sein. Die Ansprache, welche der Präsident am 12. Mai 1898 an die Oberrichter und Richter des höchsten Gerichtshofes gehalten (S. 254 ff.), liefert dafür einen sprechenden Beweis. Es handelte sich bei derselben um das in den Augen des Präsidenten unverzeihliche Vorgehen des früheren Oberrichters Kotze, einen Beschluß des Volksrats auf seine Legalität hin geprüft zu haben. In anderen, nicht nur republikanischen Staaten pflegen solche Prüfungen zu den Obliegenheiten der höchsten Gerichtshöfe zu gehören, aber Präsident Krüger erklärt, daß der Oberrichter auf Irrwege geraten sei, „indem er das Prinzip des Teufels, das Prüfungsrecht, angenommen habe“. Die Richtigkeit einzelner in dem Buche enthaltener Angaben ist von englischer Seite scharf bestritten worden, so die über die Verhandlungen mit Sir Evelyn Wood im März 1881 (S. 199 ff.) von dem letzteren selbst und die, daß bei der Erstürmung des Kraals des Häuptlings Sechiel 1852 (S. 42) in dem Hause des englischen Missionars Livingstone Kriegsmaterialien und eine Werkstatt zur Reparatur von Gewehren gefunden und konfisziert worden seien, was später zu Beschimpfungen und Verlästerungen der Boeren durch Livingstone in England geführt habe. Im allgemeinen kann man von dem Buche sagen, daß es die knorrige Natur des alten Boerenführers in ihrer ganzen Schärfe hervortreten

[1]) Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Bredel, Privatsekretär des Präsidenten Krüger, und Piet Grobler, gewesenem Unterstaatssekretär der Südafrikanischen Republik. Herausgegeben von A. Schowalter. Zwei Bände. Deutsche Originalausgabe. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1902.

und begreiflich erscheinen läßt, daß die englischen Staatsmänner es unmöglich gefunden haben, sich mit ihm zu verständigen.

Ansprechender berühren die Bücher der Generale Chr. de Wet[1]) und Ben Viljoen[2]), die sich fast ausschließlich mit der militärischen Seite der Frage beschäftigen und manchen Einblick in die Art und Weise der Kriegführung der Boeren gestatten. Ob man in Deutschland wie überhaupt in Europa, wo die Verhältnisse doch ganz andere sind, in militärischer Hinsicht viel daraus lernen wird, scheint zum mindesten zweifelhaft; wohltuend berührt aber die Bescheidenheit der beiden Verfasser, die nicht mehr in den Vordergrund treten, als dies durchaus notwendig ist. Einzelne harte Urteile, ganz besonders über diejenigen Boeren, die sich den Engländern angeschlossen, wären vielleicht besser fortgeblieben, aber die Wunden, die der Kampf geschlagen, waren noch zu frisch, als daß man dies hätte erwarten können. Trotzdem enthalten die beiden Bücher viel des Wissenswerten und Lehrreichen, ganz besonders auch mit Bezug auf die Schäden und Nachteile einer Milizarmee oder vielleicht richtiger einer Volksbewaffnung. Sie wimmeln von Beweisen der Trägheit, Unlust, Disziplinlosigkeit und selbst des Mangels an Mut unter den Boerenkämpfern; namentlich de Wet spricht sich in dieser Beziehung sehr offenherzig aus. Ganz besonders interessant ist z. B. die Schilderung der Verhältnisse, wie sie sich bei den Boeren vor und nach der Einnahme von Bloemfontein entwickelten (13. März 1900). General de Wet schildert die wilde Flucht der Boeren bei Poplar Grove, und wie sie sich dann, nachdem es ihm mit der größten Mühe gelungen, dieselben in circa 30 km weiter zurückgelegenen Stellungen zum Stehen zu bringen, einen ganzen Tag vortrefflich geschlagen hätten, um am nächsten Tage wieder 5000 Mann stark blindlings vor den Engländern zu fliehen und Bloemfontein aufzugeben, ohne einen Schuß zu feuern. Er selbst sah sich gleich darauf genötigt, seine vollständig demoralisierten Kommandos zu beurlauben — eine Maßregel, die er dem Generalkommandanten Joubert gegenüber damit rechtfertigte, daß er ihm sagte: „Kennen Sie denn den Afrikander nicht? Weder Sie noch ich sind schuld daran, daß es um die Disziplin so traurig bestellt ist; die Bürger müssen jetzt nach Hause, und die, welche zurückkehren, werden dann mit frischem Mut wieder kämpfen.“ So findet sich die Überzeugung, die Lord Roberts von der gänzlichen Demoralisation der Gegner hatte, gerechtfertigt, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ein energischeres Vorgehen des britischen Feldherrn in dem Augenblicke den Krieg schneller beendigt haben würde. Etwas später gelang es den Boerenführern, einen großen Teil der von Lord Roberts in ihre Heimat entlassenen Boeren, die den Neutralitätseid geleistet hatten, wieder zum Kriegsdienst heranzuziehen, wobei es wohl nicht immer ohne Anwendung von Zwang abgegangen sein wird, obgleich General de Wet dies ausdrücklich in Abrede stellt. Militärisch sind die Leistungen der Boeren in dem späteren Teil des Krieges viel bedeutender als während des ersteren, und General de Wet hat unrecht, sich gegen die Behauptung, daß er Guerillakrieg getrieben, mit einer gewissen Entrüstung zu verteidigen; er hat gerade darin das Außerordentlichste geleistet. Von ganz besonderem Interesse sind die Anlagen zu dem de Wetschen Buche, welche sich auf die Verhandlungen zwischen den Boerenführern in Vereeniging Ende Mai 1902 beziehen. Sie liefern den Beweis, daß die Boeren abgehetzt und fertig waren. So sagt General de la Rey, man spreche von seinen Erfolgen, aber was hätten dieselben ausgerichtet? Seit diesen glücklichen Gefechten sei sein gesamtes Vieh von 4000 Mann berittener

---

[1]) Der Kampf zwischen Boer und Brite (Der dreijährige Krieg). Vom General Chr. R. de Wet. Deutsche Originalausgabe. Mit Illustrationen, Kartenskizzen und dem Bildnis des Verfassers. Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna. O. J.

[2]) Die Transvaaler im Krieg mit England. Kriegserinnerungen von General Ben Viljoen. Deutsche Originalausgabe von A. Schowalter, Berlin, und H. A. Cremer, Billingen. Mit vielen Abbildungen von Fritz Bergen und Anton Hoffman und einer Karte von Südafrika. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Truppen weggenommen worden, und er selbst habe seitdem 300 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Charakteristisch ist auch, daß es den Familien, welche sich bei den Kommandos befanden, viel schlechter gegangen zu sein scheint, als denen in den Konzentrationslagern, und daß seitens der ersteren vielfach der Versuch gemacht worden, sich den Engländern zu ergeben. Aus General Viljoens Buch ersieht man, daß die Verluste der Boeren vielfach sehr viel höhere gewesen sind als die zurzeit angegebenen, und daß den Deutschen und anderen Fremden, die für die Burensache geblutet hatten, wenig Dank dafür geworden ist. General Viljoen schreibt darüber, daß, als er sich nach dem Gefecht von Elandslaagte bei Joubert gemeldet, dieser ihm gesagt habe, die Deutschen und Holländer, die entkommen seien, sollten alle nach Johannesburg zurück, da er sie bei seinen Truppen nicht mehr sehen wolle. General Viljoen, der für die deutschen Kameraden mutig eintrat, schließt das Kapitel mit der Bemerkung: „Se. Exzellenz hatte kein günstiges Urteil über das deutsche und holländische Korps. Der Grund dazu schien mir persönliche Abneigung gegen die betreffenden Offiziere zu sein. Leider kam dieser Fall mehr vor und trug sicher nicht zum Vorteil unseres Heeres und unserer Kriegführung bei." Viljoens Buch wird für den Fachmann von höherem Werte sein als das de Wets, weil er am Schlusse desselben seine Erfahrungen während des Feldzugs in einer Reihe allgemeiner Bemerkungen niederlegt.

Ganz besonders sympathisch wirkt das Buch des Obersten Adolf Schiel: „Dreiundzwanzig Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika"[1]), das allen denen, die sich ein vorurteilsfreies Bild von den Zuständen in Südafrika vor dem Kriege mit England machen wollen, auf das wärmste empfohlen werden kann. Man bekommt durch dasselbe einen Begriff von der unendlichen Nachlässigkeit und Bummelei, die namentlich in allen militärischen Dingen im Transvaal herrschte, und kann sich nur wundern, daß es den Boeren trotzdem möglich gewesen ist, anfänglich solche Erfolge zu erzielen und sich schließlich so lange zu halten. Höchst amüsant ist, was Schiel über das „Doktern" der Boerenfrauen und Generale erzählt.

Oberst Schiel wurde bekanntlich bei Elandslaagte verwundet und gefangen genommen; sein Bericht über diese Vorgänge wird hoffentlich dazu beitragen, der Legendenbildung über die grausame Behandlung von Verwundeten durch die Engländer den Boden zu entziehen. Daß unter den Deutschen auch bei der Aufstellung des Freiwilligenkorps die nationale Uneinigkeit sich geltend gemacht, geht aus einem Bericht hervor, der sich in „Die Boeren und der Südafrikanische Krieg". Herausgegeben von Joseph Kürschner (S. 280 ff.) findet[2]). Dies Buch besteht aus einer Anzahl von Einzelarbeiten über Südafrika, die Geschichte der Boerenstaaten und den Krieg und bringt in Originalmitteilungen mancherlei, was durch eine vorsichtigere Auswahl gewonnen haben würde. So, wie die Sammlung ist, gewährt sie demjenigen, dem es an Zeit und Lust zur Bewältigung der umfänglichen Werke fehlt, die Möglichkeit, sich ein — wenn auch nicht ganz ungefärbtes Bild — von den Ereignissen zu machen.

M. von Brandt.

---

[1]) Mit 39 Abbildungen, darunter 20 Separatbilder, einer Karte und einem Schlachtplan. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1902.

[2]) Eine Darstellung Südafrikas, des Charakters und Lebens der Boeren, der Geschichte ihrer Republiken und deren Kämpfe mit England bis zum Friedensschluß. Mit vier farbigen Kunstbeilagen, einer Karte des Kriegsschauplatzes und zahlreichen Textillustrationen. Charlottenburg, Deutscher Kunstverlag von Alfred W. Mundt. O. J.

Zur indischen Witwenverbrennung [1]).

Im Anschluß an R. Garbes fesselnde Beschreibung der Witwenverbrennung in Indien („Deutsche Rundschau", März 1903) möchte ich einige Betrachtungen vorbringen. Vielleicht wurden von ihm, wie auch von allen mir bekannten Beurteilern dieser Sitte einige psychologische Momente nicht hinreichend betont.

Haben Europäer sich nicht durch jene „falschen Alternativen des Denkens", vor denen F. Th. Vischer warnt, verleiten lassen? Lag nicht vielmehr die unsägliche Grausamkeit weit weniger in diesem Tod als in dem Leben, welches man allein den armen Geschöpfen gewährte?

Wären die Witwen durch ein qualvolles, frühzeitiges Ende um ein geachtetes, befriedigtes Dasein gebracht worden — gewiß! Ja, wäre ihnen nur das graue Durchschnittslos der vom Schicksal Benachteiligten geworden — auch dann, vielleicht! Dies wären jedoch unrichtige Alternativen, die Wirklichkeit stellte sich anders.

Jeder kennt die untergeordnete Stellung der indischen Frau, auch bei der Hinduerin, der vornehmen Brahmanin, und nur von diesen ist jetzt die Rede. Sie lebt einzig und allein, um dem Mann zu gefallen, ihm zu nützen und ihm Kinder zu gebären. Während er sie mit geringschätzigen Worten anredet, nennt sie ihn ihren Meister, ihren Gebieter, ja, ihren Gott. Nur am Hochzeitstage darf sie gemeinsam mit ihm essen; sonst nährt sie sich mit den Resten seiner Mahlzeit. Sie steht in unterwürfiger Stellung vor ihm. Beschimpft und schlägt er sie in ungerechtem Zorn, soll sie ihm die Hände küssen und seine Verzeihung erflehen. Wie verächtlich, abstoßend, grausam und verworfen er auch sein mag, ihn soll sie lieben, verehren, hegen und pflegen. Jedoch einmal im Leben konnte sich märchenhafter Glanz und höchste Ehre auf die demütige Dienerin senken, dann vermochte sie, das unwissende Weib, Ungeheures zu leisten, das Edelste und Erhabenste zu erreichen. Dieser Höhepunkt des Daseins war der Begräbnistag ihres Mannes, falls sie, freiwillig, ihm folgte. Durch diese Tat erlöste sie den Gatten von Höllenqualen, und hätte er alle Untaten begangen; durch diese Tat heiligte sie alle eigenen Vorfahren wie die des Mannes, dem sie als Jungfrau sich gab. Eine solche Gattin würde der unendlichen Glückseligkeit teilhaftig, würde, von den himmlischen Heerscharen besungen, alle Wonnen des Paradieses genießen.

Dies alles wußte die vornehme Brahmanin, wie sie ebenfalls wußte, welcher „nicht auszudenkende, bis zum Tode währende Jammer" sie sonst erwartete. Vermochte sie es, die natürliche Furcht zu überwinden, so bekundete sie am Totenbett des Gatten ihre Absicht, ihm zu folgen. Freiwillig gab sie ihr Wort (dies muß wieder betont werden), durfte dann aber allerdings nicht mehr zurück.

Nun begann die Apotheose. Sie wird gebadet, in ihre reichsten Gewänder gekleidet, mit all ihren Juwelen geschmückt. Trommelwirbel verkünden der Nachbarschaft die bevorstehende heilige Handlung; von allen Seiten kommen die Verwandten, um sie zu preisen, um sich selber Glück zu dieser Ehre zu wünschen. Es kommen die Priester und verkünden ihr die Glorie, der sie durch dieses Erlösungsopfer entgegeneilt. Feierlich, in Verzückung, gleich einer lebenden Göttin sitzt sie da; vor ihr knieen anbetende Frauen. Einem Triumphzuge gleicht ihr letzter Gang;

[1]) R. Garbe, Indische Reiseskizzen. — Dubois-Beanchamp, Hindu Manners and Customs. — Colebrooke, Miscellaneous Essays.

rings umher Musik, das vor Begeisterung taumelnde Volk, welches sich um die von ihr berührten Betelblätter reißt, sie als Amulette bewahrt, welches ihren ekstatischen Worten andächtig, als einer Offenbarung lauscht. Alle Angesehenen der Gegend, alle Verwandten nehmen sie in Empfang; feierlich umschreitet, in ihren juwelenbedeckten Prachtgewändern, die Heldin der heiligen Handlung den reichgeschmückten Holzstoß, besteigt ihn, legt sich neben die aufgebahrte Leiche hin, das Haupt des Toten auf ihren Arm gebettet. Dann ruft sie den Namen Gottes an. Mit Reisern, die von leicht entzündbaren Stoffen durchtränkt sind, bedecken darauf Priester die Körper. Rasch lodert ein Flammenmeer empor, und Segenswünsche, Jubelgeschrei und laute Musik ertönt, bis das Feuer erlischt. Sorgsam wird die Asche gesammelt, es wird der „Sati", der „guten, treuen Frau" ein Denkmal gesetzt, in diesem Land, wo auch den berühmtesten Männern diese Ehre nur selten zu teil wird. Das im Leben anspruchslos-demütige Weib ist eine Heilige geworden, wird als Göttin verehrt. An dieser geweihten Stelle, an diesem Denkmal knieen die Scharen, bringen den Verklärten Gelübde dar, erflehen ihre Fürsprache in Zeiten der Anfechtung und Gefahr.

Versagte ihnen der Mut, weigerten sie sich, dies höchste Opfer zu vollbringen, so schor man ihnen auf immer das Haupt, nahm ihnen auf immer den Schmuck. Nur eine Mahlzeit täglich wurde ihnen zeitlebens gewährt, alle wohlschmeckenden Speisen und Näschereien waren zeitlebens verboten, in regelmäßigen kurzen Abständen mußten sie drei Tage und drei Nächte lang ununterbrochen fasten, im ganzen Leben durften sie nie wieder in einem Bett ruhen, lagen nachts, einem Tiere gleich, auf dem Boden. Eine Witwe ist die Schmach des Hauses, der Verwandtschaft; jedes Fest muß sie vermeiden, ihre bloße Gegenwart ist unheilbedeutend. Auf das strengste wird ihr Lebenswandel beachtet; eine Wiederverheiratung, auch der im Kindesalter getrauten, jungfräulichen Witwe, war früher undenkbar, ist auch jetzt, trotz aller Bemühungen, die seltenste Ausnahme, welche unweigerlich mit Ausstoßung aus der Familie und der Kaste geahndet wird. „Das Leben einer indischen Witwe ist ein bis zum Tode währender, nicht auszudenkender Jammer." Während über zweitausend Jahren war und ist noch immer dies das Geschick von Millionen und Millionen von Witwen.

„Aber die Grausamkeit des Todes, des qualvollen Todes eines unschuldigen Menschen!" werfen alle empfindungsvollen Gemüter ein.

Selbst nach europäischen Begriffen ist der Tod keineswegs das schlimmste Übel. Unsere soziale Ordnung beruht auf der Lebensberechtigung aller, die ihr Leben nicht durch Verbrechen verwirkt haben. Jede Beschleunigung des Todes lebensberechtigter Menschen, geschähe es auch in löblichster Absicht, wird unnachsichtlich gerügt. Es geht nicht anders, und doch leugnet keiner, daß namenlose Grausamkeit hieraus entsteht. Gibt es etwas Furchtbareres als der Gedanke an die in diesem Augenblick dem sicheren Tode entgegengehenden Hunderttausende von Krebskranken und an ihre monatelangen, oft jahrelangen, unaussprechlichen Agonien? Eine Dosis Chloral, vom Arzt sorgsam, im rechten Augenblick eingeflößt und all diese Marter wäre vermieden. Weniger kraß, doch ebenfalls trostlos ist der Gedanke an die Hunderttausende von unheilbaren Idioten, deren nächste Angehörige schwer unter den finanziellen Opfern, unter den steten, durch gewissenhafte Besuche erneuerten seelischen Qualen leiden. Auch die weichherzigsten Freunde werden diesem Angehörigen den Tod der Unseligen von Herzen wünschen und es ist wiederum „grausam", daß dieses von allen ersehnte Ende nicht beschleunigt werden darf. Wenn aber selbst nach unseren Anschauungen es Schlimmeres als den Tod gibt, wie vorbildlich ruhig und gefaßt sieht man in Indien dieser unausbleiblichsten Tatsache unseres Daseins entgegen! Chamberlain beschreibt das Ende jener Männer, welche den höchsten Grad der Heiligkeit erwählt, welche Sannyasi geworden sind. In der Einsamkeit der Wälder sich frommer Betrachtung und der Erlösung ihrer Seele hingebend, graben sie ihr Grab mit eigenen Händen. Ohne Krampf, ohne

Kampf gehen diese heiligen Männer aus der Zeit in die Ewigkeit ein, so daß man beim Anblick ihrer Leichen glauben würde, es hätte die Hand der Liebe ihnen die Glieder zurechtgelegt und die Augen geschlossen. Rudyard Kipling, dieser intime Kenner des indischen Volkes, beschreibt, wie anscheinend noch Gesunde friedlich, auf Tag und Stunde, ihr Ende vorhersagen und sich niemals irren. Die Todesstrafe wird in den Staaten der Eingeborenen selten angewandt, da der Eindruck ein zu geringer ist; „wahrscheinlich würde Todesangst keinen Hindu vor einem Verbrechen zurückschrecken lassen. Wirksamer erweisen sich barbarische Verstümmelungen, die mit lebenslänglicher, schmachvoller Verunstaltung, mit lebenslänglicher Erwerbsbehinderung verbunden sind. Daß Schmerz allein ebenfalls die Hindu weniger beeinflußt, geht aus den fürchterlichen Qualen hervor, welche in diesen Staaten vor allem die Brahmanen erdulden, lieber, als daß sie den Erpressungen nachgebend, ihre verborgenen Schätze den Peinigern überliefern. „Die Fähigkeit, selbst den gräßlichsten Schmerz mit ruhiger Gelassenheit zu ertragen, findet sich häufig bei den Hindus."

Inwiefern bei allen Völkern die Autosuggestion Unempfindlichkeit auch bei den entsetzlichsten Qualen hervorrufen kann, lehren die Untersuchungen der Nancy-Charcotschen Schule, der Forel, Krafft-Ebing und anderer. Die auf hypnotischem Wege oft vorkommende gänzliche Anästhesie wird heutzutage von niemandem mehr geleugnet — nur ist kein Verlaß darauf; der eine ist suggestionsfähig, der andere nicht. Wir dürfen hoffen, daß viele der indischen Witwen im Zustande der Ekstase, der Autosuggestion, wie man es nun nennen will, wenig, vielleicht gar nicht litten. So wahrscheinlich die von R. Garbe angeführte Verwandte des Chemder Bose, welche „in offenbarer Verzückung" die Standhaftigkeitsprobe vornahm, „mit vollständiger Ruhe, ohne eine Miene zu verziehen, ihren Finger in die Flammen hielt, bis er geröstet war". Aber viele werden nicht „beeinflußbar" gewesen sein, sie werden zweifellos die furchtbarsten Qualen ausgestanden haben; darauf weisen auch die Trommelwirbel, das Geschrei während des Aktes der Verbrennung. Wie lange kann diese Marter gedauert haben? Bei einem so sorgfältig geschichteten und getränkten Holzstoß werden die Ärmsten wohl in einigen Minuten, wie ein Arzt mir angab, in höchstens drei Minuten durch Rauchvergiftung erlöst worden sein. Was für unendlich ausgedehntere Qualen werden leider Gottes täglich auch von unseren europäischen Frauen erduldet! Welche Folter erdulden zarte Mütter freudig und mutig, der beglückenden Aussicht des Kindes gedenkend! Und dieser Flammentod war ja eine moralische, ethische Tat, war ja, auch ohne die Alternative des trostlosen Lebens, das beglückendste, heiligste, erhabenste Opfer. Die indischen Rasseneigentümlichkeiten ließen den Gedanken an freiwilligen Tod und freiwillige Schmerzen vertraut erscheinen; aber selbst bei unseren robusten, fleischessenden europäischen Rassen sind Abertausende gefaßt, ja freudig für ihren Glauben, für ihre Überzeugungen unter noch weit entsetzlicheren Martern gestorben. Unsere Generationen sind kaum auf diese Probe gestellt worden, ich habe jedoch nicht den geringsten Zweifel, daß Tausende auch heute noch um ihren Glauben jede Folterqual erdulden würden; daß, wenn ein Wort des Widerrufs, der Verleugnung ihres Heilandes sie aus dem Flammentod erretten könnte, dies Wort ungesprochen bliebe. Ich persönlich weiß von vielen, denen ich dies auf das bestimmteste zutrauen würde — es sind etwas beschränkt religiöse Menschen, keineswegs immer liebenswürdige oder sonst sympathische Charaktere, deren felsenfester Glaube die Höhe der Exaltation erreicht.

Die Entgegnung, in einem Falle handle es sich um schmählichen Aberglauben, im anderen Falle um die höchsten Güter des Lebens, wäre schwer zu beweisen. Viele Royalisten würden die „idealen Beweggründe" einer nihilistischen Bombenwerferin absolut bezweifeln. Manche bedauern die hochgeschraubte Empfindlichkeit einer Jungfrau, welche, um dem vielleicht sogar geliebten Verführer zu entgehen, sich den Tod gibt; unendlich viele Katholiken werden die Feuerqualen der Ketzer, welche das heiligste Sakrament der Messe schmähten, für keineswegs unverdient

erachten. Bei diesen Hindufrauen handelte es sich um ihren uralt-ehrwürdigen Glauben, und weil sie nicht an diesem zweifelten, hat er ihnen tatsächlich bestanden, ihnen tatsächlich geholfen.

Neben diesen religiösen Eigenschaften bewiesen sie die rein menschliche, überall bewunderte Eigenschaft des Mutes. Das schwache, untergeordnete Geschöpf zeigte die Seelenstärke eines Helden. Da die Sitte auch fast ausschließlich auf die vornehmste Kaste beschränkt war, sprach das Standesgefühl, der aristokratische Hochmut mit. Starke Vorurteile, die zu allen Zeiten, bei allen Völkern, im Königshof wie in der Bauernhütte, gediehen und gedeihen.

Auch ist der allen Menschen innewohnende dramatische Instinkt nicht zu unterschätzen. In besonderem Maße besitzen ihn naiv-eitle, dabei fein empfindende Rassen, denen die moderne europäische Kultur mangelt. Selbst aber bei uns müßte man mit diesem Instinkt rechnen. Sehr wohlweislich ist man von öffentlichen Hinrichtungen abgekommen. Daß bei den heutigen Vollstreckungen in der nüchternen Enge des Gefängnishofes, vor passiven Beamten einige Berichterstatter zugelassen werden, welche der begierigen Außenwelt die letzten Augenblicke schildern, ist noch die einzige den modernen Missetätern übriggelassene ästhetische Labsal. Jedes von einer Zeitung gebrachte Verbrecherinterview, jedes veröffentlichte Mörderbildnis kräftigt diese Berufe.

Der indische Witwentod entsprach in so hervorragendem Maße den religiösen Anschauungen und Gefühlen, der einer jeden Frau innewohnenden Aufopferungsfreude, der überall verbreiteten Achtung des herzhaften Mutes, dem Kastenhochmut, dem Instinkt für dramatische Wirkung, daß er — den Glauben angenommen — trotz der möglicherweise überaus schmerzlichen Minuten, geradezu ideal schön erscheint. Nur das Ende der bevorzugtesten Märtyrerinnen kommt ihm an ethisch-ästhetischer Wirkung gleich. So scheint es mir unpsychologisch, immer das unendlich kleinere Übel, wegen seines die Phantasie erregenden sensationellen Effektes, zur Hauptsache zu machen. Die unsägliche, gar nicht auszudenkende Grausamkeit lag in der allgemeinen, männlich-egoistischen Nichtachtung der Frau. War das Weib auf Erden nicht mehr nötig, dagegen im Jenseits erwünscht, erschien ihr gewaltsamer Tod zweifellos indiziert. Ergriff sie diese Gelegenheit nicht, verfiel sie der elendesten Mißachtung, „dem bis zum Tode währenden, nicht auszudenkenden Jammer". Unter den obwaltenden Verhältnissen lag in der poetisch-symbolischen Apotheose nicht Grausamkeit, vielmehr Glück.

Gewiß widersprach die ganze Anschauung der europäischen derart, daß die englische Regierung den Tod dieser zum Leben Berechtigten nicht länger gestatten durfte. Über achtzig Jahre sind seit dem Verbot vergangen; trotz aller Bestrebungen hat sich das Witwenlos kaum irgendwie gebessert. Es ist sehr zweifelhaft, ob das Ansehen der Frau durch das Verbot gehoben worden ist. Der Höhepunkt des weiblichen Lebens fehlt, es fehlt der Gegend die bewunderte, vergötterte Heilige und Märtyrerin, es fehlt der Stolz, die Fürsprecherin der Verwandtschaft. Daß allmählich der Glaube an den Opfertod verblichen wäre, ist nicht sehr wahrscheinlich. Augenblicklich macht sich eine merkwürdige Erstarkung des indischen Wesens geltend, und gerade in den letzten Jahrzehnten des Bestehens der Sitte unter der englischen Regierung hatte diese Witwenverbrennung in auffallendem Maße zugenommen.

Abermillionen von Witwen sind seither trübseligst verkommen. Eine wohlwollende, aufgeklärte Regierung hatte nicht vermocht, die Grausamkeit der Anschauungen zu mildern; wohl vermochte sie jedoch opferwilligen, durch Glauben und Mut gefeiten vornehmen Brahmaninnen den Ehrentag ihres Daseins zu rauben. Freiwillig und freudig hätten diese, der Religion ihrer Väter gemäß, durch kurze Marter, im phantastisch schönen Verklärungstod, dem Geliebten und sich selber das ewige Heil, die ewige Glückseligkeit zuversichtlich zu erwerben gehofft.

Marie von Bunsen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Der deutsche Reichstag ist am 30. April geschlossen worden, nachdem er eine volle fünfjährige Legislaturperiode beendet hat. Der Ertrag seiner Arbeit ist insbesondere der sozialpolitischen Gesetzgebung zu gute gekommen, sowie der Stärkung der Wehrkraft Deutschlands. Was die sozialpolitische Gesetzgebung betrifft, für die Deutschland nach wie vor auch in anderen Ländern als Vorbild angesehen wird, so ist die Revision der drei grundlegenden Versicherungsgesetze, diejenige des Krankenversicherungsgesetzes allerdings nur in provisorischer Form, erledigt worden. Immerhin bedarf das Arbeiterversicherungswesen noch eines weiteren Ausbaues, so daß der neue Reichstag gleichfalls bedeutsame Aufgaben sozialpolitischer Natur wird lösen müssen. Auch das Kinderschutzgesetz gehört zu den Werken, die dem Reichstage als Verdienst angerechnet werden dürfen. Weniger erfreulich gestalteten sich die Verhandlungen über das Zolltarifgesetz, und wenn dieses auch schließlich zur Annahme gelangt ist, so ist doch der Parlamentarismus aus dem Kampfe, wie er von den einander gegenüberstehenden Parteien geführt wurde, durchaus nicht gestärkt hervorgegangen. Jetzt wird sich zeigen müssen, ob die Erneuerung der Handelsverträge auf solcher Grundlage in einer alle Interessen wahrenden Weise möglich ist.

Als einen Freudentag für das Haus Savoyen bezeichnete der König von Italien, Viktor Emanuel III., den Tag, an dem er während des Besuches des deutschen Kaisers diesen beim Festmahl im Quirinal als treuen Verbündeten begrüßen konnte. Durch die Trinksprüche, die bei diesem Anlasse zwischen den beiden Monarchen ausgetauscht wurden, ist erhärtet worden, welche innigen Bande zwischen den beiden Nationen und den beiden Dynastien geknüpft sind. Es handelte sich nicht lediglich um die bei Fürstenbesuchen üblichen Versicherungen, die im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens immerhin schon Wert haben mögen. Vielmehr kamen die sympathischen Kundgebungen aus innerstem Herzen, und die Begegnung der beiden Monarchen kann in der Tat als eine neue Bekräftigung des gemeinsamen Willens von Deutschland und Italien bezeichnet werden, alle ihre Anstrengungen und ihr einträchtiges Wirken unter den Auspizien des zwischen ihnen abgeschlossenen Bündnisses auf die Beförderung des Friedens zu richten. Der deutsche Kaiser betonte in seinem Danke, wie er in dem durch warme Herzlichkeit sich auszeichnenden Empfange die Bekräftigung der Tatsache erblicke, daß das Bündnis, das die beiden Häuser und Länder verbindet, von dem italienischen Volk in voller Sympathie anerkannt und unverändert gepflegt wird; und es ist von weitgehender Bedeutung, daß gerade aus dem kaiserlichen Munde diese Bestätigung erfolgte, es sei im Charakter des Bündnisses keinerlei Veränderung eingetreten. Wenn bei diesem Anlasse nicht auch ausdrücklich auf Österreich-Ungarn hingewiesen wurde, so erklärt sich das aus der Tatsache, daß die Erneuerung des Dreibundes gleichsam publici

juris ist. Nicht minder steht fest, daß das Bündnis auf die Beförderung des Friedens gerichtet bleibt, und dieser ausgesprochen defensive Charakter der Tripelallianz ist von den leitenden Staatsmännern der verbündeten Mächte in ihren Parlamenten stets hervorgehoben worden. Nur würden sich diejenigen Widersacher des Weltfriedens in ihren Erwartungen täuschen, die etwa wähnen sollten, der casus foederis zwischen Italien und Deutschland habe eine Veränderung erfahren. Wie für Italien der Besitz Roms als Hauptstadt des geeinten Königreiches verbürgt ist, muß auch in Frankreich ein- für allemal damit gerechnet werden, daß das Defensivbündnis zwischen Italien und Deutschland sich als wirksame Waffe erweisen würde, sobald etwa der Angriff von anderer Seite erfolgen sollte.

Wie sehr der Dreibund den Lebensinteressen der beteiligten Mächte entspricht, das erhellt aus der Tatsache seiner vorzeitigen Erneuerung. Welche Hoffnungen waren in Frankreich auf die Ernennung Prinettis zum italienischen Minister des Auswärtigen gesetzt worden! Bald hieß es, das Bündnis würde überhaupt nicht erneuert werden, bald wurde versichert, daß eine solche Erneuerung auf veränderter Grundlage erst erfolgen sollte, nachdem ausreichende Bürgschaften für die Gewährung handelspolitischer Vorteile in den neu abzuschließenden Handelsverträgen geleistet worden wären. Alle diese Prophezeiungen haben sich nun als eitel Dunst erwiesen. Gerade Prinetti ist es gewesen, der den Dreibund geraume Zeit vor dessen Ablauf erneuert hat; auch wurden von ihm keinerlei Zugeständnisse auf handelspolitischem Gebiete zur Bedingung gemacht. Allerdings kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den verbündeten Mächten auch in den Verhandlungen über die Erneuerung der Handelsverträge sich nicht verleugnen werden. Von dieser Gesinnung wird der Nachfolger Prinettis, der leider durch Krankheit genötigt wurde, seine Demission zu nehmen, sicherlich ebenso überzeugt sein wie andere leitende Staatsmänner Italiens.

Es empfiehlt sich, auf die Tatsachen besonders hinzuweisen, weil es auch nach dem ebenso glänzenden wie herzlichen Verlaufe des Kaiserbesuches in Rom nicht an Ausstreuungen gefehlt hat, den Charakter dieses Besuches zu entstellen. Da die Innigkeit der Beziehungen zwischen den beiden Monarchen nicht in Abrede gestellt werden konnte, wurde der Hebel, nicht gerade geschickt, anderwärts angesetzt. Die „Agence Havas“ schreckte nicht davor zurück, eine Meldung aus Rom zu verbreiten, daß die Art des Kaiserbesuches beim Papst in offiziellen italienischen Kreisen einen peinlichen Eindruck gemacht habe, so daß die politische Wirkung der Rede des deutschen Kaisers, soweit die italienische Regierung in Frage komme, gleich Null sei. Alle unbefangenen italienischen Urteile lauten indessen dahin, daß genau das Gegenteil zutreffend ist. Durch die Art des Kaiserbesuchs im Vatikan ist der vollgültige Beweis erbracht worden, wie wenig der Papst in der Ausübung der ihm nach dem italienischen Garantiegesetze zustehenden Rechte eines Souveräns beschränkt ist. Gerade im Quirinal kann es nur mit Genugtuung begrüßt werden, daß der deutsche Kaiser, der Verbündete des Königs von Italien, es ist, der diesen Beweis vor aller Welt liefert. Der gemeinsame Ausflug, den Kaiser Wilhelm und König Viktor Emanuel III. nach der Benediktinerabtei von Monte Cassino unternahmen, hätte überdies auch in Frankreich belehren müssen, daß die Fäden zwischen dem Quirinal und den geistlichen Einrichtungen Italiens keineswegs völlig zerrissen sind.

Wie eifrig beflissen man gerade in Frankreich ist, die Bedeutung des Kaiserbesuches in Rom zu entstellen, ergibt sich auch aus einer telegraphischen Meldung aus Rom, wonach zwei Kardinale dem Gewährsmanne dieser Mitteilung erklärt haben, daß trotz der Reise Wilhelms II. das französische Protektorat im Orient aufrechterhalten werden würde. „Man weiß jetzt genau,“ heißt es weiter, „daß in der Unterredung, die zwischen dem Kaiser und dem Papste stattfand, die Frage der deutschen Missionen im äußersten Orient und in Afrika lange erörtert wurde.“ Auf Grund zuverlässiger Informationen darf nun versichert werden, daß in dieser Unterredung über das von Frankreich in Anspruch genommene Protektorat

über die Katholiken im Orient sowie in solchem Zusammenhange über die deutschen Missionen überhaupt nicht gesprochen worden ist. Hiernach liegt eine freie Erfindung vor, wodurch der französischen Eigenliebe Vorschub geleistet werden soll. Was nun das von Frankreich mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit beanspruchte Protektorat betrifft, so lag für den deutschen Kaiser um so weniger Veranlassung vor, diesen Gegenstand zu berühren, als Deutschland gewillt ist, selbst seine Staatsangehörigen, wo immer sie auch weilen mögen, zu beschützen. Dieses Schutzrecht ergibt sich aus der Staatssouveränetät selbst, und daran wird Deutschland nie und nirgends rütteln lassen. Einer maßgebenden Persönlichkeit wurde denn auch früher bereits gegenüber dem französischen Anspruche die ebenso charakteristische wie treffende Antwort zugeschrieben: Qui s'y frotte s'y pique! Immerhin ist es bezeichnend, daß einerseits Deutschland wegen papstfreundlicher Gesinnung bei Italien gleichsam denunziert werden soll, andererseits aber die Bedeutung der zwischen dem Papst und dem Kaiser Wilhelm gepflogenen Unterredung herabgesetzt wird. Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Urheber dieser Ausstreuungen in beiden Fällen sich in der Adresse geirrt haben.

In Deutschland sind auch die Besuche, die der König von England in Rom und dann in Paris abstattete, als Friedensbürgschaften angesehen worden. Im Hinblick auf die Wirren in Marokko kann es für den Weltfrieden nur dienlich sein, wenn ein Ausgleich der in Betracht kommenden Interessen Großbritanniens und Frankreichs angestrebt wird. Nachdem Frankreich sich die Aufgabe gestellt hat, den Kriegshafen von Bizerta an der tunesischen Küste im größten Stile auszubauen, muß England um so mehr Gewicht darauf legen, daß die Straße von Gibraltar nicht von der afrikanischen Küste, insbesondere nicht von Tanger her bedroht wird. In dieser Hinsicht wird also eine friedliche Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Großbritannien erfolgen müssen, sobald die marokkanische Frage eine Lösung erheischt.

Als Präsident Loubet von Algerien und Tunesien zurückkehrte, wurde er in Marseille von dem amerikanischen Mittelmeergeschwader begrüßt. Dieses Geschwader muß von dem anderen unterschieden werden, das von den Vereinigten Staaten aus eine Übungsfahrt bis zu den Azoren unternehmen sollte. Kaiser Wilhelm II. hatte an den Präsidenten Roosevelt eine Einladung für dieses Geschwader nach Kiel gerichtet, und der Staatschef der Union hatte die Einladung mit Genugtuung angenommen. Später hat man festgestellt, daß das amerikanische Marine-Department angeordnet hatte, das lediglich Übungszwecken dienende Geschwader sollte überhaupt keinen europäischen Hafen anlaufen, weshalb auch der Einladung des deutschen Kaisers nicht entsprochen werden konnte. Als ein Zeichen der vom Präsidenten Roosevelt und der Unionsregierung gehegten freundlichen Gesinnung muß es nun angesehen werden, daß das amerikanische Mittelmeergeschwader sich nach Kiel begibt, nachdem dem Kommandanten Cotton die erforderlichen Instruktionen zugegangen sind. Dieser Flottenbesuch in Kiel, der aus eigener Initiative der Vereinigten Staaten erfolgt, muß als ein besonderer Akt der Freundlichkeit betrachtet werden, wie er den vortrefflichen Beziehungen zwischen dem Präsidenten Roosevelt und dem deutschen Kaiser entspricht. Daß die Offiziere und Mannschaften der amerikanischen Kriegsschiffe von Anfang an sich eines herzlichen Empfanges in Kiel versichert halten konnten, bedarf keines besonderen Hinweises.

Einen argen Mißton in das Konzert friedlicher Kundgebungen brachten die aus Saloniki gemeldeten Verbrechen bulgarischer Revolutionäre. Das gegen die Succursale der ottomanischen Bank in Saloniki gerichtete Bombenattentat, wodurch das Gebäude nahezu vollständig zerstört wurde, die an verschiedenen Punkten Salonikis verübten Dynamitverbrechen, denen auch Menschenleben zum Opfer fielen, ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die mazedonischen Komitees unter allen Umständen Verwicklungen internationaler Art herbeiführen wollten. Die mit Deutlichkeit bekundete friedliche Willensmeinung des Kaisers von Rußland, die im vollen

Einklange mit der Auffassung Österreich-Ungarns steht, ist von den mazedonischen Komitees einfach in den Wind geschlagen worden. Die europäischen Mächte verspüren jedoch nicht die geringste Neigung, sich durch eine wüste Bande von Aufrührern und Verbrechern hinreißen zu lassen. Selbst dort, wo Sympathien für die bulgarisch-mazedonische Sache bestanden, müssen die Vorgänge in Saloniki im ungünstigsten Sinne wirken. Daß Rußland und Österreich-Ungarn in Übereinstimmung mit den anderen europäischen Großmächten von der Ottomanischen Pforte die Durchführung von Reformen in Mazedonien verlangten und zugesichert erhielten, entsprach durchaus nicht den revolutionären Bestrebungen der mazedonischen Komitees. Diese mochten wohl auch auf Meinungsverschiedenheiten im europäischen Konzert rechnen, und als diese nicht zum Ausdruck gelangten, verübten sie in Saloniki ihre Dynamitattentate.

Mit Recht entsendete die italienische Regierung sogleich Kriegsschiffe nach dem Hafen von Saloniki, um italienischen Staatsangehörigen erforderlichenfalls dort Schutz zu gewähren, und die österreichisch-ungarische Regierung ergriff ähnliche Vorsichtsmaßregeln. Nur sehen sich die mazedonischen Komitees wiederum in ihren Erwartungen getäuscht, da sie wähnten, nunmehr würde es zu einer Intervention der Mächte kommen, bei der die Bulgaren im Trüben fischen könnten. Wohl verständlich wäre es den Regierungen, die beim Sultan dringend eine umfassende Reformpolitik in Mazedonien befürworteten, falls von seiten der Türkei mit Energie gegen die Urheber der Mordattentate in Saloniki und anderwärts vorgegangen wird. Auch fehlte es nicht an Symptomen, daß in Konstantinopel selbst ähnliche Verbrechen geplant sein könnten, immer in der bisher trügerischen Erwartung, daß die eine oder die andere Großmacht sich doch zu Gunsten der von den mazedonischen Komitees geltendgemachten Bestrebungen von den übrigen trennen könnte. Nur ist jetzt deutlich der Beweis erbracht worden, daß es diesen Komitees nicht um Reformen, wären diese auch noch so umfassend, zu tun ist, sondern um offenen Aufstand, wobei sie selbst vor Verbrechen im Stile der ärgsten Anarchisten nicht zurückschrecken. Wie berechtigt die vom Kaiser von Rußland selbst veranlaßten Warnungen an die bulgarische Regierung waren, das ist durch die jüngsten Vorgänge auf der Balkanhalbinsel in unwiderlegbarer Weise zur Anschauung gebracht worden. Im Hinblick auf die einmütigen friedlichen Gesinnungen der europäischen Großmächte, sowie auf die Bereitwilligkeit der türkischen Regierung, in Mazedonien Reformen zu verwirklichen, darf gehofft werden, daß die Kriegsfackel auf der Balkanhalbinsel nicht zum verderblichen Brande angefacht werden wird.

Große Erregung wurde in einem Teile der englischen Presse durch die Meldung hervorgerufen, Rußland habe in der Mandschurei die Hafenstadt Niutschuang mit großen Truppenmassen besetzt. Nicht bloß England und Japan sollten auf dem Plane erscheinen, um die Aufsaugung der Mandschurei durch Rußland zu verhindern, sondern auch die Vereinigten Staaten von Amerika machten ihre Einwendungen geltend. In Deutschland ist seit geraumer Zeit anerkannt worden, daß die Mandschurei in die Interessensphäre Rußlands fällt. Deshalb bezieht sich auch das englisch-deutsche Abkommen über China in keiner Weise auf die Mandschurei. Überdies fehlt es nicht an Anzeichen dafür, daß die leitenden Staatsmänner der Union gar nicht daran denken, ernsthafte Schwierigkeiten zu machen, sobald Rußland die Konsequenzen aus seiner politischen Stellung in der Mandschurei zieht. Worauf die Union Gewicht legt, das sind handelspolitische Erwägungen, die darauf abzielen, den Grundsatz der offenen Tür für den amerikanischen Handel auch in der Mandschurei gewahrt zu sehen.

Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Großbritannien schließlich sich mit einem ähnlichen Zugeständnisse von seiten Rußlands zufrieden geben wird. Daß die Mandschurei von Rußland je wieder vollständig geräumt werden könnte, wird von ernsthaften Politikern kaum noch angenommen. Eine Störung des

Weltfriedens braucht aus Anlaß der aus dem äußersten Orient gemeldeten Vorgänge in absehbarer Zukunft nicht befürchtet zu werden.

Die Bagdadbahnfrage wird in der englischen Presse noch immer lebhaft erörtert. Nachdem der englische Premierminister Balfour in der Sitzung des Unterhauses vom 17. April d. J. sich im sympathischen Sinne für das Unternehmen geäußert hatte, vollzog sich später unter dem Drucke der öffentlichen Meinung ein Frontwechsel der maßgebenden Regierungskreise. In hohem Grade bezeichnend ist nun, daß der durchaus nicht deutschfreundliche „Spectator" sich veranlaßt sieht, Zuschriften zu veröffentlichen, die von einem minder beschränkten Gesichtspunkte aus verfaßt sind. Von besonderem Interesse ist das von J. William Whittall, Präsidenten der englischen Handelskammer in Konstantinopel, unterzeichnete Schreiben. Nicht nur im eigenen Namen, sondern als die einstimmige Ansicht einflußreicher englischer Kaufleute, die die britische Handelskammer in Konstantinopel bilden, betont ihr Präsident, daß Großbritannien einen schweren, unheilbaren Fehler begehen würde, falls es sich nicht an der Bagdadbahn beteiligen sollte. Auf politische Erwägungen will J. William Whittall sich nicht einlassen. Er erinnert jedoch daran, daß die Bedenken, die gerade im „Spectator" gegen die englische Beteiligung geltend gemacht wurden, sich beinahe mit denjenigen decken, die vor einer langen Reihe von Jahren gegen die Beteiligung Englands am Bau des Suezkanals gleichfalls erhoben wurden. Sicherlich ist auch nach den letzten Erklärungen der englischen Regierung noch keine endgültige Entscheidung getroffen. Da das großartige Unternehmen selbst für seine Ausführung eine Reihe von Jahren erfordert, wird auch hier das italienische Sprichwort sich bewähren: Tempo galantuomo! In Deutschland kann man unzweifelhaft ruhig abwarten, ob die Zeit diesen wohltätigen Einfluß auf die Besonnenheit der zur Mitwirkung an einem großen Kulturwerke eingeladenen Engländer ausüben wird.

In Spanien haben nunmehr die Wahlen für die Cortes ihren Abschluß erhalten. Weist sowohl der Senat als auch die Deputiertenkammer eine Mehrheit für das konservative Kabinett Silvela auf, so fehlt es doch nicht an bedenklichen Symptomen, aus denen geschlossen werden muß, daß die Regierung ernsten parlamentarischen Stürmen ausgesetzt sein wird. Der Conseilpräsident hat deshalb nicht unterlassen, in einem an die Mitglieder der Mehrheit in beiden Kammern gerichteten Schreiben „alle Mann an Bord" zu rufen. Daß in den größeren Städten, insbesondere in Madrid selbst, die Republikaner größere Erfolge als bisher erzielten, muß von der Regierung gleichfalls in Betracht gezogen werden. Vor allem liegt dieser ob, endlich eine Reformpolitik größeren Stils, namentlich auf dem wirtschaftlichen Gebiete, durchzuführen.

Litterarische Rundschau.

Clara Schumann.

Clara Schumann. Von Berthold Litzmann. Erster Band: Mädchenjahre. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Clara Schumann ist bisher meistens im Schatten einer anderen Persönlichkeit betrachtet worden: als Gattin Roberts, wo sie durch den genialen Komponisten überstrahlt wurde, oder als Tochter Wiecks, bestimmt, den pädagogischen Fähigkeiten des Vaters ein Relief zu geben. Nun erscheint ein Buch, das sie selbst in den Vordergrund stellt, das um sie herum Ereignisse und Menschen gruppiert, und staunend sehen wir einen Charakter dastehen, dessen seelische Leuchtkraft uns fast blendet. „Ein starkes Mädchen" nennt Robert einmal seine Clara. Doch wie stark und mutig sie war, wie reif an Geist und Herz in jungen Jahren, das zeigen erst die hier zum erstenmal veröffentlichten Briefe an ihren Bräutigam und die Eintragungen in ihre Tagebücher. Diese Tagebücher sind ein Material, wie es wohl noch niemals einem Künstlerbiographen zur Verfügung gestanden hat. In 47 Quartbänden wird ein Kommentar zu dem äußeren, der Welt bekannten Leben der Künstlerin gegeben: das innere Leben des Mädchens, der Frau. „Mein Tagebuch, angefangen von meinem Vater, den 7. Mai 1827, und fortzusetzen von Clara Josephine Wieck," steht von der Hand Fr. Wiecks auf der ersten Seite des ersten Bandes, und am Tage von Claras letzter Erkrankung, am 26. März 1896, ist die letzte Eintragung durch sie erfolgt. Mögen die Bekenntnisse der ersten Bände, auch selbst von dem Zeitpunkte an, da Clara fähig war, für sich selbst einzutreten und eigenes Erleben aufzuzeichnen, unter dem Einfluß des Vaters stehen, so emanzipiert sie sich doch während der Konfliktszeit, seit der Verlobung mit Robert, vollständig und geht festen Schrittes nur *ihren* Empfindungen nach.

Tagebücher und Briefe waren von der ältesten Tochter Clara Schumanns dem greisen Julius Allgeyer übergeben worden, damit er hiernach eine Lebensbeschreibung der Künstlerin schüfe. Er starb, ehe der erste Band ganz fertig war, und Berthold Litzmann übernahm die Vollendung, die am Ende zu einer tief eingreifenden Umgestaltung wurde. Litzmann glaubt, eine gewisse Zwiespältigkeit, die hierdurch in die Darstellung gekommen sei, entschuldigen zu müssen. Ich persönlich gestehe gern, daß mich nichts derartiges gestört hat. Der Wert des Buches liegt hauptsächlich in den Dokumenten, so sehr zwar, daß man von der Arbeit des Herausgebers wie von einem „verbindenden Text" sprechen könnte. Und die Zwischenrede ist warmherzig und mit größter Sachkenntnis geschrieben, dazu schonungsvoll und nachsichtig bei den Perioden, wo Friedrich Wiecks Benehmen gegenüber Schumann und seiner Tochter anfängt, bedenklich zu werden. Nur den musikhistorischen Exkurs auf Seite

136/137 hätte ich weggewünscht. Selbst der erfahrenste Fachmann und der virtuoseste Stilist könnte die Entwicklung der ganzen Klaviermusik nicht auf einer knappen Seite umreißen, wie viel weniger ein in dem Gebiet nicht völlig Heimischer.

„Meine Jugend habe ich doch eigentlich gar nicht genossen", klagt Clara ihrem Bräutigam. „Du wirst mir erst die Jugendjahre ersetzen; ich stand immer fremd in der Welt, der Vater liebte mich sehr, ich ihn auch, doch, was ja das Mädchen so sehr bedarf, Mutterliebe, die genoß ich nie, und so war ich nie ganz glücklich . . . Alles habe ich von meinem eigenen Gelde gekauft, nicht eine Stecknadel hab ich von den Eltern; sie schenkten mir nie etwas, nicht einmal eine Kirsche noch Pflaume gab mir die Mutter — ‚Du hast ja Geld,' hieß es immer."

In diese Jugend sehen wir nun ganz hinein. Der Vater war gut in seiner Art, aber seine Liebe war strenge, seine Zärtlichkeit despotisch. Das eiserne Pflichtgefühl, das er selbst besaß, verlangte er auch von anderen, und von seinen Schülern unbedingte Unterordnung unter seinen Willen. Mit erstaunlicher Gemütshärte trägt er in das Tagebuch ein, daß sich seine Frau von ihm trennte. „Dieselbe verließ nämlich meinen Vater am 12. Mai 1824 um ihrer Scheidung wegen nach Plauen zu gehen," läßt er Clara sagen. Wie unerbittlich wahrhaftig er war, und wie er beim Unterricht verfahren konnte, zeigt folgende Tagebuchnotiz nach Claras erstem glänzendem Auftreten im Gewandhaus: „Mein Vater, der längst schon vergebens auf eine Sinnesänderung von meiner Seite gehofft hatte, bemerkte heute nochmals, daß ich immer noch so faul, nachlässig, unordentlich, eigensinnig, unfolgsam ꝛc. sey, daß ich dies namentlich auch im Klavierspiel und im Studieren desselben sey, und weil ich Hüntens neue Variationen op. 26 in seiner Gegenwart so schlecht spielte und nicht einmal den ersten Teil der ersten Variation wiederholte, so zerriß er das Exemplar vor meinen Augen, und von heute an will er mir keine Stunde mehr geben, und ich darf nichts weiter spielen als Tonleitern, Cramer Etüden L. 1 und Czerny Trillerübungen."

So schlimm kam es natürlich nicht. Wieck setzte den Unterricht ruhig fort, Clara spielte und übte täglich zwei, später drei Stunden, und schon im nächsten Jahr (1830) unternahm der Vater mit ihr die erste Konzertreise nach Dresden. Der günstige Erfolg dieses Ausflugs ermutigte zu einer größeren Reise, die über Weimar, wo Goethe die jugendliche Virtuosin sehr auszeichnete, Erfurt, Gotha, Arnstadt, Kassel, Frankfurt, Darmstadt nach Paris führte. Überall viel Anstrengung, vielfach Verdrießlichkeiten, aber überall ganzer Erfolg und Enthusiasmus über das nicht nur technisch vollkommene, sondern vor allem tief musikalische Spiel Claras. Wir können uns heute, da auf einen Wink der Konzertagent alles vorbereitet, Saal und Flügel beschafft, Mitwirkende anwirbt, Presse einlädt, Billets verkauft und die leeren Plätze mittels Freikarten füllt, wir können uns von den Mühen, die damals mit einer Konzertreise verknüpft waren, kaum mehr eine Vorstellung machen. Alles lag auf den Schultern des Konzertierenden selbst, falls er nicht, wie Liszt, seinen eigenen Geschäftsführer hatte; die Besorgung eines guten Klaviers stieß, namentlich in kleineren Städten, auf die größten Schwierigkeiten, und bisweilen mußte die Güte von Privatpersonen, die gerade im Besitz eines brauchbaren Instrumentes waren, in Anspruch genommen werden. Wie dabei öfter die Künstler behandelt wurden, erfahren wir aus einem späteren Brief Claras (Gotha 1840): „Ein Kammerherr, von dem ich das Klavier hatte, empfing mich im Schlafrock und der Pfeife im Munde, und blieb in dieser Situation, solange ich zugegen war."

Im Jahre 1831 veröffentlichte Clara ihr erstes Kompositionswerk, vier Polonäsen für Klavier, und unter denen, die ein Dedikationsexemplar erhielten, befand sich auch „Herr Schumann, der seit Michael 1830 bei uns wohnt und Musik studiert." Nach langem Zögern hatte Schumanns Mutter zugestimmt, daß ihr Sohn sich ganz der Tonkunst widmen durfte. Ein Brief Wiecks war es, der ihren Sinn gewendet hatte, und dies Schriftstück, das hier abgedruckt ist, muß man

lesen, um zu begreifen, was Wieck als Pädagoge leistete; seine sichere Erkenntnis des für den angehenden Musiker Notwendigen, sein Ernst, seine treue Hingabe erscheinen in dieser Auseinandersetzung im allergünstigsten Licht. Es dauerte nicht lange, so knüpften sich zwischen den Herzen der jungen Künstler zarte Bande an, so zart, daß sie ihrer kaum gewahr wurden. Schumann wenigstens war so im Unklaren über seine Gefühle für Clara, daß er glaubte, einem anderen Mädchen, Ernestine von Fricken, die seit 1834 ebenfalls in Wiecks Hause ihrer musikalischen Ausbildung oblag, aufrichtig zugetan zu sein. Man weiß, daß es zwischen beiden zu einem Verlöbnis kam, in der leisen, halb andeutenden Art, die Schumann eigen war, und man weiß auch, daß die Beziehungen zu Ernestine durch Schumann plötzlich gelöst wurden. Über die Motive hierzu blieb die Welt im Dunkeln.

Als 1888 Kohnts schlechtes Buch über Wieck erschien, durften wir glauben, etwas klarer zu sehen. Denn hier waren Briefe Ernestinens an Clara Wieck abgedruckt, die einen eigentümlichen Einblick in das Wesen der Schreiberin gewährten. Sie zeigt sich als ein gutherziges, törichtes, ungebildetes Geschöpf, dessen geistige Flachheit eine Persönlichkeit wie Schumann auf die Dauer hätte niederdrücken und unglücklich machen müssen. Es war anzunehmen, daß die Erkenntnis hiervon Schumann bewogen hatte, sein Schicksal von dem ihrigen zu trennen.

Litzmanns Buch bringt indessen andere Aufschlüsse, die nun diese Angelegenheit wohl endgültig erledigen. Am 11. Februar 1838 schreibt Schumann seiner Braut aus Leipzig einen wundervollen Brief, einen Rückblick auf sein Leben, Bekenntnisse, die er noch keinem gemacht. „Mein Innerstes will ich Dir offenbaren, wie ich es noch niemandem gezeigt habe. Du mußt alles wissen, Du mein Liebstes neben Gott.“ In diesem Briefe erzählt er von dem Depressionszustand, in dem er sich 1833, nach dem Tode seiner ihm innig befreundeten Schwägerin Rosalie befunden hatte. „Nur wenige Worte hierüber, — — in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1833 kam mir auf einmal der fürchterlichste Gedanke, den je ein Mensch haben kann — der fürchterlichste, mit dem der Himmel strafen kann — der, den Verstand zu verlieren — er bemächtigte sich meiner aber mit so einer Heftigkeit, daß aller Trost, alles Gebet wie Hohn und Spott dagegen verstummte. Diese Angst aber trieb mich von Ort zu Ort — der Atem verging mir beim Gedanken, wenn es (unleserlich) würde, daß Du nicht mehr denken könntest — Clara, der kennt keine Leiden, keine Krankheit, keine Verzweiflung, der einmal so vernichtet war — damals lief ich denn auch in einer ewigen fürchterlichen Aufregung zu einem Arzt — sagte ihm alles, daß mir die Sinne oft vergingen, daß ich nicht wüßte, wohin vor Angst, ja, daß ich nicht dafür einstehen könnte, daß ich in so einem Zustand der äußersten Hilflosigkeit Hand an mein Leben lege. Entsetze Dich nicht, mein Engel Du vom Himmel; aber höre nun, der Arzt tröstete mich liebreich und sagte endlich lächelnd: ‚Medizin hülfe hier nichts; suchen sie sich eine Frau, die kuriert sie gleich.‘ Es wurde mir leichter; ich dachte, das ginge wohl; Du kümmertest Dich dazumal wenig um mich, warst auch auf dem Scheidewege vom Kind zum Mädchen. — Da nun kam Ernestine — ein Mädchen, so gut, wie die Welt je eines getragen — die, dachte ich, ist es, die wird dich retten. Ich wollte mich mit aller Gewalt an ein weibliches Wesen anklammern. Es wurde mir auch wohler — sie liebte mich, das sah ich — Du weißt alles, die Trennung, daß wir uns geschrieben haben, uns ‚du‘ genannt u. s. w. Es war im Winter 1834. Als sie nun fort war, und ich zu sinnen anfing, wie das wohl enden könne, als ich ihre Armut erfuhr, ich selbst, so fleißig ich auch war, nur wenig vor mir brachte, so fing es mich an, wie Fesseln zu drücken — ich sah kein Ziel, keine Hilfe — noch dazu hörte ich von unglücklichen Familienverwicklungen, in denen Ernestine stand, und was ich ihr allerdings übel nahm, daß sie mir es so lange verschwiegen hatte. Dies alles zusammengenommen — verdammt mich — ich muß es gestehen, ich wurde kälter; meine Künstlerlaufbahn schien mir verrückt; das Bild, an das ich mich zu retten klammerte, verfolgte mich nun in meine Träume wie ein Gespenst;

ich sollte fürs tägliche Brot wie ein Handwerker nun arbeiten; Ernestine konnte sich nichts verdienen; ich sprach noch mit meiner Mutter darüber, und wir kamen überein, daß dies nach vielen Sorgen nur wieder zu neuen führen würde."

Hier sind die Gründe der Trennung von Ernestinen also klipp und klar ausgesprochen. Man könnte vielleicht wünschen, daß es andere wären — oder steht noch ein anderes dahinter? Wird Schumann nur durch sein Zartgefühl verhindert, auszusprechen, was ihn innerlich von Ernestine schied? — doch jedenfalls haben wir hier ein authentisches, unantastbares Zeugnis, an das wir uns halten müssen. Die Meinung, die Litzmann von den Beziehungen Roberts zu Ernestine gewonnen hat, daß nämlich beide ihre Gebundenheit überschätzt hätten, daß in der Beurteilung der Tragweite ihrer Handlungen und des Verhaltens ihrer nächsten Angehörigen die Phantasie eine große und verhängnisvolle Rolle gespielt habe, diese Meinung kann ich nach allem, was geschehen ist, nicht teilen. Mir scheint vielmehr, daß dem Herzenszustand nach eine wirkliche Verlobung vorlag, die das Schicksal so mancher Verlobung teilte, nach reiflicher Überlegung gelöst zu werden.

Von Wien aus schrieb Schumann seiner Braut später: „Ernestine . . . weiß recht gut, daß sie Dich erst aus meinem Herzen verdrängt hat, daß ich Dich liebte, ehe ich Ernestine kannte . . . Ernestine schrieb mir oft: ‚Ich glaubte immer, daß Du nur Clara lieben könntest, und glaube es auch noch' — sie hat heller gesehen, als ich." Die gleichsam latente Liebe brach nun mächtig hervor, als Ernestine in der Ferne war und Schumann Clara in ihrer Holdseligkeit täglich um sich sah.

Es ist bekannt, daß Schumanns Werbung um Clara von Wieck schroff zurückgewiesen wurde, und daß es den Liebenden erst nach jahrelangen Kämpfen und mit Hilfe des Gerichts gelang, den Bund fürs Leben zu schließen. Was jedoch nicht bekannt ist, sind die Einzelheiten dieses Kampfes und die furchtbaren inneren Qualen, die Robert und Clara hierbei erduldet haben. Das alles lernen wir jetzt zum erstenmal kennen aus den Briefen, die zwischen beiden hin- und hergingen. Beides Künstlernaturen und daher von feinerer und empfindlicherer seelischer Struktur, von intensiverem Gefühlsleben als gewöhnliche Menschen, wurden sie von den Widerwärtigkeiten, die ihnen in den Weg traten, fast im Herzen wundgerieben. Clara hatte dabei noch schwerer zu leiden als Robert, denn er stand Wieck, so sehr er ihm zugetan war, doch schließlich als Fremder gegenüber, während sie sich vom eigenen Vater loslösen sollte, von einem Vater, der sie bis dahin auf das Treueste geleitet hatte, dem sie unendlich viel verdankte, und den sie herzlich liebte. Und man muß sagen, daß sie ihr Schicksal mit mehr Gemütsstärke trug als Robert. Wie sie aus allen Schmerzen heraus den Vater gegen Schumann verteidigt, wie sie den oft in seinem Künstlerstolz und in seiner Menschenwürde aufs tiefste beleidigten Geliebten tröstet, aufzurichten sucht, mit lindem Wort streichelt, das zu lesen und mitzufühlen gewährt einen eigentümlichen, wehmütigen Genuß. Einmal sagte sie ihm: „Doch schmerzlich ist es mir, wenn du auf Vater einen Stein werfen willst, weil er für seine vielen, mir gewidmeten Stunden nur einen kleinen Lohn verlangt. Er will mich glücklich wissen, glaubt das durch Reichtum zu erreichen, kannst du ihm zürnen? Er liebt mich ja über alles, und würde mich, sein Kind, nicht verstoßen, wenn er sähe, daß nur dein Besitz mein Glück begründen könne, also verzeih ihm, aus Liebe zu mir, seine natürliche Eitelkeit. Denke, daß er nur aus Liebe zu mir so an dir gehandelt". Und Robert: „Ich will es dir nur ins Ohr sagen, ich liebe und achte deinen Vater seiner vielen großen und herrlichen Seiten wegen, wie, dich ausgenommen, ihn sonst niemand hochhalten kann, es ist eine ursprüngliche angeborene Anhänglichkeit in mir, ein Gehorsam, wie vor allen energischen Naturen, den ich vor ihm habe. Und das schmerzt nun doppelt, daß er nichts von mir wissen will". Dann bricht wieder die Bitterkeit in ihm hervor, er klagt, daß Wieck alles, was er, Robert, Fehlerhaftes habe, herausfuche, um ihn bei Clara herabzusetzen, und fährt fort: „Er hat mir schon einmal einen Brief geschrieben, und darin Worte, wo, wenn mich einmal der Höchste fragte, ob ich auch

das verziehe, und er mich darum bäte, ich eine Weile anstehen würde — ich schwieg darauf, ach, und weil er dein Vater war, mußte ich so erbärmlich sein und darauf schweigen". Da muß denn Clara wiederum entgegentreten: „Du tust Vater sehr unrecht, wenn du sagst, er rede alles Schlechte von dir und zähle mir immer deine Fehler auf; das tut er nicht; im Gegenteil, er spricht zu jedermann mit dem größten Enthusiasmus von dir, läßt mich von dir vorspielen, hat neulich eine große Gesellschaft gebeten, und bloß um den Karneval zu hören . . ."

Das war in Wien, wo sich Clara auf einer Konzertreise befand, wo sie später zur k. k. österreichischen Kammervirtuosin ernannt wurde. Und hier reifte auch der Plan, daß Schumann mit seiner Zeitung nach Wien übersiedeln solle, daß sie sich dort verheiraten und lieben wollten. Clara sprach diesen Gedanken zuerst aus, wie man jetzt erfährt, aber hinter ihr stand als Souffleur Vater Wieck. Es hat fast den Anschein, daß er Schumann nur erst von Leipzig weghaben wollte, vielleicht in dem Gedanken, eine Entfernung von Clara werde auch eine allmähliche Entfremdung herbeiführen. Am 24. Januar macht Clara zuerst eine Andeutung nach dieser Richtung. „Wäre es denn nicht möglich, daß du deine Zeitung einmal in Wien herausgibst?" fragte sie, fügt jedoch gleich hinzu: „es war nur so ein Vorschlag". Aber im März kommt sie ernstlich auf diesen Vorschlag zurück, malt Robert in leuchtenden Farben, wie gut sich's in Wien leben ließe, was sie bei ihrer Beliebtheit durch Konzerte und Stundengeben hier verdienen könnte und setzt daneben einige Pinselstriche Grau in Grau über Leipzig. Ganz naiv gesteht sie dann: „Alles, was ich dir geschrieben, hat mir der Vater heute eine Stunde lang auseinandergesetzt . . ."

Schumann siedelte in der Tat nach Wien über, nur, um nach einem Jahr wieder nach Leipzig zurückzukehren; die Erwartungen, die er auf die österreichische Kaiserstadt gesetzt hatte, erfüllten sich in keinem Punkt, er fand das Publikum und die musikalischen Verhältnisse trostlos, und war um eine Erfahrung reicher, um eine Hoffnung ärmer geworden. Oder um zwei. Denn Wieck, der früher erklärt hatte, er werde seine Zustimmung zu Schumanns Verheiratung mit Clara geben, wenn er sich in Wien seßhaft mache und einen festen Wirkungskreis gewönne, hatte dies Versprechen sofort zurückgezogen, als Schumann wirklich in Wien war, und die Liebenden standen nun auf demselben Fleck wie vorher. Diese Zweideutigkeit im Benehmen Wiecks, dies halbe Zusagen, um nachher zu verweigern, geben seinem Bild einen recht unangenehmen Zug.

Da Wieck sah, daß Clara und Robert trotz all seines Widerstandes nicht voneinander lassen wollten, griff er zu stärkeren Mitteln. Clara begab sich wieder auf eine Kunstreise, die schließlich nach Paris führte; der Vater hatte versprochen, nachzukommen, hielt aber sein Versprechen nicht, sondern ließ die Tochter allein reisen. Sie sollte erkennen, was er ihr als Impresario gewesen war, sollte seine Weltkenntnis, seine rücksichtslosen Ellenbogen vermissen, sollte mürbe werden. Und das geschah denn auch.

In Stuttgart hatte sie noch ein Abenteuer mit Gustav Schilling zu bestehen, jenem literarischen Hochstapler und Vielschreiber, der Bücher verfertigte, wie Czerny Etüden. Er hatte ihr Honig eingegeben, hatte sich an sie heranscharmuziert, und die liebe Unschuld schickte einen seiner Briefe, der ihr „so exzentrisch" vorkam, an Robert. Der sah gleich, wie die Dinge standen, erkannte, daß Schilling sich an seine Stelle drängen wollte, und schrieb an Clara einen lieben, vor Empörung glühenden Brief, indem er sie über die Absichten jenes Abenteurers gründlich aufklärte. Von diesem persönlichen Erlebnis aus werden die heftigen Angriffe Schumanns auf Schilling (in der neuen „Zeitschrift für Musik") noch verständlicher. Die Niedertracht der Schillingschen Schriftstellerei hätte wohl ohnedies Schumann zu Spott und Abwehr gereizt, aber erst da er am eigenen Leibe empfindlich berührt war, erhob sich der Ton der Polemik zu schneidender Schärfe. Wilhelm Tell! Es kam soweit, daß Schilling ihn wegen Beleidigung verklagte, (obwohl der inkriminierte

Artikel von Dorn verfaßt und von Schumann nur mit einigem Salz versehen war, und daß Schumann wirklich zu sechs Tagen Gefängnis, die das Gericht auf Berufung in fünf Taler Geldstrafe umwandelte, verurteilt wurde. (Vgl. Gustav Jansen, Gesammelte Schriften . . . v. R. Schumann II, 529.)

In Paris hörte Clara zum erstenmal Beethovens Neunte Symphonie im Conservatoire. In demselben Jahre bekam auch Richard Wagner dort dies Werk zu hören. Interessant ist es nun, die Eindrücke zu vergleichen, die beide von der Aufführung empfingen. Clara meint, es sei ein großartiges Werk, doch habe sie den letzten Satz und teilweise auch das Adagio nicht verstanden. Ihr schien die Auffassung des Orchesters eine oberflächliche, die Mittel aber seien ausgezeichnet. Wagner dagegen, der die Neunte von Jugend an schwärmerisch liebte, erklärte, es sei ihm bei dieser Aufführung wie Schuppen von den Augen gefallen; die Schönheit des Vortrags sei ganz unbeschreiblich, und der Grund sei der, daß das Orchester eben gelernt hatte, in jedem Takt die Beethovensche Melodie zu erkennen. (Über das Dirigieren, Ges. Schr. VIII, 271.)

Das Pariser Leben war aufreibend und unbefriedigend, Clara hatte von früh bis spät zu tun, ohne rechte Resultate zu sehen. Des Morgens ging sie auf den Montmartre, von 9—12 Uhr übte sie Klavier, dann wurde gefrühstückt, nachmittags Gänge in die Stadt, die immer drei Stunden wegnahmen, um 1/2 6 Uhr Diner, dann einige Klavierstunden und abends Konzert oder Gesellschaft. Die Konzerte, die drei bis vier Stunden dauerten, fand sie furchtbar langweilig, und in den Gesellschaften sei es kaum auszuhalten; „in einem kleinen Stübchen sitzen über fünfzig Damen um das Klavier herum und benehmen sich auf die fadeste Weise . . . Diese Frivolität, dies Nichtstun, das Kokettieren, das ist unglaublich." Künstlerisch kam sie nicht vorwärts, ja, sie fürchtete bei dem Mangel an Kontrolle durch wirklich gute Musiker Rückschritte zu machen, sehnte sich nach einer Unterrichtsstunde von ihrem Vater, dazu die Trennung von dem Geliebten, das Langen und Bangen nach einem mitfühlenden Herzen — endlich ein Brief des Vaters, der, statt wie früher Vorwürfe und Drohungen zu bringen, an ihre Liebe sich wendete — ist es ein Wunder, daß sie in einer Stunde des Kleinmuts an Robert einen Brief schrieb, der von Warten und Nachgeben gegen die Wünsche des Vaters sprach?

Dieser Brief traf Schumann in der glücklichsten Stimmung — er hatte gerade einen Überschlag über seine Einnahmen und Kapitalien gemacht und gefunden, daß sie reichlich waren, einen Hausstand zu begründen und zu erhalten. Die Wirkung von Claras Zurückweichen kam einem Blitzschlag gleich. Ganz bestürzt und zitternd vor Erregung schrieb er zurück und setzte dadurch wieder Clara in eine verzweifelte Stimmung — es ging wie ein Riß durch ihren Herzensbund. Doch bald war alles wieder heil, und nun versuchten sie zum letztenmal in einem gemeinschaftlich unterzeichneten Briefe Wiecks Zustimmung zu ihrer Vermählung zu erlangen. Der Vater antwortete durch die Aufstellung der bekannten sechs Bedingungen, auf die Schumann natürlich nicht eingehen konnte, und die auch wohl keinen anderen Zweck haben sollten als den, die Verbindung endgültig zu verhindern. Hiermit hatte er den Bogen überspannt, denn jetzt entschlossen sich Robert und Clara, die Entscheidung durch das Gericht herbeiführen zu lassen.

Was kann nun wohl Wieck zu dem hartnäckigen Widerstand gegen die Verbindung seines Kindes mit Schumann getrieben haben? Es ist schwer, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu finden; auch die Aufklärung, die Briefe und Tagebücher hierüber geben, genügt nicht. Schumann hat ganz recht, wenn er nach der Abweisung seiner Werbung an Clara schreibt: „Vergebens suche ich nach einer Entschuldigung für Ihren Vater, den ich doch immer für einen edlen, menschlichen Mann gehalten. Vergebens suche ich in seiner Weigerung einen schöneren, tieferen Grund, etwa den, daß er fürchte, Sie würden als Künstlerin einbüßen durch ein frühzeitiges Versprechen an einen Mann, daß Sie überhaupt noch zu jung wären u. dergl. Nichts von dem . . ." In der Tat ist in allem, was Wieck schreibt und

sagt, von solchen tieferen Gründen nichts zu bemerken, es handelt sich immer nur um Geld und wieder Geld: sie brauchten viel mehr Geld zum Leben, als sie glaubten — dabei nennt er eine sehr hohe Summe, trotzdem Schumann auseinandersetzt, daß hunderte der angesehensten Familien von dem lebten, was er und Clara zu verzehren hätten — sie würden oft im stillen weinen, wenn sie nicht große Assembleen gäben, und dergleichen mehr. Wiecks Wertschätzung des Geldes ist von seinem Standpunkt aus begreiflich. Er hatte selbst sich aus Not und Armut durch eiserne Ausdauer zu einer geachteten Lebensstellung emporgearbeitet, und war so dazu gekommen, die Behaglichkeit des Besitzes schätzen zu lernen, nicht so sehr um seiner selbst willen, wie Litzmann treffend sagt, denn als mächtigstes Mittel, um nach seiner Weise wirken zu können. Noch in seinem achtundachtzigsten Jahre schrieb er an seinen Enkel Fritz Schumann: „In tiefster Armut habe ich Gott das Gelübde getan, wenn er mich von Nahrungssorgen befreite oder wohl gar in den Stand der Wohlhabenheit führte, würde ich mein ganzes Leben der Erziehung der Menschheit und vorzüglich der Ausbildung armer und gut gesitteter musikalischer Talente widmen." Er sah nun, daß Clara auf dem besten Wege war, durch Konzertieren ein Vermögen zu erwerben, und fürchtete, daß durch ihre Verheiratung der Erwerbsprozeß unterbrochen werden und sie am Ende später in Bedrängnis geraten könnte. Und doch, wie einfach und leicht hätten sich alle Schwierigkeiten gelöst, wenn er freundlich zugestimmt und Clara weiterhin mit Rat und Tat unterstützt hätte! Daß er aus eigener Gewinnsucht seine Einwilligung nicht geben und Claras Vermögen noch einige Jahre zurückbehalten wollte, scheint mir gänzlich ausgeschlossen, denn er wollte das Geld ja verzinsen, und hat Claras Konzerteinnahmen immer mit voller Uneigennützigkeit ihr überlassen und redlich verwaltet. Und die Drohung, er wolle Claras erspieltes Vermögen als Honorar für die ihr erteilten Klavierstunden sich zurechnen, war doch ebensowenig ernst gemeint wie jene andere, er werde Robert erschießen, wenn er es noch einmal wage, sich Clara zu nähern.

Diese Geldrücksichten können aber unmöglich der einzige Beweggrund seines Handelns gewesen sein; wir müssen noch nach einem anderen suchen. Vergegenwärtigen wir uns, wie er Clara erzogen, was er ihr gegeben, was sie für ihn geworden war. Im Januar 1835 hatte er auf zwei durch Zufall leergebliebene Blätter des Tagebuches siebzehn Fragen, „welche in jeder Stadt siebenhundertmal, namentlich von der wißbegierigen Hälfte des menschlichen Geschlechts, an uns getan werden", ein für allemal beantwortet. Darunter befindet sich auch folgende: „Haben Sie noch mehrere so musikalische Kinder?" „Sie haben ebensoviel Talent, aber nichts gelernt."

„Wieso?"

„Weil ich nur ein Leben zu verschenken habe."

Es liegt Größe in dieser Antwort. Wieck hatte zehn Jahre Lebensarbeit an die Tochter gewandt, und wenn nicht alles täuscht, unterschätzte er die ursprüngliche Naturanlage und hielt das, was Clara leistete, ausschließlich für das Resultat seiner Pädagogik. Er sah ihr Künstlertum sozusagen als sein Eigentum an, die Klavierspielerin Clara als sein, nur sein Geschöpf, das er nun auch leiten wollte nach seinem Willen. Und dies Geschöpf wollte auf einmal sein Schicksal selbst bestimmen, wollte Wege gehen, die es selbst wählte; er sollte nicht mehr Macht über sie haben? Es mag zuerst sich eine Art fassungsloser Bestürzung seiner bemächtigt haben, die dann, als er sah, daß all sein Widerstreben vergeblich war, in eine Wut umschlug, der jedes Mittel recht war, um die Abtrünnige zu strafen. Väterliche Bedenklichkeit, verletzte Eigenliebe, wahrer Schmerz eines gekränkten Herzens, kleinlicher Ärger — alles dies hat sich vielleicht gemischt und in ihm gewirkt, da er sein Kind mit blindem Haß verfolgte.

Denn was man immer zur Erklärung von Wiecks Handlungsweise anführen mag, vollkommen entschuldigen wird man sie nicht können. „Hätte der Vater manchmal in mein Inneres sehen können, er hätte Mitleid gehabt; er ist sehr gut,

und er hat an mir getan, was kein Vater so leicht tut, aber eine edle, schöne Liebe kennt er nicht und versteht sie auch nicht. Dies tut übrigens meiner kindlichen Liebe zu ihm keinen Abbruch. Ich fühle manchmal das tiefste Mitleid für ihn, ich möchte ihm gerne lohnen, doch was kann ich für mein Herz!" So schreibt Clara. Wahrlich, auch der Leser der Kapitel, die Wiecks letzte Anstrengungen, die Heirat zu hintertreiben, schildern, Episoden, die einem Sensationsroman, nicht der Wirklichkeit entnommen scheinen, kann sich eines tiefen Mitleids mit dem in irrer Verblendung handelnden Mann nicht entschlagen. Als Clara durch ihr Mädchen den Vater um ihren Wintermantel bitten ließ, antwortete er: „Wer ist denn die Mamsell Wieck? ich kenne zwei Fräulein Wieck nur, das sind meine beiden kleinen Töchter hier, eine andere kenne ich nicht." Nach Berlin, wohin Clara gereist war, schickte er Nachrichten, in denen er seine Tochter „ein von einem Elenden demoralisiertes Mädchen ohne Scham" nennt, ebenso suchte er ihr in Hamburg und Bremen durch eine vielfach verbreitete „Erklärung" zu schaden, die von einem „abgefallenen, verworfenen, boshaften Mädchen" spricht; ja, er scheute sich nicht, ihr in anonymen Briefen die törichtsten Verleumdungen gegen Schumann beizubringen. Und nachdem alle seine Einwände vom Gericht als unbegründet abgewiesen waren, da trat er mit einem ganz unerwarteten, neuen hervor: der Verlobte seiner Tochter sei ein Trinker.

Härter als alles andere traf Schumann dieser heimtückische Schlag einer völlig aus der Luft gegriffenen Verleumdung. Und wenn er sich auch damit tröstete, daß es ihm leicht sein würde, den Einwand zu entkräften, wenn er auch an Clara schrieb: „Die Schamlosigkeit seines Vorwurfs wird mir viel gemildert durch die Teilnahme so Vieler; Graf Reuß und David haben sich mir freiwillig erboten, vor Gericht zu zeugen, Mendelssohn tut dasselbe," so schmerzte es ihn doch unsäglich. Schon vorher hatte er gefühlt, daß die Aufregungen des Prozesses seine immerhin nur zarte Gesundheit angriffen, er klagte über völligen Mangel an Gedanken, besonders am Klavier, und über „grimmige Kopfschwäche"; aber jetzt bemächtigte sich seiner eine übermäßige, krankhafte Reizbarkeit, durch die er seiner Clara ihr schweres Leben oft noch schwerer machte. Und in dieser fürchterlichen Lage zeigt sie recht, daß sie wirklich ein „starkes Mädchen" ist und mehr Elastizität und Tatkraft besitzt als ihr Geliebter. Denn nicht nur kämpft sie sich tapfer durch alles Ungemach, trotz vieler heimlicher Tränen; sie findet auch Sammlung, Konzerte zu geben, und genug Frische des Geistes, um Robert zu erheitern und ihm „die Sorgenfalten aus der Stirn zu streichen".

Wieck zog es vor, den Wahrheitsbeweis für seinen Einwand nicht anzutreten. Aber es ist merkwürdig, zu sehen, wie das Gift, das er ausgespritzt hatte, im stillen weiter frißt, wie der Vorwurf, daß Schumann ein Gewohnheitstrinker gewesen sei, von Zeit zu Zeit aufs neue erscheint; noch jüngst hat ihn eine englische belletristische Zeitschrift mit breitem Behagen wieder aufgetischt. Alles vergeht — Verleumdung besteht!

Mit Wiecks Rückzug hatte die Prüfungszeit des Brautpaars ihr Ende erreicht. Am 12. August („am Tage Clara") 1840 war die für die Kläger günstige Entscheidung des Gerichts rechtskräftig geworden, und vier Wochen später fand die Hochzeit statt. Auch an diesem Tage trägt Clara gewissenhaft die Ereignisse ins Tagebuch ein und scheidet von diesen Jahren mit einer zurück- und vorwärtsschauenden Betrachtung: „Eine Periode meines Lebens ist nun beschlossen: erfuhr ich gleich viel Trübes in meinen jungen Jahren schon, so doch auch manches Freudige, was ich nie vergessen will. Jetzt geht ein neues Leben an, ein schönes Leben, das Leben in dem, den man über alles und sich selbst liebt, aber schwere Pflichten ruhen auch auf mir, und der Himmel verleihe mir Kraft, sie getreulich wie ein gutes Weib zu erfüllen."

Nur eine Hindeutung auf den Wert des Buches sollen diese Seiten sein, denn selbst die ausführlichste Besprechung könnte nichts tun, als einzelnes herausgreifen, und hier ist alles wissenswert und für die Erkenntnis der beiden Künstlerpersönlich-

keiten förderlich. Das äußere Ereignis tritt weit zurück vor dem inneren Erlebnis; man muß diese Dokumente des Herzens und der Seele, die das feinste geheimste Empfinden bloßlegen, Satz für Satz durchlesen, dann wird man Schumann beistimmen, der einmal seiner Braut schreibt: „Ja, Clara, ich glaube manchmal, Künstlerinnen wie Du könnte man vielleicht noch finden, aber Mädchen von so innigem und starkem Gemüt wie Du wohl wenige."

Carl Krebs.

Das Buch einer Anonymen.

Briefe, die ihn nicht erreichten. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Ohne Verfassernamen geht dies Buch in die Welt; aber wir haben kaum die erste Seite gelesen, und es ist so gut wie gewiß, daß hinter der Anonymität sich eine Verfasserin verbirgt. „Es ist alles eine Frage von Nuancen," sagt sie gleich auf dieser ersten Seite; und in der Tat, solcher Nuancen ist nur eine Frauenseele fähig. Allein, mit dieser feinen, echt weiblichen Rezeptivität ist die geistige Physiognomie der Verfasserin noch bei weitem nicht genügend charakterisiert: wenn man den Gedanken nicht abweisen kann, daß die Heldin ihres Briefromans nur ausspricht, was sie selber empfunden und beobachtet, so machen wir uns von ihr das Bild einer Dame, die — reich von der Natur ausgestattet — sich auf den Höhen des Daseins bewegt, vieler Herren Länder kennen gelernt, in vieler Menschen Schicksale geschaut, die ein warmes Herz für ihre Leiden, ein scharfes Auge für ihre Schwächen hat und, frei von jedem Vorurteil, die Dinge nach ihrem wahren Werte schätzt. Fügen wir hinzu, daß ihr Stil individuell, immer anregend, zuweilen glänzend, das, was sie schildert oder erzählt, bunt und mannigfaltig ist; daß trotz der etwas drückenden Atmosphäre, die auf den tragischen Ausgang vorbereitet, bald hier, bald da der Humor durchbricht und mit einer romantischen Ader sich ein Zug leiser Ironie verbindet, die ja der Romantik auch nicht fremd ist: so haben wir, wie uns dünkt, einen annähernden Begriff von der Verfasserin und einen gewiß zutreffenden von ihrem Buche.

Das, was man allenfalls den Roman darin nennen könnte, ist sehr einfach: eine deutsche Dame, die Schweres in der Heimat durchgemacht, lebt mit ihrem Bruder, dem Repräsentanten eines großen Geschäftshauses, in Peking. Dort begegnet sie einem Landsmann, der gelehrter Zwecke halber nach China gekommen ist, und mit dem sie sich so innig befreundet, daß der Druck der Vergangenheit allmählich von ihr zu weichen beginnt. Beide fühlen, daß sie füreinander bestimmt sind — aber sie wird ihm immer nur Freundin bleiben dürfen, da ihr trauriges Los sie an einen Gemahl kettet, der geistig umnachtet in Deutschland zurückgeblieben ist. Sehr hübsch wird der Verkehr der deutschen Kolonie in Peking dargestellt, die, von keiner Vorahnung getrübt, unter dem fremden, aber nicht unliebenswürdigen Volke sich wie eingebürgert fühlt. Aus dieser Umgebung wird der Bruder, und mit ihm die Schwester, nach New York versetzt; und von nun ab beginnt die Reihe der „Briefe, die ihn nicht erreichten". Wo immer die Freundin weilt, und was sie erlebt, sie teilt es dem fernen Freunde mit. Bald ernst, bald heiter wogt es in dieser leidenschaftlichen Seele, die sich in einem Moment, mit Zweifeln kämpfend, bis an die Grenzen des Transzendentalen wagt und im anderen mit kindlicher Naivität, ja Neugierde die Dinge rings um sich her anblickt. Wunderschöne Naturschilderungen von der Reise, Land- und Seebilder wechseln mit den geistreichsten Aperçus aus dem New Yorker Gesellschaftstreiben, Szenen aus seinen exklusiven Kreisen mit

solchen, in denen die ganze Liebe der Verfasserin für die Kleinen, die Schwachen und Unterdrückten spricht. Plötzlich sehen wir uns nach Berlin versetzt: jener Unglückliche ist gestorben, die Freundin ist frei! In den Jubel ihrer Seele mischt sich leise Wehmut, da sie die Stätten ihrer Kindheit wieder betritt. Diese Berliner Briefe gehören zu den anmutigsten zugleich und ergreifendsten der ganzen Kollektion; nicht nur, daß es äußerst interessant für uns ist, unser Berlin in einer so neuen Beleuchtung zu sehen; aus jeder Zeile spricht auch — wie soll man es nennen? — das Heimweh der in der eigenen Heimat fremd Gewordenen. In den Abschied von Berlin — es ist Mai 1900 — klingen die ersten beunruhigenden Nachrichten aus China, die jedoch, wie man sich erinnert, nicht recht ernst genommen werden; und hoffnungsfreudig der Vereinigung mit dem geliebten Freunde entgegensehend landet die Freundin abermals in New York. Jetzt aber, von Tag zu Tage finsterer, verdichtet sich das Gewölk über China, das Ungewitter des Boxeraufstandes in all seiner unseligen Gewalt bricht aus, Schlag auf Schlag folgen sich die Hiobsposten, jedes Telegramm bringt Kunde von neuen Greueltaten, von Mord und Brand, von der Niedermetzelung des deutschen Gesandten, vom Kampf um die Legationen und der Fruchtlosigkeit des ersten Versuches der Hilfe. — Man fühlt, wie die Qual der Ungewißheit sich zum Unerträglichen steigert, wie die Seelenpein sie töten muß. Niedergeworfen von Angst und gefoltert von Sorge, fleht die Kranke zur Vorsehung nur um ein Wort vom Geliebten — noch einmal beginnt sie einen Brief an ihn, der ihn jedoch so wenig wie alle anderen erreichen wird. Er ist tot, und mit dieser Gewißheit entsinkt auch der Hand der Sterbenden die Feder.

Aus einem kurzen Nachwort des Bruders erfahren wir, daß der Freund der Schwester während des ganzen Jahres, das die Briefe der Schwester umfassen, seinen Studien obgelegen in entfernten chinesischen Klöstern, wohin kein Laut der Außenwelt drang. Erst beim Ausbruch der Unruhen trifft er in Peking wieder ein, und dort, als eines ihrer letzten Opfer, fiel er. Die für ihn bestimmten Briefe kamen aus Shanghai nach Peking, als er schon nicht mehr war, und dort erhielt sie der Bruder, der sie zum Andenken an beide herausgegeben hat. „Vielleicht," sagt er „erreichen sie auch andere einsame Menschen, die noch auf der großen Lebensfahrt begriffen sind und gern einen Augenblick am Wege rasten, um auf die Stimmen derer, die vor ihnen gegangen sind, zu lauschen, wie sie leise aus der Vergangenheit klingen."

Wer das Buch in einer solchen Stimmung liest, wird es sicher nicht unbewegt aus der Hand legen.

J. R.

David Friedrich Strauß und Eduard Mörike.

Ein Nachwort.

In meiner Publikation „David Friedrich Strauß und Eduard Mörike" im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" ist mir etwas Menschliches passiert. Der letzte und — schönste der dort von mir veröffentlichten Briefe ist nicht echt. Meine Vorlage, ein Konvolut von sechs sauber zusammengehefteten Blättern in einem Umschlage, von der Adresse bis zur Unterschrift von Mörikes feiner Hand hergestellt, ist — wofür kein Anhaltspunkt vorlag — nur eine Abschrift des Dichters. Ich fand das Schriftstück, wie a. a. O. bemerkt, in der Autographensammlung des Herrn Bankier Alexander Meyer Cohn zu Berlin unter dessen Mörike-Handschriften. Der unter der Maske Joseph Haydns geschriebene Brief, der sich so gut in meine zusammenfassende Skizze einfügt, könnte aus inneren und äußeren Gründen sehr wohl von Mörike verfaßt sein; auch daß dieser ihn sich so sorgsam abgeschrieben hat, spricht dafür. Des Dichters hochbetagter Schwester Klara stiegen beim Lesen des von mir veröffentlichten Schreibens, wie sie mir mitteilt, bereits leise Zweifel an der Echtheit auf, und nun verpflichtet mich einer der besten Kenner alles dessen, was schwäbisch ist, Herr Oberstudienrat Dr. Julius von Hartmann in Stuttgart, mein allzeit bereiter Helfer und Berater, durch den Nachweis, daß der Brief von dem ob seines feinen Humors hochgeachteten württembergischen Prälaten Dr. von Hauber verfaßt worden ist. Aus dessen Nachlaß ist er auch bereits vor zwanzig Jahren, an einer für Nicht-Schwaben allerdings recht abgelegenen Stelle, nämlich im „Württembergischen Staatsanzeiger", Besondere Beilage 1883, Nr. 18, veröffentlicht worden. Wie der Brief an Mörike gelangt ist, ob etwa über Friedrich Vischer und dessen Neffen Wilhelm Hemsen oder über den Stuttgarter Oberhofprediger Grüneisen oder über Friedrich Notter, das muß dahingestellt bleiben. David Friedrich Strauß' Sohn, Oberstabsarzt a. D. Dr. Fr. von Strauß in Stuttgart (der an der von mir proklamierten Verfasserschaft übrigens nicht Anstoß genommen hatte) versichert mir, daß der Haydn-Brief nie in die Hände seines Vaters gelangt sei, und dasselbe nimmt Haubers Sohn an. Man hat also wohl mit Rücksicht auf den schwer leidenden Zustand des in dem Schreiben Angegriffenen von der Absendung wohlweislich abgesehen.

Herr Professor Dr. Hermann Fischer in Tübingen — und gleichzeitig mit ihm Herr Professor Dr. G. Wentzel in Marburg — steuert mir endlich noch die Anmerkung bei, daß der von dem Schreiber gebrauchte Ausdruck „Schusterbletze" im Musikerjargon für den übermäßigen Gebrauch des „Sequenzens", d. h. der immer wiederkehrenden Wiederholung desselben Motivs in anderer Tonlage, diene, an der vorliegenden Stelle also auf Richard Wagners Leitmotivwesen gemünzt sei.

Wenn ich nach alledem auch meine Leser wegen der Irreführung um Entschuldigung bitten muß, so hoffe ich doch, daß es niemand bereuen wird, das prächtige Schreiben, das sonst schwerlich in weiteren Kreisen bekannt geworden wäre, gelesen zu haben.

Leipzig. Dr. **Harry Maync.**

β. **Meyers Großes Konversationslexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. Bd. I 1902. Bd. II 1903.

Eine neue Auflage von Meyers Lexikon durchzusehen, gehört zu den ziemlich ungetrübten Freuden auf literarischem Gebiet. Man steht vor einem vollkommen harmonischen Unternehmen. Die erste Anlage war geschickt und solid, der Erfolg ist glänzend gewesen; nun wird in der gleichen ernsten Weise mit sachlichem Ehrgeiz und dem Wunsch, den Erfolg zu verdienen, weitergearbeitet. Zwischen dem ersten Bande der fünften und dem ersten dieser sechsten Auflage liegen acht Jahre. Bei dem Schrittmaß unserer Zeit bedeutet das eine Welt an neuem Wissen und Erleben. Wenn irgendwo, so gilt aber auch bei dem Konversationslexikon der Satz vom unablässigen Neuerwerben des Ererbten zum Dauerbesitz. Das ist ja das charakteristische bei uns „Geschichtsmenschen", daß wir mit jeder neuen Wegstation auch die Vergangenheit neu sehen. So fließt für solches Lexikon alles, nicht nur die neue Gegenwart, sondern auch die älteste Vergangenheit. Es ist vielleicht keine Zeile darin, die nicht nach einem Jahrzehnt durchgesehen werden müßte. Aber der echte Lohn dieser außerordentlichen Arbeit liegt auch auf einem noch weit höheren Gebiet als dem der Tageshilfe. Jede Auflage eines derartig gewissenhaft redigierten Lexikons hat als Zeitspiegel unschätzbaren kulturgeschichtlichen Quellwert für die Zukunft. Man wird die Auflagen in den Bibliotheken haben, und der Forscher wird von ihnen eine Jahresfolge wichtigster Erkenntnis ablesen: wie die Menschen um 1894, um 1902 und so weiter gesehen haben. Neben diesem Schritthalten mit dem Strom der Dinge geht aber eine beständige Besserungsarbeit am Gerüst des Ganzen, Besserungen des Spiegels gleichsam, der das Bild fixieren soll. Auch diese methodische Vertiefung ist bei Meyer durchweg sehr lobenswert. Diese sechste Auflage steckt sich ihren Raum weiter: sie gibt zwanzig Bände statt der siebzehn von 1894. Die Bilder sind um über tausend vermehrt. Dabei sind unter anderem 24 neue Tafeln zur Völkerkunde, 25 neue zur Geologie, 40 zur Technologie. Bemerkenswert ist gerade für dieses Lexikon, das früher wenigstens in den Beilagen mehr aufs Naturwissenschaftliche und Technische ging, eine Aufbesserung der kunstgeschichtlichen Bildertafeln. Die Geschichte der Bildhauerkunst ist nicht mehr mit dem mangelhaften Konturenstich illustriert, sondern durch guten schattierten Holzschnitt. Als reiner Schmuck sind eine Anzahl Porträttafeln (Afrikaforscher, Goethe- und Bismarck-Bildnisse u. a.) zugegeben. Soll noch ein Wunsch zum Schluß vor so viel bester Leistung ausgesprochen sein, so ist es der eines rascheren Tempos beim Erscheinen. Man möchte das Gute gern ganz haben, und gerade beim Nachschlagewerk für den Augenblick eilt man doppelt.

ζ. **Friedrich der Große.** Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann von Petersdorff. Mit 277 zeitgenössischen Bildern, 27 faksimilierten Schriftstücken, Beilagen und Plänen. Berlin, A. Hofmann & Co. 1902.

Das vorliegende Werk ist nach einer „Vorbemerkung" des Verfassers bestimmt, „den breiten Massen der Gebildeten den Inhalt der monumentalen, alle einzelnen Ergebnisse kritischer Forschung vorlegenden und sich der Natur der Sache nach nur an einen gewählteren Kreis der gebildeten Welt wendenden Biographie aus der Feder von Reinhold Koser in kürzerer Fassung vorzutragen und zur Veranschaulichung der Persönlichkeit des Königs und seiner Zeit einen reichen Bilderschmuck zu bringen"! Doch was uns geboten wird, ist mehr, als es nach obigen Worten den Anschein hat; denn der Verfasser hat überdies nicht nur die umfangreiche Literatur über den König ausgiebig herangezogen, sondern auch selbst ernste Quellenstudien getrieben und sich danach ein selbständiges Urteil gebildet. Freilich sind wir nicht immer in der Lage, seiner Auffassung beizupflichten. Wenn er die Ursachen des Konfliktes zwischen Vater und Sohn vornehmlich in der „falschen oder doch zu sehr übertriebenen Erziehungspraxis" Friedrich Wilhelms I. auf der einen und in der „Unbesonnenheit" und „Unreife" Jung-Friedrichs auf der anderen Seite sieht, so berücksichtigt er nicht hinreichend den Gegensatz ihrer „Sinnesweise" und ihrer „Naturen". Ebensowenig ist nach der neuesten Forschung die Ansicht aufrechtzuerhalten, daß „der Geist der Entschiedenheit und der Offensive", der den jungen König auszeichnete, „bei dem alternden Manne verblaßt und verflüchtigt" sei. Denn gleichwie in den früheren beabsichtigte Friedrich in dem letzten seiner Waffengänge mit Österreich 1778 die Entscheidung durch eine „gute Bataille" in Mähren herbeizuführen. Da aber Prinz Heinrich im kritischen Augenblicke versagte, ging dieser große Plan zu Scheiter. Trotz dieser Ausstellungen im einzelnen bleibt dem Werke Petersdorffs sein Wert. Von nationalem Geiste ist es durchweht und von großer Auffassung getragen. Eine Fülle von Zitaten, die Friedrichs bilderreiche und packende Sprache lebendig veranschaulichen, gibt der Darstellung plastische Gestalt. Den Höhepunkt des Buches, das alle Seiten der Tätigkeit des Königs berücksichtigt, bildet die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges", in welchem Friedrich die Anerkennung der Großmachtstellung Preußens erzwang, zugleich die Geschichte eines Heldentums sondergleichen; denn wie es schon Napoleon I. rückhaltlos ausgesprochen hat: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, sondern Friedrich der Große."

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Judentum und Christentum. Von A. Ackermann. Leipzig, M. W. Kaufmann. 1903.

Ancestor, The. — A quarterly review of county and family history, heraldry and antiquities. Edited by Oswald Barron. London, Archibald Constable & Co. April 1903.

Auernheimer. — Lebemänner. Novelle von Raoul Auernheimer. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1903.

Bartels. — Kritiker und Kritikaster. Pro domo et pro arte. Von Adolf Bartels.

Benvenisti. — Les Hérétiques. Par Alphonse Benvenisti. Paris, Plon. 1903.

Benzmann. — Meine Heide. Gedichte von Hans Benzmann. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Bischoff. — Freimaurerei und Loge. Betrachtungen über den sozialethischen Beruf der Freimaurerlogen. Von Dietrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse. 1903.

Bliß. — Weltkinder. Gedichte von Paul Bliß. Berlin, L. Wilhelm Siebenburg. 1903.

Bode. — Gasthausreform durch die Frauen. Von Wilhelm Bode. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Gasthausreform. Mit 15 Bildern und Grundrissen. Weimar, W. Bodes Verlag. 1903.

Bode. — Goethes bester Rat. Von Wilhelm Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Bölsche. — Goethe im zwanzigsten Jahrhundert. Von Wilhelm Bölsche. Vierte, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Franz Wunder 1903.

Bormann. — O alte Burschenherrlichkeit! Moderne Burschenlieder nach lieblichen, wenn auch altmodischen Singweisen. Mit kohlpechrabenschwarzer Farbe, aber in rosenroter Laune gedichtet. Von Edwin Bormann. Gepinselt von Arthur Lewin. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. 1903.

Briefe, die ihn nicht erreichten. — Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Conrady. — Chinas Kultur und Literatur. Von A. Conrady. (Hochschulvorträge für jedermann. Heft 19—22 und 29—30.) Leipzig, Dr. Seele & Co. 1903.

Cook. — Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica“ in der Südpolarregion. Von Frederick A. Cook. Deutsch von Anton Weber. Mit zahlreichen Illustrationen. Kempten, Josef Kösel. 1903.

Cottasche Handbibliothek. — Nr. 41. Spinoza. Ein Denkerleben. Von Berthold Auerbach. — Nr. 52. Die drei gerechten Kammmacher. Erzählung von Gottfried Keller. — Nr. 58. Ovid bei Hofe. Novelle von W. H. Riehl. — Nr. 59. Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen von Adolf Friedrich Grafen von Schack. — Nr. 63. Ludwig der Baier. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Ludwig Uhland. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Diesterweg. — Aus dem Pionierleben während meines zwanzigjährigen Aufenthalts in Südafrika. Von Moritz Diesterweg. Burg, A. Hopfer. 1903.

Duncan. — Der Tanz der Zukunft. Eine Vorlesung von Isadora Duncan. Übersetzt und eingeleitet von Karl Federn. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Ebner-Eschenbach. — Agave. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Ebner-Eschenbach. — Glaubenslos? Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Ferrari. — Com 'era amministrato un Comune del Veronese al principio del sec. XVI. Di Ciro Ferrari. Verona, G. Franchini. 1903.

Frank. — Die Lene. Roman von Ulrich Frank. Berlin, Carl Freund. 1903.

Fred. — Roman eines Globe-Trotters. Von W. Fred. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Fuchs. — Die Karrikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit. Von Eduard Fuchs. Neue Folge. 1848—1900. Bis zum sechsten Heft. Berlin, A. Hofmann & Co.

v. G. — Abrüstung! Vorschlag Kaiser Nikolaus II. von Rußland an die Regierungen vom 24. August 1898. Von L. F. v. G. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Gerin. — Études sur Claude Tillier (1801—1844). Première série. Par Marius Gerin. Paris, Garnier frères. 1902.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Zweiundzwanzigster Band: Dichtung und Wahrheit. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Zweiunddreißigster Band: Benvenuto Cellini. Zweiter Teil und Anhang. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gomperz. — Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Von Theodor Gomperz. Zweite, durchgesehene Auflage. Erster und zweiter Band. Leipzig, Veit & Co. 1903.

Grabein. — Du mein Jena. Roman von Paul Grabein. (Vivat Academia! Romane aus dem Universitätsleben. Erster Band.) Berlin, Richard Bong. O. J.

Gregers Reisebibliothek. — Heft 1—3. Illustrierte Bilder aus Südamerika. Herausgegeben von J. Greger. München, Franz X. Seiz. 1902.

Griebens Reiseführer. — Thüringen. Praktisches Reisehandbuch. Zweiundzwanzigste, neubearbeitete Auflage. Mit elf Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Gruenstein. — Eros. Dichtungen von Josef Gruenstein. Berlin, Karl Siegismund. O. J.

Grupp. — Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. Von Georg Grupp. Erster Band. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 1903.

Heiberg. — Die schwarze Marit. Roman von Hermann Heiberg. München, Eduard Koch. 1903.

Hesses Volksbücherei. — Nr. 1. Die Ahnfrau. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Franz Grillparzer. — Nr. 3—4 Der Tag von Stralsund. Ein Bild aus der Hansezeit. Von Wilhelm Jensen. — Nr. 5. Prokopus. — Die drei Schmiede ihres Schicksals. Zwei Erzählungen von Adalbert Stifter. — Nr. 6—7. Verhängnisse. — Die Flucht über die Kordilleren. — Die Backwoodsmen Nordamerikas. Drei Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. — Nr. 8 und 9. Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen von Franz Grillparzer. — Nr. 12. Das sonderbare Duell. — Ein berühmter Name. Zwei humoristische Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. — Nr. 29. Der Waldbrunnen. — Nachkommenschaften. Zwei Erzählungen von Adalbert Stifter. Leipzig, Max Hesse.

Hilprecht. — Die Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania im Bêl-Tempel zu Nippur. Ein Vortrag von H. V. Hilprecht. Mit 56 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1903.

Hoffmann. — Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Holzer. — Schubart-Studien. Von Ernst Holzer. Mit einem Bild Schubarts und Musikbeilagen. (Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben. Zehntes Heft.) Ulm, Druck von Gebrüder Nübling. 1902.

Kappstein. — Emil Frommel. Von Theodor Kappstein. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Koch. — Die Friedensbestrebungen Wilhelms III. von England in den Jahren 1694—1697. Ein Beitrag zur Geschichte des Rijswijker Friedens. Von Gallus Koch. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1903.

Koenigsberger. — Hermann von Helmholtz. Von Leo Koenigsberger. Zweiter und dritter Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1903.

Kossak. — Unschuld. Roman von M. Kossak. Berlin, Richard Eckstein Nachf. O. J.

Kralik. — Unsere deutschen Klassiker und der Katholizismus. Von Richard von Kralik. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome premier. I. Tableau de la géographie de la France. Par P. Vidal de la Blache. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Lemmermeyer. — Novellen und Novelletten. Von Fritz Lemmermeyer. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Marine, Die kaiserliche, während der Wirren in China 1900—1901. Herausgegeben vom Admiralstabe der Marine. Mit 8 Abbildungen und 20 Plänen und Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Matter. — La Prusse et la révolution de 1848. Von Paul Matter. Paris, Félix Alcan. 1903.

Meyers Reisebücher. — Deutsche Alpen. Zweiter Teil. Siebente Auflage. Mit 27 Karten, 5 Plänen und 8 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Meyers Reisebücher. — Dresden, Sächsische Schweiz und Lausitzer Gebirge. Sechste Auflage. Mit 12 Karten, 9 Plänen und 4 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Molière-Moser. — Amphitryon. Von Molière. Verdeutscht von Carl Möser. Berlin, Emil Goldschmidt. 1902.

Müller. — Diary and Letters of Wilhelm Müller. With explanatory notes and a biographical index. Edited by Philip Schuyler Allen und James Taft Hatfield. Chicago, The University of Chicago Press. 1903.

Münz. — „Es werde Licht!" Eine Aufklärung über Bibel und Babel. Von Wilhelm Münz. Breslau, Wilhelm Koebner. 1903.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, bis zur neunten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nansen. — Estimoleben. Von Fridtjof Nansen. Aus dem Norwegischen übersetzt von M. Langfeldt. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1903.

Noë. — Die Schweiz in 15 Tagen mit Generalabonnement genussreich und billig zu bereisen. Von R. Noë. Mit einer guten Karte der Schweiz u. s. w. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. und Leipzig, Fr. Paul Lorenz. 1903.

Noirval. — La question macédonienne et l'influence française en orient. Par Gérard de Noirval. Bruxelles, Oscar Schepens & Cie. S. a.

Prelooker. — The new isrealite; or Rabbi Shalom. On the shores of the black sea. By Jaakoff Prelooker. London, Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. 1903.

Prince. — Eine deutsche Frau im Innern Ostafrikas. Nach Tagebuchblättern erzählt von Magdalene Prince. Mit einem Titelbilde und 14 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Püttner. — Italienisches Novellenbuch. Von Jane Püttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Raaben. — Zwisch'n Gut und Bös. Volksstück in drei Aufzügen. Von Eugen Raaben. (Nach Ludwig Anzengrubers Erzählung „Der Hofrat-Boisel".) Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Reiset. — Mes souvenirs. Par Monsieur le Comte de Reiset. Paris, Plon. 1903.

Report of the commissioner of education for the year 1900 1901. Vol. 2. — Washington, Government printing office. 1902.

Röck. — Der unverfälschte Sokrates, der Atheist und „Sophist" und das Wesen aller Philosophie und Religion. Gemeinfaßlich dargestellt von Hubert Röck. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1903.

Roosevelt. — Amerikanismus. Schriften und Reden von Theodore Roosevelt. Ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Paul Raché. Fünfte Aufl. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Salburg-Falkenstein. — Liebesgeschichten. Von Theodor Salburg-Falkenstein. Wien, Berlin und Leipzig. Verlag neuer Lyrik. 1902.

Salzer. — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Anselm Salzer. Mit 22 vielfarbigen, 14 zweifarbigen, 74 schwarzen Beilagen und über 300 Abbildungen im Text. Erste Lieferung. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Schmidbauer. — Die galante Henny. Gesellschaftsstudie von Maxim Schmidbauer. Illustriert von H. Volckert. München, August Schupp. O. J.

Schnitzler. — Reigen. Zehn Dialoge von Arthur Schnitzler. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1903.

Schwabin. — Refugium peccatorum. Roman von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Schwartzkopff. — Nietzsche der „Antichrist". Eine Untersuchung von Paul Schwartzkopff. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. 1903.

Skitalez. — Spießruten. Von Skitalez. Deutsch von August Scholz. München, Dr J. Marchlewski & Co. 1903.

Speyer. — Gedichte von Friedrich Speyer. Mit Zeichnungen von Franz Stassen. Potsdam, A. Stein. O. J.

Spinner. — Etwas über den Stand der Kultur bei den Juden in Polen im 16. Jahrhundert. Von S. Spinner. Erstes Heft. Wien, Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Stenger. La société française pendant le consulat. Par Gilbert Stenger. Paris, Perrin & Cie. 1903.

Stockert-Meynert. — Grenzen der Kraft. Eine Erzählung von Dora von Stockert-Meynert. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1903.

Strackerjan. — Dänische Friedensstörer. Aus dänischen Quellen erläutert von Karl Strackerjan. Erster Teil: In Schleswig selber. Hadersleben, Rudolf Martens. 1903.

Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. — II. Das Abbrechen von Gefechten. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. (Hierzu ein Kartenband.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Stumme. — Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen. Von Stumme. (Hochschulvorträge für jedermann. Heft 32.) Leipzig, Dr. Seele & Co. 1903.

Thouvenel. — Pages de l'histoire du second empire d'après les papiers de M. Thouvenel. Par L. Thouvenel. Préface de M. Albert Vandal. Paris, Plon. 1903.

Tusa. — Der graue Stein. Von Paul Tusa. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Unger. — Platen in seinem Verhältnis zu Goethe. Ein Beitrag zur inneren Entwicklungsgeschichte des Dichters. Von Rudolf Unger. Berlin, Alexander Duncker. 1903.

Valentin. — Der Mond und der Mai oder Don Juan. Lose Blätter und Wandelbilder aus dem Leben. Eine Dichtung von J. van C. Herausgegeben von Peter Valentin. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Walter. — Babel, Bibel und — Bebel. Ein religions- und geschichtsphilosophischer Rückblick und Ausblick. Von Curt L. Walter. Weimar, Richard Leutloffs Verlag. 1903.

Wegweiser, offizieller, für Wörishofen und die Kneippkur. — Wörishofen, H. Hartmann. 1903.

Weide. — Wie macht man eine angenehme Seereise? Eine Zusammenstellung von Schiffstouren, deren Fahrtdauer, Abfahrtzeiten und Fahrpreisen. Von R. Weide. Halle a. S., Louis Nebert. O. J.

Wedekind. — Mine-Haha oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen. Aus Helene Engels schriftlichem Nachlaß herausgegeben von Frank Wedekind. München, Albert Langen. 1903.

Weitbrecht. — Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Von Carl Weitbrecht. Leipzig, G. J. Göschen. 1902.

Wilde. — Das Bildnis Dorian Grays. Von Oskar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Wilde. — Fingerzeige. Von Oskar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Zander. — Das Licht-Luftproblem. Ein Beitrag zu seiner Entwicklungsgeschichte. Von Herwarth Zander. Leipzig und Berlin, Giesecke & Devrient. 1903.

Zanten. — Leitfaden zum Kunstgesang. Von Cornelie van Zanten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Ziegler. — Die universelle Weltformel und ihre Bedeutung für die wahre Erkenntnis aller Dinge. Zweiter Vortrag von J. H. Ziegler. Zürich, Kommissionsverlag von Albert Müller. 1903.

Ziegler. — Das Wesen der Kultur. Von Leopold Ziegler. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Zwiedineck-Südenhorst. — Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). Von H. von Zwiedineck-Südenhorst. Zweiter Band: Geschichte des Deutschen Bundes und des Frankfurter Parlaments (1815—1849). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.